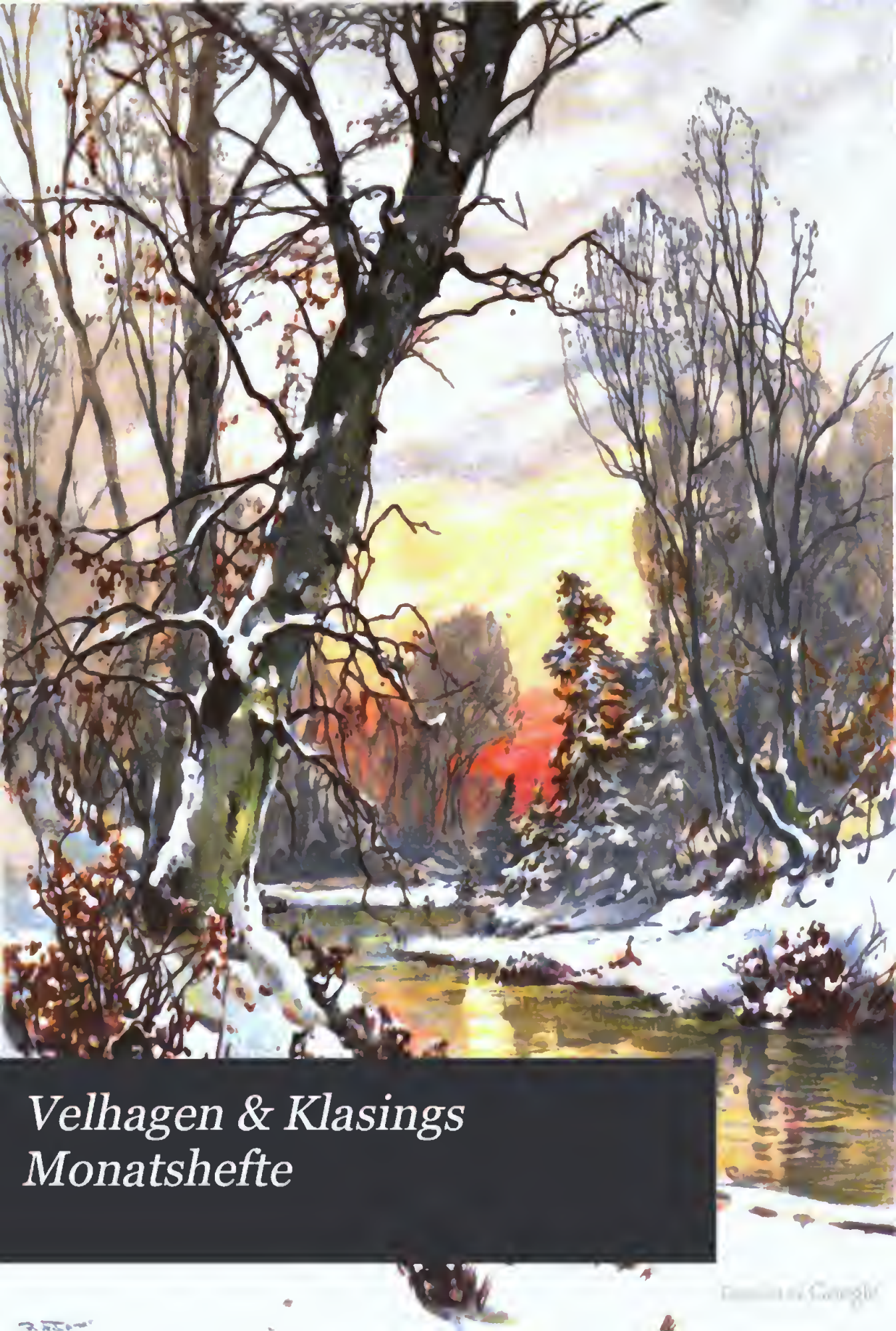


Velhagen & Klasings Monatshefte

Winterabend. Aquarell von Rich. Fehdmer.

AP30
V4
v.9:1
pt.2

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

IX. Jahrgang 1894/95. Heft 4, Dezember 1894.

Weihnachtsheft.

Weihnachtswunsch.

Von

Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Weihnachtstrubel, Weihnachtsdrängen! —
Wäre doch im Trauten, Engen
Eine Weihnacht mir geschenkt
Voller Duft und Weihnachtslieder!
Eine wahre Weihnacht wieder,
Wo des Himmels Tau sich nieder
In die matten Herzen senkt!

Wieder unterm Flockenschleier
Einmal eine Weihnachtsfeier
Fromm und still und ungestört!
Nicht der Großstadt Festgepränge — —:
Eines Städtchens holde Enge,
Wo man durch die Christgesänge
Noch der Engel Tritte hört!

Wo noch Glück und Glauben keimen,
Wo voll Ruhe, im Geheimen,
Noch die Liebe webt und wallt,
Wo sie blitzt aus kleinen Gaben,

Wo die blassen Waisenknaben
Ihren Tisch im Hause haben,
Und ihr heller Chor erschallt. — — —

Rauhreif um die Gartensteige;
Blühende Hollunderzweige
Unterm lichterhellen Baum;
Goldnes Streiflicht in den Flocken,
Lichtglanz auf den Kinderlocken,
Und der Kirche hohe Glocken
Jubelnd in den Weihnachtstraum!

Aufgeschlagen, hell im Lichte,
Liegt des Lukas Christgeschichte,
Auf vergilbtem Bibelblatt,
Ewger Worte goldne Kerne! —
Ausgelöscht die Zeitenferne;
Bethlehem mit seinem Sterne,
Nahverwandt der kleinen Stadt.

Stillverklärt des Jahres Ende!
Dunkle Wintersonnenwende
Noch von heiligem Glanz erhellt!
Noch der Weihnachtsduft, der echte,
Noch der alte, fromme, rechte,
Tiefe Zauber der zwölf Nächte,
Waltend in der engen Welt!

Nicht der Großstadt Festgepränge!
Nicht die laute, eitle Menge!
Eines Städtchens traute Enge,
Unberührt und ungestört,
Weltvergessen, weltverlassen, —
Wo man auf den weißen Gassen
Noch der Engel Schritte hört!

Kyparissos.

Roman

von

Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Wir Griechen glauben das allgemein," fuhr Sabaios mit dumpftönender Stimme fort. „Hast du denn niemals mit angehört, wenn uns im Hafen oder am Brunnen des Herakles ein fahrender Sänger das Lied des Homer sang? Da kömmt's drin vor, wie Odysseus, der König von Ithaka, noch bei Lebzeiten hinuntersteigt in die Wohnung der Toten. Mich hat's immer kalt überlaufen, wenn ich das hörte. Und man fühlt dabei: es ist wahr bis auf das letzte Wort."

„Ich entsinne mich nicht," sagte der Wachtmeister. „Nach derartigen Schauergeschichten hab' ich nie großes Verlangen gehabt. Höchstens die Mär von dem Kyklops, der die Gefangenen zu Brei schlägt, bis ihm dann einer das Glotzauge mit dem Zaunpfahl zerbohrt; oder die Streiche der Kirke, die alles in Schweine verwandelt; — ja, das laff' ich mir gelten! Aber so grasses Zeug . . ."

„Nein, da bin ich nun anders," seufzte Sabaios. „Gerade die Fahrt nach dem Totenreich . . . Einmal auf Tenos . . . Ich sage dir, das hätte auch dich gepackt . . .! Es war ein sechzigjähriger Mann, schlohweiß, wie einer, der viel erlebt hat. Eigentlich sang er auch nicht, sondern er sprach und schlug dabei die Kithara; aber die Stimme klang wie Musik . . . Und wie nun der Abend sank, und das Meer aufrauschte, da neigten sich alle Stirnen, und jeder umher hielt den Atem an, und harte Männer sah ich von Thränen beströmt . . . So tief kann uns doch nur die Wahrheit erschüttern . . . Ja, Tiridates, unser Totenreich ist eine Wahrheit! Damals, ich weiß noch, wenn ich die Augen zumachte, sah ich das alles vor mir, wie in traurigem Zwielicht: die entschwebenden Schatten, die Asphodeloswiese, die aschfahlen Silberpappeln der Persephoneia . . ."

„Auch ich habe das Lied gehört," murmelte Rhadios. „Das greift seltsam ans Herz! All' die bleichen Gestalten, die so huschen und zittern und schwirren wie Fledermäuse . . .! Und dann, wie Odysseus den Geist seiner Mutter sieht, und sie erkennt ihn nicht und muß erst Blut trinken, daß ihr die Augen aufgehn . . ."

„Ach was!" rief Tiridates. „Laßt mir den Erebos und schwatzt lieber von Kriegsabenteuern oder von Liebschaften! Das schickt sich besser für Leute vom Schwert, als dies wehleid'ge Gefasel! Dein Wohl, Rhadios!"

„Das deine!" gab ihm Rhadios zurück und schwenkte den Becher. „Übrigens wollen wir haushalten! Der Krug geht zu Ende, und ein zweiter wird uns ja nicht gegönnt!"

„Mit vollem Rechte. Und freut euch noch, daß ihr nicht ganz trocken sitzt! Wachdienst verlangt Nüchternheit."

Das Gespräch verfiel jetzt in der That auf allerlei kriegerische Erlebnisse und sonstige Abenteuer. Der vierte Wächter, ein schlanker Bithynier, der sich bis jetzt stumm über den herbduftigen Zythos gebeugt und von Zeit zu Zeit nicht eben leidenschaftlich geschlürft hatte, erzählte von seinem dreijährigen Aufenthalte in Persien und flocht ein paar urwüchsige Späße mit ein, so daß Rhadios und Tiridates hell auflachten, während Sabaios von Zeit zu Zeit einen Spruch murmelte und mit der Linken das Amulett berührte.

„Halt!" raunte da Tiridates plötzlich.

Er hatte sich so gesetzt, daß er das Feuer zur Linken, die Stätte, wo der Tote im Sand lag, zur Rechten hatte. Eine geringe Kopfwendung reichte aus, um ihn die ganze Fläche zwischen dem Uferschilf und dem Erlengebüsch an der Heerstraße überblicken zu lassen. Nun war ihm zu Sinne gewesen, als habe sich dort unweit der vordersten Sträucher etwas bewegt.

Sabaios fuhr bei dem hastigen Warnwort halb in die Höhe. Tiridates jedoch gab ihm ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten.

„Es iſt etwas nicht geheuer da drüben,“ ſagte er leiſe. „Rhadios, du haſt ja Augen wie ein kilikiſcher Seeadler! Siehſt du die beiden Zwergſtämme links von der großen Erle, die ſo ein breites Geäſt hat, beinahe wie ein Kopf, über den ſich ein Faß ſtülpt?“

„Die ſeh' ich,“ flüſterte Rhadios.

„Nun? Bemerkſt du da nichts?“

Rhadios ſpähte mit eng zueinander gedrängten Brauen hinaus.

„Doch!“ ſprach er dann ſehr beſtimmt. „Es kriecht da was über den Boden ...“

„Nicht wahr?“

„Ja wohl! Zwei Schatten gleiten dicht an die Erde gedrückt ... Und ſie gleiten jetzt näher ...“

„Rührt euch nicht!“ befahl Tiridates. „Ich erkenn' es nun ganz deutlich ... Kerle ſind's, die uns gleich in der erſten Nacht überrumpeln wollen! Wahrhaftig, ſie ſchleichen daher wie die Schakale! Still, Sabaios! Nicht mit den Waffen geklirrt! Willſt du ſie etwa zurückſcheuchen? Beim Pluton, ihr habt's doch gehört: für jeden Ergriffenen zahlt uns der Fürſt den Sold zweier Monate! Laß mir die Burſchen nur ruhig herankommen! Wir ſpielen die Ahnungsloſen! Und dann, ſobald ich emporſpringe, rennſt du mit Rhadios nach links und ſchneideſt den Rückzug ab! ... Noch nicht! ... Immer noch nicht! ... Jetzt!“

Wie aufſtürmende Luchſe ſchnellten die vier Wächter von ihren Sitzen. Sabaios und Rhadios wandten ſich weſtwärts; Tiridates mit dem Bithynier warf ſich geradewegs auf die zwei dunkeln Schleicher, die ſich, immer noch platt an der Erde kriechend, bis auf kaum fünfzehn Schritt zu dem Leichnam herangewagt hatten. Aber im nächſten Moment ſtanden die rätſelhaften Geſtalten ſchon aufrecht, machten ſofort Kehrt und ſtürzten in weitausgreifenden Sätzen davon.

Tiridates und der Bithynier ſauſten wild hinter den Flüchtlingen her. Schon glaubte der Wachtmeiſter triumphieren zu dürfen. Die Entfernung zwiſchen ihm und dem letzten der beiden Männer verringerte ſich; auch ſchlugen ſie thörichterweiſe die Richtung nach dem Gehölz ein und beſchrieben ſo einen Bogen, den Sabaios durchkreuzen mußte. In der That rief Sabaios ſchon ganz aus der Nähe ſein ‚Steht und ergebt euch!‘ Da plötzlich bogen die Zwei mit verdoppelter Schnelligkeit rechts ab. Es war, als wenn ſie bis jetzt mit ihren Kräften gegeizt hätten und nun erſt, im entſcheidenden Augenblick, vollſtändig Ernſt machten. Tiridates und ſein Gefährte keuchten noch etwa hundert Schritte weit nach: dann ſahen ſie ein, daß jede weitre Verfolgung zwecklos war. Die beiden Geſtalten flogen dahin wie die Meerſchwalben. Nach kurzer Friſt verſchwanden ſie ſpurlos im Nachtgrau.

Schweißtriefend kam Tiridates zurück.

„Verwünſcht!“ rief er und lüpfte den Eiſenhelm. „Die Kerle greife ein anderer! So unſinnig ſchnell ſauſt nur die allergeſchmeidigſte Jugend.“

„Wenn's nicht Schatten geweſen ſind,“ meinte Sabaios, — „Truggebilde der Perſephoneia ...“

„Zum Henker auch, verſchon' uns mit deinen Hirngeſpinſten! Jünglinge waren's von ſehr leibhaftiger Muskelkraft. Hol' ſie der Geier! Wärſt du raſcher geweſen, ſo hätten wir jetzt ſchon ein gutes Geſchäft gemacht.“

„Ich bin gerannt wie ein paphlagoniſcher Wettläufer. Auch hab' ich die Lanze geſchleudert ...“

„Und nichts getroffen! Beim Hagel des Zeus, wir haben kein Glück, Sabaios! Ein übler Anfang! Verwünſcht, ſag' ich!“

Das Verwünſchteſte ſollte noch kommen. Nicht drei Minuten lang hatte die Jagd gedauert. Und doch war inzwiſchen geſchehen, was die Wachmannſchaft hatte verhindern ſollen. Nach ihrem Poſten zurückkehrend, ſahen ſie, daß gerade ihr Eifer das Unheil gefördert hatte. Der Oberkörper des Toten war mit Sand überſchüttet. Auf dem Sand aber lag ein ſchwerer Cypreſſenzweig. Nach andriſcher Sitte war die Beſtattung hiermit vollendet.

„So wollt' ich, der Himmel ſtürzte über uns ein!“ rief Tiridates verzweifelt. „Die beiden Schurken hatten noch Spießgeſellen! Das alles war elende Spiegelfechterei, um uns hier weg zu locken. Und wir dreimal verdammten Stierköpfe ſind auf den Leim gegangen!“

„Noch weiß es ja keiner,“ ſtammelte Rhadios. „Wenn wir den Sand wieder abſtreifen und den Zweig da ins Feuer werfen ...“

„Es weiß es keiner? Auch die Schand-

buben nicht, die uns geprellt haben? Du sollst's erleben, wie das im Handumdrehen den Weg macht. Das ist doch ein Hauptfraß für die Aufrührer! Eh' noch der Mittag kommt, pfeifen's die Spatzen von allen Dächern!"

„Und wenn wir's nun einstimmig ableugnen?"

„Leugne du ab, wenn uns der Fürst auf den Eid fragt! Da, und schau her! Das allein schon gibt uns den Rest."

Er hatte den Pflock aus der Erde gerissen, an dem die Tafel mit der entehrenden Aufschrift befestigt gewesen. Jetzt hing noch ein schmächtiger Splitter an dem einen der beiden Stahlnägel: die Tafel war losgerissen und augenscheinlich von den Bestattern geraubt worden.

„Die pfiffigen Hunde!" rief Tiridates. „Natürlich! Der Fürst soll doch erfahren, daß ihr Anschlag geglückt ist! Nun haben sie das Beweisstück! Und sie werden schon Sorge tragen, daß es gebührend in seine Hände gelangt! Beim Pluton, ich könnte mich hier gleich in mein Schwert stürzen!"

Das alles war mit äußerster Hast gesprochen, dumpf, rauh, in wild aufquellendem Zorn. Jetzt trat eine Pause ein. Und wie die Männer so stumm und fassungslos um den beschütteten Leichnam standen, ging plötzlich ein Geräusch durch die Nacht, das ihnen augenblicks neues Leben in die starren Gemüter goß. Da drüben hinter dem Uferschilf hatte es eigentümlich geknirscht und gekracht, — und nun tönte es hohl, wie wenn ein Holzscheit auf eine Planke poltert.

In rasendster Eile rannten die Wachleute ins Ried. Sie sahen, wie jenseits der Binsen ein schmaler Kahn eilig vom Ufer stieß. Der Kahn führte drei Insassen. Zwei davon ruderten; der dritte saß, tief in den Mantel gehüllt, am Steuer.

Als Tiridates den Strand erreichte, war das Boot längst außer Wurfweite.

„Zu spät, Sabaios!" ächzte er atemlos.

Nun kam auch Rhadios heran. In machtloser Wut sandte er dem enteilenden Fahrzeug den Speer nach.

„O die Spitzbuben!" schrie er zum Himmel auf.

Und wie blödsinnig, mit weitklaffenden Augen, starrten die Kriegsknechte über die Fläche, die sich breiter und breiter zwischen sie und die Bestatter des toten Nedymnos legte.

Nur der Bithynier war noch eine Strecke weit nordwärts gerannt, als müsse er irgendwo einen Ausweg aus dieser Erfolglosigkeit finden.

Jetzt stieß er einen gelltönenden Laut des Entzückens aus.

„Tiridates! Rhadios! Hierher!" schrie er aus vollem Halse. „Noch ist nicht alles verloren! Eilt euch und seht!"

An der Stelle, von wo er gerufen hatte, lag eine Fischerbarke, die einzige, die hier draußen auf Meilen hin zu entdecken war. Die Wachleute stürzten herzu, durchhieben mit ihren Schwertern den Baststrick, der um den Stamm einer verkrüppelten Weide lag, und schoben das Schiff ins Meer. Sechs Ruder lagen unter den Quersitzen; vier davon erwiesen sich als vollständig brauchbar. Und jetzt stieg der abnehmende Mond breit und leuchtend über der sanft gekräuselten Flut auf. Der Kahn mit den drei Flüchtlingen hatte den Weg nach der Stadt genommen; deutlich sah man die Wasserfurche, die sich hellblinkend hinter ihm herzog.

„Vorwärts!" rief Tiridates. „Das hat ein Gott uns gefügt! Die Schufte haben zwar einen tüchtigen Vorsprung: wir aber sind unsrer vier und Leute von Stahl! Rascher, mein Rhadios! Nur, wenn wir sie dingfest machen, wird uns der Fürst verzeihen, daß wir die größten Tröpfe waren seit Julos dem Bartkratzer!"

Zwölftes Kapitel.

Es war an dem nämlichen Abend, — und nahezu um die nämliche Stunde. Das Haus des Teukros lag schon in tiefster Stille. Die Sklaven und Sklavinnen hatten sich längst in ihre Domatia begeben, die Fenster verhängt und die Thonlampen ausgelöscht.

Nur Phaio, die junge Gemahlin des Hausherrn, saß noch mit ihrer Kammerklavin, der saitenspielkundigen Harma, im Säulenhof und führte ein leises Zwiegespräch. Leier und Tonstab lagen noch unberührt in dem Ebenholzschrein; weder Phaio noch ihre Dienerin hatten für die

melodiſchen Weiſen von Mitylene, die ſonſt ſo luſtig und keck durch die ſinkende Nacht klangen, heute Stimmung gefunden.

„Nun weißt du's, Harma!“ flüſterte Phaio bewegt. „Ich mußte mir's endlich einmal von der Seele ſprechen. Gerade heraus: ich halte die Unthat des Kepheus für das größte Verbrechen, das ein ſterblicher Menſch ſich aufladen kann. Selbſt angenommen, er ſei befugt geweſen, den Leib zu zertrümmern: gab ihm Zeus etwa ein Recht über das Schickſal des Schatten?“

„Das iſt nun alles nicht mehr zu ändern!“ ſeufzte die Kammerſklavin. „Beruhige dich jetzt und wühle nicht zwecklos in deiner Wunde! Wer weiß, ob nicht der Fürſt durch ſeine ſchändliche Grauſamkeit ebenſo ſchwer geſtraft wird, als der Verunglimpfte ſelbſt? Wenn der Geiſt des Ermordeten im Hades nicht Raſt findet, ſo kann ſich's ereignen, daß er nächtens herausſchwebt und ſich dem Todfeind im Traum auf die Bruſt legt ... Wem ein ſolcher Beſuch jemals zu teil wird, dem geht alle irdiſche Freude in Rauch auf. Wie ein Verſtörter wandelt er durch die Welt; ihn labt nicht Speiſe und Trank, nicht Sonne und Himmelsluft; ein ewiges Weh foltert ihm das Gemüt, bis ihn der Wahnſinn packt und die helle Verzweiflung.“

„Komm, es iſt ſpät!“ murmelte Phaio wie geiſtesabweſend.

Und Harma erhob ſich, ſteckte die Handlampe an, löſchte den eiſernen Wandleuchter und ſchritt ihrer Herrin voraus nach dem Thalamos.

Unterdes wandelte Teukros der Sternforſcher langſam zwiſchen den Beeten des Hausgartens. Von Zeit zu Zeit machte er Halt und blickte oſtwärts über die Ziegelmauer. Ein gelblicher Schein, der ſich dort breit über den Himmel goß, kündete jetzt den Aufgang des Mondes.

Schritte ertönten aus der Richtung der Stadt. Teukros ging nach dem Gartenthor, ſchob den Riegel zurück und öffnete. Der Mann, der nun eintrat, war Kyparíſſos der Seefahrer.

Die Freunde begrüßten ſich.

„Ich komme allein,“ ſprach Kyparíſſos. „Mein Leibſklave hat das Fieber, und die übrigen ſind mir ſtörend, wenn ich den Weg deiner Myſterien wandle ...“

„Du haſt recht, Kyparíſſos! Gönne den armen Schluckern die Nachtruhe! Es wird heute lang werden.“

„Hält dich noch immer der unerklärliche Phainon gebannt?“

„Den hab' ich vorläufig aufgegeben. Seit etlichen Tagen gilt es dem Mond.“

„Ich dachte mir's faſt. All die Nächte her ſtand er ja im Azur wie ein greifbarer Goldball. Die Luft iſt jetzt ſo klar und ſo durchſichtig. Es liegt eine unwiderſtehliche Lockung darin, gerade dem Mond ins entſchleierte Antlitz zu ſchau'n. Hätt' ich dein all-durchdringendes Auge, Teukros! So aber ...! Du biſt der Schnitter: ich folge als Ährenleſer — zag' und beſcheidentlich.“

„Das Auge thut hier nicht alles,“ verſetzte Teukros. „Es liefert uns nur den Stoff: erſt der Gedanke beſeelt ihn. Wenn du nur wollteſt ...! Letzthin aber nimmſt du nicht halb ſo viel Anteil an meiner Forſchung, wie früher. Ich muß es dir dank wiſſen, daß du dich wenigſtens heut' einmal her bemühſt ...“

„Nicht ſo, Teukros! Glaube das ja nicht! Aber die Zeitverhältniſſe, die ewigen Unruhen, der blutige Aufſtand ...“

„Wie kann der Aufſtand dich anfechten? Du haſt doch weder dafür noch dagegen gekämpft.“

„Immerhin drückt das alles peinvoll auf das Gemüt. Und nun gar jetzt — der unerhört entſetzliche Ausgang! Du weißt, ich war kein Freund des Rebellenführers: aber die rohe, barbariſche Rache, zu der ſich Kepheus erniedrigt hat ...“

„Kennſt du denn ſeine Beweggründe? Ehe man urteilt, müßte man über alles, was vorgefallen, genau unterrichtet ſein. Auch Nedymnos war ja gewaltthätig. Hätte Nedymnos geſiegt, ſo läge jetzt vielleicht Kepheus da drüben am Meeresſtrand ... Geh', laß die Gedanken ...! Haß und Feindſchaft ſind das uralte Schickſal der Menſchheit. Hier auf Erden tobt ein ewig wechſelnder Kampf: nur die Geſtirne ſind ſtät und gramlos.“

So ſprechend ſchritt er voran, dem viereckigen Turm zu, deſſen grau-dunkelndes Mauerwerk plump und maſſig in die ſternklare Luft ſtieg.

Kyparíſſos folgte ihm ſtumm und gedankenvoll. Im Vorbeigehen fiel ſein Blick auf das Hochfenſter des Thalamos, wo jetzt

Harma ihrer Gebieterin Phaio beim Auskleiden behilflich war. Ein Vorhang aus Purpurwolle deckte die Öffnung bis auf einen handbreiten Spalt, durch den das warmschimmernde Gelb der Lampe quoll. Und von dem Fenster schweifte sein Auge wie anklagend zu der Gestalt des Freundes, der jetzt mit dem wuchtigen Turmschlüssel wider das Schloß der buckelbeschlagenen Thür klirrte.

Die Freundschaft, die Kyparissos für Teukros fühlte, war echt und seit vielen Jahren erprobt. Aber das hinderte nicht, daß er jetzt bei dem Gedanken an Phaio ein siedendes Weh verspürte.

Da drinnen, bestrahlt von dem Lichte, dessen Schein er hier in die Seele sog wie ein himmlisches Labsal, blühte das wonnigste Weib, für Kyparissos der Inbegriff alles Entzückenden, — und Teukros, anstatt sich ihr aufjauchzend in die Arme zu werfen, schloß hier den alten kyklopischen Turm auf und traf Anstalten, die Nacht mit der Beobachtung der Mondscheibe zuzubringen!

Teukros besaß diese herrliche Frauenblume und wußte sein Glück nicht zu schätzen! Kyparissos, der für ein einziges Liebeswort Alles geopfert hätte, war vom Schicksal dazu verurteilt, ewig abseits zu stehn und schier zu ersticken an der qualvollen Überzeugung, daß Phaio im Grund ihres Herzens, trotz aller Vorzüge ihres Gemahls, eine gähnende Lücke empfand!

Das war es — und nicht die Zeitverhältnisse — was ihn jetzt öfter und länger als in den ersten Wochen nach seiner Heimkehr von dem Hause des Teukros fern hielt. Wenn er so sehn mußte, wie Teukros ruhig und gleichmäßig dahinlebte und scheinbar vollständig aufging in den Geheimnissen seiner Wissenschaft, dann überkam ihn der Druck seines eignen Elends gar zu unwiderstehlich ...

„Kyparissos, wo bleibst du?“ klang jetzt die Stimme des Teukros.

Der Angerufene eilte ihm hastig nach.

Im Erdgeschosse des Turmes brannte bereits die eherne Windlampe. Teukros nahm sie vom Boden auf, zog mit dem Häkchen am Docht und drückte die Eichenthür hinter dem eintretenden Freund langsam ins Schloß. Dann schob er den Riegel vor.

Auf schmaler Holztreppe stiegen sie aufwärts nach einem großen Gelaß, wo ein fünfarmiger Leuchter vom rohen Gebälk hing. In der Mitte stand ein viereckiger Tisch mit Buchrollen, Pergamenten, Schreibrohren, Zirkeln und sonstigen geometrisch-mathematischen Werkzeugen; davor zwei Stühle; und rechts und links an der Mauer je eine steinerne Bank mit tuchüberkleideten Polsterkissen.

Teukros, gewohnt sich hier selbst zu bedienen, brannte drei Arme des Leuchters an, drehte die eben abgelaufene Sanduhr neben der unheimlich dreinschauenden Totenmaske vorsichtig um und schritt weiter.

Eine noch steilere und schmalere Holztreppe führte nach einem zweiten Gelaß und von da auf die Plattform. Eh' man die Plattform betrat, kam man bei einer Basaltfläche vorbei, die, eine Elle vielleicht im Geviert, das rauhe, ungleiche Mauerwerk unterbrach. Es war dies der drehbare Flachstein der Athamasnische. Teukros verwahrte hier, was er an Rissen, Büchern und Zeichnungen unmittelbar für den nächsten Gebrauch benötigte. Ein Druck auf den unteren Rand, wo sich die Treppe vorschob, setzte den Stein in Bewegung. Es knüpfte sich neuerdings eine Sage an diese Blende. Der Turm stammte aus demselben Jahrhundert, wie die von Kepheus wiederhergerichtete Zwingburg und war der Rest eines Kastells, dessen sonstige Teile schon seit Menschengedenken verfallen waren. Als Teukros den Turm ausbauen ließ, fand man hinter dem Flachstein ein von Ketten umwundenes Gerippe. Der Volksmund behauptete nun, das seien die Reste des Athamas, eines gefürchteten Seeräubers, der in graueſter Vorzeit von den andrischen Volkskönigen besiegt worden war. Ehe man sich's versah, war eine Legende entstanden, reich an malerischen, wenngleich unbegründeten Einzelheiten; denn in Wirklichkeit lag überhaupt nicht das Skelett eines Mannes, sondern das eines Kindes vor.

Teukros drehte den Stein, nahm sich heraus, was er brauchte, und trat auf das Holzdach, wo Kyparissos bereits träumerisch an der Brüstung lehnte.

„Was hast du nur?“ fragte ihn Teukros. „Klang das nicht wie ein Seufzer? Und du schaust hinab in die Tiefe, während dort oben unser lichtfunkelndes Reich prangt.“

Kyparissos fuhr ein wenig zusammen. Rasch gefaßt hob er indessen die Hand und wies stirnrunzelnd hinaus in der Richtung der Nordbucht. Zum zweitenmale zog er das Schicksal des toten Rebellenführers als Deckmantel für sein persönliches Leid heran.

„Dort!“ sagte er düster. „Ich kann's nicht verwinden, Teukros, weil es so ganz wider alles Menschliche geht. Bis jetzt stand ich fast auf der Seite des Kepheus... Ich dachte: der Kraft und der Klugheit gebührt der Sieg, und wenn das Volkskönigtum unterlag, so war es auch wert, zu Grunde zu gehen ... Jetzt aber bleibt mir das Eine, Gräßliche übrig und erschüttert mich bis ins Mark: Dort am Gestade liegt ein Bürger von Andros, unbestattet, ein Raub der Geier und Adler... Seit den Tagen des Kreon hat man auf griechischem Boden Ähnliches nicht erlebt!“

Und da ihm Teukros nicht antwortete, fuhr er mit wachsender Heftigkeit fort und schien jetzt in der That zu empfinden, was er zu Anfang nur vorgeschützt: die Erbitterung des freien Hellenen über die Unmenschlichkeit des Gewaltherrschers. Fast mit den nämlichen Worten wie Phaio brandmarkte er die kleinliche Rachsucht, die ihr Opfer bis in den Abgrund der Schatten verfolgt. Daß Kepheus den Mann mit dem halb schon ergrauten Gelock, den andrischen Edelling, wie einen unfreien Raubmörder hatte erdrosseln lassen, — das war schon furchtbar genug, hielt sich jedoch immer noch in den Grenzen des Möglichen. Nun aber diese Mißachtung jeglicher Pietät! Die Ausdehnung des unbarmherzigen Strafgerichts auf die gefolterte Seele! Das war vielleicht eines Barbaren würdig, aber gewiß nicht eines Hellenen, dem die Laute Homers geklungen!

„Du nimmst die Sache trotz alledem viel zu schwer,“ entgegnete Teukros. „Wem da die Gottheit ein freundliches Los nach dem Tode zugedacht hat, dem wird das Los auch zu teil werden, gleichviel ob man den Leichnam bestattet oder verunglimpft. Wähnst du im Ernste, die Unglücklichen, die der Seesturm verschlingt, seien nun friedlos in alle Ewigkeit? Das sind Volksmärchen, Kyparissos, die der Einsichtsvolle belächelt.“

„Volksmärchen!“ wiederholte der andere. „Was wir seit frühester Jugend geglaubt haben; was in dem Herzen so vieler Millionen haftet und wurzelt; was uns die edelsten Priester — selbst ein so vorurteilsloser Mann wie Pelias — täglich verkündigen: das sollte ein Märchen sein?“

Teukros wiegte den Kopf.

„Ehre die Toten!“ sagte er weihevoll. „Das ist wahrlich ein schönes Gebot, — und ich achte die Frömmigkeit, die dem entseelten Leib eines geliebten Menschen das Unheilige und Rohe fern halten will. Aber ich denke zu hoch von der Gottheit, als daß ich zu glauben vermöchte, uns armen, vergänglichen Wesen sei eine solche Macht verliehen über das Schicksal der Seelen. Wir schwachen Geschöpfe sollten im stande sein, die Zukunft der Geister nach Willkür festzulegen? Undenkbar! Überhaupt, Kyparissos: wer wie du und ich einen Blick gethan in die unendlichen Tiefen des Seins — mich dünkt, der kann die Silberpappeln Persophoneias und den Kokytos nur für ein dunkles Symbol halten, für ein undeutliches Echo dessen, was sich in irdische Worte nicht kleiden läßt.“

„Gewiß. Auch ich unterscheide sehr wohl den Kern und die Schale, die ewige Wahrheit und ihre dichterische Umkleidung. Dennoch, wenn es ein Fortleben nach dem Tode gibt ...“

Teukros wehrte ihm freundlich ab.

„Lassen wir diese Fragen, die ein sterblicher Mensch niemals vollständig lösen wird! Sieh, der Mond steigt höher und höher, — die Göttin Selene für das gläubige Volk, für uns eine rätselhaft gestaltete Welt, ein riesiger Steinball mit Unebenheiten und Rinnen, mit Hügeln und Thälern! Wie mit dem Monde, so ähnlich verhält es sich überall mit den Gegenständen des Volksglaubens ...“

Er trat an den Tisch, in dessen Mitte ein großes, an den zwei oberen Ecken beschwertes Papyrusblatt neben Schreibrohr und Tinte lag. Die Windlampe warf ruhig ihren gelblichen Schein darauf. Nun setzte Teukros links von der Lampe zwei kupferne Schmalschemel auf die Tischplatte, und legte über die Schemel ein armlanges Rohr aus dünnem Erz. Durch dieses Rohr, das vornehmlich den Zweck hatte, das Auge gegen das Licht der Lampe zu schützen, pflegte Teukros den Mond zu beobachten.

Digitized by Google

Ein Freier in Nöten. Federzeichnung von H. Vogel.

„Also vernimm, Kyparissos!“ hub er nun an. „Jeden Abend, sobald der Mond sich geklärt hat, zeichne ich seinen zerfaserten Rand; — die Grenze mein' ich zwischen dem unbeleuchteten Teil und dem beleuchteten. Alle Umrisse heben sich so viel deutlicher ab, als bei Vollmond. Unter Benutzung dieser tagtäglichen Einzelskizzen will ich demnächst mein längst schon entworfenes Vollmondsbild von Grund aus verbessern. Aber noch mehr, Kyparissos! Aus dem Anwachsen und Schwinden der Schatten berechne ich mit ziemlicher Sicherheit die Höhen der Mondhügel . . .“

„Kein Kunststück, sobald du erst die Entfernung des Mondes kennst.“

„Daran arbeite ich auch. Aber verstehe mich recht! Wenn ich sage: die Höhen, so mein' ich die Höhen im Verhältnis zum Monddurchmesser. Wie groß dieser selbst ist, das bleibt eine Frage für sich.“

Kyparissos nickte.

„Als ich vor Jahren einmal von Rhodos heimfuhr,“ sagte er nachdenklich, — „und Andros ferne am Himmelsrand aus dem Wasser emporstieg, da hob sich die ganze Insel wie ein vergängliches Wölkchen gegen die Mondscheibe ab. Die Insel Andros, dort hinauf in die Höhen des Himmels versetzt, würde uns also vielleicht nur wie der winzigste unter den Sternen erscheinen . . . Ich sagte mir das, — und habe schon damals versucht, die Entfernung des Mondes annähernd auszurechnen. Die Rechnung aber erwies sich als falsch. Dreihundert Meilen — das war unleugbar zu wenig . . . Und deshalb verschwieg ich, was mir so gründlich mißlungen war . . .“

„Sehr begreiflich!“ erwiderte Teukros lächelnd. „Die irdische Mathematik, wie du sie handhabst, reicht eben nicht aus für die unendlichen Himmelsräume . . . Die Grundlage deiner Beobachtungen war mangelhaft. Ich sage dir: nach allem, was ich nun festgestellt, ist auch das Fünf- und das Zehnfache deiner dreihundert Meilen zu knapp gegriffen. Bei der letzten Mondfinsternis hab' ich die unumstößliche Überzeugung gewonnen . . .“

Er unterbrach sich. Drunten am Eingang des Turmes ward an der Thüre gerüttelt. Dann erscholl ein stürmisches Pochen.

Höchst erstaunt beugten sich beide Männer zugleich über die Brüstung.

„Was gibts?“ rief Teukros. „Wer lärmt da drunten?“

„Ich — Pelias der Priester! Laß mich ein, Teukros, beim Wohl deiner Phaio!“

Die Stimme des Zuflucht-Heischenden verriet eine maßlose Aufregung. Von Sorge und Schreck erfüllt, stieg Teukros die knarrenden Stufen hinab und öffnete.

„Ich kann nicht mehr!“ stöhnte der Priester atemlos. „Die Wachleute des Kepheus sind mir dicht auf den Fersen! Verbirg mich, oder ich bin verloren!“

„Du, Pelias? Was kannst du verbrochen haben?“

„Frage nicht! Kepheus verfolgt nicht die Verbrecher, sondern die Pflichtgetreuen. Allwaltende Götter, da sind sie! Hörst du das Waffengeklirr? Da, und jetzt erdröhnt schon das Thor deines Hauses von ihren Schwertknäufen!“

Teukros, im ersten Moment fassungslos, hatte sich rasch überlegt, was hier zu thun sei. Der einzige Schlupfwinkel, der in Betracht kam, war jene Mauerblende, wo er sein astronomisches Gerät barg: die Nische des Athamas. Wenn die Bewaffneten von der Legende gehört hatten, war die Entdeckung wahrscheinlich; im andern Falle kaum zu befürchten. Die Schergen und Wachleute bestanden fast durchweg aus Fremdlingen, die erst seit kurzer Zeit das Brot ihres Herrn aßen, mit der Bevölkerung keinen Verkehr pflagen und für die Angelegenheiten der Insel wenig Teilnahme zeigten. Der Versuch war sonach aussichtsvoll. Überdies blieb keine Wahl.

„Komm!“ sagte der Edelling.

Schweigend und vorsichtig ging er voraus. Pelias folgte ihm.

Droben angelangt, drehte er die Basaltplatte.

„Hier!“ sprach er so leise, als ob die Verfolger schon auf der Treppe stünden. „Eng und schmal — aber die Not bricht Eisen. Sobald die Luft rein ist, hole ich dich. Wir beraten dann weiter.“

Mehr tot als lebendig schlüpfte der Priester in das Gelaß. Teukros drückte den Stein wieder vor. Dann eilte er nach der Plattform.

„Eine traurige Überraschung!“ sprach er zu Kyparissos. „Ich bitte dich, sieh,

daß du das Freie erreichst, eh' uns die Schergen etwa hier an den Turm pochen. Gibt es Verdrießlichkeiten oder gar Schlimmeres, so übernehm' ich das lieber allein. Dem Einzelnen fällt es auch leichter, glaubhafte Lügen zu spinnen ... Helfen kannst du ja doch nichts."

Kyparissos reichte dem Freunde die Hand.

„Mir ahnt Unheil," sagte er schwermütig. „Sende mir ehestens Nachricht!"

Ungefährdet verließ Kyparissos den Turm. Er schritt eilig am Ufer entlang der Stadt zu, die sich im Mondlicht fahl und traumbildartig dahindehnte, breit überragt von den ungegliederten schwärzlichen Massen der Zwingburg.

Teukros jedoch setzte sich hochklopfenden Herzens vor seinen Arbeitstisch auf der lampen-erhellten Plattform und harrte, den Kopf in die Hand gestützt, angstvoll der Dinge, die da nicht ausbleiben konnten.

Dreizehntes Kapitel.

Die Wachleute, die unterdes an die Pforte des Wohnhauses gepocht, waren die nämlichen, die an der Nordbucht die Fischerbarke ins Meer geschoben und die Bestatter des toten Nedymnos mit Aufbietung all' ihrer Kräfte verfolgt hatten: Tiridates, Rhadios und der Bithynier. Im Anfang schien der Kahn mit den Flüchtlingen seinen Vorsprung beibehalten zu sollen; die Wächter jedoch warfen sich so ungestüm und so hartnäckig in die Ruder, daß die Entfernung sich nach einiger Zeit merklich verringerte. Die Verfolgten mußten ihr Schicksal voraussehen. Etliche hundert Schritte vor dem Wohnhaus des Teukros machten sie daher eine plötzliche Wendung, steuerten geradewegs nach dem Ufer und sprangen dort aus dem Kahn, um ihre Flucht zu Lande fortzusetzen. Bei diesem Herausspringen hatte der scharfäugige Rhadios in der mantelumhüllten Gestalt, die am Steuer gesessen, den Poseidonspriester Pelias erkannt.

Nach kurzer unwirscher Auseinandersetzung mit dem erschreckten Pförtner, der nicht sogleich öffnen wollte, drangen die Söldner stürmisch über die Schwelle, sagten dem Thürhüter barsch ins Gesicht, er habe den Pelias hier eingelassen und forderten — beim Zorn des Erlauchten — unverzügliche Auslieferung.

Der Mensch beteuerte, daß er seit drittehalb Stunden im Schlaf liege und eben erst durch das Gepoche der Kriegsknechte geweckt worden sei.

„Sklave, du lügst!" schrie Tiridates augenrollend. „Nicht wahr, mein Rhadios: deutlich hast du gesehn, wie der Verbrecher hier auf dies Haus losgerannt und dann plötzlich verschwunden ist?"

„Ganz deutlich."

„Da hörst du's. Zu allem Überfluß weiß ich, daß hier Teukros wohnt, mit dem der Poseidonspriester seit lange befreundet ist. Also nochmals: rede die Wahrheit, oder dein Leben gilt keinen Obolos!"

„Und wenn ihr mich augenblicklich in Stücke zerhaut: ich weiß von nichts."

„Gut! So werden wir suchen. Wecke den Hausverwalter! Flink, oder beim Ares ...!"

Der Sklave nahm seine Thonlampe. Wie sie jetzt durch den Hof schritten, trat ihnen aus der Pforte des Mittelganges, von rotflammendem Lichte umströmt, Phaio entgegen. Das tiefschwarze Haar, schon gelöst, wallte ihr breit über das faltige Ampechonion. Hinter ihr, eine brennende Handfackel weit von sich abstreckend, erschien ihre Kammerfklavin, die aschblonde Harma. Gleichzeitig ward es auch sonst im Hause lebendig. Sechs, acht Sklaven, darunter Symaithos, der Hausverwalter, hatten ihre Domatia verlassen und waren heruntergeeilt, um der Gebieterin Beistand zu leisten. Sie glaubten, es handle sich um einen räuberischen Überfall.

Die junge Frau maß die drei Kriegsleute mit einem Blick der Entrüstung.

„Was wollt ihr?" fragte sie trotzig. „Wie könnt ihr es wagen, zur Nachtzeit ins Haus eines andrischen Edellings einzudringen?"

„Vergib, Herrin!" gab Tiridates zur Antwort. „Die Stunde ist ungewöhnlich: aber die Pflicht über alles! Ich suche den Pelias, den Priester des Erdumfassers. Der Mann hat sein Leben verwirkt, und Teukros der Sternforscher, mit dem er befreundet ist, hält ihn verborgen."

„Du irrst," erwiderte Phaio mit ruhiger

Würde. „Glaubst du mir nicht, so geh nur getrost von Zimmer zu Zimmer und leuchte in alle Winkel! Teukros kann um so weniger einen Flüchtling versteckt haben, als er ja selbst gar nicht im Hause weilt. Drüben auf der Plattform des Turmes glänzt seine Lampe."

„Hast du auch recht gesehn?" wandte sich Tiridates an Rhadios. „Ist er nicht doch vielleicht weiter gerannt?"

Rhadios schüttelte sehr energisch den Kopf. Auch der Bithynier schwur, ein Irrtum sei ausgeschlossen. Nach der Stadt entkommen waren nur die zwei Mitschuldigen des Priesters. Er selbst war unmittelbar am Besitztum des Teukros wie in die Erde gesunken: nur hier konnte er sich versteckt halten.

„Es kränkt mich schwer," sagte der Wachtmeister, „aber es hilft nichts. Haus und Garten müssen genau untersucht werden . . ."

„Wie du willst," versetzte die junge Frau. „Eins nur bedenke doch: wäre der Priester auch wirklich hier eingetreten, so hätte er längst wohl die Frist benutzt um durch die Hinterpforte wieder hinauszuschlüpfen."

„Kaum!" lächelte Tiridates. „Dort würde er einen warmen Empfang finden."

Der Wachtmeister hatte das in der That vorgesehen, und den Sabaios, das Schwert in der Faust, an den Ausgang des Gartens gestellt. Daß dieser Garten noch einen zweiten Ausgang nach Süden zu hatte, wußte er nicht.

Von dem Verwalter geführt, suchten Tiridates und der Bithynier nun sämtliche Zimmer, Säle und Kammern ab, während Rhadios den Gang nach der Hausthür besetzt hielt. Nach Verlauf einer halben Stunde traten die zwei in das Peristylion zurück, wo Phaio, in ihren Mantel gehüllt, auf sie wartete. Sie hatte inzwischen von Rhadios erfahren, um was es sich handelte. Schwere Beklommenheit schnürte ihr fast die Kehle zusammen.

„Nun?" fragte sie tonlos.

„Du sprachst die Wahrheit," versetzte Tiridates mit komischer Feierlichkeit. „Wir haben dich leider umsonst gestört. Nun erübrigt der Turm."

„Wie?"

„Der Turm!" wiederholte der Thraker. „Ich bin fest überzeugt, der Turm liefert uns das gewünschte Ergebnis. Die Lampe da droben glänzt ja weit hinaus in die Nacht. Pelias mag sie bereits von der See aus erblickt und so den Entschluß gefaßt haben, gar nicht erst hier an das Haus zu klopfen . . ."

Phaio erbebte. Der Mann sprach mit so klar-überlegener Zuversicht, daß sie kaum noch die Kraft fand, sich aufrecht zu halten. Wenn alles sich wirklich so zugetragen, wie der Kriegsknecht da vor dem Thürgang erzählt hatte, konnte sie selber ja nicht mehr im Zweifel sein, daß die Vermutung des Tiridates das Richtige traf.

„Wie kömmst du darauf?" stotterte sie verwirrt.

„Weil Wunder sich heutzutage nicht mehr ereignen," versetzte der Thraker. „Herakles wurde wohl seinerzeit unter die Götter entrückt: dem Pelias aber wird Zeus Kronion dergleichen nicht anthun. Und weißt du, Herrin, was meinen Verdacht ungeheuer verstärkt? Daß dein Gemahl, der doch den Lärm hier im Hause gehört haben muß, so gar keine Anstalten macht, von seiner luftigen Höhe herabzukommen . . ."

„O, da kennst du ihn nicht! Wenn Teukros sich in die Arbeit vertieft; wenn er den Mond betrachtet . . ."

„Nun, wir werden ja sehn. Inzwischen gehab' dich wohl und denke von Tiridates nichts Übles!"

Er wandte sich nach dem Ausgang. Rhadios und der Bithynier folgten ihm.

Ihrer Sache so gut wie gewiß, traten die drei Bewaffneten in die mondklare Nacht hinaus. Schwer und steil ragte der viereckige Turm, einige Ellen von der Umfriedigungsmauer des Grundstückes entfernt, zum bläulichen Himmel auf. Die Seite, wo sich die Thüre befand, lag in tiefgesättigtem Schwarz; der Schatten des Bauwerks fiel jetzt quer über die Landstraße.

Tiridates pochte dreimal wider die Eichenthür.

Teukros, dem das Herz bis in die Kehle schwoll, überlegte sich, ob er dies Pochen zunächst überhören solle. Aber die Schläge dröhnten zu laut und zu machtvoll. Er sprang also auf. Ganz wie vorhin bei der Ankunft des Flüchtlings trat er zur Brüstung und rief mit gut gekünsteltem

Staunen die Frage hinunter, wer ihn so spät noch erschrecke.

„Leute des Fürsten!“ gab Tiridates zur Antwort.

„Euer Begehr?“

„Das wirst du erfahren, sobald du geöffnet hast.“

„Seltsame Art, beim Zeus!“

„Halt uns nicht länger hin! Wir stehen hier im Namen des Staatsoberhauptes.“

„Wirklich? Aber der Fürst, so weit ich ihn kenne, ist höflich genug, seine Botschaften bei Tage zu senden. Schaut euch die Sterne an! Mitternacht ist lange vorüber.“

„Gib uns den Priester heraus, den du versteckt hältst! Dann soll alles in Ordnung sein. Wir schonen dich. Wir nehmen großmütig an, du habest aus Unkenntnis oder aus Leichtsinn gefrevelt.“

Ein Lachen, das einen Stich ins Verdrießliche hatte, klang derb von den Zinnen herab.

„Du scheinst mir betrunken, Freund! Hier wohnt Teukros, der Mann der Sternkunde Kein Priester hat je diesen Turm betreten. Laßt mich in Frieden!“

Nun hörte er, wie die drei Männer allerlei Unverständliches in den Bart murmelten. Nach kurzer Beratung wiederholte dann Tiridates seine Aufforderung so nachdrücklich, daß Teukros nicht länger mehr zögern durfte.

„Wohlan!“ rief er mit höchster Barschheit. „Wenn ihr darauf besteht: meinetwegen! Kommt und brecht euch die Hälse auf meiner Steiltreppe! Zuvor aber pocht mir etliche meiner Sklaven heraus! Wer bürgt mir dafür, daß ihr nicht Räuber und Wegelagerer seid, die den Erlauchten nur vorschützen?“

Tiridates ging nach dem Hause und holte den Thürhüter.

„Ja, Herr,“ schrie der Sklave hinauf, „es verhält sich so, wie der Kriegsmann gesagt hat! Sie tragen die Mäntel und Wehrgehenke des Kepheus!“

„Gut denn! Ich komme!“

Die Windlampe in der Faust, polterte Teukros die laut-krachenden Stufen hinab.

„Was also wollt ihr?“ fragte er ungestüm. „Einen Priester soll ich beherbergen? Wie? Sprecht doch und stehlt mir meine kostbare Zeit nicht!“

„Du beherbergst ihn!“ lächelte Tiridates. „Wärst du nicht schuldbewußt, du würdest nicht so den Entrüsteten spielen. Sei nun vernünftig um deiner selbst willen! Gib ihn gutwillig her! Ich sagte dir schon: wir ziehen dann unseres Weges, und alles ist abgemacht. Vielleicht ahnst du ja gar nicht, was Pelias verbrochen hat. Wenn du es aber jetzt von mir hörst und ihn dennoch versteckt hältst, so verwirkst du dein Leben — just wie der Verbrecher selbst.“

Teukros setzte die Lampe auf einen Mauervorsprung.

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte er langsam. „Pelias, der Liebling der Götter — was kann Pelias gefrevelt haben?“

„Übergenug. Du weißt, daß unser Herr und Gebieter dem Rebellenführer Nedymnos die Bestattung versagt, und daß er jedermann mit dem Tode bedroht, der es wagen sollte, diesem Erlaß zuwider zu handeln.“

„Das weiß ich.“

„Nun also! Und Pelias hat das gethan. Mit unglaublicher Schlauheit und Dreistigkeit ist er uns hinterrücks über den Hals gekommen . . .“

Teukros lachte von neuem.

„Wie? Pelias, der siebzigjährige Greis? Dem es jeder von euch tausendmal an Gewandtheit zuvor thut? Geht, ihr müßt euch in der Person täuschen!“

„O nein! Pelias ist nicht zu verkennen. Und was die Gewandtheit betrifft — hol' mich der Geier! Über Stock und Stein ist er gesprengt, wie ein Füllen. Aber nun mach' keine Umstände! Gib ihn heraus und bring dich nicht ohne Sinn und Vernunft ins Unglück!“

„Sucht ihn!“ versetzte Teukros. „Ich kann euch nur wiederholen, daß ihr euch irrt.“

Tiridates gab keine Antwort. Die Achseln zuckend, öffnete er zunächst einen Holzverschlag, in welchem sich allerlei Gartengerät vorfand. Rhadios ergriff die Windlampe, um hinein zu leuchten.

„Spaten, Sicheln, etliche Holzrechen...“ rief Teukros pathetisch. Er hatte dabei die Geberde des Fremdenführers, der zu Olympia die Bildsäulen und sonstigen Merk-

würdigkeiten erläutert. „Und hier: ein Kaſten mit uraltem Rüſtzeug: anderthalb Beinſchienen, zwei noch leidlich erhaltene Helme, ein Schwert, an dem nur der Griff und die Spitze fehlt, ein Bruſtharniſch mit eh'mals vergoldetem Halsrand — alles ausgeſchaufelt beim Ebnen des Gartens und hier niedergelegt von Xuthos, dem Gärtner."

Rhadios zog die Lampe zurück und ſchaute fragend nach Tiridates.

„Gib her!" ſagte der Wachtmeiſter.

Nun ſuchte er ſelber den Fußboden ab. Als er hier nichts entdeckte, was auf das Vorhandenſein eines unterirdiſchen Raums hätte ſchließen laſſen, ſprach er zu Teukros:

„Hinauf alſo, wenn dir's beliebt! Thöricht genug, daß du uns dieſe Mühe nicht ſparſt."

Im zweiten Turmzimmer ſpielte ſich Ähnliches ab, wie im Erdgeſchoß.

Nun ging's auf der ſteilen Schmaltreppe hinauf nach der Plattform, — an der Niſche vorüber, wo Pelias die Stirne wider den drehbaren Stein lehnte und ſchwerklopfenden Herzens die Schritte vernahm und die murmelnden Stimmen.

Tiridates ſchritt an den Zinnen entlang und blickte hinaus in die ſchweigſame Nacht. Auf dem ſchwarzblauen Meer lag das Mondlicht wie eine zitternde Säule. Sonſt regte ſich nichts, von der Nordbucht bis zu der dunkelnden Zwingburg des Kepheus. Da drunten hinter dem Strauchwerk der Umfriedigungsmauer blitzte ein weißlicher Funke auf: der Helm des Sabaios, der dort am jenſeitigen Eingang des Gartens die Wache hielt.

„So mußt du dich dennoch und trotz alledem gründlich getäuſcht haben, Rhadios!" rief Tiridates nach einer Weile.

Dann, zu Teukros gewandt:

„Verdenke mir's nicht! Die Ausſage meines Rhadios klang gar zu beſtimmt."

„Die meinige klang noch beſtimmter; du hätteſt mir glauben dürfen. Jetzt aber geſtatteſt du wohl, daß ich die unterbrochene Arbeit hier wieder aufnehme. Oder nein! Luſt und Stimmung iſt mir nun doch ſo ziemlich verraucht. Ich rolle mein Blatt zuſammen und folge euch."

Wiederum ſchritt Rhadios voran. Einen Moment lang hatte Teukros den Eindruck, als ob die Blicke des Tiridates, der von den Wachteuten zuletzt ging, die Niſche des Athamas prüfend geſtreift hätten. Aber es war wohl ein Trug ſeiner erregten Einbildungskraft.

Die Stufen knackten und dröhnten; die Schwerter klirrten unheimlich wider das Mauerwerk. Niemand ſprach eine Silbe...

Teukros löſchte die Flammen des Hängeleuchters vorſichtig aus. Dann verſchloß er die Turmthür. Etwas wie Unmut heuchelnd begab er ſich nach dem Hauſe. Tiridates murmelte mit ſchier befremdlicher Höflichkeit nochmals ein Wort der Entſchuldigung. Dann ſchwenkte er in der Richtung der Nordbucht ab.

Vierzehntes Kapitel.

Als Teukros in den Säulenhof trat, fand er dort ſeine Gemahlin und ſämtliche Sklaven und Sklavinnen, die angſtvollen Herzens auf ihn gewartet hatten. Unter den Gängen rechts und links brannten die Wandleuchter.

Teukros ging auf die bebende Phaio zu, ſtrich ihr beruhigend über die heiße Stirn und wandte ſich dann zu der Dienerſchaft.

„Geht ſchlafen, Leute!" ſagte er freundlich. „Es war nur ein Mißverſtändnis. Die Sache iſt abgethan."

„Geprieſen ſei der allgütige Zeus!" rief der Hausverwalter. „Mit den thraciſchen Söldlingen hat man nicht gerne zu ſchaffen. Ich ahnte ſchon Unheil, Herr!"

„Du haſt dich umſonſt erregt, guter Symaithos! Aber ich danke dir. Gib mir die Hand, Freund! Und nun: gute Nacht! Ich bin todmüde von dieſen langweiligen Erörterungen. Komm, Phaio!"

Die Sklaven und Sklavinnen zogen ſich langſam in ihre Domatia zurück. Teukros gähnte ein wenig, um ſeine Sehnſucht nach Ruhe und Schlaf glaubhaft zu machen. Dann ſchritt er mit Phaio zum Thalamos.

Hier brannte die Ampel. Der purpurne Wollvorhang über dem kleinen Fenſter bewegte ſich leiſe im Luftzug. Die volle Fruchtſchale rechts auf dem ſilbergetriebenen Einfuß ſtrömte einen köſtlichen Duft aus.

Mitten im Raum, von syrischen Teppichen überwallt, stand die Bettstatt.

Nachdem Teukros die Thür verriegelt, zog er die junge Frau zärtlich an seine Brust.

„Mein Liebling," sprach er im leisesten Flüsterton, „wem das Schicksal den Kampf bestimmt, für den gibt es durchaus kein Entrinnen. Ich dachte nun, mir würde dergleichen erspart bleiben. Aber die Gottheit stößt mich jäh ins Gewühl hinein. Phaio, die Söldlinge haben recht gesehn! Pelias hat sich wirklich zu mir in den Turm geflüchtet."

„Es ahnte mir!"

Und heimlich zusammenschauernd, barg sie ihr Antlitz an seiner Schulter.

„Was soll nun geschehen?" fragte der Edelling. „Du weißt doch, um was es sich handelt?"

„Ich weiß es."

„Auch das eine, das Folgenschwerste..?"

Sie sah zu ihm auf.

„Ich meine," fuhr Teukros fort, „du bist nicht im Zweifel darüber, was ich mit der Versteckung des Pelias gewagt habe? Grausame Hinrichtung droht auch demjenigen, der den Bestatter verbirgt oder sonst sein Entkommen begünstigt ..."

Phaio nickte. Dann plötzlich schlug sie die Hände vors Antlitz, zog wie erschauernd die Schultern hoch und sank verzweiflungsvoll auf die Bettstatt.

„Vergib mir!" sagte sie matt lächelnd, als sie dann wieder aufschaute. „Es übermannte mich so! Nun ist alles schon wieder gut. Komm, setz' dich hier neben mich! Laß uns mit ruhiger Vernunft überlegen, was da zu thun ist!"

Erwartungsvoll blickte Teukros ihr in die Augen. Ihre Stimme klang traumartig und gedämpft.

„Zuvor eine Frage, Teukros! Bist du der Meinung, daß Pelias mit dem, was er gethan hat, im Recht ist?"

„Darüber ließe sich streiten. Die Regierungsgewalt und somit das Recht, Gesetze zu geben und Verordnungen zu erlassen, befindet sich thatsächlich in den Händen des Kepheus."

„Seine Gesetze und Verordnungen aber sind hinfällig, wenn sie dem ewigen Urgesetze in unserer Brust widersprechen. Der Wille des Zeus steht höher, als die Gebote der Sterblichen. Wie einst die fromme Antigone den verbehmten Bruder, so hat Pelias den Freund bestattet, — dem Tyrannen zum Trotz, den Himmlischen mehr gehorchend, als den Menschen."

Teukros liebkoste ihr die aufglühenden Wangen.

„Du ereiferst dich ganz ohne Grund, Phaio! Selbst wenn Pelias geirrt hätte, würde ich keine Sekunde hier schwanken. Ein Freund, der in Todesgefahr zu dem Freunde flüchtet —: die Sache ist klar, und jeglicher Zweifel wäre Erbärmlichkeit. Doch wollte ich erst von dir die Bestätigung haben, daß ich so recht handle und völlig in deinem Sinn: denn mein Leben gehört ja nicht mir allein ..."

Phaio umschlang ihn mit beiden Armen. Reichliche Thränen quollen ihr heiß und schwer unter den Wimpern hervor.

„Es ist grausenhaft!" stöhnte sie gramerfüllt. „Du, mein Teukros, mein holdes, heißgeliebtes, einziges Glück, am Rande des Abgrunds! Du vom Henker bedroht! Wenn ich's erwäge, so schüttelt's und rüttelt's mir alle Nerven wie Wahnsinn. Fluch diesem Kepheus, der uns zu Sklaven gemacht! Wir ernten jetzt, was wir in schlaffer Gleichgiltigkeit gesät haben."

„Ich verstehe den Vorwurf. Und es mag ja auch sein, daß der Gewaltherrscher neuerdings den Bogen zu straff spannt. Aber was frommt jetzt die Klage? Sie bringt den alten, ehrwürdigen Freund nicht in Sicherheit."

„Ja, du hast recht. Fort mit den Thränen und Seufzern! Ich schäme mich, daß ich so schlecht mich beherrsche, da doch mein Wille so redlich ist. Sprich, was soll nun geschehn? Und kann ich dir helfen, Teukros?"

„Helfen? Nein! Ich rett' ihn auf eigne Faust. Du, mein Liebling, bleibst dem gefährlichen Spiele vollständig fremd. Soll ich im Fall des Mißlingens auch dich ins Verderben ziehn?"

„Ja, Teukros! Denn ohne dich wäre mein Leben mir furchtbarer, als der furchtbarste Tod."

Sie küßte ihn leidenschaftlich.

„Sei gutes Muts, Phaio!" sagte er tröstend. „Es ist ja ein altes Wort: Liebende stehn im besonderen Schutz der Unsterblichen."

Die junge Frau schluchzte ein wenig auf.

„Zunächst eilt es mit der Befreiung aus dem schauderhaften Versteck," fuhr Teukros fort. „Du kennst ja die Nische! Er hockt dort in sich zusammengekauert wie ein indischer Büßer. Sobald das Haus wieder schläft, führ' ich ihn durch den Garten hier in den Thalamos."

Phaio nickte.

„Weißt du," sprach sie, die Worte dehnend, „was mir jetzt eben einfällt? Dein Freund Kyparissos gilt dem Tyrannen für unverdächtig. Mehr noch vielleicht als du. Dabei hat niemand so ausgezeichnete, zuverlässige Leute. Wie wäre es, wenn wir den Kyparissos mit ins Vertrauen zögen?"

Teukros wiegte den Kopf.

„Höre nur weiter," fuhr sie mit wachsender Lebhaftigkeit fort. „Kyparissos, der alle Meere durchkreuzt hat, der Zweireiher besitzt und glänzende Lustbarken, Kyparissos braucht keine Scheu zu tragen, ohne Verzug in die See zu stechen. Das ist ja bei ihm nichts Neues. Vor kurzem erst war er drei Tage in Attika. Er schützt zum Beispiel Geschäfte im Peloponnes vor, nimmt den Pelias etwa in Pogla auf, und alles ist abgemacht ..."

„Glaubst du, daß Kyparissos auf diese Zumutung eingehen wird?"

„Wie ich ihn kenne, ja."

„Wie kennst du ihn denn?"

Phaio errötete.

„Ich weiß, daß er dir herzlich ergeben ist ..."

„Aber bedenke: wenn er uns hilft, setzt er sein Leben aufs Spiel, so gut wie ich selbst ..."

„Ist er nicht unser Freund? Das wäre doch ein erbärmliches Ding um die Freundschaft, wenn sie bei Kleinigkeiten zwar ausreichen, bei Großem und Wichtigem aber versagen wollte! Zudem: ist die Gefahr denn gar nicht herabzumindern? Läßt sich der Flüchtling nicht unerlannt, etwa in Sklaventracht oder als Wahrsager über die See bringen? Scher' ihm den Bart ab, färb' ihm die Brauen mit Spießglanz und häng' ihm den Mantel der Orientalen um: dann wirst du ein Wunder erleben!"

Teukros stützte den Kopf in die Hand.

„Laß uns erwägen, ob wir nichts Besseres finden! Offen gesagt, es widerstrebt mir, meinen Jugendfreund Kyparissos, der doch im Grunde mit Pelias wenig zu schaffen hat, so auf Glück oder Unglück hereinzuziehn ..."

„Das seh' ich nicht ein!" erwiderte Phaio. „Gerade weil er dein Jugendfreund ist und dir für manche erhebende Stunde Dank schuldet ..."

„Nein, nein. Ich weiß nicht, was mir im Herzen dawider spricht ... Ein Kahn, der die Fahrt nach Tenos oder selbst nach Euboia wagt, läßt sich auch so auftreiben ... Die Hauptsache ist, daß wir den Mann glücklich an Bord bekommen. Was denkst du wohl, wie eifrig die Wachmannschaften des Kepheus nun auf ihn fahnden werden? Noch vor Tagesgrauen ist jeder Fußsteig besetzt!"

„Drum sag' ich ja: wir müssen für eine Verkleidung sorgen. Vom Dionysosfest hat noch der Hausverwalter das Marktgewand eines indischen Wunderthäters — und eine Menge Gerätschaften. Die verschnüren wir im ledernen Sack, binden das verschluckbare Schwert und die sprechende Holzpuppe oben drauf, geben dem Pelias den Stab in die Hand, — und dann vorwärts im Schutz der Unsterblichen!"

Nachdem das Ehepaar noch eine Weile so hin- und hergeflüstert, erhob sich Teukros, um den Verfolgten herüberzuholen. Er ging durch das Nebengemach, das Ankleidezimmer der Hausfrau. Der längliche Raum, der nach dem zweiten Hof eine verschließbare Thür besaß, bot für Pelias den geeigneten Zufluchtsort.

Es mochten jetzt seit dem Abmarsch der Kriegsknechte anderthalb Stunden verflossen sein. Nirgends rührte sich mehr ein Laut. Die Wipfel der Hofbäume ragten wie zu Metall erstarrt in die mondklare Luft empor.

Auf weichen Sandalen schlich Teukros durch die Aule zum Hinterpförtchen. Einen Augenblick lauschte er. Dann trat er hinaus in den Garten und eilte von dort nach dem Turme. Vorsichtig schloß er auf. Das Kreischen des wuchtigen Schlüssels unterbrach die Stille der Nacht wie ein fremdartiger Klageton.

Über die dunkeln Stufen sich langsam hinantastend, erreichte er endlich die Stelle, wo der Poseidonspriester angstvoll auf seine Erlösung harrte.

Madonna Litta. Nach dem Gemälde von Leonardo da Vinci im Eremitage-Museum zu St. Petersburg.
(Nach einer Aufnahme von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elf. und Paris.)

Teukros drehte den Flachstein.

„Komm," raunte er dem Erschöpften zu, der sich mühsam herausschob und in gewaltigen Atemzügen die Brust weitete. „Halte dich rechts an das Holzgeländer, und mit der Linken faß mein Gewand an! Nein, du brauchst nicht zu hasten! Die Bahn ist frei, und wir haben jetzt vollauf Zeit."

„Dank, Dank!" stammelte Pelias. „Und verachte mich nicht, daß ich trotz meiner siebzig Jahre noch so thöricht am Leben hange! Ein größeres Beispiel vielleicht und ein edleres hätt' ich dem Volke gegeben, wenn ich beim Leichnam des Freundes mich hätte ergreifen lassen. Aber es drängte mich fort, fort ..."

„Rede jetzt nicht!" mahnte ihn Teukros. „Wer gelebt hat wie du, dem darf sein Leben schon teuer sein."

So stiegen sie abwärts.

„Rechts nach dem Garten!" flüsterte Teukros, als sie ins Freie traten.

Er schloß den Turm wieder zu. Noch einmal der kreischende Klagelaut, der ihm jetzt bänglicher als zuvor durch die Seele ging. Dann tiefes Schweigen; — der Himmel so hoch und so weit; die ferne Stadt und die Landschaft wie in Silber gebadet; die Mauer, auf die sie zuschritten, traumhaft bleich und nur durchbrochen durch das schwärzliche Holzwerk des Eingangs.

Da, in demselben Moment, als Teukros die Gartenthür hinter sich zudrücken wollte, ward er von stämmigen Fäusten gepackt. Ein Aufschrei des Pelias verriet, daß man auch ihn überrumpelte.

„Hab' ich euch nun, ihr elenden Hochverräter?" höhnte die Stimme des Tiridates. „O ihr Schlauen! Für den Gewitzigten seid ihr trotz allem nicht schlau genug! Ergib dich, Teukros! Mit uns vieren nehmt ihr zwei es nicht auf! Bindet ihn, Leute, wenn er nicht Frieden hält! So! Und nun auf nach der Zwingburg! Der Fürst soll wenigstens eingestehen, daß wir uns ehrlich bemüht haben, unsere Saumseligkeit wieder gut zu machen."

„Schurke!" knirrschte der Edelling. „Das also war deine Demut und Höflichkeit!"

„Schimpfe nicht, oder ich geb' dir die Antwort hier mit dem Schwertknauf! Du allein trägst die Schuld, wenn dich der Henker nun abwürgt. Freundschaftlich und nicht wie ein Gegner hab' ich dir zugesprochen. Ich hab' dich gewarnt, Teukros! Aber du hörtest nicht! Da ist's verflucht albern, von Schurkerei zu reden. Vorwärts, Rhadios! Zieh nur den Strick an, daß ihm die Hände aufquellen wie Hochzeitsgebäck! Und du, Sabaios, lauf uns ein ein Stück schon voran und meld' es dem Kerkermeister!"

Sabaios gehorchte. Die Bitte des Teukros, von seiner Gattin Abschied nehmen zu dürfen, lehnte der Wachtmeister unfreundlich ab.

So ging es hinaus in die mildleuchtende Nacht — dem schwarzen Koloß der uralten Zwingburg entgegen, die mit ihren drohenden Quadermauern näher und näher kam, unheimlich anzuschaun wie die geisterumschwirrten Felsen am Abgrund des Erebos.

Fünfzehntes Kapitel.

Während die Wachleute den Pelias und Teukros am Eingang des Gartens verhafteten, stand Phaio angstvoll lauschend im Thalamos. Der Schreck hatte sie völlig gelähmt. Wie aus verschleierter Ferne hörte sie noch die Stimme des Teukros, der ihr — sie wußte selber nicht was — zurief. Dann verhallten die Schritte; nur die Nachtluft regte sich leise am Hochfenster; es war, als habe sich über dem Glück der Vergangenheit eine trostlose Gruft geschlossen.

Diese entsetzliche Stille gab ihr die Fähigkeit des Erwägens zurück. Im ersten Moment dachte sie an die Sklaven. Zehn streitbare Männer vielleicht konnte sie aufbieten ... Sofort aber verwarf sie den Einfall. Außer dem Rüstzeug des Teukros befanden sich im Haus keine Waffen. Auch blieb es ja zweifelhaft, ob die Sklaven so blindlings gehorchen würden, wenn sie den Widerstand gegen das Staatsoberhaupt befahl. Und selbst im günstigsten Fall konnte die offne Gewalt kaum ans Ziel führen. Wie und wo hätte man den Befreiten in Sicherheit bringen sollen? Und wenn auch nur einer von den Wachleuten entkam, so hatte man in kürzester Frist ein halbes Heer auf dem Nacken.

Das war also nichts!

Und wie sie nun den Versuch machte, über die sonstigen Mittel und Möglichkeiten ernsthaft nachzudenken, da überkam sie ein so grausenhaftes Gefühl der Ratlosigkeit, daß ihr die Kniee zitterten. Nirgends, soweit sie spähte, ein Ausweg! Überall die Gewißheit des unabwendbaren Unheils! Nach dem, was ihr der Hausverwalter Symaithos erzählt hatte, war nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß Kepheus von der blutigen Satzung, die er verkündet hatte, auch nur um Haarbreite abweichen würde!

So vieles kam hier zusammen ...

Die Fürstin Damiska war infolge der Aufregungen heftig erkrankt und hatte im Fieberwahn den geliebten Sohn, für dessen Schicksal sie bangte, nicht unerheblich am Halse verwundet ...

Den Gewaltherrscher selbst hatte zwei Stunden danach, als er, von seiner Leibwache umringt, aus dem Palast nach der Zwingburg schritt, ein Unbekannter durch einen Pfeilschuß erschreckt, ohne daß es gelungen wäre, des Thäters habhaft zu werden. Der Pfeil, der dem erbleichenden Fürsten hart vor den Augen vorbeischwirrte, bohrte sich tief in den Stamm einer freistehenden Palme; die Untersuchung ergab, daß er über und über mit einem tödlichen Gift getränkt war. Später wurde dann bei den leichtfertigen Hierodulen des Aphroditetempels ein Mensch dingfest gemacht, den man der Urheberschaft dieses Mordanfalls für verdächtig hielt, aber dann wieder freigab, da er beweisen konnte, daß er die Wohnung der Tempelmädchen den ganzen Tag über nicht verlassen hatte. Skylax der Staatsrichter hatte in eigner Person das Verhör geleitet und dem Fürsten Bericht erstattet, — nicht zu dessen größerer Erbauung; denn Kepheus meinte, ein derartiger meuchlerischer Angriff, wenn er nicht augenblicks durch die Zermalmung des Thäters gesühnt werde, erschüttre das Ansehn der Krone mehr als eine verlorne Schlacht. Sofort gab er Befehl, die gefangenen Rebellen, die mit sinkender Sonne in Freiheit gesetzt werden sollten, bis auf weiteres in Haft zu behalten. Man konnte nicht wissen, ob und wie der heimtückische Pfeilschuß mit den Bestrebungen dieser Aufrührer zusammenhing.

Das alles war mit Windeseile ins Volk gedrungen; Symaithos hatte es von der Agora mit nach Hause gebracht. Nun klangen die Einzelheiten im Hirn der geängstigten Phaio nach und töteten ihr jede aufkeimende Hoffnung. Wie durfte sie wohl für Teukros und Pelias auf Milde rechnen, da Kepheus in seiner Verbitterung sogar einen schon feierlich zugestandenen Akt der Gnade kurzer Hand rückgängig machte!

„Unrettbar verloren!“ stöhnte die junge Frau. Sie warf sich langhin auf das Lager, preßte ihr Antlitz tief in den geblümten Pfühl und verharrte so regungslos. Halb irrsinnig lauschte sie dem Pochen ihres gefolterten Herzens. Die Augen brannten ihr, aber sie konnte nicht weinen. Deutlich hatte sie das Gefühl, als ob die Bettstatt, auf der sie lag, schneller und immer schneller hinabsänke ins Bodenlose. Und dann kam eine Art Betäubung, die nicht Schlaf und nicht Wachen war, sondern ein Zustand völliger Willenserstarrung. Sie wußte von sich und besaß doch nicht die Kraft, auch nur einen Finger zu rühren.

Endlich fuhr sie empor. Ein Schrei der Verzweiflung rang sich von ihren blutlosen Lippen. Sie lag hier unthätig, während vielleicht jede Minute kostbar war! Bei aller Hoffnungslosigkeit durfte sie doch nicht müßig bleiben! Das Unmöglichste mußte sie wagen, das Aussichtsloseste! Wenn auch Pelias dahinsank, der Siebzigjährige, der seine Lebensaufgabe reichlich erfüllt hatte: Teukros, ihr heißgeliebter, angebeteter Teukros durfte nicht in der Blüte der Jahre den Tod auf der Agora sterben!

Sie schaute sich um. Da droben am Hochfenster begann es zu dämmern. Fahles Zwielicht mischte sich mit dem Schein der Ampel, die traurig von der getäfelten Decke hing. Der Tag nahte mit Riesenschritten! Und das ganze Haus lag noch im tiefsten Schlaf! Niemand hatte von dem entsetzlichen Unheil auch nur die leiseste Ahnung! Und sie selbst, die Verstörte, war noch nicht fähig gewesen, einen einzigen klaren Gedanken zu fassen!

Horch, was war das? Klang das nicht wie erneuter Überfall? Schlug es nicht abermals mit Schwertknäufen wider die Hausthür? Ja, kommt nur! Stoßt

auch mich hinaus in Tod und Verderben! Dann ist alles vorbei, — und im Hain der Persephoneia finde ich wieder, was ich verloren habe!

Sie legte die Arme schlaff in den Schoß und lauschte. Es war eine Täuschung gewesen. Niemand pochte da draußen ans Thor. Nur die Kehrsklaven hatten ihre Domatia verlassen und waren am Werk, mit ihren Eimern und Spartgrasbesen den Estrich des Peristylions zu reinigen.

Phaio machte eine gewaltsame Anstrengung, sich zu fassen. Sie warf einen Mantel um und ging leise hinaus in die Aule. Die Morgenluft legte sich ihr frostig auf Stirn und Nacken. Man sah den Hauch vor dem Munde. Fester zog sie ihr Ampechonion zusammen. Sie schlich ans Gemach ihrer Vertrauten Harma, klopfte und rief sie halblaut mit Namen.

Zu Tode erschrocken trat das Mädchen heraus. Und Phaio sank der getreuen Dienerin, ohne ein Wort zu sprechen, ans Herz und brach in ein wildes, trostloses Schluchzen aus.

Harma wußte sofort, was geschehen war. Sie streichelte ihrer Herrin die Wange, küßte sie und weinte still mit der Weinenden.

„Sie haben ihn fortgeschleppt!“ stöhnte die junge Frau. „Ihn und Pelias! Ach, Harma, thu' mir die Liebe an und zerschneid' mir die Pulsadern!“

Die Sklavin, obwohl sie selbst bis in die Fußspitzen zitterte, sprach ihr nun mit großer Verständigkeit zu und mahnte sie, nicht so ganz den Mut zu verlieren.

„Waltet nicht der allmächtige Zeus über den Sterblichen?“ flüsterte sie unter sanftzärtlichen Liebkosungen. „Kann er nicht auch die festeste Kette zersprengen? Komm, du Süße! Unsere Pflicht heischt jetzt Besonnenheit, nicht haltlose Angst! Geh' zurück in den Thalamos! Ich mache mich nur ein bischen zurecht und komme alsbald hinüber. In Klarheit und Ruhe überlegen wir dann, was wir zu thun haben. Solange uns noch ein lebendiger Blutstropfe durch die Adern rinnt, müssen wir standhalten. Bedenke doch: dein Gemahl rechnet auf dich! Du bist seine Zuflucht, sein einziges Heil!“

„Ja, du hast recht, Harma!“ versetzte Phaio mit einem letzten Aufschluchzen. „Du bist so klug und so gut! Weit besser als ich! Und immer von neuem kränkt es mich, daß du nicht annimmst, was ich so oft schon dir angeboten!“

„Darüber mach' dir kein Kopfzerbrechen! Ich weiß, was ich thue. Wenn man eine Gebieterin hat, wie ich, dann kömmt die Freilassung einer Verstoßung gleich. Aber was reden wir jetzt von mir? Geh' nur, geh'! Und bete zu Zeus, daß er uns gnädig beisteht!“

Sie drängte die junge Frau mit sanfter Gewalt nach der Schwelle des Thalamos. Dann holte sie in der thönernen Amphora Wasser am Hofbecken, spülte ihr Antlitz, wusch sich Hände und Arme und steckte ihr aschblondes Haar flüchtig im Knoten auf. Es war jetzt nicht lange Zeit, sich zu schmücken, wie sie das sonst mit großer Aufmerksamkeit zu thun liebte.

Als sie nach zehn Minuten zu Phaio ins Zimmer trat, fand sie auch diese nahezu fertig. Nur die rotledernen Halbschuhe waren noch nicht geschnürt. Während nun Harma vor der Gebieterin auf dem Teppich kniete und die Riemen verschlang, erzählte ihr Phaio in kurzen, abgerissenen Sätzen, wie alles gekommen war.

Die Kammersklavin hörte ihr schweigend zu. Dann fuhr sie heraus:

„Hier kann einer nur helfen: Kyparissos!“

Phaio, die ja schon vor der Verhaftung, als es sich nur um den Poseidonspriester handelte, an Kyparissos gedacht hatte, stimmte ihr freudig bei. Sie sprang aus dem Sessel empor, eilte ins Arbeitszimmer ihres Gemahls, verwand den qualvollen Schauer, den sie empfand, als sie den stillen, verödeten Raum betrat, wo ihr Liebstes auf Erden sonst so traulich geschafft und gesonnen hatte, und schrieb einen flehentlichen Brief an den Seefahrer.

Inzwischen war es vollständig Tag geworden. Der Hausverwalter Symaithos kam in den Säulenhof, als Phaio eben geendigt hatte. Er und die übrigen Sklaven erfuhren erst jetzt, was sich ereignet hatte. Inmitten der allgemeinen Verblüfftheit, die das hervorrief, gab Phaio dem Verwalter das Schreiben mit dem Befehl, es unverzüglich dem Kyparissos zu überbringen und gleich um Antwort zu bitten. Einem der

jüngeren Sklaven wollte ſie eine ſo wichtige Botſchaft nicht anvertrauen.

Der brave Symaithos rannte davon wie ein Jagdhund.

Nach einer Stunde bereits war er mit der Antwort zurück. Kyparissos, der ſich die ganze Nacht ſchlaf- und ruhelos auf dem Lager gewälzt hatte, war durch die Schreckensnachricht in die furchtbarſte Aufregung verſetzt worden. Das ſah man ſchon an den unregelmäßigen Zügen der Aufſchrift und an der mangelhaften Verſiegelung.

Phaio, die unterdes trotz ihrer Ermüdung unaufhörlich im Periſtylion auf- und niedergegangen war, öffnete das Schreiben ſo haſtig, daß es am Rande einriß.

Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Zweifle nicht, daß ich für Dich und Teukros alles thun werde, was da in meiner Kraft ſteht. Zuvörderſt indes ſcheint es mir zweckmäßig, wenn Du ſelbſt, Phaio, einen Verſuch machſt, den Kepheus zur Nachſicht zu ſtimmen. Die Frau iſt die naturgemäße Fürſprecherin des Mannes. Höre nun, was ich Dir anrate! Der Oberfeldherr Zethonios gilt trotz ſeiner Bärbeißigkeit und Strenge für wohlwollend. Kepheus iſt ihm eine Genugthuung ſchuldig. Die voreilige Erdroſſelung des Nedymnos war für den Thraker beleidigend. Zethonios wollte den niedergeworfenen Feind ſchonen; ich glaube aus Dankbarkeit gegen die Götter, die ihm den greiſen Vater aus ſchwerer Krankheit gerettet. Kepheus hatte ihm freie Hand zugeſagt, trat ihm aber gleichwohl dazwiſchen und brach die Vereinbarung. Du ſiehſt, der Thraker zählt hiernach in gewiſſem Sinn zu der Partei des Pelias und wird geneigt ſein, den Prieſter ſelbſt oder doch wenigſtens Deinen Gemahl gegen den Zorn des Kepheus zu ſchützen. Alſo begieb Dich unverweilt zu Zethonios, gewinne Dir ſeine Teilnahme und laß Dir, der Form halber, eine perſönliche Unterredung mit Kepheus erwirken! Dort ſprich maßvoll, innig und eindringlich! Betone, daß Teukros jeder Bewegung ſich fern gehalten, die mit dem Aufſtand zuſammenhing, und daß nur menſchliches Mitleid ihn abhielt, den Pelias auszuliefern! Ich hoffe, daß Du auf dieſem Wege etwas erlangen wirſt. Im übrigen ſteh' ich Dir jederzeit zur Verfügung."

Phaio hatte den Brief halblaut vorgeleſen. Nun blickte ſie in die Augen der Kammerſklavin.

„Ja wohl!" rief Harma. „So ungefähr hab' ich mir's auch gedacht. Ein Beſuch bei Zethonios ... Das flößt mir Vertrauen ein. Alle Thraker ſind rauh, aber gutmüthig ... Soll ich die Sänfte beſtellen?"

„Thu' das, mein Kind! Und hol' mir das feierlichſte Gewand hervor, einfach und ohne Prunk! Wie man ausſchaut, das ſpielt gar oft eine Rolle bei ſolchen Anläſſen ..."

Nach zwanzig Minuten war die Sänfte mit Herrin und Dienerin bereits unterwegs. Die vier handfeſten Träger griffen unglaublich aus. Der rotwangige Hausverwalter Symaithos, der dem Tragbett voranſchritt, keuchte und troff wie ein Fauſtkämpfer. Das war heute ein anſtrengender Tag für den ruheliebenden Mann. Aber er ließ es unter keiner Bedingung ſich nehmen, der Gebieterin auf dieſem ſchwierigen und entſcheidenden Gang das Geleit zu geben.

Endlich war man am Ziele. Symaithos pochte; die Thür öffnete ſich.

„Iſt Zethonios zu Hauſe?"

„Für wen?" fragte der Pförtner.

„Für die Gemahlin des Teukros."

Der Thürſteher blickte neugierig nach der Sänfte hinüber. Dann ſagte er achſelzuckend:

„Thut mir leid. Mein Gebieter iſt abweſend."

Symaithos hätte den Burſchen ohrfeigen mögen. Dieſe Gleichmütigkeit, wo doch ſo viel auf dem Spiele ſtand! Und der Menſch wußte ja ganz genau, was Phaio hier wollte!

„Abweſend?" rief Symaithos. „Schlimm für uns! Kannſt du mir ſagen, wo er zu finden iſt?"

„Nicht in der Hauptſtadt. Frühe, als eben der Tag graute, iſt er nach Pogla geritten."

Symaithos warf ſeiner Herrin einen fragenden Blick zu. Phaio war ausgeſtiegen und trat jetzt ſelber zum Eingang heran. Die Ärmſte ſah ſo tiefunglücklich aus, daß ſich im Herzen des Thürſtehers ein plötzliches Mitleid regte.

„Ich kann mir denken, weshalb du

kommst," sprach er teilnehmend. „Nun trifft sich's übel mit diesem Ausritt. In Pogla haben sie über Nacht Unfug getrieben und ein Wachthaus in Brand gesteckt; auch zwei Thraker ins Meer geworfen. Da hat sich der Feldherr mit einigen fünfzig Mann gleich selbst auf den Weg gemacht ... Aber wenn du's so eilig hast: seine Gemahlin ist da, und die weiß ja wohl auch Bescheid ..."

Die junge Frau überlegte. Was blieb ihr noch übrig? Jede Stunde war kostbar. Man konnte nicht wissen, ob nicht auch Pelias und Teukros so Hals über Kopf nach Kriegsrecht behandelt würden, wie jüngst Nedymnos ...

„Gut! Ich danke dir! Melde mich!"

Telesilla, die natürlich von allem schon genau unterrichtet war, spielte die Ahnungslose. Sie empfing die erregte Phaio inmitten der Prostas, unweit des Hausaltars, war von ausgesuchtester Höflichkeit, lobte den Zufall, der ihr endlich einmal eine Begegnung verschaffe, und setzte dann liebenswürdig hinzu:

„Wenn ich erfahren dürfte, was du von meinem Gatten begehrst? Vielleicht kann ich an seiner Statt dir gefällig sein?"

Der Klang ihrer Stimme war so weich und berückend, daß Phaio alsbald das vollste Vertrauen gewann. Nicht ohne Vorurteil war sie der schönen Troerin entgegengetreten: aber das schwand nun dahin, wie Nebel vor dem aufsteigenden Sonnenlicht. In so warmen, bewegenden Tönen redete nur die echte, wahrhaftige Güte. Phaio schüttete also ihr ganzes Herz aus. So eifrig sprach sie und hoffnungsfroh, daß ihre Augen blitzten und leuchteten, und ihre Wangen, die noch eben farblos gewesen, mit zartglühendem Rot sich bedeckten ...

Die wachsende Anmut der jungen Frau, die ungekünstelte Kraft ihrer Beredsamkeit, die bangende Liebe, die jedes Wort, das sie sprach, wie mit heimlichem Feuer durchdrang, übte auf Telesilla eine vernichtende Wirkung aus. Gärende Eifersucht schwoll ihr in der gepeinigten Seele; alle Erinnerungen, die zum Teil schon verscharrt lagen, hoben von neuem das Haupt und grinsten sie an wie Zeugen einer unendlichen Demütigung ...

Jene verunglückte Ohnmacht am Seeufer, unweit der Aiolosklippe, war nicht ihr letzter Versuch geblieben, den widerstrebenden Teukros in ihre Netze zu ziehen. Je kälter und fühlloser er damals sich abgekehrt, um so wahnsinniger war sie für ihn entbrannt. Tagelang hielt sie sich schlaff und willenlos in den Frauengemächern, aß und trank nicht, schmälte mit ihren Sklavinnen oder vergoß leidenschaftliche Thränen. Sie war vollständig liebeskrank. Dabei litt ihre schwerverwundete Eitelkeit unbeschreiblich. Myrtion konnte das nicht länger mitansehn. Nach allem, was dies hohle Geschöpf von der Welt und der Unwiderstehlichkeit Telesillas wußte, schien das Verhalten des Teukros ihr geradezu rätselhaft. Vielleicht hatte der Mann die Absicht der schönen Frau gar nicht begriffen! Er, der immer jenseits der irdischen Dinge im blausten Azur schwebte! So hatte sie ihrer Herrin denn vorgesprochen, ein ungewöhnlicher Mensch erheische auch ungewöhnliche Maßnahmen. Der weltflüchtige Sternforscher müsse anders behandelt werden, als tausend und tausend andere, für die das alte Gesetz galt: der Mann wirbt, und das Weib darf nur gewähren. Ja, und hatte nicht selbst Aphrodite einen Liebling gehabt, dem sie aus eignem Antrieb die Glut ihrer Sehnsucht gestand? Scheu und Stolz frommten hier nicht: wollte die Troerin glücklich werden, so mußte sie alles das über Bord werfen! Sie mußte dem Teukros offen und ohne Rückhalt bekennen: 'Ich liebe dich, und verrate dir das, weil du nicht Augen hast für die Bildersprache, aus der die Alltagsmenschen ein solches Bekenntnis herauslesen ...'

Nach langem Zaudern und Sträuben hatte sich Telesilla zu diesem Entschluß willig gezeigt, — und so war denn ein Brief entstanden, hundertmal aufgesetzt und hundertmal wieder verworfen, zuletzt aber ein Meisterstück sinnbethörender Zartheit und Eindringlichkeit. Diesen Brief hatte Myrtion in eigner Person dem Teukros behändigt, — fast an der nämlichen Stelle, wo jener erste Versuch so kläglich gescheitert war — und ihm geheimnisvoll zugeflüstert: 'Von Telesilla!' Wie sich das alles nun weiter gefügt, was zwischen Teukros und Myrtion gesprochen worden und ob er den Brief überhaupt bis zu Ende gelesen, das hatte die Troerin niemals vollständig aus Myrtion herausgebracht. Genug: ihre

Selbſterniedrigung war ebenſo fruchtlos geblieben, wie damals die Schauſpielerei mit der Ohnmacht. Sie hatte ſich weggeworfen und nichts geerntet als das Gefühl ihrer Schmach.

Dieſes Gefühl war dann allmählich ihr Heilmittel geworden. Eine künſtliche Gleichgiltigkeit war an die Stelle der verzweifelten Unraſt getreten; mehr als zuvor ſtürzte ſie ſich in den Strudel der Herrſchſucht und ſteigerte ihren Einfluß auf Kepheus durch Überſpringung der letzten Schranke, die ſie als Weib des Zethonios hätte achten ſollen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Heimatloſe.

Bild von **M. Koebbeke.**

(Abdruck verboten.)

Regenſchauer —
Graue Wolken
Hüllen Berg und Thal;
Plötzlich ſchimmert
Durch die Nebel
Hell ein Sonnenſtrahl.

Traulich leuchten
Nun die Hütten,
Traulich Flur und See;
Doch im Herzen
Wird das Bangen
Zum empörten Weh.

Regenſchauer —
Keine Sonne
Bringt es dir zurück,
Haſt verträumt du,
Haſt verſäumt du
Einſt der Hütte Glück! —

Emil Peſchkau.

In einer Seitenkapelle war Nachmittagsgottesdienst gehalten worden.

Der Sybarit.

Auch eine
Weihnachtsgeſchichte
von

Ilſe Frapan.

Bilder von **H. Gerlach.**

(Abdruck verboten.)

Ein ideales Weihnachtswetter! Die dünne Schneedecke flimmerte im rötlichen Laternenlicht, die friſche, windſtille Luft war erfüllt von roſig angeſtrahlten Schneeſtäubchen, ſoweit die Beleuchtung reichte. Draußen im Dunkel waren ſie faſt unſichtbar, dieſe winzigen Dingerchen, die den Fußgängern um die Naſe wirbelten, — hochauffchnellend im dampfenden Atem, — die in Augenbrauen und Wimpern, in hübſchen Locken und dunklen Bärten kleine Anſiedelungen verſuchten und auf den Paketen, da wo der Bindfaden auf dem Papier feſtliegt, kleine feuchte Streifen hinterließen. Sie gelangten nicht mit in die Häuſer, um die Weihnachtsfreude anzuſehen, ſie verſchwanden an den Hausthüren, ein unberechtigtes, heimatloſes Geſindel. Ihre Geſährten und Nachfolger freilich drückten ſich neugierig an die erleuchteten Scheiben, ganz wie die vielen Naſen der kleinen Straßenjungen und Weihnachtslichtverkäufer an die Schaufenſter der Konditor- und Spielzeugläden. Und durch den zarten weißen Überzug ſchien märchenhaft gebrochen der Weihnachtabendglanz auf die Straße hinaus. Noch waren nicht alle Tannenbäume in Lichtern aufgeblüht; denn es war früher Nachmittag, wo erſt den kleinen Kindern beſchert wird, denen der gute Sandmann das ſpäte Aufbleiben nicht geſtatten kann.

Wie eine große dunkle Felsmasse lag die Kirche zwischen den leuchtenden Häusern; an ihrem grauen, schweren Mantel hafteten die leichtsinnigen Flöckchen nicht, und nur in einer Seitenkapelle war Nachmittagsgottesdienst gehalten worden. Nun war er zu Ende; die Lichtspur, die einen Augenblick aus der geöffneten Thür sich auf die beschneite Schwelle ergossen, erlosch, und die Andächtigen drängten sich heraus. Es waren meist alte Frauen, die fröstelnd die Kapuzen und fadenscheinigen Tücher unter dem Kinn zusammenhielten und sich mit trippelnden Schritten nach verschiedenen Richtungen zerstreuten. Mit schnellem Schritt trat der Prediger heraus und bestieg seinen Wagen, die junge Frau daheim hielt auf Pünktlichkeit. Schwerfällig stand der Kirchendiener mit dem großen Schlüsselbund an der Pforte; nun versicherte er die Thür hinter dem letzten Besucher, auf den er eine halbe Minute hatte warten müssen. Er hatte diese Zeit benutzt, um seine Jungen zu beobachten, die in der Wohnung gegenüber deutlich zu sehen waren, wie sie in den Tannenbaum griffen. Der Gedanke, daß sie die Äpfel und Nüsse heute schon herauszustehlen gedächten, beflügelte ihn, und er war längst oben und hatte schon zwei gelinde väterliche Ohrfeigen ausgeteilt, ehe es jenem letzten Besucher gelungen war, mit den kalten Fingern das Riesengebäude von grünem Regenschirm mit schwerem Messingknopf sich über den Hut zu spannen. Als er es endlich zu Wege gebracht, zog er das breite Dach dicht über seinen Kopf und ging mit hüpfenden Schritten, ein oft gestoßenes Hindernis für viele ungeduldig Vorwärtsstrebende, die Straße hinab. Ein Bekannter, der ihm begegnete, warf ihm ein lautes Scherzwort zu; sogleich blieb der Angerufene inmitten des Menschengewühls stehen, klappte den Schirm zu und stützte sich darauf, um dem längst Verschwundenen mit weit offenen runden Augen nachzustarren. Schon hatte der Bekannte wohl die dritte Querstraße überschritten, als sich der Schirmträger auf dessen Namen besann und ihn nun laut und mit jovialer Herzlichkeit ins Weite rief. „Du bist verrückt, mein Kind," sang ihm ein Junge ins Ohr; die Leute, die vorüberstrichen, wendeten verwundert den Kopf nach der sonderbaren Gestalt. Er sah weder alt noch jung aus, hatte frische Farben und etwas Strahlendes in den weit vorstehenden, blauen Augen. Auf

Sogleich blieb der Angerufene inmitten des Menschengewühls stehen . . .

dem Kopf, aber in den Nacken verschoben, trug er einen halbmeterhohen Cylinder, sein grüner, über der Brust zusammengeknöpfter Rock war von urväterlichem Schnitt, und dazu hatte er kurze dünne Beinchen, die in hellen, engen Sommerhosen noch stelzenhafter aussahen, als sie schon waren. Er ging nun wieder hurtig vorwärts, bis er an einen Delikatessenladen kam; dort stand er still und blickte mit funkelnden Augen und eingebissener Unterlippe auf die ausgelegten Herrlichkeiten. Es sah aber auch fast abenteuerlich bunt und reich dort aus. Den oberen Raum füllte eine riesige, grüngelbe Bananentraube, die zwischen den elektrischen Lampen aufgehängt war; ein rosig schimmernder Lachs stand auf breiter Schüssel darunter, die zierlichen Kästchen mit Mandarinen und Datteln, die Glashäfen mit indischen Schwalbennestern, die Kränze von Salami- und Trüffelwürsten zogen die Augen nach der rechten, die goldig schimmernden, frischgeräucherten Sprotten und Schnepel nach der linken Seite. Hier stand auch, halbaufgerichtet, ein brauner, fetttriefender Spickaal von unermeßlicher Größe. Der kleine Mann konnte die Blicke nicht von ihm trennen. Er hob seinen Regenschirm gefahrdrohend gegen die Spiegelscheibe, um zu sehen, ob der Aal wohl so lang wäre wie der Schirm. Der Aal war ein gut Stück länger. Er prüfte die Dicke des Tieres abermals durch Vergleich mit dem Schirm, — der Aal übertraf ihn an Wohlbeleibtheit. Nun hüpfte er die Ladentreppe hinan, um nach dem Preise des Prachtstückes zu fragen. Das heißt, er wartete erst drinnen eine halbe Stunde lang, denn der Raum war voll Kunden, und es war nicht seine Natur, sich vorzudrängen. Außerdem war solch ein Kauf ein wichtiges Ereignis, zu dem man die gehörige Muße haben mußte. Der nahe Anblick all der guten, festlich aufgeschmückten Sachen machte ihn die Zeit vergessen; ja der elegante Verkäufer mit den schlanken Handbewegungen hatte ihn schon zweimal gefragt, was er denn wünsche, ehe er die Gedanken sammeln konnte. Als der Kleine auf das Schaustück, den großen Aal, zeigte, nannte er eine sehr bedeutende Summe, wobei seine im Abschätzen geübten Augen verstohlen musternd über die sonderbare Gestalt hinliefen, bis hinunter zu den

Hier stand auch, halbaufgerichtet, ein brauner, fetttriefender Spickaal.

gestreiften Sommerbeinkleidern. Das Gesicht des Käufers zog sich ein bißchen in die Länge; mit aller Umständlichkeit brachte er aus der Brusttasche einen gestrickten grauen Geldbeutel zum Vorschein, schob die Ringe hin und her und schüttelte langsam und vorsichtig den Inhalt in seine Hand, um ihn zu überzählen. Inzwischen ward er durch gewichtigere Kunden wieder in den Hintergrund verschoben, und als er herausgefunden, daß die geforderte Summe seine Baarschaft weit überstieg, verschwand er wehmütig und geräuschlos, ohne ein weiteres Wort und gleichsam mit hängenden und eingeklemmten Rockschößen. Draußen aber warf er noch einen langen Abschiedsblick auf das verlockende Wassergeschöpf, das ihm nicht gehören sollte, seufzte tief und hüpfte dann wieder vorwärts, zum Dammthor hinaus. Die Lichter und Häuser

Zuletzt erschien ein Licht in einem Dachfenster.

blieben dahinten, vor ihm lag der große, nun völlig dunkle botanische Garten, dessen hohe Gitterflügel geschlossen waren. Wie er aber mit den Händen daran hintastete, fand sich noch ein nachgiebiges Seitenpförtchen, das im Öffnen einen singenden Laut von sich gab, und nun lief der Kleine zwischen den leeren Beeten und Büschen und unter den hohen Nadelbaumkronen sicher vorwärts, bis der Weg sich senkte und langsam hinunter zum Stadtgraben führte, von dem es kühl schaurig herauswehte. Ein bißchen rechts ging es dann einige Stufen hinab zu einem kleinen, umbuschten Rondell, aus dem das Plätschern einer Quelle tönte. Das klare Wasser war gut zum Trinken, Sommer und Winter holte sich's der Kleine an dieser Stelle. Er griff zuerst nach dem steinernen Rohr, das in etwas grauerem Schwarz aus der dunklen Bodensenkung heraustrat, — als er sich so über die Lage vergewissert, tastete er zwischen den Sträuchern und dürren Farnkräutern herum, naß und leer zog er die Hand zurück, während er in lautes unwillig verwundertes Brummen ausbrach. Dann stieg er, rückwärts gehend, ein paar schlüpfrige Stufen wieder hinauf, faßte den Regenschirm hoch oben an der Krücke und ließ ihn prüfend zwischen das Gestrüpp gleiten; aber umsonst, er stieß auf nichts Hartes, den Schirm selbst jedoch zog seine vollwichtige Beschaffenheit plötzlich in die Tiefe. Er kam mit Gepolter unten an, ließ aber dann nichts weiter von sich hören noch sehen. „I! i! i!" sagte der Mann und guckte mit vorgestrecktem Hals, „das ist doch eine dumme Geschichte! Ja! ja! ja! ja! Was fangen wir nun an?" Und während er diese Frage wohl zwanzigmal

vor sich hinmurmelte, ging er schon auf dem Wege zurück, den er gekommen, bis er an ein dunkel daliegendes, langgestrecktes Gebäude gelangte. Die Thür war versperrt, er bimmelte mit der Glocke, die draußen an einem rostigen Draht niederhing; der unwillige, ungewohnte Klang wiederhallte im ganzen Hause. Zuletzt erschien ein Licht in einem Dachfenster, und ein Kopf bewegte sich oben, der hinauszuspähen schien. Der Kleine schellte noch einmal.

„Wer ist denn da?" fragte eine ängstliche Stimme aus dem Fenster.

„Ja, sagen Sie mal, was is denn das mit meiner Wasserflasche? Wer hat die weggenommen?"

„Wer sind Sie?" schrie die klägliche Stimme, „ich kann niemand einlassen, der Herr und die Gehilfen sind alle aus."

„Je, mein Name, — ach, mein Name geht Sie je nichts an; meine Karaffe ist weg, und mein Schirm is ihr nachgelaufen; hier muß je doch Licht zu bekommen sein!"

„Je, sind Sie denn auch kein Einbrecher? Wollen Sie auch ganz gewiß nichts stehlen?"

„Das nennen Sie stehlen? Wer hat denn meine Wasserkaraffe gestohlen?" schrie der andere ärgerlich.

Schlürfende Schritte kamen drinnen die Treppe herab, und in dem Schein eines dünnen Lichtes, der durch die vorsichtig handbreit geöffnete Thür drang, erschien am ganzen Leibe zitternd der Inhaber der dünnen Stimme, ein kleiner Lehrling, der an diesem Weihnachtsabend die Wache im leeren Hause hatte.

Der sonderbare Wasserliebhaber drängte sich hinein und blickte spähend umher; unter einer invaliden Holzbank auf dem Flur sah er in dem kargen Lichtschein etwas blinken, richtig da stand die Flasche. Wahrscheinlich hatte ein Gärtner sie draußen gefunden und ins Haus getragen, da ihr Inhaber im Garten sehr wohl bekannt war. Auch der Junge zeigte sich nun beruhigt und wollte sich eben wieder unter die sichere Bettdecke verkriechen, als der Kleine sagte: „Nu noch den Schirm. Halten Sie die Hand vors Licht, und kommen Sie mal mit mir."

„Wohin denn?" stotterte der Lehrling.

„Nach der Quelle."

„Ich darf nicht hier weggehen, keinen Schritt, und das Licht —"

„Je, je, je, je, denn muß ich allein suchen, aber das Licht muß ich mitnehmen."

Dem Lehrjungen ward es purpurne Finsternis vor den Augen, als er dieses Gesuch hörte; er weinte beinah, bis er dachte, daß seine kleinen Geschwister auch um diese Zeit im Dunkeln sitzen müßten, bis sie in die Weihnachtsstube kämen, und dann ward ihm zu Mute, als müsse, wenn er die Augen aufmache und sein rot und weiß gewürfeltes Taschentuch abnähme, das er sich zum Schutz vor Räubern und Gespenstern über den Kopf gehängt hatte, auch vor ihm der Tannenbaum stehen mit seinen bunten Lichtern. Aber es war nur ein ganz kleines Licht, das endlich auf ihn zukam, und der es trug, war ein wunderliches Männchen mit dem Hut im Nacken, einem großen Regenschirm und einer gefüllten Wasserflasche, kein Knecht Ruprecht und kein Weihnachtsengel, wie er ihm in der Kindheit zuweilen erschienen war. Sie wünschten sich darauf gegenseitig vergnügte Weihnachten, und der kleine Lehrling ging wieder in sein Dachkämmerchen, um von morgen zu träumen, wo er einen ganzen Tag frei haben und bei seinen Eltern sein würde, — während der andere wieder durch das Katzenpförtchen hinausging. Er hüpfte aber jetzt etwas schneller, denn er hatte sich ziemlich lange beim Suchen aufgehalten, und bald kam er wieder in die geräuschvolle Stadt. Der Prachtaal in dem schönen Ladenfenster, das ihn erst so angezogen, war nun fort, aber er sah eine Menge kleiner geräucherter Fische liegen, mit Preisen auf Pappstückchen am Schwanz oder zwischen den Kiemen. Er streckte sich auf den Zehen, um die Summen zu lesen, ging dann zum zweitenmal in den Laden und erhandelte einen appetitlich duftenden geräucherten Aal, der freilich mit dem Schaustück verglichen nur ein Regenwurm war. Beim Konditor suchte er dann noch allerlei feines Gebäck aus, nur fand sich beim Bezahlen, daß der Rest seines Geldes abermals nicht reichte, und er mußte mit langem Gesicht zusehen, wie die Verkäuferin gleichmütig alles wieder auf die Teller zurücklegte, bis auf ein großes Stück Makronentorte mit verzuckerten Früchten, das sie ihm ließ. Schmunzelnd schob er's in die Rocktasche und

machte ſich mit ſeinen Schätzen in ſeine Wohnung auf. Bald ſtand er vor der Thür des Hauſes, wo er ein Hinterſtübchen bewohnte. Eine laute, luſtige Stimme, die Stimme ſeiner Wirtin, bewillkommnete ihn: „Gott bewahre, Sie kommen aber ſpät, Stürmer, nun hab' ich bloß Ihretwegen nicht wegkönnen!“

„Na, na, na, ſeien Sie artig!“ rief der Kleine begütigend und wollte ihre runde Hand ſtreicheln.

„Rühren Sie mich nicht an!“ ſchrie ſie zurückweichend und glättete an den Falten ihres ſeidenen Staatskleides, „ſehen Sie nich, daß ich all pükſein bin?“

„Immer laufen! Immer laufen!“ drohte der Einwohner.

„Je, ich geh' zu meiner Couſine, koche ihr die Karpfen, ſonſt kriegt' ich keine zu eſſen.“

„Ha, Karpfen!“ Der Kleine lachte vor Sehnſucht und Schwärmerei wie bei dem Namen einer Geliebten.

„Sieh, ſieh, das glaub' ich! Nee, mein guter Herr, das is nichts für Sie, die muß man nur eſſen, wenn man ſie bezahlen kann. Na, denn gehen Sie man hinein, Ihre Stube is warm.“

Er verbeugte ſich mit drolliger Zärtlichkeit, dann hörte er die Thür zuſchließen; er war jetzt ganz allein im Hauſe, gerade wie der kleine Gärtnerburſche. — „Guten Abend allerſeits,“ ſagte er, als er in ſeine Stube trat, „je, richtig, die Streichhölzer.“ Er ſuchte auf dem Bördchen neben der Thür und begann gemächlich Licht anzumachen. Nicht wie ein anderer, weniger geduldiger Menſch, der die Thür hart zuſchlägt, auf der Jagd nach der Streichholzſchachtel ein paar Unglücksfälle unter dem Geſchirr verurſacht und erſt mit dem zwanzigſten Hölzchen Glück hat, daß die Gegend um ihn her ausſieht wie ein Schlachtfeld von all den kleinen, blaſſen, dampfenden Leichen. Nein, langſam, vorſichtig und ſogleich von Erfolg gekrönt; die Petroleumlampe brannte hell, obgleich es nur ein ſimpler Flachbrenner war, und beleuchtete die Behaglichkeit des ſauberen, altmodiſch möblierten Kämmerchens, das zugleich Wohn- und Schlafraum vorſtellte. Noch mit dem Hut auf dem Kopf hob er die Lampe von der bunten Decke des runden Sofatiſches und ging damit nach der Wand. „Guten Abend, Vater! Guten Abend, Mutter,“ ſagte er vergnügt und lachte hinauf zu den ſteifen alten Geſichtern auf den Paſtellbildern. „Nu ſind wir zu Haus! Endlich. Herrjes, war das 'n lange Predigt heute. Und erſt nich mal 'n Platz frei! Wollte all weggehn! Na, nachher war da noch ſo'n Konfirmandenſtuhl in der fünften Reihe links! Und denn die Geſchichte mit der Karaffe! Weißt, deine Karaffe, Mutter! Was für'n Eigenmächtigkeit, ſie wegzunehmen. Und dieſer Jung fragt mich noch, ob ich einbrechen will! Nee, da hört jewoll alles auf.“ Darauf beäugelte er gewiſſenhaft ſeine Stiefel und Beinkleider. — „Oh weh, oh weh, oh weh!“ jammerte er und ſchüttelte ſo ſtark mit dem Kopf, daß ein Zuſchauer Angſt bekommen hätte, „das ſieht je lecker aus! Je, der Winter, der Winter, das is 'n ſchlechtes Wetter für die Hummeln.“ Nun öffnete er ein Schubſach und nahm reine Wäſche heraus, die feinſte, die er beſaß, ſowie einen vollſtändigen ſchwarzen Anzug, dazu goldne Manſchettenknöpfchen, ein perlgraues, ſeidenes Halstuch, — an Krawatten hatte er ſich nie gewöhnen können — und holte dann das zweite Paar Stiefel herein, das blankgeputzt vor ſeiner Stubenthür ſtand. Nun begann er ſich in dem angenehm durchwärmten Stübchen auszukleiden und eine gründliche Wäſche an ſeiner ohnehin ſchon ſehr ſauberen Perſon vorzunehmen. Unaufhörlich drückte er ſich einen großen, vollgeſogenen Schwamm auf den Kopf und lächelte roſig und vergnügt unter den herabſtürzenden Waſſerbächen, wie eine männliche Najade. Als er ſich dann noch mit Vorſicht und Sachkenntnis raſiert und in die friſchen Gewänder gekleidet hatte, beſah er ſich zufrieden in einem kleinen Handſpiegel, der ihm ein apfelrotes, weißhaariges Geſicht wiederſtrahlte. Nach Kräften ordnete er dann wieder alle verſtreuten Gegenſtände und trocknete etwas die Flut auf dem Fußboden, die er angerichtet. Die letzten Lachen überließ er dem kleinen Kanonenofen, den er von Zeit zu Zeit fütterte. — All dieſe Hantierungen hatte er bei offnem Rouleau vorgenommen, da er in ſeiner harmloſen Kurzſichtigkeit ſelbſt nie etwas von dem bemerkte, was im Innern anderer Häuſer vorging. Die Nachbarn aber amüſierten ſich an ihm, wie an

einer Katze, die sich putzt; der komische Kauz war, das wußten sie, nicht verantwortlich wie einer von ihnen. — Nun ließ er sich bequem in das kleine, mit buntem Kattun bezogene Sofa sinken und entrollte den Aal aus dem Papier. Dabei verklärte sich sein Gesicht, die Stumpfnase schlürfte den zarten Rauchduft, während die Zunge schon im voraus Schmeckversuche in die Luft hinaus machte. „Er ist nicht schlecht," sagte er zwinkernd, „wenn auch ein Zwerg gegen den" — Inzwischen holte er ein Messer aus der Brusttasche, schnitt den Fisch in Stücke und teilte diese in zwei Portionen: „Vier für heute und drei für morgen, das heißt, denn muß der Kopf oder der Schwanz mit zu heute gehören, sonst kämst du ja morgen zu kurz, Stürmer, mein Jung! Das möchtest du wohl, dir heute all die guten Mittelstücke vor der Nase wegessen! Geht nich! Geht nich!" Er lachte und schlug sich selbst ein Schnippchen. Dann begann er mit Zärtlichkeit von dem größten Stück der ersten Abteilung die Haut zu lösen, sie zeigte sich dick mit Fett bewachsen; darunter schimmerte das feingeschichtete, rosige Fleisch. „Ha!" machte der Einsiedler und begann zu essen, „das is 'n Fisch! Den Geschmack hat doch kein anderer!" Bei jedem Bissen schloß er vor wohligem Genuß die Augen und verzehrte so das erste Stück langsam und ernstlich prüfend, ob der Fisch auch nicht an der Gräte weniger frisch schmecke, aber sie sah vollkommen weiß und durchsichtig aus, das beste Zeichen für tadellose Beschaffenheit. Seine Augen glänzten: „Wer weiß," sagte er, „ob der alte Riesenaal diese Zartheit und Frische gehabt hätte! Ich bezweifle es, wirklich, bezweifle es sehr! Er sah mir," lächelte der vergnügte Esser und legte den grauen Kopf mit pfiffigem Schmunzeln auf die Seite, „wenn ich die Wahrheit sagen soll, sah er mir danach aus, als ob er schon acht Tage lang im Schaufenster gelegen hätte!" — Er hatte etwas Weißbrot in einem Eckschränkchen, das holte er heraus und legte es neben den geschnittenen Fisch; aß auch wohl gelegentlich eine Scheibe, aber nur sozusagen aus Pflicht, während die Lieblingsspeise viel schneller verschwand. Als er den für heute bestimmten Anteil

Er wischte das Glas zum Überfluß noch einmal mit der Serviette aus.

verzehrt hatte, machte er eine kleine Pause, ging dann wieder an den Schrank und holte eine in Seidenpapier gewickelte Flasche heraus. Dann setzte er ein Glas daneben, besah es, hielt es gegen's Licht, ob es klar sei, wischte es zum Überfluß noch einmal mit der Serviette aus und goß dann behutsam den dunkeln Portwein ein. Darauf begann dasselbe Kosten und Zungenschnalzen wie beim Verzehren des Fisches, dasselbe entzückte Schließen der Augen, bis der letzte klebrige Tropfen verschluckt war. Plötzlich warf er einen schüchtern begehrlichen Blick auf die übrige Aalportion, wendete sich aber gleich darauf ab und sagte mit unwilliger Betonung: „Na, Stürmer, du wirst doch nicht?" Er schob auch noch das Papier darüber, um das verführerische Wassertier gar nicht mehr vor Augen zu haben, trank dann noch ein zweites Glas Wein, dann ein drittes. Nun begann ein kecker Mutwille in seinen Augen aufzusprühen; scherzend hob er das Papier von dem Fisch und guckte darunter — dann schlug er sich selbst auf die Finger und lachte, daß es wiederhallte. Danach trank

er das vierte Glas. Immer übermütiger glänzten seine Bäckchen im Wiederschein des Feuers und des Weins. Er stand auf, ging zu der steif herabglotzenden Pastelldame an der Wand und sagte vertraulich: „Was meint Mutter? Noch 'n Stück?" Und dann in anderem Ton: „Na ja, mein Jung, weil heute Weihnachtsabend is." Beglückt von der Erlaubnis, sprang er an den Tisch zurück und befriedigte sein Verlangen; kaum das erste Stück hatte ihm so gut geschmeckt wie dieses fünfte. Mit der Bitte um das nächste wendete er sich an seinen Vater, und dieser war so gefällig, gleich zu antworten: „Je, warum denn nich, mein Jung!" Das letzte aß er dann, damit es nicht erst trocken würde, aus eigner Machtvollkommenheit und ohne Gewissensskrupel. Das fettige Papier samt den Überresten warf er in den Ofen; dann kam wieder der Schwamm an die Reihe, doch wusch er diesmal nur Gesicht und Hände. Sein Waschgeschirr war von feinem Porzellan mit verwaschener Vergoldung: als aber das Licht darauffiel, erblickte er einen dunkeln, verkitteten Riß, der quer durch die Waschschüssel lief. Augenblicklich trat ein sorgenvolles Bedauern in sein Gesicht; er kannte den Riß seit drei Jahren, aber verschmerzt hatte er ihn noch nicht. „Je, Mutter," sagte er kopfschüttelnd, „ich kann auch nichts dafür, du siehst es nu, wie mit deinem besten Geschirr umgegangen wird!" Kaum war es heraus, als er sich auch schon ängstlich umsah, ob nicht etwa die Wirtin ihn gehört habe. Er wußte ganz genau, daß sie mit peinlicher Sorgfalt bemüht war, ihm seinen Hausrat, der bis ins kleinste von seinen spätverstorbenen Eltern stammte, in gutem Stande zu erhalten, aber wer gleitet nicht einmal aus, wenn die Fliesen in der Küche frisch gescheuert und von der eindringenden Kälte mit trügerischem Glatteis bedeckt sind? Hatte sie den Sprung nicht so sorgfältig verkittet, daß er nur sichtbar, aber nicht im geringsten fühlbar blieb? —

Im Hause gegenüber erlosch eben das letzte Licht am Tannenbaum; zwei jugendliche Gestalten, die sich umschlungen hielten, blickten aus dem Fenster auf den Garten im Schnee und zu den funkelnden Sternen empor. „Nächstes Jahr feiern wir das Fest in unserm eignen Haus, Lina, Süße!" flüsterte der junge Mann und drückte heiß ihre Hand.

Sie nickte.

„Aber war es nicht immer reizend hier, auch heute abend? Wie süß sie alle waren." —

Ihr fröhliches Gesicht stand in Thränen.

„Glaubst du, ich könnte je die Zeit vergessen?" sagte er hastig, „dies ist ja doch mein zweites Elternhaus."

Sie küßten sich, dann zeigte sie hinüber.

„Sieh, Fritz, der Alte sitzt allein zu Haus; wie so ein armer Mensch wohl Weihnachtabend gefeiert hat! Wovon lebt er eigentlich?"

„Ich glaube, er hat so kleine Agenturen, verdienen wird er wenig genug."

„Ja, die Frau, bei der er wohnt, sagt, daß er höchstens ein- bis zweimal die Woche etwas Warmes ißt, — lieber Gott!"

„Er scheint aber jetzt zu essen," sagte der Bräutigam.

„Ja? O das freut mich!"

„Und, Lina, eben hat er sich aus der Flasche eingeschenkt, ich kann den Wein hier im Glase rot funkeln sehen, i weißt du, ich glaube, er ißt Torte dazu, wahrhaftig, mit spitzen Fingern —"

„Ach, wie gut," sagte das junge Mädchen, „ich fürchte, er hungert zuweilen im stillen."

„Wenn man ihm helfen könnt" — Fritz, in der seligen gerührten Bräutigamsstimmung, hätte die ganze Welt glücklich machen mögen.

„O nein, er ist sehr stolz auf seine Art, denn er ist aus guter Familie, — anbieten kann man dem nichts."

„Wenn er eine bessere Stellung bekommen könnte —"

„Ja, aber wie? Sein alter Prinzipal ist tot, sein Nachfolger hat ihn dann entlassen. Die sonderbaren Manieren, weißt du, schrecken ab, und doch hinaus will er auch. Ein Glück nur, daß er trotz seines kümmerlichen Lebens so harmlos lustig ist, wie ein Schuljunge; wahrscheinlich heißt es deshalb, er sei nicht richtig im Kopf — —"

„Alles haben wir nun gehabt heut abend, nur noch keine Musik," sagte Fritz ablenkend, „spiel' uns etwas, liebes Herz, etwas für mich."

Die Braut ging lächelnd ans Klavier.

„Die neunte? Deine geliebte neunte, nicht wahr?“

Als es dann in jubelnden Feierklängen durch die beschränkte Wohnung brauste, das hohe Lied von der Freude, die so stark ist, daß sie das kleine Menschenherz fast zersprengt, öffnete sich plötzlich die Stubenthür, aber nur eine Ritze breit, und eine Stimme rief hinein: „Bitte, entschuldigen Sie, is das nich Beethoven?“

Alle wandten den Kopf, die Spielerin stockte einen Moment, der Bräutigam winkte mit gerunzelter Stirn: „Nicht unterbrechen;“ aber Mama ging auf den Zehenspitzen zur Thür und zeigte mit der Hand: Kommen Sie doch herein, Herr Nachbar! Da stand er nun, dicht an der Wand, drehte den Hut in den Händen und die Augen im Kopfe, und seine Lippen zitterten vor Aufregung. Nun sah sich Lina um, nickte unmerklich; dem Alten schoß das Blut ins Gesicht, er sah aus, nicht wie ein Greis, sondern wie ein selig träumendes Kind. Er stand noch so, als die letzten Töne verklungen. „Herr Stürmer, nicht wahr? Setzen Sie sich doch, Herr Stürmer, trinken Sie ein Glas Punsch mit uns,“ sagte der Hausherr leutselig. Der Kleine blickte auf: „Je, sehn Sie, dacht es gleich, Beethoven; i, denk ich, willst mal fragen! Na, nehmen Sie es nicht übel, — Sie auch nicht, Bienchen“ — er stellte sich vor Lina und betrachtete sie entzückt; — „das ist wie ein Bienchen, und wo sie fliegt, sind Blumen! Guten Abend, meine Herrschaften! Nein, danke, jetzt keinen Punsch, das war ja Beethoven, und danach mag ich keinen Punsch! Habe bereits zu Abend gegessen. Gute Nacht, danke sehr, und wo sie fliegt, sind Blumen“ — — Plötzlich schloß er die Thür und war verschwunden.

Eine halbe Stunde später lag er in zufriedenem Schlaf in seinem Bett, unter den Kissen und Laken seiner Mutter. Auf seinen Füßen ruhte ein dicker Wollknäuel, das war Ali, seiner Wirtsfrau Pudel, zubenannt der „Strömer;“ der war erst mit

Da stand er nun, drehte den Hut in den Händen . . .

ihm von seiner Straßenwanderung heimgekommen. —

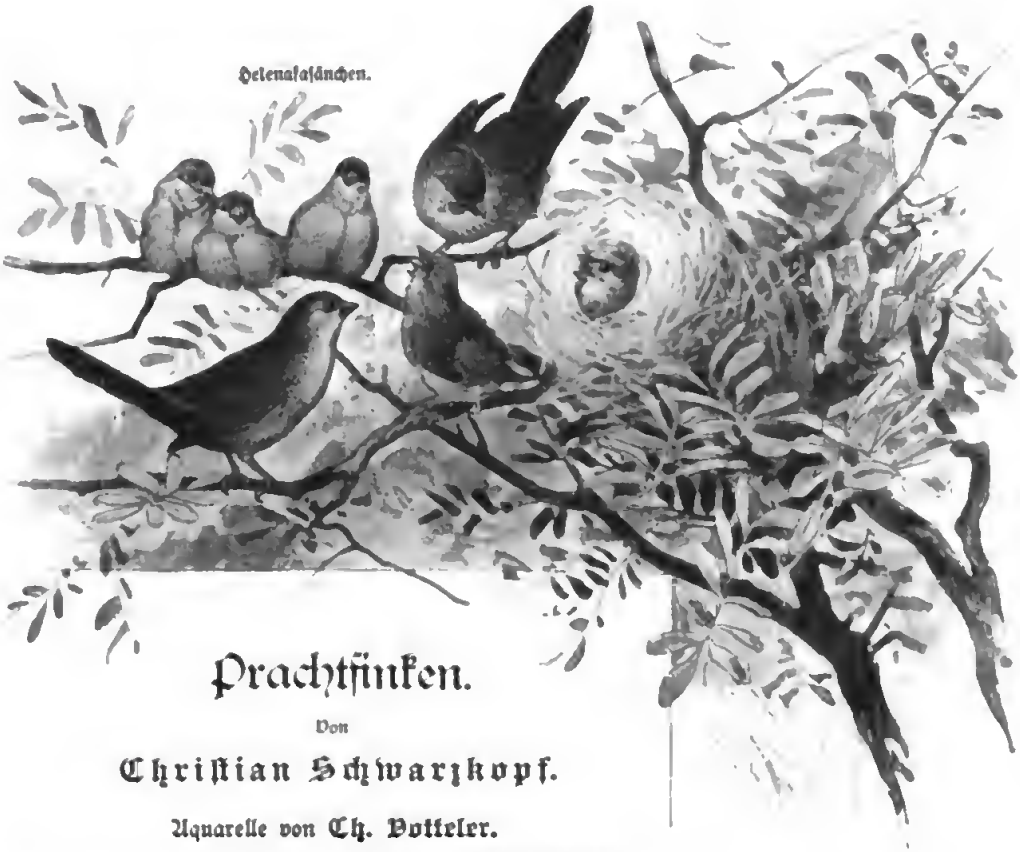
Als die Wirtin am nächsten Morgen Stürmers Zimmer reinigte, fand sie unter dem Tisch die Aalschwanzflosse mit dem Preis auf dem Pappstückchen. Sie war dem Pudel wahrscheinlich zu mager gewesen. „Nu sieh,“ bemerkte sie für sich, „was für'n Verschwender der alte Kerl is! Hat den ganzen Aal aufgegessen. Kann er nicht nach der Volksküche gehn? Was braucht der Delikatessen?“ Eben kam er nach Haus, Wasserkaraffe und Regenschirm in den Händen, lachend von weitem: „Strenge Frau, strenge Frau, nu is Weihnachten vorbei, nu fliegen bald wieder die Hummeln, — im botanischen Garten an der Quelle blüht

eine Weihnachtsroſe! Je, je, je, ſolche Feſttage! Je, je, je, ſolche Freudentage — —!" Die Wirtin ſah ihn an, er lachte ſo anſteckend: „Ach, Stürmer, was Sie auch für'n Mann ſind!" ſeufzte ſie fingerdrohend — „Sie können Gott danken, wie gut Sie es haben, wahrhaftig Gott danken, ſo pütcherig Sie ſind!"

„Thu ich auch!" nickte der Kleine, „aber horchen Sie doch mal rüber, ſpielt ſie nu nich Mozart?"

Aus der Werkſtatt berühmter Künſtler:

Madonna mit dem Chriſtuskinde.
Handzeichnung von Fra Bartolommeo in den Uffizien zu Florenz.
(Nach einer Aufnahme von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.)



Helenafaſänchen.

Prachtfinken.

Von

Chriſtian Schwarzkopf.

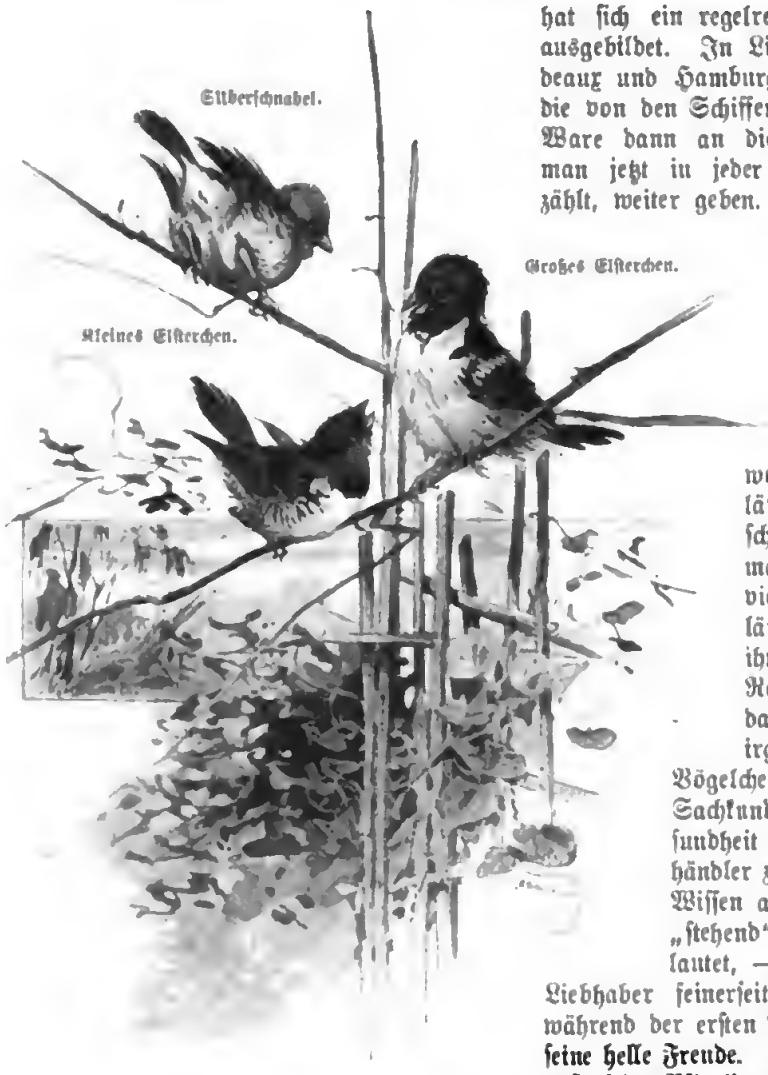
Aquarelle von Ch. Pottelet.

(Abdruck verboten.)

Die Liebe zu den Tieren wurzelt ſo tief in der Seele des Menſchen, daß er ſich ſelbſt unter den ungünſtigſten Verhältniſſen den Verkehr mit ihnen zu ſchaffen ſucht. Der Beſitz eines Hundes iſt für den Großſtädter eigentlich nur eine Quelle von Verdruß und Sorge, trotzdem werden in Berlin an die 40 000 Hunde gehalten. Einen Kanarienvogel findet man faſt in jeder Wohnung, obgleich dieſe kleinen Hausgenoſſen im Grunde auch nicht jedermanns Sache ſind, denn der gewöhnliche Kanarienvogel trägt eine Weiſe vor, die auch geſunde Nerven einigermaßen angreift, ſeinem vornehmen Harzer Vetter aber haben die Sachverſtändigen auf den Ausſtellungen ſo lange an ſeinem Liede herumgemäkelt, bis es ſchließlich auch nur noch eine ſehr eintönige Melodie hat.

Zweifarbige Elſterchen.

Die Freunde des Vogelgeſanges halten ſich einheimiſche und fremde Geſangeskönige und ſcheuen im Intereſſe ihrer Lieblinge weder Mühen noch Koſten. Aber nicht jeder, der gern ein paar Vögelchen um ſich hat, iſt ein Freund des Geſanges und will die Arbeit auf ſich nehmen, die mit der ſachkundigen Pflege von Inſektenfreſſern verbunden iſt. Den meiſten Gebildeten iſt



der in diesem Fall unentbehrliche Mehlwurm ein Greuel. Was man sich vielfach wünscht, sind ein Paar Vögelchen, die sich möglichst still verhalten, recht zahm sind und womöglich auch den lieblichen Anblick des Nesterbauens und Brütens gewähren.

Nun, auch für dieses Bedürfnis ist durch die Einführung der Prachtfinken gesorgt. Unter „Prachtfinken" versteht man eine ganze Anzahl Finkenarten, die in Afrika, Asien oder Australien zu Hause sind. Das ihnen allen Gemeinsame besteht darin, daß es sich um kleine (9—13 cm), zierliche, farbenprächtige Vögelchen handelt, die als Sänger nicht in Betracht kommen.

Seit dem Anfang der sechziger Jahre werden die Prachtfinken alljährlich zu vielen Tausenden nach Europa gebracht, und es hat sich ein regelrechter Handel mit ihnen ausgebildet. In Liverpool, London, Bordeaux und Hamburg gibt es Großhändler, die von den Schiffen kaufen und ihre kleine Ware dann an die Vogelhändler, deren man jetzt in jeder großen Stadt mehrere zählt, weiter geben. Leider ist dieser Handel mit ungeheueren Verlusten an Vogelleben verbunden, denn die Vögel werden vielfach nur gelegentlich mitgebracht und finden auf den Schiffen ein Unterkommen, wie und wo es sich eben auftreiben läßt. Dazu kommt der schnelle Wechsel des Klimas, der auch nur zu viele dieser kleinen Südländer tötet. Viele von ihnen empfangen auf der Reise den Todeskeim, ohne daß man es ihnen zunächst irgend anmerkt. Solch ein Vögelchen, das auch für den Sachkundigen das Bild der Gesundheit bietet, wird vom Vogelhändler zweiter Hand nach bestem Wissen als gesund — als bereits „stehend", wie der Kunstausdruck lautet, — weiter verkauft. Der Liebhaber seinerseits hat an dem Vogel während der ersten Tage oder auch Wochen seine helle Freude. Da bemerkt er plötzlich, daß sein Pflegling das Gefieder sträubt. Nach kurzer Zeit sitzt der Patient mit Vorliebe vor dem Futternapf und hackt hinein, ohne indessen ein Körnchen in den Schnabel zu nehmen. Das bisher so helle Auge trübt sich mehr und mehr, und nur zu bald liegt eine Leiche im Käfig. Zumal die so liebenswürdigen Grauedelsänger und die kleinen Amaranten, aber auch nur zu viele der australischen Prachtfinken erliegen dieser Krankheit. Ich habe Vögel an ihr verloren, die sich bereits über ein halbes Jahr in meiner sachkundigen Pflege befunden hatten.

„Stehen" die Prachtfinken wirklich, so sind die meisten keineswegs übermäßig zärtlich und gedeihen in gewöhnlicher Stubenwärme vortrefflich. Nur muß man sie — wie ja übrigens alle Vögel, — sorgfältig vor Zug schützen.

Will man an den Prachtfinken Freude haben, so darf man sie nicht einzeln halten, sondern mindestens pärchenweise. Das Stillleben eines solchen Ehepaares in einem geräumigen Käfig wird, auch wenn es nicht nistet, jedem Tierfreund viel Vergnügen bereiten. Nur sollte man immer für einen wirklich geräumigen Käfig sorgen, wobei denn an einen solchen zu denken ist, der mindestens 75 cm lang und 50 cm hoch ist. Die Prachtfinken sind ja nicht wie unsere Kanarienvögel im Käfig ausgebrütet, sondern in der Freiheit aufgewachsen. Sie wollen also fliegen können und viele, wie z. B. die Schmetterlingsfinken, entfalten erst unter dieser Voraussetzung ihren ganzen Liebreiz. Man kann übrigens in einem solchen Käfig auch drei bis vier Pärchen verschiedener Arten halten, doch wird dann aus dem Nisten nur selten etwas werden.

Man füttert diese Vögel mit weißer Hirse. Hat man Gelegenheit, auch afrikanische Hirsearten zu erwerben — jeder größere Vogelhändler führt sie — so erweist man seinen Schutzbefohlenen eine Wohlthat. Salat oder sonstiges Grünzeug sollte man den Prachtfinken nie geben, Ameiseneier und Mehlwürmer nur, wenn sie nisten sollen. Das Trink- und Badewasser muß immer Stubenwärme haben.

Blauer Astrild.

Die volle Freude hat man an den Prachtfinken erst, wenn sie nisten. Wer das erreichen will, der muß freilich zwei Dinge in hohem Maße haben: Geduld und Glück. Gerade in Bezug auf das Nisten haben die Pfleger unserer kleinen Freunde vielfach die ärgsten Enttäuschungen erlebt. Die populäre Litteratur über die Prachtfinken verdankt fast ausschließlich Herrn Dr. Ruß ihren Ursprung, der sie nicht nur in seinem großen Prachtwerk: „Die fremdländischen Stubenvögel“ (Creutzsche Verlagsbuchhandlung, Magdeburg, von 1888 ab; der vierte Band ist jetzt noch im Erscheinen) in Wort und Bild zuverlässig aber mit erschreckender Ausführlichkeit beschrieben, sondern auch mehrere Handbücher über sie herausgegeben hat. Dieser Herr nun züchtete meist in Vogelstuben, erwarb sich im Laufe der Zeit eine große Erfahrung und war überdies vom Glück in hohem Grade begünstigt. So ist es erklärlich, daß sich bei ihm über die Züchtung der Prachtfinken Ansichten entwickeln konnten, denen die Wirklichkeit in der Regel keineswegs entspricht. In dieser kommen erfolgreiche Züchtungen im Käfig nur ausnahmsweise vor. Zum Nisten, d. h. zum Erbauen eines Nestes und zum Eierlegen schreiten die Prachtfinken aber in der That verhältnismäßig leicht.

Ich spreche aus Erfahrung, denn ich habe alle diese Vögel Jahre lang in großen Käfigen gehalten, und ich bin von Jugend auf ein erfahrener Vogelwirt. Wie sehr nun hier der Zufall mitspricht, beweist die Thatsache, daß gerade solche Vögel, von denen man behauptet, daß sie leicht erfolgreich nisten, wie z. B. die Zebrafinken, bei mir nie zur Brut schritten, während ich von anderen, die von den meisten Züchtern als sehr heikel bezeichnet werden, z. B. Ringelastrilden, Helenafasänchen und Schmetterlingsfinken, Junge erhielt. Von all den zahllosen erfolglosen Versuchen mit Zebrafinken steht eben in den Fachzeitschriften kein Wort. Fand sich aber im Käfig eines Liebhabers ein Pärchen zusammen, das Junge erzog, so wird dieser Fall ausführlich behandelt.

Schmetterlingsfink.

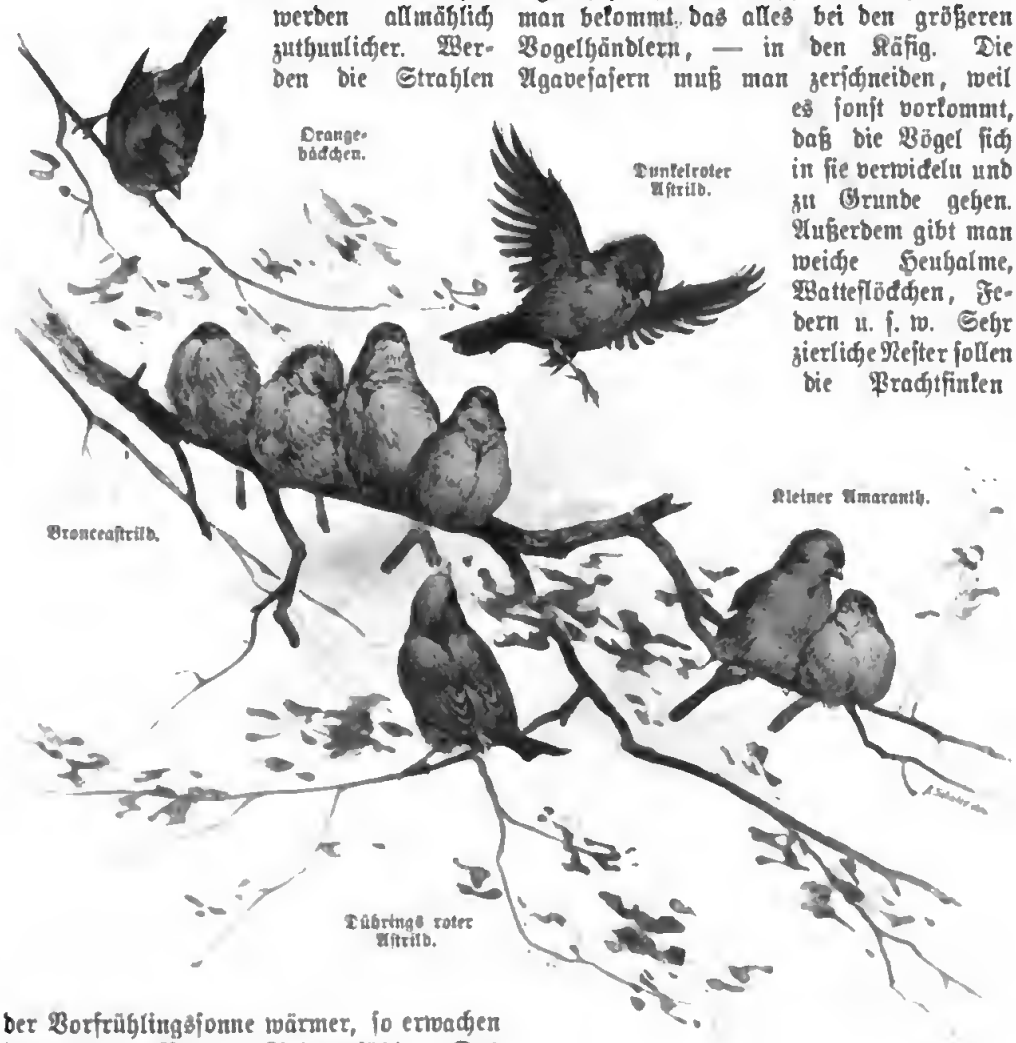
Dreifarbige Nonne.

Tigerfink.

Man thut also gut, mit den bescheidensten Erwartungen ans Werk zu gehen.

Nehmen wir an, man habe ein Pärchen Schmetter-

lingsfinken erworben und in einem großen Käfig untergebracht, der an einer hellen, sonnigen Stelle seinen Platz fand. Zunächst sieht unser Pärchen noch recht unscheinbar aus, sobald es aber eine Weile Ruhe gehabt hat, erhöht sich der Glanz der Farbe, und die Tierchen werden allmählich zutraulicher. Werden die Strahlen



der Vorfrühlingssonne wärmer, so erwachen in unseren Vögeln Liebesgefühle. Das Männchen nimmt einen Strohhalm, den es im Sande fand, in den Schnabel, hüpft auf eine höchst seltsame Weise auf einem Stäbchen auf und nieder und stößt verhältnismäßig laute Rufe aus. Jetzt bietet man dem Paar auf einem Schälchen möglichst kleine Mehlwürmer, auf einem anderen aufgeweichte Ameiseneier und hartgekochtes geriebenes Ei an. Es währt gewöhnlich eine Weile, bis die Vögel an dieses Futter gehen, sobald sie es aber nehmen, so wirkt es auf sie höchst anregend. Mittlerweile hat man in ein paar Ecken des Käfigs Harzer Bauerchen angebracht, aus deren einer Schmalseite man die Stäbchen entfernte, und in denselben mit Leinwand ausgenähte Kanarienvogelnester befestigt. Nun gibt man spannenlang geschnittene Agavefasern, Kokosnußfasern u. s. w., — man bekommt das alles bei den größeren Vogelhändlern, — in den Käfig. Die Agavefasern muß man zerschneiden, weil es sonst vorkommt, daß die Vögel sich in sie verwickeln und zu Grunde gehen. Außerdem gibt man weiche Heuhalme, Watteflöckchen, Federn u. s. w. Sehr zierliche Nester sollen die Prachtfinken auch aus frischem Spargelkraut errichten, ich bin aber nie in der Lage gewesen, ihnen dieses zur Verfügung stellen zu können.

In dem Harzer Bauer entsteht nun ein bedecktes Nest, das den ganzen Bauer ausfüllt und zu dem nur ein kleines für das Ein- und Ausschlüpfen bestimmtes Loch führt. Bei einigen Arten gelangt der Vogel zu diesem Loch erst durch eine einen ganzen oder halben Finger lange Röhre. Andere

Schwarzbäckiger Astrild.

errichten nur manchmal diese Röhre, lassen sie aber ein anderes Mal weg wie z. B. die gewellten Astrilde (Helenafasänchen). Es sieht ganz reizend aus, wenn die Vögel durch diese Röhre ihr Heim betreten oder aus demselben herausschlüpfen.

Man kann nicht genug darüber staunen, wie diese Vögelchen es fertig bringen, ohne jedes Werkzeug, nur mit Schnabel und Füßen, diese überaus zierlichen Bauten zu errichten. Und das in verhältnismäßig kurzer Zeit, denn der Bau, an dem sich beide Gatten beteiligen, nimmt nur etwa eine Woche in Anspruch. In ungefähr zwei Wochen sind die Jungen ausgebrütet, und nach ebenso langer Zeit bekommt man sie zu Gesicht.

Während Junge im Nest sind, stellt man den Eltern eingequellte und dann abgetrocknete Hirse zur Verfügung.

Bei vielen Arten der Prachtfinken kommt es deshalb nicht zur Brut, weil man kein Pärchen hat. Wo Männchen und Weibchen

Bandamandine.

Weißköpf. Nonne.

sich gar nicht durch die Färbung unterscheiden, wie z. B. bei den Grauastrilden ist es natürlich sehr schwer, zu einem solchen zu gelangen. Ob man ein Pärchen hat oder nicht, läßt sich gar nicht ermitteln, denn zwei Vögel desselben Geschlechtes sind, wenn kein Exemplar des anderen zugegen ist, gegen einander ebenso zärtlich wie ein richtiges Ehepaar. Ich rate deshalb, Züchtungsversuche anfangs nur mit solchen Arten anzustellen, bei denen über das

Sonnenastrild.

Geschlecht des einzelnen Vogels kein Zweifel bestehen kann.

Nachdem die Liebhaberei für die Prachtfinken sich verbreitet hatte und hier und da eine Anzahl Züchtungserfolge erreicht worden waren, glaubte man, die Zucht dieser Vögelchen auch wirtschaftlich verwerten zu können. Man wies darauf hin, wie große Summen jährlich für die eingeführten Vögel bezahlt würden, und meinte, man solle dieses Geld im Lande behalten. Würden doch auch die Kanarienvögel in Deutschland in so großer Anzahl gezüchtet, daß nicht nur der eigene, große Bedarf

Schneeweiße Reis-Amandine.

Aurora-Astrild.

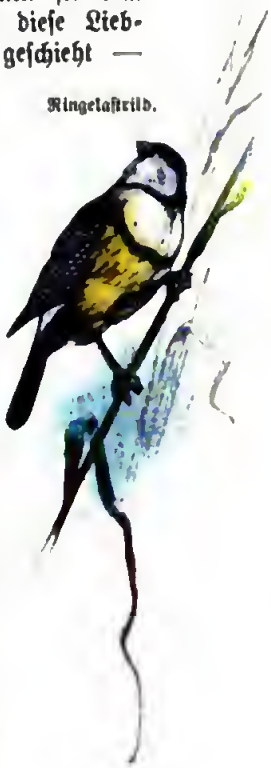
befriedigt wird, sondern auch noch alljährlich viele Tausende ausgeführt werden.

Davon kann nun im Ernst gar keine Rede sein, denn es ist, wie schon gesagt wurde, auch für den kundigen Vogelwirt Glückssache, ob er in den Besitz erfolgreich nistender Prachtfinkenpaare gelangt oder nicht, und die Pflege dieser kleinen Ausländer ist schließlich doch so kostspielig und zeitraubend, daß der Verkauf der erzielten Nachkommen selbst im günstigsten Fall nicht einmal die Kosten decken kann. Der Vergleich mit den Kanarienvögeln paßt aber überdies auch deshalb nicht, weil

diese eine Kulturrasse sind. Es kann nicht vorkommen, daß plötzlich große Mengen wildgefangener Kanarienvögel auf den Markt geworfen und dann zu Preisen

verkauft werden, welche jede Konkurrenz auch der glücklichsten Züchter ganz außer Frage stellen. In Bezug auf die Prachtfinken hat sich das aber schon oft genug ereignet, und es kann sich jederzeit wieder ereignen. Treiben gewisse Vorgänge in der Natur, wie z. B. Zeiten der Dürre, große Mengen dieser Vögel an die Küsten, so werden sie dort zu vielen Tausenden gefangen und nach Europa gebracht. Hören die Ursachen auf, so bleiben die Vögel aus den bewohnten Gegenden weg und gelangen auch nicht mehr zu uns.

Nein, von wirtschaftlicher Züchtung der Prachtfinken muß ein für allemal abgesehen werden. Als Gegenstand der Liebhaberei aber können sie dem Freunde des Tierlebens viel Freude machen. Läßt man sich diese Liebhaberei nicht über den Kopf wachsen — was nur zu leicht geschieht — und beschränkt sich darauf, ein oder einige Pärchen zu halten, so wird dieses Vergnügen auch nicht mit allzugroßen Opfern an Zeit und Geld erkauft.



Von den bei uns abgebildeten Prachtfinken ist der gewellte Astrild oder das Helenafasänchen einer der hübschesten. Er hat eine reizende Gestalt, und das dunkelgraue Gefieder ist dunkelbraun gewellt. Brust und Bauch sind rot überhaupt, zumal in der Nistzeit. Er ist ein Afrikaner und kommt auch auf St. Helena vor, wonach er Helena-Fasänchen heißt. Die Bezeichnung „Fasänchen" ist eigentlich ganz unsinnig, aber allgemein ge-

bräuchlich. Die Geschlechter lassen sich nur sehr schwer unterscheiden.

Ebenfalls Afrikaner sind drei Prachtfinkenarten, die man nach ihrer Färbung „Elsterchen“ nennt. Man unterscheidet das kleine, das große und das zweifarbige Elsterchen. Das zuletzt genannte ist das hübscheste. Die Elsterchen sind ja auch sehr niedlich, aber meinem Geschmack nach lange nicht so anmutig wie andere Astrilde. Geschlechter nicht zu unterscheiden.

Überaus zierliche Vögelchen sind die Grauastrilde, die rotschwänzigen Astrilde, die auch Grisbleu genannt werden, und die goldbrüstigen Astrilde. Die zuerst genannten gleichen den Helena-Fasänchen. Ganz reizende Vögelchen sind die Grisbleu, sie sind aber leider viel zarter als Grauastrilde und goldbrüstige Astrilde oder richtiger, es sterben viel mehr von ihnen infolge der Reisestrapazen. „Stehen“ die Grisbleu wirklich, so sind sie recht ausdauernd. Alle drei sind ebenso wie die Silberschnäbel Afrikaner. Bei den goldbrüstigen Astrilden läßt sich das Geschlecht mit Sicherheit feststellen, sie bringen es aber kaum je zu einer erfolgreichen Brut.

Afrikaner sind auch die Schmetterlingsfinken, von denen oben ausführlich die Rede war. Sie sind an dem roten Wangenfleck dem Geschlecht nach sicher zu unterscheiden und in der Färbung ebenso hübsch wie im Benehmen. Da sie, wenn sie daran gewöhnt worden sind, ganz kleine Mehlwürmer mit Begierde fressen, so hat man in diesen ein Mittel, die Vögel wirklich zu zähmen. Ein Mittel, das man bei den meisten Prachtfinken schmerzlich entbehrt.

Die Tigerfinken und die Nonnen-Arten kommen aus Indien und den indischen Inseln zu uns. Die ersteren, die in einer dunkelroten und einer hellroten Rasse vorkommen, sind sehr ansprechend gefärbt, und auch das lebhafte Wesen nimmt für sie ein, während alle Nonnen meinem Geschmack nach recht langweilige Vögel sind.

Orangebäckchen, rote Astrilde, Auroraastrilde und Schwarzbäckchen kommen alle aus Afrika und unterscheiden sich in nichts Wesentlichem von ihren bereits besprochenen Vettern. Nur in Bezug auf den roten Astrild oder Amarant erscheinen noch ein paar Bemerkungen angebracht. Dieses niedliche Vögelchen, das im Gegensatz zu dem ähnlich aussehenden Tigerfink einen untersetzten Eindruck macht, pflegt in den Käfigen der Vogelhändler besonders zu gefallen und wird deshalb auch in großer Zahl eingeführt und verkauft. Und das um so mehr, da das Geschlecht leicht unterschieden werden kann, und die von den Prachtfinken handelnden Handbücher behaupten, daß dieser Astrild besonders zuverlässig nistete. Nach meiner Erfahrung und nach der meiner ornithologischen Freunde ist nun aber der Amarant einer der allerweichlichsten Prachtfinken. Die Amaranten sterben nicht nur bei den Großhändlern wie die Fliegen im Herbst, sondern tragen auch noch, wenn sie scheinbar längst „stehen,“ den Todeskeim in der Brust. Von hundert Amaranten sind nach einem Jahr schwerlich mehr als zwei oder drei am Leben.

Die werden dann wohl ebenso oft resp. ebenso selten nisten wie ihre Verwandten auch.

Reizend gefärbte Prachtfinken sendet uns Australien. Einer der schönsten ist der leider nur sehr selten nach Europa kommende Sonnenastrild. Sitzt ein wohlgepflegtes, gut ausgemausertes Männchen dieser Art im Sonnenschein, so glänzt es wirklich wie ein Edelstein.

Am verbreitetsten unter den australischen Prachtfinken muß in seiner Heimat der Zebrafink sein, wenigstens wird er alljährlich in großer Zahl eingeführt. Die Zebrafinken sind nach Färbung und Benehmen ganz reizende kleine Vögel, doch kann sie nicht jedermann vertragen, weil das Männchen den ganzen Tag über einen Ruf ausstößt, der an den Ton einer ganz kleinen Kindertrompete erinnert. Auf die Dauer kann dieser Ton äußerst lästig werden.

Unter den Zebrafinken scheinen nun wirklich gute Zuchtpaare verhältnismäßig oft vorzukommen, und ein solches soll eine erstaunliche Fruchtbarkeit entwickeln. Mir ist es, obgleich bei dieser Art die Geschlechter in der Färbung unterschieden sind, nie gelungen, ein solches Pärchen zu erhalten.

Der Ceresastrild und der Ringelastrild sind verhältnismäßig unscheinbar gefärbt, der letztere aber ist trotzdem im Leben ein ganz reizender Vogel von maßloser Lebendigkeit. Leider läßt sich bei

dieser Art das Geschlecht nicht unterscheiden. Ich hatte das Glück, daß ein Pärchen bei mir nistete, und ich denke noch mit vielem Vergnügen an das Treiben zurück, das sich damals vor meinen Augen abspielte.

Der Dornastrild hat nichts von dem lebhaften Temperament, das bei den Zebrafinken und Ringelastrilden so anspricht. Sein Reiz liegt hauptsächlich in der diskreten Färbung. Leider gehört auch er fast immer zu den Todeskandidaten.

Außer den hier abgebildeten gibt es noch eine große Anzahl mehr oder weniger schön gefärbter Prachtfinken. Das Gesagte wird indessen genügen, um unsere Leser einerseits auf diese Vogelgruppe aufmerksam zu machen, sie andererseits aber auch vor Illusionen zu bewahren.

Fritz der Schreckliche.

Von

H. Denarius.

Bilder von **G. Koch.**

(Abdruck verboten.)

Ich hatte mich soeben an den Schreibtisch gesetzt, und der stille Friede meines Arbeitszimmers fing an, die Fäden traumhafter Vergessenheit über mein Gemüt zu spinnen. Ein grauer Herbsttag schaute zum Fenster herein, aber im Ofen summte ein gemütliches Feuer, und ich blickte den blauen Rauchwölkchen meiner Cigarre nach mit dem ganzen Behagen eines Mannes, der da fühlt, wie ihm demnächst die allerschönsten Gedanken von selbst kommen werden.

Aber ich wartete vergebens. Nachdem ich daraufhin meine Stimmung analysiert hatte, wurde es mir klar, daß im tiefsten Grunde meiner Seele eine — ach nur zu wohlbekannte! — Empfindung emporwuchs, die Empfindung: „Es ist wieder einmal etwas im Hause passiert."

Wer die Verhältnisse in meiner Familie kennt, wird schwerlich geneigt sein, mir dies als besonders hoch entwickeltes Ahnungsvermögen gut zu schreiben. Seitdem Fritz der Schreckliche zur Regierung gekommen ist und das Scepter mit dem ganzen Despotismus seiner zweiundeinhalb Jahre schwingt, passiert immer etwas, immer, immer. Nur wenn er schläft nicht — wenigstens für gewöhnlich nicht.

Nachdem ich solchergestalt mit mir ins reine gekommen war, hörte ich ihn auch schreien. Es hat sich nämlich bei mir mit der Zeit ein Zustand ausgebildet, wie er ähnlich auch bei langgedienten Bahnwärtern beobachtet und mit dem Namen „Signaltaubheit" bezeichnet wird. Diese Leute kommen bekanntlich infolge der jahrelangen Gewöhnung zuweilen dahin, daß sie die Glockensignale gar nicht mehr hören, wodurch sie natürlich für ihren Dienst un-

tauglich werden. Dementsprechend vernehme ich schon längst nichts mehr davon, wenn Fritz seinem Unwillen über die Folgen eines Genieſtreiches den herkömmlichen Ausdruck oerleiht, wobei indeſſen der Unterſchied hervorzuheben iſt, daß ein Familienvater durch eine ſolche Anpaſſung für ſeinen Dienſt erſt recht brauchbar wird. Dieſe — nun, ſagen wir Brülltaubheit — vermag ich alſo nur in ſeltenen Fällen zu überwinden, und dann verzeichnet jedesmal die Familienchronik eine außergewöhnliche Fülle ſenſationeller Ereigniſſe.

Dort fand ich eine gemiſchte Kommiſſion damit beſchäftigt, den Thatbeſtand aufzunehmen.

Als meine bange Ahnung eben daran war, ſich zu ſchrecklicher Gewißheit auszuwachſen, erſchien eine Deputation, beſtehend aus der fünfjährigen, ſanften Frieda und ihrer älteſten Wachspuppe, um mich nach der Küche zu berufen. Dort fand ich eine gemiſchte Kommiſſion damit beſchäftigt, den Thatbeſtand aufzunehmen; den Vorſitz führte meine Frau. O, wie oft habe ich ſie ſo geſehen, in der einen Hand den Stock, in der anderen die Thräne — möchte man beinahe ſagen. Und dann das Kerlchen vor ihr, die Mundwinkel herabgezogen, die klugen Augen weit geöffnet und bei allem herzzerreißenden Jammer achtſam nach dem bekannten Zucken in ihren Mundwinkeln ſpähend, das ſich immer nach beſonders originellen Streichen einſtellt, und nach dem die Prügel erfahrungsgemäß milder als ſonſt auszufallen pflegen. Diesmal präſidierte ſie mit dem Teppichausklopfer, weil deſſen größere Dimenſionen eine erhöhte moraliſche Wirkung in Ausſicht ſtellten. Die übrigen Mitglieder der Kommiſſion waren Minna, das Mädchen für alles, und Tante Lydia, deren Thätigkeit ſich bei ſolchen Gelegenheiten auf ein erfolgloſes Veto vor der Exekution beſchränkt, was man in der Politik unfruchtbare Oppoſition nennt.

Man ging nun dazu über, mir mit den in ſolchen Fällen üblichen Wiederholungen und Interjektionen den Sachverhalt zu ſchildern. Durch geſchickte Querfragen entwirrte ich den folgenden Thatſachenknäuel: Ad 1 hatte Fritz die Korridorthür aufgeſchloſſen und war die Treppe hinuntergefallen. Auf dem erſten Abſatz war er liegen geblieben, was ſich aus der wunderbaren Zweckmäßigkeit der Natur erklärt, derzufolge der Körper eines ungezogenen Jungen weder eine Kugel, noch einen vollkommenen Cylinder bildet. Da man ihn durch dieſes Malheur für hinlänglich geknickt hielt, hatte man es eine halbe Minute lang — nach der höchſten Schätzung — an der nötigen Aufſicht fehlen laſſen. Demgemäß war Fritz ad 2. unbemerkt in das Schlafzimmer eingebrochen und hatte den Handtuchſtänder, einſtmals ein vielbewundertes, aber total unpraktiſches Prachtſtück der mütterlichen Ausſtattung, in ſeine ſämtlichen Beſtandteile zerlegt. Da ich dem Jungen im ſtillen recht geben mußte, erregte mich auch dieſer Fall nicht beſonders. Mit Hilfe des auf dieſe Weiſe gewonnenen Stangenmaterials hatte er ad 3 verſucht, eine im Fenſter krabbelnde Fliege zu erſchlagen. Der ſehr naheliegenden Gefahr, hierbei eine Fenſterſcheibe zu zertrümmern, war er, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, entgangen, was entſchieden für die hohe Bildſamkeit ſeines Charakters ſpricht; wohl aber hatte er ſichs ad 4. nicht nehmen laſſen, in die Gardinen zwei Löcher zu

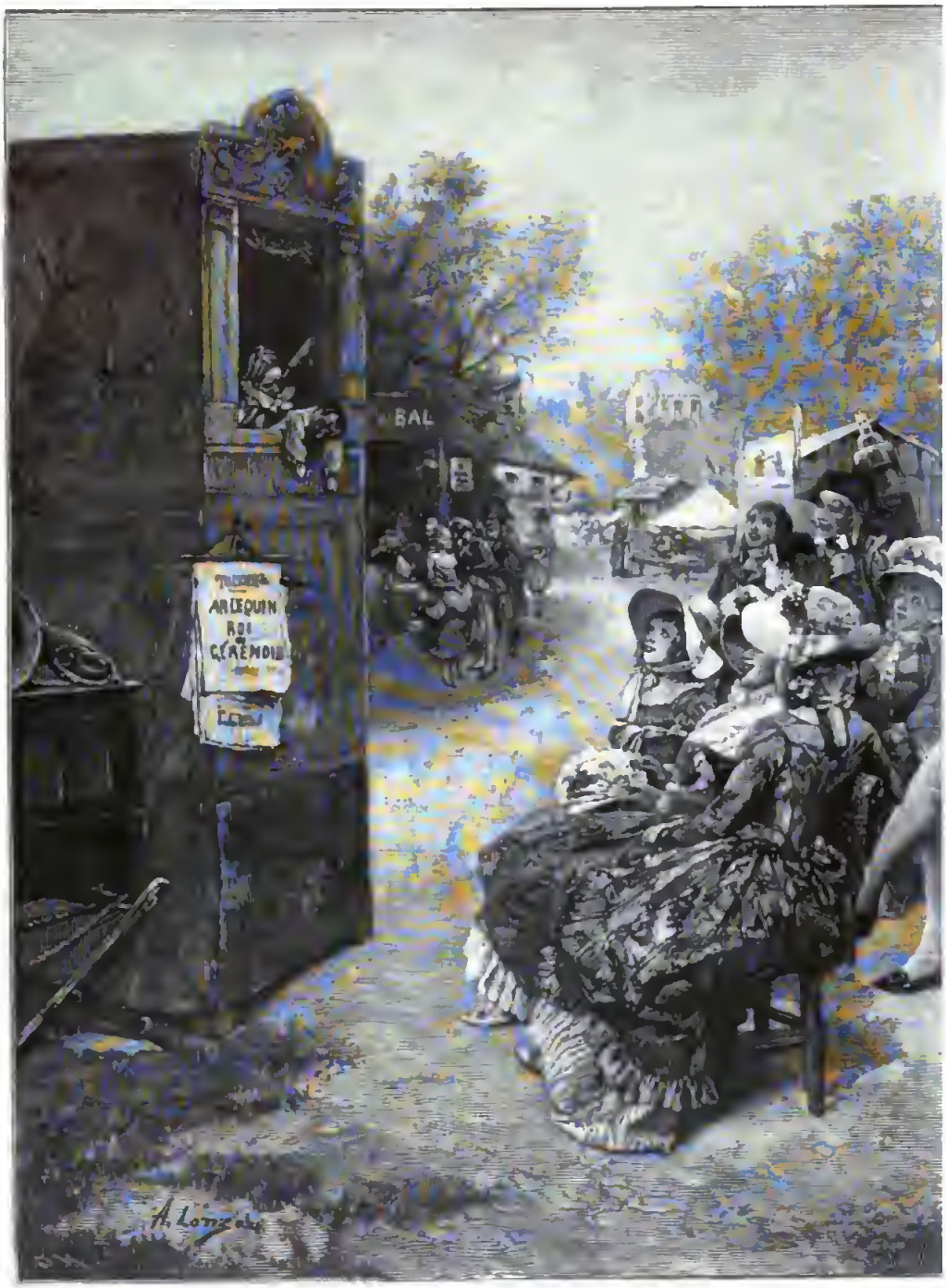
Man kann noch nicht wissen, was Fritz einmal werden will.

stoßen, durch welche sich nach der Ansicht der Kommission ungeahnte Einblicke eröffneten in die Tiefen einer zerstörungswütigen Gemütsart. Als ihn Tante Lydia entdeckte, war auch das schon vorüber. Da hatte er ad 5. mit Hilfe eines Stuhles die Fensterbank erklettert, den Flügel geöffnet und stand in der Öffnung, um den ihm wohlbekannten Briefträger anzuschreien, der gerade die Straße passierte, bei diesem Anblick aber stehen blieb und in Ermangelung eines Morseapparates mit beiden Armen schreckensvolle Alarmsignale heraustelegraphierte. Dieser Fall war mit Rücksicht auf Tante Lydias Nerven und die Höhe des zweiten Stockwerkes mit Recht ernster genommen worden. Fritz wurde eingefangen, geknickt und in einer Ecke der Küche interniert, wo er angeblich keinen Schaden anrichten konnte. Und dort hatte er, während Tante Lydia noch über den Zustand ihrer Nerven Bericht erstattete, ad 6. von zwei Pfund Schmierseife nach einer mäßigen Schätzung 20 g gegessen und den Rest auf den Fußboden und auf sein rotwollenes Kleidchen gestrichen, dessen Farbe nach der Ansicht meiner Frau den Angriffen von einer derartigen Menge Alkali auf keinen Fall standhalten würde. Das hatte dem Faß den Boden ausgestoßen, wenn anders man bei der gallertartigen Beschaffenheit dieses Reinigungsmittels von einer solchen mechanischen Leistung reden darf, und so war denn die Absendung einer Deputation an mich beschlossen worden.

Ich konnte in Bezug auf den letzten Fall ein entscheidendes Votum leider nicht abgeben, da ich über den Geschmack der Schmierseife noch gar keine Erfahrungen besitze; wohl aber war es mir klar, daß die Verhältnisse in ihrer Gesamtheit eine Luftveränderung nötig machten. Ein dahin gehender Vorschlag fand allseitigen Beifall, auch bei Fritz, der nächst der Verübung gewisser Streiche kein größeres Vergnügen kennt, als mit mir spazieren zu gehen; nur stellte ich die Bedingung, daß er zu diesem Zwecke mit dem graugelben Anzuge bekleidet würde, dessen Anschaffung ich seinerzeit nicht ohne Mühe durchgesetzt habe.

Damit hat es auch seine eigene Bewandtnis. Bekanntlich ist im Tierreich die sogenannte Schutzfärbung weit verbreitet. Der Hase und die Lerche tragen die Färbung des Ackerbodens, auf dem sie leben, gewisse Schmetterlinge ahmen das Aussehen der Baumrinde nach, an der sie tagsüber zu sitzen pflegen, selbst der Grashüpfer kleidet sich in die grüne Farbe seiner Umgebung, um sich den Augen seiner Feinde zu entziehen. Und da man bei der Erziehung seiner Kinder oft gut thut, den Winken der Natur zu folgen, so ist es nicht mehr als billig, daß ein ungezogener Junge die Farbe desjenigen Dreckes trägt, in dem er sich am wohlsten fühlt. Also schaffte ich für Fritz einen Anzug an, dessen Couleur, eine glückliche Mischung von Staubgrau und Lehmgelb mit allerlei unbestimmten Mustern darin, genau dem Aussehen des Diluvialbodens in der Umgegend der Stadt entspricht, soweit sie das Ziel unserer täglichen Spaziergänge bildet.

Nach einer Viertelstunde hüpfte Fritz, angethan mit dem Diluvialkittel, seelenvergnügt auf die Straße hinaus. Ich pflege ihn in solchen Augenblicken mit besonders festem Griff zu bändigen, damit das Entree nicht gar zu clownartig ausfällt. Kaum aber hatte ich ihn, um meine Cigarre anzuzünden, einen Moment losgelassen, da hörte ich schon seine Stimme von der andern Seite der Straße: „Vater, Vater, guck, was der närrsche Mann da macht!“ Und dort stand er, die Hände auf den Rücken gelegt und sah zu einem baum-



Kasperltheater. Nach

n Gemälde von A. Lonza.

langen Steinſetzer empor, der damit beſchäftigt war, Pflaſterſteine feſtzuſtampfen, jetzt aber ſeine Arbeit unterbrochen hatte und ſchmunzelnd auf das Kerlchen herunterſchaute. Ein Ruck an der Hand, und auch dieſe Epiſode war zu Ende. Glücklicherweiſe wird die Stadt in dieſer Gegend bald alle; man kommt da ins freie Feld und in ein Terrain, das genügende Gelegenheit zum Austummeln bietet. Der Stadtrat hat dort zwei neue Straßen abſtecken laſſen, die jetzt mit Schleuſenanlagen verſehen werden, und da gibt es Löcher und Gruben von verſchiedener Tiefe, ſolche, aus denen Fritz ganz allein wieder herauskrabbeln kann, und andere, bei denen er meine Hilfe in Anſpruch nehmen muß. Ein ſolches Vergnügen iſt jetzt bei dem Mangel an Schmetterlingen und ſonſtigem jagdbaren Getier ganz ſaiſongemäß, und außerdem werde ich mich hüten, in meinem Jungen das Intereſſe am Tiefbau im Keime zu erſticken, denn das Baugewerbe hat eine Zukunft, und man kann noch nicht wiſſen, was Fritz einmal werden will. Und es iſt für jeden Jungen eine Notwendigkeit, ſich mitunter in Gegenden zu tummeln, wo es keine Treppen, Handtuchſtänder, Briefträger und keine Schmierſeife gibt.

Nach anderthalb Stunden lieferte ich ihn zu Hauſe wieder ab. Meine Frau warf einen Blick auf Fritzens Lehmkittel mit der Schutzfärbung, einen zweiten auf mich und einen dritten gen Himmel; man kennt das ſchon. Ich ſagte alſo nichts und ging in mein Zimmer, um das Erlebte aufzuſchreiben, da man bekanntlich ſtarke Eindrücke auf dieſe Weiſe am beſten loswird. Und während ich gerade über die Schlußwendung nachſann, überfiel mich Fritz, ſtrahlend vor Freude und Sauberkeit und legte mir mit den Worten: „Lieber guter Häzevater, ich hatt dir auch ein Butterbot mitgebacht!“ — die Hälfte ſeiner Bemme auf das Manuſkript, natürlich mit der beſtrichenen Seite nach unten, denn in ſolchen Sachen hat der Junge nun einmal kein Glück.

Dieſe letzte Thatſache kann ich, geehrte Redaktion, Ihnen leider nicht veranſchaulichen, denn bei den durchaus freundſchaftlichen Beziehungen, die ich zu Ihnen unterhalten möchte, habe ich die beiden letzten Seiten noch einmal geſchrieben. Sehen Sie, ſo lebt und wirkt Er, er, Fritz, der einzige ſeiner Art, genannt der Schreckliche.

„Lieber guter Häzevater, ich hatt dir auch ein Butterbot mitgebacht!“

Am Kamin.

(Abdruck verboten.)

Horch, Sturmwind, unſer Wachtgeſelle,
Pfeift hell ſein Liedchen durch die Gaſſen,
Er hütet treulich unſre Schwelle
Und ſorgt, daß ſie allein uns laſſen.

Sieh, wie am Herd die Flammen ſchwanken!
Das iſt die Stunde alter Sagen,
Und Liebe liebt es, ohne Schranken
Im Land der Phantaſie zu jagen.

Von Nixen, die das Meer durchfahren,
Von Feien, Gnomen ſollſt du hören,
Von Rittern, die nach tauſend Jahren
Als Geiſter noch die Nachwelt ſtören.

Und wie ich ruhe dir zu Füßen,
Iſt's ja ein Bild aus alten Mären:
Die Sage von der Wunderſüßen,
Die ſich gezähmt den plumpen Bären.

Ernſt Lenbach.

Der Reiſekamerad.

Novellette

von

Friedrich Jacobſen.

Bilder von **Paul Hey.**

(Abdruck verboten.)

Wir hatten uns, wie es bisweilen zu gehen pflegt, ganz zufällig in Berlin im Kaiſerhof zuſammengefunden. Mein Freund Arthur kam aus dem Süden und wollte über Hamburg nach Amerika, ich traf von Norden ein und war auf der Heimreiſe begriffen. Unſere Wege kreuzten ſich auf wenige Stunden, und über der Mitteilung unſerer Lebensſchickſale war es Nacht geworden.

In unſerer Unterhaltung war eine kleine Pauſe eingetreten, und Arthur erhob ſich vom Sofa. Er ſchloß ſeinen Koffer ab, ſchellte dem Hausdiener und ließ das Reiſemöbel hinausbringen; dann blickte er ſich im Zimmer um wie einer, der nicht mehr hineingehört, und glitt dabei leicht taſtend mit den Händen über ſeinen Körper. Auf dem Stuhl lagen nur noch Hut und Überzieher, und wie der dreißigjährige ſchlanke Mann in ſeinem grauen Jacketanzug ſo vor mir ſtand, gewährte er den vollendeten Anblick eines freien, unbeſchwerten Weltbürgers, der ohne Beſinnen ſeinen Fuß auf eine fremde Scholle ſetzt.

Ich ſagte ſo etwas Ähnliches, und er entgegnete mit flüchtigem Lächeln: „Du haſt recht, ich kann mein Zelt abbrechen, wann es mir beliebt, aber dieſe Freiheit der Bewegung hat ihre Schattenſeite. Ein Hauch, der unſer Daſein trübt, ein Spinngewebe, das unſeren Weg überflattert, und wir wehen davon, wie eine Daunfeder.

In unserer Unterhaltung war eine kleine Pause eingetreten.

Es gibt nichts, was uns hält, und wir verlernen selbst die Dinge festzuhalten. Komm, wir haben noch zwei Stunden Zeit bis zum Kurierzug, ich möchte bei Habel eine Flasche Rheinwein trinken, hilf du mir, eine Thorheit zu bekennen."

Und als wir dann unter dem schwarzen Gebälk der alten Weinstube saßen, begann er unaufgefordert zu erzählen.

„Du weißt es," sagte er und hob den funkelnden Römer gegen das Licht, „du weißt es, daß ich mich niemals um die Frauen gekümmert habe. Meine unabhängige Stellung gestattet mir vor vielen anderen die Gründung einer Familie, aber ich liebe die Freiheit. Und ich bin in dem Gefühl meiner Unnahbarkeit fast übermütig geworden: ich wagte in das schönste und tiefste Auge zu blicken, selbst wenn die nächste Stunde nicht mehr mein war.

Endlich aber kommt doch die Vergeltung.

Ich gehe in diesen Herbsttagen nicht über das Meer, um eine hellere Sonne aufzusuchen; mich treibt nichts fort als eine Erinnerung, die ich aus meinem Leben loslösen möchte, und die ich drüben zu verlachen hoffe, aber diese Erinnerung ist nur ein Spinngewebe, ebenso leicht, so flüchtig, und so wunderbar zart. —

Das war im Juli, als ich sie zuerst sah. Ich meine nicht die Erinnerung, sondern diejenige, der sie gilt.

Wir saßen uns an einer Stelle gegenüber, wo man am wenigsten geneigt ist, Damenbekanntschaften zu machen, nämlich im Münchener Hofbräu, ganz hinten in der ruhigen Ecke, die dir bekannt ist. Sie trug ein hübsches, knappes, graues Reisekostüm und einen Krimmstecher, der graubärtige Vater hatte die Geldtasche umgehängt. Sonst kein lästiger Krimskrams; ganz, wie ich es liebe. —

Sie tranken natürlich zusammen aus einem Maßkrug, und es machte mir Spaß, das junge Mädchen zu beobachten. Das hübsche blonde Ding war offenbar zum erstenmal in dieser sonderbaren Umgebung, aber sie rümpfte die Nase weder über den Qualm, noch das ungeheure Bierquantum, sondern sie trank ganz tapfer drauf los, und es war doch hübsch anzusehen, wenn sie die feingeformten Lippen an den grauen Thon legte.

Ich wiederhole, daß ich mir gar nichts aus den Weibern mache, aber sonderbar genug, in jenem Augenblick des ersten Sehens hätte ich nichts dagegen gehabt, ein Maßkrug zu sein.

Wir wechselten einige gleichgültige Worte, wie man das auf Reisen zu thun pflegt. Der alte Herr war Major a. D. und Rittergutsbesitzer in Holstein; er führte seine Tochter zum erstenmal nach Süden und redete sie „Hans" an.

Wahrscheinlich hieß oder heißt sie Johanna, aber der Name Hans gefiel mir ausnehmend, denn er erinnerte an einen guten Kameraden, mit dem man durch dick und dünn gehen, mit dem man plaudern und lachen kann, ohne gleich an alle Dummheiten zu denken, die junges Blut plagen. —

Und ein solcher guter Kamerad schien

Wir saßen im Münchener Hofbräu.

Auf dem Bodensee trafen wir uns zum zweitenmal.

Fräulein „Hans" zu sein; sie hatte nichts Fahriges und Flattriges an sich; es war alles straff und knapp vom goldblonden Haarknoten bis zu den kleinen festen Stiefeln — was man so ein Kernmädel nennt.

Sie entfernten sich bald darauf, und ich blieb mit dem Gedanken sitzen, daß es gar nicht so übel sein möchte, mit „Hans" eine Reise um die Welt zu machen. Natürlich zu dritt — —

Es gibt doch wohl ein Kismet, dem wir nicht entrinnen können.

Auf dem Bodensee, zwischen Lindau und Bregenz, trafen wir uns zum zweitenmal. Die Geschichte war eigentlich so einfach wie möglich; sie wollten von München aus nach Tirol, und ich hatte dieselbe Absicht; sie zogen natürlich den Weg über Bregenz demjenigen über Kufstein vor, und mir war es vollständig egal, denn ich bin beide Strecken wohl zwanzigmal gefahren; mein Kismet bestand darin, daß ich mich nach einem Schoppen Seewein gesehnt hatte und daher rechtsum reiste statt linksum. — Und bei diesem Schoppen — es war roter „hundertschlündiger" Meeresburger — kamen wir uns einen Schritt näher.

Es wehte lebhaft, aber Hans zuckte nicht mit dem Näschen; der Major bestellte einen zweiten Schoppen, und Hans nippte mit; beim Nix, wenn ich in München ein Maßkrug hätte sein mögen, so beneidete ich jetzt das Glas!

Im übrigen mache ich mir nichts aus den Frauenzimmern. —

Sie erzählte mir, daß sie „kraxeln" wollten — das Wort klang sehr hübsch in dem norddeutschen Mäulchen — und ich berichtete ein Weniges von der Schönheit des Gebhardtberges über Bregenz; es kam ganz von selbst, daß Papa Knasterbart mich aufforderte, den Führer zu machen, und wir tauschten unsere Karten. —

Von diesem Augenblicke an war ich meinem Schicksal verfallen, oder vielleicht von jenem andern —

Nun freilich, das gehört auch zu den Gliedern der Kette.

Wir bezogen einträchtig dasselbe Hotel, Hans begab sich etwas früher zur Ruhe, und als wir Männer später unser Zimmer aufsuchten, blieb der Major vor der Thür seiner Tochter stehen. Er nahm einen der kleinen Stiefel in die Hand, zeigte mir die Sohle und frug ganz ernsthaft, ob das für die Berge ausreiche.

„Sie müßten eigentlich beschlagen werden," entgegnete ich, „aber wir wollen schon Sorge tragen, daß die Füßchen, die in diesen Dingern stecken, nicht ausgleiten." Da blickte er mich prüfend an, nickte langsam und erwiderte:

„Es soll mir lieb sein, wenn Sie uns fernerhin Gesellschaft leisten wollen, ich habe Vertrauen zu Ihnen. —"

Der Erzählende schwieg einen Moment, und goß langsam den Rest aus seiner Flasche.

„Es ist ein eigenes Ding mit solcher Reisekameradschaft" — fuhr er dann nachdenklich fort. — „Man will zunächst nur gemeinsam die Schönheiten der Welt genießen und denkt nicht an die Verschiedenheit der Geschlechter, aber ganz allmählich schweift das Auge von den Wunderwerken der Natur ab und bleibt an ihrem größten Wunder hängen.

Vielleicht mit einem rein künstlerischen Wohlgefallen, aber dennoch ist dasselbe nicht objektiv.

Du kannst die Berge nicht mitnehmen in dein Heim, aber was da täglich und stündlich neben mir stand, ging, plauderte und lachte, das war kein vereister Gletscher, sondern ein warmes Menschenkind, und ich wüßte wahrlich nicht, warum nicht ich so gut wie ein anderer mir diese junge Seele hätte zu eigen machen können.

Aber dann hatte es mit der Kameradschaft ein Ende, und der Kampf der Ge-

Die Heilige Familie. Nach dem Gemälde von B. Coletti.
(Photographieverlag von Jos. Albert in München.)

schlechter nahm seinen Anfang; Hans aber war ein guter und treuer Kamerad.

Es hätte mir leid gethan, ihn für ein Weib einzutauschen. —

Du wirst ferner begreifen, daß auf einer Reise wie dieser Situationen vorkommen. Ich brauche mich kaum deutlicher auszudrücken, es ist ja zu natürlich, daß man zwischen Abgründen und an Bergeshängen einer jungen Dame die Hand reicht, daß man sie leitet und stützt, ja gelegentlich ein Umfassen ihrer Gestalt nicht ganz vermeiden kann. Denn gegenüber einer ernstlichen Gefahr schwindet die Etikette.

Auch zwischen uns blühte diese gefährliche Vertraulichkeit auf, aber ich muß zur Ehre der Wahrheit bekennen, daß sie von seiten des Mädchens vollkommen harmlos gewährt und genommen wurde, mit jener Unbefangenheit einer unschuldigen Seele, die uns rührt und veredelt.

Wie oft habe ich diese kleine Hand auf meiner Schulter gespürt, wie oft den weichen Arm an meinem Nacken! Die Verantwortung ruhte auf mir allein, denn der Major besaß eine rührende Unkenntnis im Bergsteigen, und Hans war wie eine kleine kecke Gemse.

Dazu hatte ich versprochen, ihre Füße

Der Major nahm einen der kleinen Stiefel in die Hand.

Wie oft habe ich diese Hand auf meiner Schulter gespürt.

vor dem Gleiten zu behüten, aber ich konnte nicht überall dieses Versprechen halten. —

Sie ist niemals rot geworden, wenn sie plötzlich in meinen Armen lag, sondern sie hat sich dann aufgerichtet, die etwas wirren Haare aus der Stirn gestrichen und mit ihrem süßen Kinderlächeln um Entschuldigung gebeten.

Dann gaben wir uns ehrlich und bieder die Hand. —

Deine Augen fragen mich, warum ich bei diesen Tändeleien verweile. Nein, Freund, es waren keine, und darum sind sie mir in der Erinnerung haften geblieben.

Wer von uns hätte nicht schon mit einem Mädchen gescherzt und vielleicht ein wenig gekost? Das kommt alle Tage vor und gleitet wie ein Schatten vorüber, aber diese herzliche geschlechtlose Kameradschaft war etwas Seltsames, und ich fühlte von Tag zu Tag, daß sie ein Ende nehmen werde und müsse.

Wie in Eden die Stunde kam, wo ihre Augen aufgethan wurden. — —

Sie kam endlich auch für uns. —

Wir waren tief in die Alpen hineingewandert und wollten ein Hochjoch überschreiten. Der Abend überfiel uns bei einem kleinen Vidum, mitten in der unendlichen erdrückenden Einsamkeit der gewaltigen Bergmassen.

Ein blutjunger Kaplan, der mit seiner

alten Mume das an die Kapelle geklebte Pfarrhäuschen bewohnte, nahm uns freundlich auf; er war, wie überall in Tirol, für ſolche Fälle eingerichtet, beſaß eine kleine Gaſtſtube, hatte Landwein und einfache Lebensmittel. Auch für Nachtlager ſollte geſorgt werden; unſere Begleiterin erhielt eine Kammer, der Major und ich mußten mit der Ofenbank im Gaſtzimmer vorlieb nehmen.

Aber keiner dachte noch an Schlaf.

Es war eine ſeltſame Stimmung über uns gekommen, weich und träumeriſch wie die ſtille Nacht, welche vor uns im Mondlicht aufging.

Wir ſaßen eng zuſammen gerückt in dem niedrigen Raum und tranken von dem herben, dunkelroten Wein; aus der nahen Schlucht hörte man das Brauſen eines Waſſerfalls, und unſere Stimmen ſanken unwillkürlich zum leiſen Flüſtern herab.

Das Mädchen erzählte mir zum erſtenmal aus der Heimat und von ihrer verſtorbenen Mutter; dann ſchwieg ſie und blickte ſinnend vor ſich hin.

Ich weiß, daß alsdann meine Hand ihre Hand geſtreift hat, obwohl wir nicht an einem Abgrund ſtanden, und ich nicht ſie, ſondern mich zu behüten hatte; aber ihre Worte waren von einem leiſen, wehmütigen Klang durchhaucht, und es war mir, als ob ihre Augen in eine unbekannte Tiefe ſähen.

Dann nannte ich ſie einmal unwillkürlich „Fräulein Hans."

Es ſchien ihr nicht aufzufallen, oder wenigſtens ſie nicht zu verletzen, ihr Geſicht blieb ruhig und bekam nur einen leiſen warmen Schimmer; aber es konnte auch der Wein ſein.

Der junge Kaplan erzählte von den Schönheiten der Gegend.

Der junge Kaplan ging ab und zu, endlich ſetzte er ſich zu uns. Er erzählte mit leiſer, weicher Stimme von den Schönheiten der Gegend und wandte dabei häufig verſtohlen das mädchenhafte Geſicht mit den dunkeln, ſchwermütigen Augen auf unſere Gefährtin, als ob er nur für ſie ſpräche und unbewußt zu ihr.

Er war ein Sohn der Kirche, aber er war doch ein Mann, und das Weibliche zog ihn an.

Nach einer Weile ſtand Hans auf und wünſchte uns gute Nacht; der Major trat noch einen Moment vor die Thür, um friſche Luft zu ſchöpfen; der Kaplan und ich blieben allein zurück.

„Sie leben hier ſehr einſam," ſagte ich, und er neigte den Kopf.

„Es iſt unſer Beruf, lieber Herr, aber die Ruhe dazu muß doch errungen werden."

„Ein ſchwerer Kampf."

„Den Kindern der Welt würde er nicht gelingen, denn ſie haben die Freiheit der Wahl."

Er richtete ſeine Augen auf mich und fuhr zögernd fort:

„Verzeihen Sie eine Frage: Iſt die junge Dame Ihre Braut?"

„Nein," entgegnete ich lächelnd, „ſie iſt mein guter Reiſekamerad."

„Ja," ſagte er träumeriſch, „ich kenne das Märchen des däniſchen Dichters, es iſt bis in unſere Berge gedrungen. Ein Engel, der uns behütet und dann ſeine Schwingen entfaltet. Ich muß die Hora einläuten, ſchlafen Sie wohl." — —

Ich lag, in mein Reiſeplaid gewickelt, auf der harten Bank und konnte nicht ſchlafen.

Durch das niedrige Fenſter ſah ich die Schneegipfel der Berge im Mondlicht ſtrahlen, und ich hörte das Rauſchen des Giesbachs im Forſt; aber es war nicht dieſer einzige Laut in der tiefen Stille, der meine Augen offen hielt, ſondern es war mein Sinnen. —

‚Die Kinder der Welt haben die Freiheit der Wahl — ſtrecke deine Hand aus —'

Das war der eine Gedanke, den das Fallen der Tropfen am Geſtein in mir aufrauſchen ließ. Und dann wanderten meine Augen über die leuchtenden, ewigen, unerreichbaren Gletſcher.

‚Ein Engel, der uns behütet und dann

seine Schwingen entfaltet — so wird sie von mir gehen —'

Das war der zweite Gedanke.

Ich wußte, daß es so kommen werde, aber eine Ahnung sagte mir, daß vor dem Scheiden noch ein Ereignis eintreten müsse, dem der Friede zum Opfer fällt, wie die Ruhe des Thals von dem Stürzen der Lawine erschüttert wird.

Endlich ist dennoch der Schlaf über mich gekommen mit einem wirren, sonderbaren Traum; ich fuhr plötzlich in die Höhe, das Morgenlicht fiel durch die Scheiben, und der Major stand vor mir.

„Es wird Zeit zum Aufbruch," sagte er, „meine Tochter ist fix und fertig. Ich glaube, sie hat sich schon auf den Weg gemacht."

Sie war in der That einige Schritte vorausgegangen, mitten hinein in den Frühnebel. Und als wir ihr folgten, sagte der Kurat noch unter der Thür: „Bei der ersten Wegspaltung rechts, meine Herrschaften; links geht's in die Klamm, und der Pfad ist gefährlich."

Schon an der Wegscheid lichtete sich der Dunst, aber von Hans sahen wir nichts. Es überkam uns eine Angst, denn sie konnte sich verirrt haben, und wir riefen. Die Antwort kam matt und fern zurück, links herüber von der Klamm, vor welcher uns der Geistliche gewarnt hatte.

Wir folgten eiligst dem anfangs ziemlich bequemen Pfade, und dann sahen wir, was sich begeben hatte.

Es schien vielleicht gefährlicher, als es wirklich war, obgleich auch mir als altem Bergmenschen nicht ganz wohl dabei wurde: die junge Dame hatte sich verstiegen und zwar recht gründlich.

Der Pfad zur Klamm war ein Tückbold; er hörte nicht plötzlich an einer schroffen, unzugänglichen Stelle auf, sondern er verlief ganz allmählich in loses Geröll, und der Fuß des Unkundigen spürte es erst, wenn die Steine ins Rollen kommen und in einem plötzlich aufklaffenden Abgrund verschwinden. Unten toste das Wasser und verwirrte die Sinne, so konnte es kommen, daß unser tapferer und geschickter Hans wie eine verschüchterte Taube am Gestein klebte und glücklich war, sich an eine junge, fürwitzige Kiefer anklammern zu können.

Sie rief nicht um Hilfe, aber sie wandte

Ich sah die Schneegipfel im Mondlicht strahlen.

die Augen von der Tiefe hinweg; der Schwindel hatte sie gepackt und konnte jeden Augenblick ihre Hände lösen.

Es war Zeit. —

Du weißt, daß ich keine Tiefe kenne und keine Höhe, es war kein Verdienst, was ich that, sondern eine unbedeutende Handlung.

Ich schob den Major beiseite, denn er hätte unfehlbar den Hals gebrochen, und holte mir Hans. —

Wir mußten es langsam und vorsichtig machen, und es kann etwas grauslich ausgesehen haben; ich selbst besitze von jenen Minuten nur eine dunkle, verworrene Erinnerung; nicht, weil ich an die Tiefe unter uns dachte, sondern —

Nun ja, trag mal so'n Prachtmädel halb an deiner Brust, spüre ihre Arme um deinen Hals, und dann bleib ein Frosch!

Endlich standen wir auf sicherem Boden; beide tiefatmend, etwas heiß und etwas verwirrt.

Und da kam's, was ich so lange geahnt

Unser tapferer Hans liebte wie eine verschüchterte Taube am Gestein.

hatte, nämlich das Ende unserer guten Reisekameradschaft; wunderlich und plötzlich kam's. —

Der Major war tief ergriffen, er hatte die ganze Geschichte offenbar zu hoch taxiert. Und er sagte:

„Hans, unser Freund hat dir das Leben gerettet; bedanke dich bei ihm."

Sie streckte ihre beiden Hände aus; sie hatte ja noch kaum zu Atem kommen können. Aber da ging's wie ein dunkler Schatten über das Gesicht des alten Herrn. „Hans," sagte er fast rauh, „für ein Vielliebchen gibt man die Hand; ich denke, das Leben ist mehr wert."

Dann drehte er sich halb zur Seite, und weiß Gott, ich sah, daß er mit den Augen plinkerte, um seine aufsteigende Rührung zu verbergen.

Es war ein wunderlicher Gedanke von dem Major, für unsere Tage zum mindesten ein ungewöhnlicher. Aber ich kann ihn begreifen.

Der alte ritterliche Soldat gehörte einer Zeit an, die den Kuß nicht nur als Zeichen der Liebe kannte, die ihn vielmehr auch dort als höchsten Lohn gewährte, wo wir leere Worte an seine Stelle gesetzt haben, und seine feurige Natur überflog die Schranken der Sitte.

Was war denn auch dabei unter den Augen des Vaters?

Und dennoch, ich wollte, er hätte es nicht gesagt, denn wir wären vielleicht alsdann gute Kameraden geblieben. — —

Hans stand dicht vor mir und überflog mich einen Moment zögernd mit den blauen Kinderaugen. Offenbar schämte sie sich weniger über das Ansinnen ihres Vaters, als sie zweifelhaft zu sein schien, ob ich es wohl besonders gern thun würde.

Es währte nur eine kurze Sekunde, dann hatte sie sich über diese grundlosen Bedenken hinweggesetzt; sie hob ihr rosig überhauchtes Gesicht gehorsam zu mir empor und öffnete leicht die Lippen.

Ach, Freund, wenn dieses „gehorsam" nicht gewesen wäre!

Jetzt — in diesem Augenblick ihre Hand zu küssen, wie mir durch den Sinn flog, wäre einem Wahnsinn, einer tötlichen Beleidigung gleich gekommen, und so beugte ich mich für einen Moment auf dieses süße Mädchenantlitz.

Ich habe mit meinen Lippen ihre Lippen berührt.

Nicht mehr als das, denn es sollte kein Liebeskuß sein, sondern ein Lohn; aber eine höhere Weisheit als die unsere hat doch wohl den Kuß zwischen Mann und Weib — für die Liebe aufgespart. — — —"

Mein Freund Arthur schlürfte die letzten Tropfen aus seinem Glase und leckte sich gedankenvoll die Lippen. Ob's der Wein war oder die Erinnerung, vermag ich nicht zu entscheiden.

Aber ich mußte unwillkürlich lächeln und frug:

„Das war also der Kuß; und was kam dann?"

„Nichts" — entgegnete er dumpf, „rein gar nichts. Oder doch, etwas Unbeschreibliches. Wir blieben noch den Tag über beisammen, aber nicht mehr zu dritt, sondern zu viert. Es ging einer mit uns, ein unbegreiflicher Schatten.

Er drängte sich zwischen Hans und mich,

wenn der Weg breit genug war, daß wir nebeneinander hätten gehen können; er streckte an den gefährlichen Stellen den Arm aus und faßte die Hand des Mädchens, wie ich es bisher gethan hatte. Ob sie diesen Schatten heraufbeschworen hat oder ob er aus meinen Gedanken aufgewachsen ist, wer will das sagen? Weißt du es vielleicht zu deuten?"

„Es war der Schatten des Kusses, Arthur," entgegnete ich sachverständig.

„Der Schatten von meinem Schatten, ja wohl! Ich hielt es nicht mehr aus, und am Abend trennten wir uns. Was sollte ich auch mit einem stumm gewordenen Reisekameraden? Das ist meine Geschichte, und nun müssen wir zum Zug."

„Ist sie ganz aus, Arthur?" frug ich, als wir durch die stillen Straßen der schlafenden Stadt gingen.

Sie hob ihr rosig überhauchtes Gesicht zu mir empor.

Vor einigen Tagen sah ich Vater und Tochter hier in Berlin.

„Bis auf eine Kleinigkeit," entgegnete er mit einem ungeduldigen Laut in der Stimme. „Vor einigen Tagen sah ich Vater und Tochter hier in Berlin vor einem Schaufenster stehen. Ich erkannte Hans sofort wieder an den seingebogenen, halbgeöffneten Lippen; ich habe ein Recht darauf, diese Lippen zu kennen. Ich redete sie nicht an, aber eine halbe Stunde später befand ich mich in dem internationalen Reisebureau und kaufte mir ein Übersahrtsbillet nach Newyork. Morgen, oder vielmehr heute geht das Schiff von Hamburg ab."

„Und was willst du drüben?"

„Ich habe gehört, daß die Yankees nüchterne Leute sind und daß ihre Töchter blasse, blutleere Lippen haben. Vielleicht rette ich eine Lady aus dem Niagara, und sie gestattet mir zum Dank, sie zu küssen — die Homöopathie soll unter Umständen ein vortreffliches Heilmittel sein. Überdies thut es not, daß ich wieder meiner Selbständigkeit innewerde — —"

In den nach Hamburg fälligen Kurierzug stiegen nur wenige Reisende, und ich konnte deshalb den taghell beleuchteten Bahnsteig leicht überblicken. Ganz hinten am letzten Wagen stand ein graubärtiger Herr neben einer jungen Dame; letztere trug ein knappes graues Reisekostüm und hatte ein Opernglas umgehängt. Mehr sah ich nicht, vielleicht nur noch das Aufleuchten goldblonder Haare und die leichte graziöse Bewegung, mit der sich das junge Mädchen hinter ihren Begleiter in den Wagen schwang — es mußten Vater und Tochter sein, denn sonst hätte der Herr die Dame wohl zuerst einsteigen lassen.

Sie schien doch ein wenig zu erschrecken vor der Bewegung, mit welcher ich ihre Hand ergriff.

Arthur hatte nichts gesehen, er stand mit dem Rücken nach jener Stelle.

Ich faßte ihn unter den Arm und ging mit ihm rasch den Zug entlang bis an das Ende desselben.

Er war borstig und sträubte sich.

„Warum in den letzten Wagen? Der schleudert so eklich!"

Da begann der Schaffner schon die Thüren zuzuschlagen. Mit einem Knuff beförderte ich den Ahnungslosen in das Coupé und sah nur noch im Fluge, daß es bis auf die beiden Reisenden leer war.

Arthur plumpste neben der jungen Dame auf das Polster — dann ein langer Pfiff — —

Ich stand allein auf dem leeren Bahnsteig, pfiff ebenfalls durch die Zähne und murmelte: „Na, warte nur, mein Junge, es geschieht dir schon recht, wenn du ordentlich zusammengeschüttelt wirst — mit ihr, wenn mich nicht alles täuscht — —"

Über Berlin lag die milde, weiche Herbstnacht; es war mir, als ob Gespinste durch die Luft flögen, und ich mußte daran denken, wie sich im Dunkel das Schicksal der Menschen webt. — — —

Etwa eine Woche später erhielt ich aus einem entlegenen Neste Holsteins von Arthur einen Brief. Er schrieb:

Verräter!

Die Beschreibung, welche ich dir in Berlin von meinem Hans entwarf, muß wohl ungeheuer genau gewesen sein, denn sonst würdest du sie nicht erkannt und mich wie ein Kolli zu ihr ins Coupé geworfen haben.

An einen Zufall glaube ich nämlich nun und nimmermehr, der wäre noch wunderbarer als alles andere, was mit mir geschehen ist.

Ich saß also neben Hans, aber ich erkannte sie anfangs nicht, denn es waren zwei Schleier vorhanden, einer über der Lampe, der andere vor ihrem Gesicht; der dritte ist mir selbst erst später von den Augen gefallen.

„Papa" hatte sich uns gegenüber bereits lang gelegt und die Nase ins Kissen gesteckt; sein Nervensystem war jedenfalls nicht hinreichend zartfühlend, um mich von hinten zu ahnen.

Hans aber hatte mich sofort erkannt.

Sie bestreitet es zwar heute mit einem leisen, schelmischen Lachen, sie sagt, das sei Einbildung und Männereitelkeit, aber ich weiß es aus einem kleinen Umstand. Sie saß in der einen Ecke, und in der andern lag ihre Reisedecke; als ich neben sie hinplumpste, sah sie mich von der Seite an, zupfte ein wenig am Schleier und lehnte sich zurück.

Wenn ich ihr fremd gewesen wäre, dann hätte sie die Decke an sich genommen und mir drüben Platz gemacht. So aber saßen wir nebeneinander und fuhren in die Nacht hinaus. Es kann nicht der Wein bei Habel gewesen sein, es war ihre unbewußte Nähe. Denn urplötzlich überkam mich, der ich so ungern des Nachts reise, ein unsäglich wohliges Gefühl, jene träumerische Ruhe, deren ich mich aus meiner Kindheit entsinne, wenn Mutter mich in den Arm nahm.

Ich glaube sogar, daß meine Augen auf einige Sekunden zugefallen sind und daß mein Kopf willenlos etwas nach rechts hinübergeglitten ist, denn ich fuhr plötzlich verwirrt in die Höh!

An meine Schläfe hatte etwas gestreift, ganz leise und flüchtig, wie ein Traum; etwas Bekanntes, Duftendes, ein Schleier, eine Locke — was weiß ich!

Und sie rückte nicht beiseite — es wäre freilich ein Kunststück gewesen — sie regte sich auch nicht mit jener mimosenhaften Zimperlichkeit, die ich so langweilig finde, sie sah mich nur abermals von der Seite an, und ich glaubte ein leises Lächeln auf den unsichtbaren Lippen zu ahnen.

Ich stammelte eine Entschuldigung und wollte nach der anderen Ecke des Wagens

hinüberrutſchen, da ſchlug ſie mit einer leichten Bewegung den Schleier zurück und ſagte: „Sie waren eingeſchlafen; unter Reiſekameraden darf man es nicht ſo genau nehmen.“

Und dann ſchien ſie doch ein wenig zu erſchrecken vor meinem ſtürmiſchen Ausruf und der Bewegung, mit welcher ich ihre Hand ergriff.

Es war aber auch nichts weniger als etikettenmäßig, denn ich ſagte ganz einfach: „Hans!“ ohne den kleinſten Beiſatz, rein und unverfälſcht, und ich ſtieß es mit einem atemloſen Entzücken aus, juſt als ob ich von einer einſamen Höhe hinabgefallen wäre — geradewegs in ihre Arme.

Das letztere hätte nur juſt noch gefehlt, aber weit davon war's nicht geweſen, und nun ſaßen wir beide nebeneinander, und mit der Reiſekameradſchaft, auf die ſie ſo hübſch und verſtändig angeſpielt hatte, war es wiederum vorbei. —

„Sie wollen heim?“ ſagte ich leiſe, um doch etwas zu ſprechen, und ließ ihre Hand aus meiner Rechten gleiten.

Hans nickte. „Und Sie?“

„Ich bin auf einem Ausflug nach Amerika begriffen.“

Ihre Augen irrten erſchrocken über mein Geſicht. Dann entgegnete ſie: „Mein Gott, das iſt ſehr weit!“

„Sehr weit,“ beſtätigte ich und nickte nun meinerſeits mit dem Kopfe.

Ich werde hier unterbrochen; Hans blickt mi über die Schulter und behauptet, ſo geiſtlos ſei unſere Unterhaltung doch nicht geweſen, allein ich muß ihr leider widerſprechen.

Sie war überhaupt nicht geiſtlos, denn unſere Augen ruhten dabei ineinander, und ich ſah aus der Tiefe ihrer blauen Sterne etwas aufſteigen. —

Und dann begab ſich etwas höchſt Sonderbares.

Es war bisher in unſerem Coupé ſo ſtille geweſen, daß wir unſere Stimmen unwillkürlich geſenkt hatten; in dieſem feierlichen Moment aber, wo wir beide beklommen und atemlos nicht wußten, was die nächſte Sekunde bringen werde, ertönte uns gegenüber ein tiefes, dumpfes, furchtbares Geräuſch. —

Der Major hatte angefangen entſetzlich zu ſchnarchen!

Wir blickten uns abermals an, das dunkle Etwas ſank langſam in die Augenſterne zurück, ich biß mich auf die Lippen, und Hans öffnete ein wenig das ſüße roſige Mäulchen.

Es ſchwebte ein Lächeln zwiſchen uns, wie der Sonnenſtrahl über den Wolken. —

Und in dieſem Augenblick begann der Wagen zu ſchleudern. —

Ich hatte es ſchon beim Einſteigen vorausgeſehen, aber es kam mir dennoch ſo ſehr überraſchend, daß ich meinen Halt verlor und nach vorn ſchoß; Hans breitete die Arme aus, wie ſie ſagt, um mich abzuwehren, wie ich behaupte, um mich ſanfter zu betten, und dann — —

Man ſoll nicht alles ſagen, was man weiß, Freund, und ich will deshalb über die nächſten Sekunden mit demſelben Schweigen hinweggehen, welches uns damals umfing. Es war ähnlich wie am Fuße des Gletſchers, nicht ganz freiwillig und ebenſo flüchtig.

Hans behauptet freilich, ich ſei ein ungenügſamer Menſch, denn wenn man von ganzen Sekunden reden könne, ſo ſei das für eine bloße Reiſebekanntſchaft noch viel zu lange, aber wenn ich es mit jetzt vergleiche, dann dünkt es mich nur eines Herzſchlags Dauer.

Wir ſind nämlich miteinander verlobt.

Dieſe Verlobung kommt mich ziemlich teuer zu ſtehen, denn erſtens verliere ich

Ich lade dich zur Hochzeit ein . . .

mein Billet nach Newyork, zweitens mein Herz und drittens meine Freiheit, aber Hans ſagt — du ſiehſt, daß ſie ziemlich viel zu ſagen hat — es ſei eine ganz gerechte Strafe dafür, daß ich ſie das erſte Mal nicht auf die Hand, wie es ſich gehört hätte, ſondern auf den Mund geküßt habe. —

Ich nehme die Strafe auf mich, und lade dich zur Hochzeit ein. Wir beide, mein Reiſekamerad und ich, werden alsdann nach Italien gehen, aber ohne den Papa.

„Hoffentlich ſchnarchſt du nicht," ſagte Hans ſehr unbedacht, als wir es geſtern beredeten. — — —

„Wenn's Mailüfterl weht."

Von

H. Domſch.

(Abdruck verboten.)

Hei, — wie die Winde
Sausen und brausen,
Und wie ſie dem Kinde
Das Röcklein zausen! —
Bergauf und thalnieder
In tollem Reigen:
Der Frühling kehrt wieder
Mit Pauken und Geigen,
Die Äſte biegen
Sich drüben im Walde,
Und Blüten fliegen
Über die Halde.
Die Bächlein ſtürzen,
Es klirren die Scheiben,
Ach, — ſelber die Schürzen
Und Strümpfe treiben
Unfug ganz ſchändlich
An ihrer Leine, —
Ach, und unendlich
Müht ſich die Kleine.

Doch ſie kann heute
Nicht ſchmollen und zanken, —
Fort führt als Beute
Der Wind die Gedanken. —
Luſt'ger Geſelle,
Gemach, gemach!
Sonſt auf der Stelle
Springt ſie dir nach,
Tollt auf dem Graſe
Sich tüchtig aus,
Ach, und die Baſe
Die ſieht's, — o Graus!
Sieht an der Leine
Das tolle Bild,
Ruft unſre Kleine,
Und ſchilt und ſchilt.
Baſe iſt nämlich
Leider ſchon ſehr
Grillig und grämlich
Und weiss nicht mehr,

Wie's einem jungen Herzen geht,
Wenn von den Bergen „'s Mailüfterl weht".

„Wenn's Mailüfterl weht." Nach dem Aquarell von Fritz Reiß.

Selbſtbildnis des Künſtlers.

Hermann Kaulbach.

Von

A. Spier.

(Abdruck verboten.)

Hermann Kaulbach iſt durch die große Reihe ſeiner reizvollen Werke einer der bekannteſten und beliebteſten Künſtler in Deutſchland. Er wurde als einziger Sohn des großen Wilhelm von Kaulbach im Jahre 1846 in München geboren. In ſeinem Elternhauſe, das durch den geiſtvollen, gefeierten Vater im Mittelpunkt des Münchener Verkehrs ſtand, verlebte er eine ganz merkwürdige Kindheit. Er ſagt ſelbſt, er wiſſe kaum, was herrlicher war, das wechſelvolle Leben in der Familie und im weiten Garten, oder jene Traumwelt, in die ihn ſein Erzieher auf den ſpeziellen Wunſch ſeines Vaters einführte. Jedenfalls ſei ſeine Exiſtenz bis zum zwölften Jahre ein ſeliges Gemiſch von holder Wirklichkeit und traumhaftem Daſein geweſen. Die Neigung zum Dichten erwachte früh in ihm und ſteigerte ſich bis zu einer wahren Leidenſchaft, von der alles ernſtere Lernen in den Hintergrund gedrängt

Die Puppenamme. Nach einer Kreidezeichnung.

wurde. Die improvisierten Verse des fünfjährigen Kindes erregten die freudige Bewunderung von Eltern und Freunden. Der Hauslehrer erhielt die Weisung, der Phantasie seines Zöglings vorwiegend die deutsche Märchen- und Sagenwelt zu eröffnen, und kam derselben so gründlich nach, daß König Laurins Rosengarten, der grimme Hagen und Dornröschens Zauberschloß seinem Schüler bald viel vertrauter waren als die Thatsache, daß $2 \times 2 = 4$ sei. — Er dichtete über alles, stand mit Haushund, Tauben und Schlangen im intimsten Freundschaftsverkehr, und wenn er als dichtendes Wunderkind vorgestellt werden sollte, flüchtete er in die ihm so vertrauten Laubgänge seines geliebten Gartens.

Dieses Elternhaus und dieser Garten! Noch stehen sie in der Erinnerung des reifen Mannes traumschön da, und in einem seiner jüngsten Gedichte singt er von ihnen:

„Ein andres Blatt! Ich seh' ein rotes Haus
Bis unters Dach von Weingerank umsponnen,
Im kühlen Schatten fließt der kleine Bach,
Und weiße Tauben flattern in der Sonnen . . .“

— — — — — — — — —

Gegen die einseitige Entwickelung der dichterischen Begabung des jungen Knaben legte der Rat der Hausfreunde, Liebigs, Bluntschlis und Jollys, ein Veto ein. Sie warnten vor ihren Gefahren und regten den Entschluß an, den kleinen träumerischen Poeten seiner Zauberwelt zu entreißen und in eine erziehliche Sphäre zu versetzen. Seine Eltern wählten ein Pensionat in Weinheim an der Bergstraße. Drei Jahre, von 1859 bis 1861, blieb er dort, drei Kampfes- und Schmerzensjahre. Noch heute, erzählt er, klinge es wie ein düsterer Klageton in ihm, wenn er an jene Zeit denke, in welcher seine Tempel über Nacht einstürzten. Er hatte sein Paradies verloren. „Der Kampf ums Dasein“ in jener Knabenrepublik brachte ihm eine Reihenfolge von Enttäuschungen und Bitternissen, und sein Einfinden in die Wirklichkeit, seine innere Menschwerdung brachte ihm so viele Leiden und Mühen, daß für die Schulpflicht nicht allzu viel geschah.

Nach dieser schweren Übergangszeit vom Traum zum Leben ward der nun Fünfzehnjährige in das vortreffliche Gymnasium nach Nürnberg geschickt und zwar in das Haus seines Schwagers Kreling, des damaligen Direktors der dortigen Kunstschule. Da begann seine neue, gute Zeit. Er schildert sie selbst mit den Worten:

„Es gibt Samenkörner, welche jahre- und jahrzehntelang ihre Lebenskraft bewahren, und mit ungebrochenem Drang bricht sie hervor, wenn ihr neue, günstige Lebensbedingungen gegeben werden. So erging es mir. Was drei Jahre lang in mir erstickt worden war und erstickt werden sollte, nun brach es wieder hervor, im Burgfrieden der damals noch unversehrten alten Reichsstadt. Es waren nicht die herrlichen Bauwerke, es waren nicht die Werke von Veit, Stoß, Peter Vischer und Albrecht Dürer, die mich auf meinen Wegen durch die Stadt fesselten, es war nicht Virgil, nicht Homer und nicht Horaz und

Ovid, die mir ein neues Dasein eröffneten, es war alles zusammen, es war nicht ein Baum, dessen Schatten mich erquickte, es war ein ganzer Zauberwald, in den ich mich mit knabenhafter Ziellosigkeit versenkte und in dem ich alles, was mir in der Kindheit entrissen worden war, in gesunderer Gestalt wiederfand."

In den Erholungsstunden beschäftigte sich der glücklich kaum Befreite mit seinen poetischen und künstlerischen Neigungen, las mit befreundeten, hochbegabten Schülern Krelings die deutschen Klassiker und hatte endlich das Gefühl, seine eigene Welt zurückerobert zu haben, eine Welt, aus der ihn keine Pädagogen mehr vertreiben sollten.

Durch den Weinheimer Aufenthalt hatte er drei Studienjahre verloren, und erst als Zwanzigjähriger ward er Oberprimaner. Zu diesem Zeitpunkte trat die offizielle Tanzstunde in ihre Rechte. Der poetische Sinn und das gefühlvolle Herz waren den neuen Eindrücken ganz offen, und „Frau Minne kam, Frau Minne!"

Der Jüngling liebte nicht nur, sondern verlobte sich auch und gelobte, unter keinen Umständen von seiner Liebe zu lassen, so unbestimmt auch die Zukunft vor ihm lag.

Im Jahre 1867 machte er sein Maturitätsexamen, und nun kam die brennende Frage: Was willst du werden?

Als er Kind war, stellte Cornelius einmal diese Frage an ihn, und er antwortete damals mit feuriger Energie: „Dichter!"

Inzwischen war der Künstlerberuf des Malers längst in ihm wach geworden, steckte ihm in allen Gedanken, und er wollte ihm kein Gehör geben. Mit einer fast asketisch zu nennenden Beharrlichkeit unterdrückte er diesen Drang, sich immer wieder sagend, wie er vor der Größe seines Vaters, vor dem damals geradezu beispiellosen Ruf, den dieser besaß, je bestehen solle?

Unter diesem andauernden Seelenkampf immatrikulierte er sich an der Münchener Universität als Mediziner und hörte Liebig, Jolly, Siebold. Aber er war nicht bei der Wissenschaft, er zeichnete in den Kollegien, er zeichnete zu Hause, zeichnete abends mit seinem Vater an Aufgaben, die sie sich gegenseitig stellten, — der Bann des künstlerischen Elternhauses übte wieder seinen ganzen Zauber aus.

Eines Tages besuchte der junge Mediziner Piloty in seinem Atelier. Der unbeschreibliche Einfluß dieses edlen Mannes, sein Feuer, sein Interesse für die Jugend, seine von Herzen kommenden Worte nahmen ihn gefangen. Er kam schüchtern Pilotys Aufforderung nach, ihm seine zahllosen Skizzenbücher zu zeigen, und das Resultat gipfelte in dem Befehls- und Machtwort Pilotys: „Sie müssen Künstler werden!"

Piloty zerstreute die Skrupel, die der Ruhm des Vaters hervorgerufen hatte, und

Im Krankenzimmer. Nach einer Federzeichnung.

nahm den Sohn des Mannes, der ihm damals gar nicht freundlich gesinnt war, mit aller Wärme als Schüler auf. Und mit welchem Feuereifer arbeitete dieser der Universität heimlich desertierte Kunstjünger an seinen ersten Studienköpfen! Als sie glücklich fertig waren, brachte er sie seinem Vater, der von der Umkehr noch nichts wußte. Als der Ahnungslose die gelungenen Erstlingswerke sah, den kühnen Entschluß und den Namen des Lehrers hörte, küßte er den zu der Kunst „heimgekehrten" wartenden Braut steigerte den Willen und die Kraft! Vater Kaulbach steckte das praktische Ziel, indem er die Genehmigung der frühen Liebesheirat von dem ersten Verkauf eines Gemäldes abhängig machte. Der so pädagogisch gereizte Sohn malte ein publikumfreundliches Stillleben und stellte es im Kunstverein aus. Alsbald traf die Freudenbotschaft ein, sein Bild sei für hundert Gulden verkauft. Triumph! Er eilt zu seinem Vater, um dem Befehlshaber den schnellen Sieg jubelnd mitzu-

Männlicher Kopf. Nach einer Ölstudie.

Sohn. Ohne jedes Vorurteil überließ er ihn Pilotys vortrefflicher Methode. Dieser verstand es ausgezeichnet, in jedem die schlummernde Anlage zu wecken, und in dieser Fähigkeit, nicht in der maltechnischen Anweisung lag sein eminentes Lehrtalent. Seine Schüler vergötterten ihn, und Hermann Kaulbach überraschte ihn durch eisernen Fleiß und schnelle Fortschritte. Der Verkehr mit Mitschülern, wie Defregger, Gysis, Leibl, Kurzbaur, regte dessen freudiges Schaffen an, und das Bild der teilen, — und findet ihn schmunzelnd bei der Betrachtung des bedeutungsvollen Kaufobjekts. Er selbst war der gütige, seine Kenner, der es erworben und dem Sohn den Heiratskonsens eigenmächtig beschert hatte.

Unter den glücklichsten Auspicien führte nun der junge Künstler seine geliebte Braut aus Nürnberg heim. Zwei erfüllungsfrohe Menschen gründeten, von einem liebenden Kreise umgeben, ihren eigenen Herd. Das erste große Gemälde, das unter dem Segen

Die Nonne. Nach einer Ölstudie.

des neuen Glückes entstand, war „Der sterbende Mozart.“ Es übertraf die vorhergegangenen, Ludwig XI und die Kinderbeichte, an Bedeutung und Wirkung. So sehr es auch das Stilgepräge der Schule trug, es wies im Ausdruck und in der Farbe ganz eigenartige Vorzüge auf. Dem so rasch vorwärts gekommenen Anfänger ward der Beifall seines Meisters und seiner Umgebung zu teil, und die Jury der Wiener Ausstellung zeichnete im Jahre 1872 dieses Werk durch die goldene Medaille aus.

Die nun folgende unendlich zahlreiche, bunte Reihe der in den jüngsten zwei Jahrzehnten entstandenen Hermann Kaulbachschen Gemälde beweist Blatt für Blatt sein tüchtiges Können, sein tiefes Empfinden und seinen feinen Schönheitssinn.

Diese Vorzüge gehen auch bei seinen größeren historischen Bildern, welche dem sterbenden Mozart nachfolgten, nicht verloren. Sein Voltaire, sein Sebastian Bach bei Friedrich dem Großen, sein Lucrezia Borgia tanzt vor dem Papst Alexander VI, seine Krönung der heiligen Elisabeth, sie alle geben den geschichtlichen Vorgängen einen seelischen Gehalt, eine Bewegung, die

Venezianerin. Nach einer Ölstudie.

ſich auf den Beſchauer überträgt und in die Kreiſe reiner individueller Darſtellung und Auffaſſung hineinzieht.

Dieſe Gemälde, wie ſeine Guſtav-Freytag-Galerie, die bei Schlömp in Leipzig, ſein Karton-Cyklus der beliebteſten Opern, der bei Brack in Berlin erſchien, ſeine Illuſtrationen zu Ebersſchen Romanen, ſein ſinnreicher Entwurf zu der Ausmalung des Berliner Rathauſes, ſie alle ſind Beweisführungen für ſein geiſtvolles Erfaſſen hiſtoriſcher und dramatiſcher Vorgänge, für ſeine Fähigkeit, dem Stoff, der Zeit gerecht zu werden und doch die Gefühlsſeite auszudrücken.

Neben den vorgenannten hiſtoriſchen Bildern hat H. Kaulbach eine große Zahl gefühlsernſter Genrebilder geſchaffen. Unter ihnen ragen die Opferkerzen und die Unſterblichkeit hervor. Die Opferkerzen waren ein Anziehungspunkt der internationalen Münchener Ausſtellung des Jahres 1891

und gingen alsbald nach deren Eröffnung in Privatbesitz über. Es stellt eine fromme Mutter dar, auch eine „Mater dolorosa," die in einer Kirchennische, ein schlafendes Kind im Arm, eins an der Seite, zwei Kerzen opfert und betet. In harmonischer, einfacher Farbengebung appelliert dieses Bild gleich stark an den Schönheitssinn wie an die Empfindung.

Die Unsterblichkeit wird von dem Künstler durch eine Frauengestalt illustriert, die in eine Gruft niedersteigt, um dort die Büste eines geliebten Geschiedenen mit Lorbeer zu bekränzen, Unsterblichkeit durch treue Liebe. Das feine Werk wurde von der Pinakothek angekauft.

Reich und fein ist der Farbenton dieses Gemäldes, das H. Kaulbach in diesem Jahre bald nach der Flucht Marias malte, die in der jüngsten Berliner Ausstellung war.

Alle kleineren Genrebilder dieses ungemein produktiven Malers einzeln aufzuführen, wäre eine Unmöglichkeit. Sie zählen nach Hunderten und lassen sich litterarisch nur in Gruppen übersehen. Diese Gruppenzusammenstellung erfüllt dann den Zweck, seine Vielseitigkeit zu zeigen, und gibt eine Art Autobiographie. Denn sie schildert, was ihn beeindruckte, was ihm gefiel, was ihm nahe trat. Sie erzählt, daß er der Künstler ist, welcher mit den Menschen zu lachen, zu scherzen, zu fühlen, zu weinen

Entwurf eines Frieses für das Berliner Rathaus.

In der diesjährigen Münchener Ausstellung hing sein Bild „Zwischen zwei Welten." Es könnte auch heißen Arm und reich, so friedlich wird in dieser Hütte der Abschied dem Diesseits durch den Glauben an das Jenseits. Der fromme Junge, der bei der Kranken sitzt und ihr aus der heiligen Bibel vorliest, er wie sie glauben. Sie sieht und hört die himmlischen Heerscharen und scheint zu beten:

„Vom dunklen Thal
In das helle Licht!
Mir ist's nicht bang . . .
Hörst du es denn nicht —
Engelsgesang,
Himmlischer Strahl,
Führ' mich zum Licht . . . . ."

versteht, welcher dem Treiben der Kleinen und Kleinsten mit Entzücken zusieht, ihre Leiden und ihre Freuden begreift und zu guter Stunde mit ihnen spielt. Er liebt sie, und sein poetisches Blatt „Von Gott," das den abgebrauchten Storch außer Dienst stellt und einen Engel aus Himmelshöhen zum Menschenbringen wählt, zeigt, wie „hoch" er die Kleinen schätzt, die nur zu oft böse Große werden. Die ganze Kinderwelt findet an ihm ihren herzlichsten, verständnisvollsten Interpreten. Er geht den vielbeschäftigten, beweglichen kleinen Leuten in alle ihre Schlupfwinkel nach, er findet sie beim Brotholen, wie sie mühsam und drollig den Vorrat in der Schürze festhalten,

Digitized by Google

Der sterbende Mozart. Nach dem Gemälde von Herm. Kaulbach.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Zwischen zwei Welten. Nach dem

Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Gemälde von Hermann Kaulbach.

er erwischt sie bei den Kaninchen und Katzen, bei den großen Folianten und den kleinen Puppen, er weiß, wie sie ihre vierfüßigen Freunde fragen: Kannst du lesen? wie sie im Krankenzimmer thätig sind, wie sie bald Puppenamme, bald Puppendoktor spielen, er hält die drolligsten Momente ihrer lustigen Laufbahn fest. Er malte ihnen, den Unmündigen, einen Schutzengel und einen Weihnachtsengel, Bilder, die in den Kinderzimmern Deutschlands zu Hause und geliebt sind. Durch sie stellt H. Kaulbach seine feine, sinnige Kunst in den Dienst eines vielversprechenden Zukunftskapitals, in den Dienst der Kinderphantasie. Die vier Wände des Kinderzimmers sind in zu vielen Familien spärlich oder schädlich bedacht. Ungerechterweise verunziert man sie nur zu häufig mit allem abgelegten alten Bilderkram, der in den geschmückteren Räumen des Hauses nicht verwendbar war. So sieht oft das empfängliche Kind gerade in der Zeit, in welcher es am nachhaltigsten beeindruckt wird, Bilder, die seine Sinne mehr verwirren und abstumpfen, als wecken und fördern. Für den längst nicht genug beachteten Zweck, die kindliche Anschauung edel anzuregen, hat H. Kaulbach einen hoch zu schätzenden Beitrag geliefert.

Aber nicht nur für die Kinder, auch für die Liebenden malt dieser Künstler Traum- und Trostbilder. Er wird in reizenden Blättern dem Liebesglück und dem Liebesunglück gerecht. Oben „beim Turmfalken“ im Zwinger treffen sich die Zwei-Einigen, und Liebesseligkeit entzückt sie. Die Sehnsucht seufzt: „jetzt ist er hinaus in die weite Welt,“ und ein enttäuschtes schwarzäugiges Mädchen ist zum Einsiedler in den Wald geflüchtet und hört erschreckt seine weise, greise Lehre: Laß ab, laß ab von der Lieb'! Glücklichen, Sehnsüchtigen und Enttäuschten zeigt der mitfühlende Künstler ihre Kollegen in effigie!

Mit Vorliebe schildert er in fein poin-

Aus Telfs (Oberinnthal). Nach einer Ölstudie.

tierten Scenen, in feinen Lichtern das Klosterleben. Er sieht über die hohen Mauern in die öden Zellen und in die gelübdebeschwerten Herzen hinein. Er belauscht, wie der in der Kutte Gefangene mitleidig dem Vogel, seinem gefiederten Leidensgefährten, den Käfig öffnet, der Gefangene fliegt aber nicht fort, und der Mönch sinnt und staunt: Verschmähte Freiheit. Eine schöne junge Dame in einsamer Zelle schaut traurig, hoffnungsarm in die Ferne und seufzt: O, Freiheit! Eine andere Nonne belehrt mit mütterlicher Geduld die Waisen, und ein guter Bruder in Christo füttert das Findelkind. Auf einem dritten Blatte

Capreserin. Nach einer Ölstudie.

verrät er die Phlegmatische, welche in ungenierter Faulheit alle Glieder streckt und beim Aveläuten gähnt. Er sieht die Gottgehörigen in ihrer ganzen individuellen Menschlichkeit, und wohl sein ergreifendstes Bild aus dem Klosterleben ist das Ende vom Lied; eine junge, kranke Nonne sitzt am Harmonium und vertraut wehmütigen Accorden ihr Erdenleid.

Auch dem Transcendenten gibt H. Kaulbach in einzelnen Bildern, wie in der Mondsee, die in der Mondsichel thront, und in der Libelle Gestalt und Farbe.

Sein Humor kam in dem lustigen Cyklus der Narrenbilder am kräftigsten zum Ausdruck. Wie der komische, übermütige Mann als postillon d'amour thätig ist, wie er in eigener Sache den Hof macht, wie er seine Strafe und sein Zahnweh aushält, wie er dem versammelten Kinder-

Junge aus Capri. Nach einer Ölstudie.

und Weibervolk Märchen erzählt, sein ganzes Thun und Treiben ist voll Witz dargestellt und interessiert und gewinnt für ihn. Er hatte auch bei jedem neuen Auftreten den gesunden Erfolg für sich, sofort an gute Kunstkenner verkauft zu werden.

In dem Verstecke der H. Kaulbachschen Skizzenbücher und in seiner Häuslichkeit existieren noch eine Reihe Blätter, die von seinem liebenswürdigen, geistreichen Humor zeugen, unter ihnen entzückende Briefbogen, die das Kunstgewerbe zu sinnigeren Ornamenten, als zu Fröschen, Teufeln, Gigerlkarrikaturen und dergleichen, anregen könnten. Zum Beispiel: Eifrige Amoretten binden die Perpendikel einer Uhr, und das Zifferblatt trägt die Inschrift: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde." Ein Schornsteinfeger sitzt traurig und gekränkt neben dem Schornstein auf dem Dach

Strickende Capreserin. Nach einer Ölstudie.

und lieſt einen lakoniſchen Abſchiedsbrief vom Schatz: „I mag di nimmer.“ Ein ſchelmiſcher Amor ſchläfert einen Kutſcher, der zwei Liebende fährt, ein, entwindet ihm die Zügel und kutſchiert rückſichtslos langſam. Ein zweiter Amor fliegt auf einer Sternſchnuppe ins Haus. Ein anderer dieſes Schlags hängt ſich als modernſter unter den modernen Strebern an den Luftballon. Er will „hoch hinaus.“

Das ſind nur einzelne, ungenügende Proben von der humoriſtiſchen Seite der Kaulbachſchen Künſtlerſchaft. Seine Neujahrskarten, ſeine Weihnachtsgrüße, ſeine Ausſchmückung der Gebrauchsgegenſtände zu feſtlichen Gelegenheiten, große und kleine Anläſſe bringen immer anziehende Zeugen ſeines urſprünglichen Geiſtes an den Tag. Jeder, der ihm näher tritt, beſitzt koſtbare Beweiſe, und wenn dieſer Beweis da und dort eine ſeiner trefflichen Karrikaturen iſt; ſie beleidigen nicht und ſind doch treffend.

Werther und Lotte. Nach dem Gemälde von Herm. Kaulbach.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Die Gruppe der hier reproduzierten Porträts, die Venetianerin, das weibliche Porträt, das Porträt seiner Tochter und sein Selbstporträt, auch seine neuesten Arbeiten in dieser Richtung, das Porträt des Romanschriftstellers Viktor Naumann und ein Doppelbild zweier Schwestern, das auch Mädchenblüte heißen dürfte, alle konstatieren, mit welch sicheren Mitteln er arbeitet, wenn die Wirklichkeit der Phantasie die Grenzen steckt! Wie gut es ihm auch ohne seine Großmeisterei gelingt, Menschen darzustellen, sogar sich selbst, ähnlich und charakteristisch, ohne Retouche.

Gerade dem streng begrenzten Vorwurf des Porträts gegenüber tritt sein idealer Zug deutlich hervor. Sein Schönheitssinn beherrscht ihn. Er ignoriert das Häßliche, er sucht die formenschöne Linie, den harmonischen Accord. Er bleibt dem heute oft so einseitig auftretenden Streben, das Häßliche zum Kunstobjekt zu erheben und es nur durch das Wie der Darstellung zu adeln, fern, es reizt, es freut ihn nicht. Dieser ihm aus natürlichem Drang gebotene, aus innerer Wahrhaftigkeit nie zurückgedrängte Zug, dem er folgen muß, er macht ihn keineswegs intolerant. Sein umfassendes Verständnis verschließt sich den vielbesprochenen Bestrebungen der allerneuesten Richtung nicht. Er erkennt das Große und Gesunde dort an, wo es harmonisch auftritt, und gibt das Individualrecht zu. Nur da, wo es die „documents humains" aus der Welt, in der man sich nicht mehr wäscht, mit mikroskopischer Deutlichkeit vorträgt, oder wo eine wilde, offenbare Effekthascherei eine nicht vorhandene Genialität heucheln und den Mangel ehrlicher Arbeit verdecken möchte, wo die Sinnlosigkeit Farbenorgien feiert, da wendet er sich im ersten, impulsiven Moment mit Zorn ab. Alsbald läßt sich aber das Temperament von der Philosophie korrigieren, und er sagt dann wie der weise Altmeister Goethe im achtzigsten Jahre seiner Lebensfreude:

„Nach was soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und nichts zu verachten."

— — — — — — — — —

Als ich den Künstler während des Kunstkrieges im Sommer 1893 um seine Meinung fragte, schrieb er mir:

„Wenn ich mitkämpfe (und jeder Überzeugungstreue thut das), so geschehe das von mir aus nur mit dem Pinsel. Das ist mein Handwerkszeug, ein anderes gibt's für mich nicht; und mit diesem will ich auch fürderhin mein Glaubensbekenntnis niederschreiben, in der stillen Hoffnung, daß auch andere dasselbe mit mir beten werden. Viele halten sich schon deshalb für originelle Künstler und werden dafür gehalten, weil sie jeder anderen, auch der ernstesten Richtung die Existenzberechtigung absprechen. Unduldsamkeit ist ja oft eine Eigenschaft der Reformatoren, aber nicht jeder ist Reformator, weil er unduldsam ist.

„Es ist thöricht, einen schmalen, holprigen Fußweg, der nicht parallel mit unserem läuft, als falsch und verfehlt zu bezeichnen. Auch dieser kann seine Reize haben, und auch dieser kann zum Ziele führen. Ich glaube, der, der es ernst mit seiner Kunst meint, der nicht nur nach den in der Jugend erlernten Rezepten arbeiten will, soll stets die Augen offen halten, denn er kann und wird überall lernen. Sei es Knaus, Stuck, Uhde, Thoma, jeder wendet in seiner Kunstsprache Worte, Wendungen und Systeme an, die nur ihm eigen sind und die für jeden von Interesse und Wert sein können, wenn sie dieselben auch ganz, ganz anders verwerten, als sich diese Künstler wohl denken mögen."

Dieser Passus eines Briefes offenbart H. Kaulbachs Anschauung über die Art der Malerei deutlicher als seine Gemälde. Denn in diesen verdichtet sich alles, was er an Eindrücken aus dem Kunstschaffen anderer aufnimmt, sofort in seine Eigenart, oft viel stärker, als er es vielleicht selbst übersieht. Seine eigene Schönheitsmelodie ist so stark ausgeprägt, daß eine neu aufgenommene Tonart schnell in dem Vollklang seiner Musik untergeht. Und dieser Künstler ist so musikalisch! Jedes seiner Bilder trägt ein lyrisches Lied vor, wie Karl Stieler einmal citierte: „sie bitten alle um Musik!"

Wenn dieser Essay über den Künstler mehr von seinen Werken und seiner inneren Eigenart als von seiner äußeren Lebensgestaltung spricht, so ergibt sich das aus seinem curriculum vitae. Der Macht der Außenwelt hat er nie geopfert. Ihr gegenüber lautet sein Wahlspruch:

„Mir ward ein Glück, das ich höher schätzte,
Als alles Gold in Perus Ebene,

Weibliches Porträt. Nach einer Ölstudie

Porträt der Tochter H. K.'s. Nach dem Ölgemälde.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Ich hatte niemals Vorgesetzte
Und niemals Untergebene."

Alle Bewegungen, die Einfluß auf ihn nahmen, erfuhr er im Atelier, in der Familie, im Freundeskreis, in der Natur, und sie waren überwiegend innerlicher Art.

Sein persönliches Wesen ist von einer ansnehmend warmherzigen, unmittelbaren, natürlichen Liebenswürdigkeit. Wo er eintritt, hat er die Sympathieen für sich. Er aber nützt dieses Privilegium nicht aus. Er zieht häusliche und ländliche Stille dem Lärm und dem Getriebe der Welt vor.

In der Stadt übt er weise Beschränkung und sucht nur den Verkehr mit einem engeren Freundeskreise. Diesem aber weiß er es in seinem Heim unendlich behaglich zu machen. Sein trauliches Eßzimmer schmückt ein von ihm gemalter Fries, der die Porträts seiner Familie und seiner

Copyright by Franz Hanfstaengl, Munich.

Kannst du lesen? Nach dem Gemälde von Herm. Kaulbach.

Das Münchner Kindl. Nach einer Bleistiftzeichnung für das Goldene Buch der Stadt München.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

nächsten Freunde trägt. Sie sind von Spruchbändern umgeben, in welche Karl Stieler zwei Losungen dichtete, welche der Gefühlsweise H. Kaulbachs ganz entsprechen. Die eine, der Welt zugewandt, heißt:

„Der ernsten That, dem frohen Wort,
Dem sei mein Haus ein Heim und Hort!"

Die andere nennt das Glück am eignen Herde, an dem am Feierabend auch der Krieg mit der Kunst, die man wohl träumend lieben, aber nur arbeitend erobern kann, vergessen wird, an dem die jung geblie-

„Luginsland", H. Kaulbachs Landhaus in Schliersee.

bene Liebe ihre Wärme ausstrahlt; sie sagt mit recht:

„So ist uns zweien der Sinn gestellt,
Am warmen Herde warm für die Welt!" —

„Selbst ist der Mann!" Unter diesem Kommando seines Charakters stand Hermann Kaulbach für sich ein, und unter ihm gibt er sich auch seiner künstlerischen Lebensarbeit hin. Die feindlichen Lager von außen beirren ihn nicht, und mit den inneren sucht er vor seiner Staffelei fertig zu werden. Er ist von ganzem Herzen Maler und ist dabei doch, wie es seine Kindheit versprach, Dichter geworden und Dichter geblieben. Seine geschriebenen Gedichte kennen nur die, welche ihm persönlich nahestehen. Sie wissen aber, daß sie wahrhaft poetisch sind. Seine gemalten Gedichte gehören der Welt.

Dieser Poet liebt seine farbige Kunst und erfährt täglich, daß auch diese Liebe nicht müde wird.

In dem schönen Rathaus auf dem Marienplatz in München liegt ein Buch — eines ähnlichen können sich wenig Städte rühmen. Daß die kunstbegnadete Stadt seinen Wert zu schätzen weiß, das drückt sein Name aus, denn es heißt: Das goldene Buch. Die Stadt bittet jeden ihrer hervorragenden Künstler, ein Blatt in diesen Ehrenband zu stiften.

H. Kaulbach zeichnete das hier reproducierte Bild des Münchner Kindls ein.

Aus dem Münchener Wappen neigt es sich zärtlich zur Muse der Malerei, um ihren Freundeskuß zu empfangen. Und beide schwören:

In alle Ewigkeit! Amen.

Sie symbolisieren das freiwillige, lebenslängliche Gelübde des begeisterten Künstlers. Er wird es halten, weil es sein Herz will. Was das einmal gelobt hat, wird erfüllt. Die treue Liebe Hermann Kaulbachs zur Kunst, sie ist die verheißungsvolle Bürgschaft für die Mehrung seiner künstlerischen Thaten.

Heimat.

Illustrationen von **Alb. Richter.**

(Abdruck verboten.)

In der Sommersonne Strahl
Schreit' ich über Alpenmatten,
Mir zu Füßen Wald und Thal,
Strom und Seen, Licht und Schatten.

Herdenläuten hallt empor,
Helles Jodellied der Hirten.
Hoch im Blau ein Jubelchor:
Lerchen, die gen Himmel schwirrten.

Wie in Andacht stumm gebannt
Ich die Gletscherfirnen schaue —
Sieh — da steigt mein Heimatland
Vor mir auf, das ferne, rauhe.

Winddurchrauschter Kiefernwald,
Weite, rote Heidestrecken:
Eines Kirchleins Läuten hallt
Über dichte Holderhecken . . .

Und mich faßt ein Sehnen an
In der Seele tiefsten Tiefen,
Wie es nur empfinden kann,
Wen der Heimat Stimmen riefen.

O, kein Paradies der Welt
Darf mit ihr, mit ihr sich messen,
Die mein Herz gefangen hält,
Zaubermächtig — unvergessen!

Alice Freiin von Gaudy.

Novelle

von

Ernſt Behrend.

Bilder von **Friedrich Stahl.**

(Abdruck verboten.)

In ſtiller, mäßig anmutiger Gegend zwiſchen Warthe und Weichſel liegt das Gut, wo ſich vor etlichen Jahren die Geſchichte begab, die am beſten unter dem Titel „Penelopes Gewebe“ erzählt werden mag. Ewaldshof heißt es nach dem verſtorbenen Herrn Ewald Fenske, der ſich aus zuſammengelegten Bauernhöfen mit Fleiß und Umſicht ein ertragreiches Beſitztum geſchaffen und ungefähr in deſſen Mittelpunkt, ein paar tauſend Schritte von dem Dorf, zu dem die Fluren urſprünglich gehörten, einen Gutshof mit ſchmuckem Wohnhauſe und ſoliden Wirtſchaftsgebäuden angelegt hatte. Als Herr Fenske ſich dieſes Preiſes jahrelanger Müh' erfreuen konnte, dachte er daran, den geſicherten Wohlſtand mit einer Gattin zu teilen, dem Haus zur Ehr', ſich ſelbſt zu herzlichem Behagen. Darum freite er ein ſchönes, gutgeartetes Fräulein von polniſcher adliger Abſtammung, deſſen Vater nahe der ruſſiſchen Grenze angeſeſſen war und ſich damit beſchäftigte, durch echt polniſche Wirtſchaft das künftige Erbe ſeiner Kinder möglichſt zu ſchmälern. Dieſer biedere Schlachtſchitz durfte ſich nur weniger vernünftiger Streiche in ſeinem Leben rühmen; einen hatte er begangen, als er eine tugendſame Deutſche, allerdings nicht ſo ſehr um ihrer Tugenden als um ihres Vermögens willen, geheiratet und ſo dafür geſorgt hatte, daß die Sprößlinge ſeiner Ehe unter treuer und weiſer mütterlicher Pflege aufwuchſen; ein anderer vernünftiger Streich von ihm war's, daß er ſeine Tochter Pelagia kraft väterlicher Autorität dem erſten Bewerber um ihre Hand, dem tüchtigen, deutſchen Gutsbeſitzer bürgerlicher Herkunft, zur Gattin gab, der ſich, als ihn Pferdehandel in das Haus des geldbedürftigen Schlachtſchitz geführt, alsbald leidenſchaftlich in ſie verliebt hatte. Der verthueriſche alte Herr wußte die ſeiner Tochter in Ausſicht geſtellte Verſorgung wohl zu ſchätzen und zögerte daher mit der Zuſage nicht, zumal da es ihm, dem Katholiken, um ſo leichter ward, das Mädchen dem Ketzer anzuvertrauen, als er ehekontraktlich nicht nur ſeine Frau in ihrem proteſtantiſchen Glauben belaſſen, ſondern auch hatte dulden müſſen, daß ſeine weibliche Nachkommenſchaft darin erzogen wurde. Die ſchöne Pelagia ſträubte ſich zunächſt ein wenig gegen das ihr zugedachte Glück, denn Herr Fenske entſprach ebenſowenig dem ihr vorſchwebenden Mannesideal, wie die übrigen jungen und älteren Eheſtandskandidaten ihrer Bekanntſchaft; indeſſen gelangte ſie bei kühlem Nachdenken, wobei ſie gleichermaßen ihre eigene Lage als die guten Eigenſchaften ihres Liebhabers erwog, zu der Überzeugung, daß ihr ſo bald kein beſſeres Los geboten werden würde, und entſchloß ſich demgemäß, jenem eine gute und liebevolle Hausfrau zu werden. Das geſchah

denn auch. Als ihr Gatte nach ſechsjähriger Ehe an bösartiger Grippe jähen Todes verblich, trauerte ihm Frau Pelagia mit aufrichtigem Schmerze nach. Ihren Troſt fand ſie im Beſitze eines fünfjährigen Söhnleins von blühendem Ausſehen und blühenden Unarten, nach dem Vater Ewald geheißen, ſowie in der Fürſorge für die Schöpfung ihres Seligen. Da ſie nun hinſichtlich der Wirtſchaftlichkeit nicht in die väterliche Art eingeſchlagen war, der einzig die Schönheit ihrer ſchlanken Geſtalt, ihrer goldblonden Haare und ihrer ſchwarzen Augen angehörte, vielmehr die mütterlicherſeits ererbte gute Anlage nach dem Beiſpiel des Gatten erweitert hatte, ſo konnte ſie nach Ablegung des Trauergewandes befriedigt ſehen, daß innerhalb ihres erſten Amtsjahres die Verhältniſſe von Ewaldshof auf der vorher erreichten Höhe geblieben waren. Nichtsdeſtoweniger hatte ſie das unbeſtimmte Gefühl, daß es nicht immer ſo ſein und daß, wollte ſie ihrem Sohn und Mündel das väterliche Erbe erhalten oder gar vermehren, ihr mit der Zeit die zuverläſſige Stütze eines Mannes wohl nötig würde. Da ſie im Eheſtand mit Herrn Fenske trotz des Verzichts auf das Ideal ihrer Mädchenträume Glück und Segen gefunden hatte, ſo erhoffte ſie dies auch von einem neuen Bunde, ſofern ſie nur einem verſtändigen, braven Manne ihre Hand reichte, und fand ſich danach bereit, ihre Witwenſchaft geeignetenfalls aufzugeben.

Ihrem Scharfblick war es nicht entgangen, daß drei Hausfreunde, die ſich nach ihres Gatten Tode ganz beſonders um ſie bekümmert hatten, ſobald Zeit und Schicklichkeit es geſtatten möchten, aus der Rolle ſtiller Anbeter heraustreten und ernſtere Abſichten verlautbaren würden. Dies waren der Rechtsanwalt Dobberſtein, ihr Sachwalter, der Doktor Erdmann Kuß, ihr Hausarzt, und der Rittmeiſter a. D. Roſenau, ihr nächſter Gutsnachbar, lauter wohlſituierte Leute, die bis zur Grenze des Schwabenalters das Hageſtolzentum für das beſſere Teil erklärt hatten, nun aber, nachdem durch Frau Pelagias mit den Jahren ſchier geſteigerte Schönheit und Liebenswürdigkeit ihre Herzen entzündet worden waren, danach trachteten, das Schadenfeuer durch die wohlthätige Wärme ehelicher Liebe, similia similibus, zu löſchen. Aber ſie hüteten ſich während der Trauerzeit, und zwar vor der Erkorenen aus begreiflicher Achtung, voreinander aus inſtinktiver Eiferſucht, voreilig ihre zärtlichen Abſichten zu äußern, und ſpielten die Harmloſen. Kaum jedoch war das Trauerjahr vorüber und ein Tag erſchienen, der ihnen für die Ziehung des großen Loſes in der Lebenslotterie günſtig däuchte, nämlich der Geburtstag der ſchönen Witwe, da traf ein, was dieſe bereits geahnt hatte.

Jeder der Freier brachte ſeiner Eigenart gemäß die Werbung an. Rechtsanwalt Dobberſtein, ein kühler Geſchäftsmann, korrekt in ſeinem ganzen Handeln und Wandeln, überſandte ein langes Schreiben mit ausführlicher Sachdarſtellung und ſchön formuliertem Heiratsantrag, der in der Bitte gipfelte, die Empfängerin dieſes Schreibens wolle dem ehrerbietigſt Unterzeichneten bei der perſönlichen Darbringung

ſeiner Geburtstagsglückwünſche das erſehnte Jawort erteilen. Nicht gerade im Rezeptſtil, aber doch in ſo kurzen, abgeriſſenen Sätzen, wie ſie ſonſt wohl aus dem Munde des mitteilſamen, dabei im Herzensgrunde beſcheidenen Doktors Kuß hervorſprudelten, war ſein Brieflein abgefaßt, das mit derſelben Bitte ſchloß, wie das Kunſtwerk des Rechtsanwalts. Rittmeiſter Roſenau haßte jegliche Schreiberei, er war ein Mann der That, Jäger auf allerlei Wild, bepelztes, gefiedertes, gelegentlich und heimlich auch auf bezopftes; er war ehrlich und luſtig, ein Kavalier im landläufigen Sinn. Auch diesmal war's ihm nicht eingefallen, ſeinen Geiſt beſonders anzuſtrengen und die Feder in Bewegung zu ſetzen; er traf eine Viertelſtunde vor den beiden Stadtherren zur Gratulation auf Ewaldshof ein und beſtürmte die Erwählte ſeines Herzens mit feurigen, werbenden Worten. Faſt hätte er geſiegt, denn nicht nur gefiel der jungen Frau dieſe Art des Freiens am beſten, ſondern es ſprach auch in ihr ein kleines Etwas mehr zu ſeinen als zu der beiden anderen Gunſten. Aber ſie beſann ſich rechtzeitig darauf, daß ſie erſt wenige Stunden vorher den feſten Vorſatz einer gewiſſermaßen öffentlichen Prüfung ihrer Freier gefaßt hatte. War es nun bloß die Abſicht, die Licht- und Schattenſeiten derſelben noch einmal genau gegeneinander abzumeſſen, oder lag es ihr in der noch immer nicht ganz begrabenen Hoffnung auf das endliche Erſcheinen ihres Ideals daran, einige Friſt zu gewinnen, genug, ſie erachtete den Zeitpunkt der Kapitulation noch nicht für gekommen.

Gerade, als Rittmeiſter Roſenau einen zierlichen, ihm gleichſam nur in vorläufige Verwahrung gegebenen Korb erhalten hatte, langten ſeine beiden Rivalen an. Der Arzt hatte diesmal nicht, wie ſonſt öfters, den Rechtsanwalt in ſeinem Wagen mitgenommen, da ſie ſich gegenſeitig aus gutem Grunde die Abſicht, nach Ewaldshof zu fahren, verheimlicht hatten. Nachdem aber unterwegs einer des anderen anſichtig geworden war, hatte ſich ihrer gehörige Verſtimmung bemächtigt. Daher traten ſie mit ſüßſäuerlichen Mienen ein, die einen Stich ins Bittere bekamen, als ſie den gleichfalls mißgeſtimmten Rittmeiſter erblickten. Frau Pelagia jedoch, nachdem ſie die Glückwünſche in Empfang genommen und ſich durch einen Blick auf die Landſtraße vergewiſſert hatte, daß die nächſte Viertelſtunde keinen Gratulanten weiter bringen würde, ergriff zu feierlicher Rede das Wort:

„Meine lieben Freunde," ſo ſprach ſie, „ich fühle mich, nun wir unter uns Vieren ſind, zu der Erklärung verpflichtet, daß ich heute durch Sie in eigentümliche, teils erfreuliche, teils peinliche Lage gebracht bin. Laſſen Sie uns mit offenen Karten ſpielen, und da ich am Geben bin, will ich ſie nur gleich aufdecken. Jeder von Ihnen hat mich an dieſem Tage, an dem ich das fünfundzwanzigjährige Jubiläum meines Daſeins feiere, durch das Anerbieten ſeiner Hand hoch geehrt. Das iſt das Erfreuliche für mich. Das Peinliche aber liegt in der Überraſchung durch dieſen ſo auf einmal mir zu teil gewordenen dreifachen Vertrauens- und Liebesbeweis, wodurch ich plötzlich vor eine ſchwere Wahl geſtellt bin."

Sie machte eine Pauſe, vor ſich auf den Teppich blickend, während ihr die Freier durch Kopfnicken zuſtimmten. Dabei ſchaute der Rittmeiſter trotz der vorher erlittenen kleinen Schlappe ſiegesgewiß im Kreiſe umher, der Rechtsanwalt zog die Augenbrauen zuſammen, im Geiſte ſeine und ſeiner Mitbewerber verſchiedenartigen Vorzüge erwägend, der Doktor aber hielt die Blicke unverwandt und ernſthaft, als ſehe er einen bedenklichen Fall, auf das Antlitz der ſchönen Witwe gerichtet. Dieſe fuhr mit verſchämtem Lächeln fort:

„Vor eine ſchwere Wahl geſtellt! Aber zu einer Wahl bin ich bereit, ich lehne nicht von vornherein ſämtliche Anträge ab. Denn, laſſen Sie es mich nur offen geſtehen, ich bin ſeit einigem mit mir zu Rate gegangen und zu der Überzeugung gelangt, daß auch für mich das Wort gilt: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei. Ich bin daher nicht abgeneigt, meinen gegenwärtigen Stand zu verändern, und will das Vertrauen, das Sie mir durch Ihre Anträge bewieſen haben, dadurch vergelten, daß ich ſchon jetzt erkläre, meine verehrten Freunde, einer von Ihnen ſoll es ſein, dem ich mein künftiges Schickſal und die Leitung meines Knaben in die Hand lege."

Die Freier nickten wiederum Beifall,

Gretel. Nach dem Pastell von M. Roberth.

worauf Frau Pelagia, diesmal mit einem schelmischen Lächeln, ihre Rede fortsetzte:

„O über das Wort wählen! — Sie kennen vielleicht alle diesen Ausruf Porzias im Kaufmann von Venedig und wissen, wie die Dame, in ähnlicher Lage mit mir, ihre Wahl unter ihren Freiern traf. Sie mußte dem angehören, der unter drei Kästchen, einem goldenen, einem silbernen und einem bleiernen, dasjenige herausfand, welches ihr Bild barg. Wir wollen's anders halten. Ich werde selbst entscheiden und dem Erwählten mein Bild offen überreichen, aber — — lassen Sie mir Zeit zu eingehender Prüfung, nicht so sehr Ihrer Vorzüge, als meines Herzens! Nicht wahr, Sie thun's?"

Wiedernm nickten die Freier, der Rittmeister siegessicher, der Rechtsanwalt urteilsfindig, der Doktor teilnahmsvoll ausschauend. Dann sprach die schöne Witwe weiter:

„Ich will mich mit der Prüfung beeilen, aber eine Frist innehalten, deren Endpunkt ich Ihnen gleich bezeichnen werde. Es ist Ihnen allen ja bekannt, wenn auch nur Sie, Herr Rechtsanwalt, in die Einzelheiten eingeweiht sind, daß ich vor einem Vierteljahr meinen Paten, den Herrn Klawiter auf Gromaden, beerbt habe und daß mir ein entfernter Verwandter des Verstorbenen die Erbschaft streitig macht. Herr Klawiter, ein Mann von prächtigem Herzen, aber in seinem Äußern von der Natur sehr stiefmütterlich bedacht, so daß er manchen Spott erleiden mußte und infolgedessen schon frühzeitig ein menschenscheuer Sonderling wurde, hegte in seinem Herzen, wie ich unschwer herausgefühlt habe, eine stille Neigung zu meiner Mutter und übertrug, als diese sich verheiratete, sein scheu verschlossenes Gefühl auf mich, die Tochter. Er hat mir bei Lebzeiten manchen Beweis väterlichen Wohlwollens gegeben, aber daß er mich zur Universalerbin einsetzen würde, ahnte ich so wenig, als sonst jemand, zumal da er in der kleinen Enkelin einer verstorbenen Halbschwester eine gesetzliche Erbin besaß. Doch es kam so. Eines Abends, als er auf der Heimfahrt vom Wald, wo er dem Jagdvergnügen obgelegen hatte, in die Gromadener Dorfstraße einbog, fiel ein bissiger Hund die Pferde an; sie scheuten, sprangen zur Seite und schleu-

derten den Schlitten gegen einen Baum; mein Pate flog heraus und so unglücklich gegen den Stamm, daß er tödliche Verletzungen am Kopfe davontrug. Man brachte ihn in sein Haus, wo er die verlorene Besinnung wiedergewann und alsbald die Absicht, ein Testament zu machen, aussprach. Er ahnte wohl, daß ihm nur noch eine kurze Spanne Zeit vergönnt war, und ließ, da Richter und Notar weitab wohnten, den Schulzen kommen. Vor diesem und seinen Schöppen, den Dorfgerichten also, gab Herr Klawiter seinen letzten Willen kund, indem er mich zur alleinigen Erbin seines Vermögens ernannte. Gleich darauf verschied er. Das dorfgerichtliche Protokoll gelangte an das Amtsgericht, das mich von dem Erbanfall benachrichtigte, worauf ich den Besitz der Erbschaft, die hauptsächlich in dem schönen Gute Gromaden besteht, antrat. Bald danach bekam ich ein Schreiben eines Herrn Heinz Wieprecht, Baumeisters in Berlin, worin dieser mir mitteilte, er mache mir namens seiner Tochter Lucie, deren vor Jahr und Tag verstorbene Mutter das einzige Kind von

Herrn Klawiters längſt abgeſchiedener Halbſchweſter, einer Frau Oberſt ſo und ſo, geweſen, meine Erbanſprüche ſtreitig, weil der Teſtator bei der Teſtamentserrichtung infolge ſeines Sturzes geiſtesgeſtört, mithin nicht teſtierfähig geweſen ſei. Mein verehrter Sachwalter, Herr Dobberſtein, hat die Anſprüche jenes Herrn zurückgewieſen, worauf wir die Nachricht erhalten haben, man werde einen Prozeß gegen mich anſtrengen. — Möge man! Geſetz und Recht ſind auf meiner Seite. Herr Klawiter hat gerade dadurch, daß er ſich angeſichts des Todes meiner erinnerte und Verwandte von der Erbſchaft ausſchloß, die ihm im Leben völlig fremd geweſen ſind, ich glaube, ſeine Halbſchweſter hat ihn ſeiner Schrullen wegen häßlich beſeindet oder gar verleugnet, Herr Klawiter hat alſo gerade durch ſolche Erinnerung und Willensäußerung bewieſen, daß er bis zum letzten Augenblicke bei klarem Verſtande geweſen iſt. Ich aber halte es, ganz abgeſehen von meinem eignen Recht, für meine Pflicht, ihn gegen den Vorwurf, als habe er im Zuſtande von Geiſtesgeſtörtheit die Rechte von Blutsverwandten geſchmälert, auch noch nach ſeinem Tode zu ſchützen. — Meine Freunde! Laſſen Sie mich nun, bevor ich in der Wahl meines Gatten Entſcheidung treffe, den Ausgang des Prozeſſes abwarten, von dem es abhängt, ob ich künftig eine wohlhabende Frau oder nur auf das beſcheidene, mir von meinem verſtorbenen Manne neben meinem Sohne zugefallene Erbteil angewieſen ſein werde. Verſtehen Sie mich, bitte, nicht falſch! Ich glaube keineswegs, daß der Ausfall der Sache auf Ihre Geſinnung gegen mich von Einfluß ſein wird, allein ich will mich, wenn ich meine Hand vergebe, nicht nur über den Zuſtand meines Herzens, ſondern auch den meines Vermögens vergewiſſert haben. Bis dahin aber laſſen Sie uns in harmloſem Verkehr leben, und ſeien Sie, ich bitte Sie herzlich, von nun an ſonntäglich meine Mittagsgäſte!"

Alſo ſprach Frau Pelagia zu ihren Freiern, die ſich wohl oder übel in den Willen der Begehrenswerten ſchickten. Sie erſchienen von nun an jeden Sonntag pünktlich zur Eſſensſtunde in Ewaldshof, darauf achtend, daß keiner dem andern in der Zeit und in Frau Pelagias Meinung zuvorkäme, und danach trachtend, die eigne Perſon zur ſchönſten Geltung zu bringen. Dies führten ſie, je nach Stand, Geiſt und Temperament, verſchiedenartig aus; in einem jedoch operierten ſie ganz gleich, das war in dem Beſtreben, ſich die Neigung des Knaben Ewald und dadurch den erſten Platz im Herzen der Mutter zu gewinnen. Der junge, pausbäckige Fenskeſche Stammhalter war von ſeinem Vater, der ihn gleichwohl ſehr geliebt hatte, ziemlich kurz und ſtreng gehalten worden. Nach deſſen Tode verzog und verzärtelte ihn die Mutter, durch ſolche Nachgiebigkeit gegen das eigne Fleiſch und Blut ihre ſarmatiſche Abſtammung verratend. Die Hausfreunde ahmten ſchon lange, bevor ſie offen als Freier der ſchönen Frau auftraten, deren Beiſpiel nach und überboten ſich hierin. Der Knabe aber fand mit kindlichem Treffſinn bald heraus, daß er der Umſchmeichelung mannigfache Unartigkeit entgegenſetzen durfte. —

An einem ſchönen Frühlingstage, nicht lange nach der Ausſprache gegen die Freier, ſaß Frau Pelagia mit ihrem Sprößling in dem Garten vorm Hauſe, wo durch den jungen, knoſpenden und zum Teil ſich ſchon friſch belaubenden Baumwuchs erquicklicher Morgenwind ſtrich. Nachdem ſie Hof und Stall, Küche und Keller revidiert hatte, gönnte ſie ſich eine kleine Erholung, ſolche Annehmlichkeit mit einiger nützlichen Unterweiſung ihres Sohnes in bibliſcher Geſchichte und dergleichen Lehrgegenſtänden verbindend. Als Schulgemach diente ihr eine in dieſer frühen Jahreszeit noch nicht berankte Laube, die in dem Winkel ſtand,

in welchem der den Garten einhegende Staketenzaun von der Landstraße abbog. Ein Viertelstündchen hatte der Junge aufmerksam zugehört, dann wurde ihm die Sache langweilig, und seine Blicke schweiften umher, ob sie nicht auf etwas Lustiges stoßen möchten. Gar bald bemerkte sein scharfes Auge, wie quer über den Steig, der von der Laube nach dem Hauptgang führte, die Erde in einem schmalen Streifen locker aufgebrochen ward. Ein Maulwurf betrieb dort seine stille Minierarbeit. Flink hatte sich der Junge von der Mutter losgerissen, einen kleinen Spaten ergriffen, der nebst anderem Spielzeug in der Laube lag, und mit der Geschicklichkeit eines gelernten Maulwurffängers den zierlichen, sammetkitteligen Wühler auf die Oberfläche des von demselben untergrabenen Erdreichs geworfen. Ein paar Schläge mit dem Spaten, und das harmlose Tierchen war der Wut des jungen Berserkers zum Opfer gefallen. Die Mutter hatte dem schnellen Vorgang ein kurzes Augenmerk geschenkt und war sogleich bis ins innerste Herz erschrocken vor einem unverkennbaren Ausdruck von Grausamkeit auf dem Gesicht ihres Lieblings. Sie stürzte auf ihn zu, um seinem Treiben zu wehren, da kehrte sich die Wut, die noch in ihm kochte, gegen sie selbst, und er führte einen häßlichen Schlag nach ihr. Aber kaum hatte er zum zweitenmal die frevelnde Hand erhoben, als er damit schleunigst auf diejenige Stelle seines Körpers fuhr, die bei bösen Buben für die Strafvollstreckung am geeignetsten ist. Ein pfeifender Hieb hatte ihn dort getroffen, und nun erst bemerkten Mutter und Sohn den hinter ihnen herangetretenen Urheber dieser Züchtigung. Es war ein stattlicher Mann in der Mitte der Dreißiger, von kühn geschnittenen Zügen und hellen, vor gerechter Empörung blitzenden Augen; im übrigen war sein Aussehen eher danach angethan, den Eindruck von Milde zu erwecken; die Farbe seines Gesichtes war für einen Mann auffallend zart, die Haare quollen ihm in weicher, brauner Fülle unter dem Schlapphut hervor, der Bart wallte in anmutigen Wellen bis auf die breite Brust hinab. In der nervigen Rechten hielt er ein schlankes Spazierstöckchen, das zu seiner mächtigen Gestalt nicht recht passen wollte und mehr zu spielender Beschäftigung der Hand, als zur Stütze dienen mochte. Als er die gewollte Wirkung seines Jagdhiebs sah, zog er höflich den Hut und erklärte der mit großen Blicken fragenden Frau:

„Das mußte sein! Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich in Ihre, wie ich annehme, mütterlichen Rechte eingriff, aber die Sache wollt's. Ich beobachtete das Gebahren des kleinen Burschen von der Straße aus, und als ich sah, wie sich seine Tücke gegen Sie richtete, trieb's mich mit unwiderstehlichem Zwange, über den Zaun zu springen und ihm das vierte Gebot einzuschärfen. Nicht wahr, mein Junge," wandte er sich jetzt an den kleinen Sünder, der ob solcher seit Vaterszeiten unerhörten Behandlung verdutzt dareinschaute, „du weißt nun wieder, was Recht und Sitte heißt, ohne daß ich noch einmal zum Stäblein ‚Siehstduwohl' zu greifen brauche."

Auf diese halbe Frage antwortete der Knabe Ewald mit gleich-

Lassen Sie mir Zeit zu eingehender Prüfung.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich in Ihre Rechte eingriff."

falls unerhörter, durch unwiderſtehlichen Zwang, der von den Blicken des Fremden ausging, veranlaßter Bereitwilligkeit mit kurzem „Ja." Dann aber brachen ihm Thränen aus den Augen, und mit einem aus tiefſter Seele geſchluchzten „Liebe Mama!" flog er reumütig auf die Mutter zu und drückte ſein Geſicht gegen ihr Gewand. Während ſie alsdann verwundert und zugleich gerührt auf das lockige Knabenhaupt hinabſah, wobei ihr die Erkenntnis aufdämmerte, daß ihre milde Erziehungsweiſe doch wohl einer kräftigen Ergänzung bedürfe, ſagte der ſtattliche Eindringling halblaut, von ihr recht gut verſtanden: „Ein Edelſtein! Muß aber gehörig geſchliffen werden!" Darauf ſtellte er ſich in ſchicklicher Form als den Baumeiſter Heinz Wieprecht aus Berlin vor, der gekommen ſei, mit der Gnädigen über die Klawiterſche Erbſchaft mündlich und gütlich zu verhandeln, ehe der unangenehme Weg des Rechtsſtreits beſchritten werde. Was er ihr an Thatſachen mitteilte, war wenig mehr, als ſie ſchon wußte; neu war ihr, daß ſein Töchterchen, die einzige geſetzliche Erbin des Herrn Klawiter, infolge eines Falles, den es im erſten Lebensjahr gethan, in der körperlichen und geiſtigen Entwickelung ſtark zurückgeblieben. Gerade deshalb, verſicherte der Baumeiſter, halte er ſich für verpflichtet, den durch das Teſtament mißachteten Anſpruch der kleinen Lucie auf das Vermögen ihres Großoheims fürſorglichſt zu verteidigen. Um ſeiner ſelbſt willen würde er das Teſtament niemals anfechten, es ſei ihm lediglich darum zu thun, für den Fall ſeines Todes die Zukunft der Tochter, die ihn ja möglicherweiſe lange überleben könne, zu ſichern. Da er nun zwar von der Richtigkeit der ihm gewordenen Mitteilung, wonach der Erblaſſer im Augenblick des Teſtierens nicht dispoſitionsfähig geweſen, überzeugt ſei und dieſe Behauptung durch Zeugen zu beweiſen vermöge, alſo das Recht auf ſeiten ſeines Kindes wiſſe, andererſeits aber jeden Prozeß für ein Glücksſpiel erachte und dem Hazard nur äußerſtenfalls einen Einfluß auf die Vermögensverhältniſſe ſeiner Familie zugeſtehen wolle, ſo ſei er zu einem gütlichen Abkommen bereit, wenn ſich dabei für ſeine Lucie ſo viel ergebe, daß ihr eine ausreichende Rente ſichergeſtellt werden könne.

Frau Pelagia erwiderte darauf, auch ihr ſei es nicht ſo ſehr um den Beſitz zu thun, da ſie ohnedem zu leben habe und

Inzwischen erschienen Sonntag für Sonntag die drei Freier an Frau Pelagias Tische.

Ansprüche auf reichere, als die bisher gewohnte Lebenshaltung nicht erhebe, dagegen könne sie es nun und nimmer zugeben, daß sie eine Erbschaft angetreten habe, die ihr nicht aus dem wohlüberlegten und in keinerlei Weise getrübten Willen ihres Paten zugefallen sei. Indem sie auf ihrem Rechte bestehe, verteidige sie das Andenken des Verstorbenen, und verwahre sie zugleich sich selbst gegen den stillen Vorwurf häßlichen Eigennutzes. Daher müsse sie es ablehnen, auf die Vergleichsvorschläge des Herrn Baumeisters einzugehen; die wohlbestallten irdischen Vertreter der Gerechtigkeit und nicht der Zufall würden es sein, die zwischen ihnen beiden das durch ihn gestörte Recht wiederherstellen würden.

Man sieht, daß sowohl der Baumeister als auch die junge Witwe einen guten Teil idealistischer Weltanschauung besaßen, der sie hinderte, auf dem sehr materiellen Gebiet, auf dem das Schicksal sie zusammengeführt hatte, einig zu werden. Sie stritten, sich erhitzend, doch nicht im geringsten aus dem guten Ton fallend, hin und her, bis die Mittagszeit herangerückt war, und sie endlich einsahen, daß alles weitere Disputieren vergeblich sein würde. Als der Baumeister dann nach der nächsten Stadt, der Eisenbahnstation, zurückwandern wollte, lud ihn die gastfreundliche Frau Pelagia ein, vorerst das Mittagbrot mit ihr zu teilen, welche Einladung er unbedenklich annahm. Sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle, zu rosigem Pökelfleisch mit dem dortzulande Kumst geheißenen Sauerkraut, und zum bräunlichen Braten der Ente, die eigens für den Gast ihr Leben gelassen hatte. Dazu tranken sie, die schöne Frau in zierlichen Schlückchen, ihr Gegenüber aber in der Weise eines erfreuten Sachkenners, feurigen Ungarwein, das übliche Festgetränk jener Gegend, und versicherten sich in aller Aufrichtigkeit, daß, wenn sie auch in der Verfolgung ihrer oder der von ihnen wahrzunehmenden Rechte sich fortan befehden müßten, dies gleichwohl ohne jede persönliche Spitze sein sollte. Also erfreuten sie sich an einem beiderseits heiter und anregend geführten Gespräch über alle möglichen, nah und ferner liegenden Dinge. Auch der Knabe Ewald, dem trotz des Gastes sein Plätzchen am Tische gestattet worden war, und der jenen unablässig sittsam und ehrfürchtig betrachtete, griff einmal in die Unterhaltung ein, indem er sich, anscheinend ohne besonderen Zweck, danach erkundigte, ob der Onkel auch wohl so ganz dicke Spazierstöcke besitze, wie Papa sie bei seinen Gängen aufs Feld benutzt habe. Auf die von dem Onkel mit gemütlichem Lachen erteilte Antwort, daß er so dicke Stöcke nicht brauche, weil sein spanisches Röhrchen Wunderdinge verrichten könne, verfiel der Junge in tiefes Nachsinnen und verschwand in einem unbewachten Augenblick aus dem Zimmer. Die beiden Erwachsenen waren noch in lebhaftem Diskurs über Baukunst begriffen, namentlich über zweckmäßige, hübsche Gestaltung von Landhäusern, worauf die Wirtin die Rede gebracht hatte, weil sie sich mit dem Gedanken eines notwendigen Anbaus an ihr Wohnhaus trug, als plötzlich Doktor Kuß, vom

Zufall oder vielmehr von seiner Landpraxis, die ihn an Ewaldshof vorüberführte, in das heitere Beieinander hineingeschneit wurde. Trotzdem er sofort über den geschäftlichen Zweck der Anwesenheit des Baumeisters Aufklärung erhielt, konnte er doch eine gewisse Unruhe, die ihn beim ersten Blick befallen hatte, nicht los werden. Es gelang ihm nicht, mit der ihm sonst eignen Lebhaftigkeit am Gespräch teilzunehmen, und so brachte er durch merkbare Verstimmung, die er indessen vermittelst des guten Tokayers zu bewältigen versuchte, einige Abkühlung in die bisher warm gewesene Temperatur der Unterhaltung. Da schien dem Baumeister die Stunde des Aufbruchs geschlagen zu haben, und er nahm die Aufforderung des Arztes zur Mitfahrt in seinem Wagen höflich an.

Als Frau Pelagias Freier den Fremdling außerhalb des Bannes ihrer Augen wußte, taute er wieder auf und gewann, möglicherweise infolge freundlicher Beihilfe des genossenen Weins, seine alte Mitteilsamkeit wieder, so daß der Baumeister, ehe er die Eisenbahnstation erreicht hatte, in das Geheimnis des Abkommens der schönen Frau mit ihren Freiern eingeweiht war. Mit solcher Wissenschaft, die ihm ein langgedehntes „Schade!“ entlockte, fuhr er nach Berlin zurück. Hätte er die Gabe besessen, Menschenstimmen über Meilen hinweg zu verstehen, so würde er gehört haben, wie gleichzeitig mit ihm Frau Pelagia, gedankenvoll den Garten durchwandelnd und ihre Blicke ohne ersichtlichen Grund häufig nach Westen richtend, dasselbe Wörtchen „Schade!“ vor sich hinflüsterte. —

Der Rechtsstreit um die Gromadener Erbschaft begann und zwar vor dem fernen Landgericht, in dessen Bezirk der Erblasser gewohnt hatte. Rechtsanwalt Dobberstein übersandte seinem Kollegen, der Frau Pelagias Vertretung an Gerichtsstelle übernommen hatte, weitläufige Informationen für Klagebeantwortung, Duplik und sonstige Einwände, denn der Anwalt der Gegenpartei fand immer neue Umstände auf, aus denen die Testierunfähigkeit des Erblassers erhellen sollte. Verhandlungstermin, Beweistermin, wieder Verhandlungstermin fanden statt, und so ging fast ein Jahr dahin, ohne daß die Sache entschieden ward.

Inzwischen erschienen Sonntag für Sonntag die drei Freier an Frau Pelagias gastlichem Tische, wetteiferten in Liebenswürdigkeit, ihrer Herrin die Wahl erschwerend, und stöhnten und schimpften über den schneckenhaften Gang des Prozesses. Was aber des einen Eule, ist des andern Nachtigall. Die schöne Frau empfand heimliche Freude ob des langsamen Verfahrens, das ihr in ihrer Ratlosigkeit zu Hilfe kam. So schwer hatte sie sich die Entscheidung im Wettstreit der Freier nicht gedacht, als sie damals die voraussichtlich kurze Frist ausbedang. Nun war es bald der pflichteifrige Rechtsanwalt, bald der gutherzige Doktor, dann wieder der ritterliche Rosenau, dem sie ihr Bild bereits in Gedanken überreichte, aber jedesmal, wenn sie mit sich einig geworden zu sein glaubte, kam jäher Umschwung in ihre Meinung, und der Urheber dieses Umschwungs war immer das bewußte Ideal, das sich ungestüm aus der vierten Dimension meldete und sonderbarerweise Gestalt und Wesen des noch im rosigen Licht atmenden Baumeisters Heinz Wieprecht angenommen hatte. Den Vergleich mit diesem im Lauf der Zeit zu so individuellen Zügen gelangten Ideal konnten die drei Freier nicht aushalten, so daß Frau Pelagia allemal das in der Vorstellung bereits festvergebene Bild zurücknehmen mußte und neuer Prüfung, neuem Zweifel verfiel. Daher pries sie bei sich die Einrichtungen der deutschen Civilprozeßordnung, die ihr noch eine ziemliche Frist, allerdings, wie sie hin und wieder zu denken wagte, eine Galgenfrist vergönnten. Vorläufig aber bestrebte sie sich, trotz leisen Haders mit dem Schicksal, ehrlich und unablässig, ihren Freiern gerecht zu werden und unter der Dreizahl den Würdigsten herauszufinden. Verlorene Müh', ebenso wie die Bemühung der Freier um die Gunst des Knaben Ewald. Dieser schätzte die ihm gespendeten Gastgeschenke zwar ungemein, fuhr aber fort, die Donatoren ehrfurchtslos zu behandeln. Dagegen behielt er den Fremdling, der sich einmal so heftig in seine Angelegenheiten gemischt hatte, in respektvoller Erinnerung. Er hatte jetzt einen Hauslehrer, der ihn in strenge Zucht nehmen sollte und auch eines Tages ganz gehörig durchprügelte. Knabe Ewald schien sich aber aus der empfangenen Tracht nicht viel zu machen, denn statt zu klagen oder Besserung zu

geloben, rief er seinem Erzieher höhnisch zu: „Herr Fink, du kannst mich lange klapsen, bis ich thu', was du willst! Du hast ja kein Stäblein ‚Siehstduwohl'!" Verständnislos hinterbrachte Magister Fink diese Äußerung seiner Brotherrin, die mit den Achseln zuckte, seufzte und auch bei der Gelegenheit das Wörtchen „Schade!" flüsterte. —

Endlich, zwischen Neujahr und Ostern, flog Rechtsanwalt Dobberstein triumphierend mit der Nachricht in's Haus, das landgerichtliche Urteil sei gesprochen, der Kläger abgewiesen, und damit die Beklagte als rechtmäßige Erbin ihres Paten anerkannt. Nun freute sich Frau Pelagia wohl darüber, daß ihr alter väterlicher Freund von dem Verdacht gereinigt war, er habe in einem Augenblick getrübter Einsicht das natürliche Recht einer blutsverwandten Person vernichtet, und daß sie selber nicht mehr dem Vorwurf ausgesetzt werden konnte, die Hand nach fremdem Gute ausgestreckt zu haben; allein ihre Freude hatte recht unangenehmen Beigeschmack. Jetzt hieß es, das Versprechen einlösen und dem pedantischen Dobberstein oder dem brüsken Rosenau oder dem Erdmännlein von Doktor das bräutliche Jawort erteilen! Was ihr vor einem Jahr verständig und leicht gedäucht, schien ihr jetzt ein schweres und übles Ding. Aber sie wollte halten, was sie gelobt, und das Vertrauen der braven Leute nicht täuschen. Nur Geduld sollten sie noch haben! Gottlob, da war ja noch die Rechtsmittelfrist! Der unterlegene Gegner konnte ja den Prozeß noch verlängern! Gut! Ehe dort nicht rechtskräftig entschieden war, brauchte sie auch ihre Entscheidung nicht zu treffen! — Das that sie denn am nächsten Sonntage dem Freierkollegium kund, als es unter Führung des trinkspruchgewandten Rittmeisters den Spruch des Richterkollegiums hochleben ließ, und leise Mahnung an die verheißene und verheißungsvolle Bildspende hörbar ward. Natürlich war das Urteil heut der Hauptgegenstand der Unterhaltung. Der Rechtsanwalt ließ dabei fallen, die Sache habe doch einen Haken gehabt. Es sei nämlich zweifelhaft, ob das Testament, das als Nottestament von den sogenannten Dorfgerichten aufgenommen worden, nicht deshalb ungiltig sei, weil es der verordneten Unterschrift des einen

Also hatte sich der Mann des Gesetzes in Wut geredet.

Schöppen entbehre. Der Mann sei wahrscheinlich ein schreibunkundiger Polack gewesen. Dieser Mangel sei weder bei der Testamentseröffnung, noch im Laufe des Prozesses zur Sprache gebracht worden. Er, Dobberstein, habe ihn gleich von vornherein entdeckt gehabt, indessen wohlweislich verschwiegen; nun sei kaum daran zu denken, daß der Fehler dem Gegner noch nachträglich auffallen und von ihm geltend gemacht werden, vielmehr lasse sich erwarten, daß binnen kurzem das Urteil rechtskräftig sein werde.

Frau Pelagia sagte nichts zu diesen Ausführungen, doch sie erwog sie feinfühligen Herzens. — Schon ging die Frist für Einlegung des Rechtsmittels dem Ende zu, da erhielt Rechtsanwalt Dobberstein von seinem mit der Prozeßführung betrauten Vertreter die diesem zugestellte Berufungsschrift des abgewiesenen Klägers und sah zu seinem

Erstaunen, daß der Gegner nachträglich jenen Mangel des Testaments rügte, den er kürzlich in Ewaldshof besprochen hatte. In größter Eile begab er sich zu Frau Pelagia und setzte sie von der neuesten Wendung des Prozesses in Kenntnis. Nun aber sollte seine Verwunderung gewaltig gesteigert werden, und er stand wie angedonnert da, als die schöne Frau ihm lächelnd erzählte, sie selbst habe ihrem Gegner den bewußten Mangel des Testaments verraten. Sie sei ja durch ihn, ihren Sachwalter, darüber belehrt worden, daß ihr Recht auf schwachen Füßen stehe. Da jetzt durch die stattgehabte Beweisaufnahme festgestellt sei, daß sie nach keinem, durch einen Geistesschwachen verschleuderten Vermögen gegriffen habe, wolle sie andererseits nicht, daß die gesetzliche Erbin unter einer Schuld der Behörde leide, sofern das Fehlen der einen Unterschrift das Testament wirklich ungiltig mache. Letzteres aber sei, wie der verehrte Freund erklärt habe, Ansichtssache. Möge das Gericht auch in dieser Beziehung, was Rechtens sei, entscheiden.

Herr Dobberstein schlug entrüstet die Hände überm Kopf zusammen. Das sei Weiberlogik, rief er, und wenn man die auch ignorieren könne, so habe die verehrte Frau doch unverantwortlich, ganz unverantwortlich gehandelt! Wie könne man so sein eigenstes Interesse verkennen und in solcher wichtigen Angelegenheit dem Feinde Waffen schmieden! Wie der sich wohl ins Fäustchen lache! Denn es sei so gut wie gewiß, daß das Oberlandesgericht das Testament für ungiltig erklären werde, davon habe er sich eben erst durch das Studium der jüngsten Rechtsprechung überzeugt. All' das schöne, leicht erworbene, glücklich festgehaltene Vermögen gehe dahin! Es sei zum Weinen! Es sei ein Tollhausstreich! — Also hatte sich der Mann des Gesetzes in Wut geredet und dabei nicht gewahrt, wie auf dem Antlitz seiner Zuhörerin Erstaunen, Unwille, Verachtung nacheinander ihre Fahnen aufgesteckt hatten. Als er ganz erschöpft seine Philippika beendigte, erwiderte sie gelassen:

„Gut, Herr Rechtsanwalt, daß Sie mir, eh' es zu spät geworden wäre, diesen Einblick in Ihre Seele gewährt haben. Nun weiß ich doch, daß unsere Ansichten in einem Punkte, betreffs dessen unter Leuten unseres Standes keine Verschiedenheit herrschen sollte, weit auseinandergehen. Mag ich in meiner Weiberlogik einen Tollhausstreich nach rechtsanwaltlicher Meinung begangen haben, so wird doch unbefangener Sinn nie darüber im Zweifel sein, daß ich nach einfachen Anstandsregeln gehandelt habe. Sie aber — Sie haben es laut bejammert, daß mein Vermögen dahin gehe. Ich glaub' wir sind von Stund an geschiedene Leute."

Sprach's und verlies das Zimmer. Der Rechtsanwalt starrte noch eine Zeitlang die Thür an, die sie hinter sich zugeworfen; aber als er das lebende Bild von der Kuh vorm neuen Scheunenthor genügend vorgestellt hatte, verschwand er fein still aus Frau Pelagias Haus sowie von der Liste ihrer Freier. —

Am nächsten Sonntag machte sie die beiden andern Rivalen mit ihrem Vorgehen in der Rechtssache und mit dem Umstand bekannt, daß Rechtsanwalt Dobberstein sich nicht mehr um ihre Hand bewerbe. Obwohl sie nunmehr nur noch unter zweien zu wählen brauchte, empfand sie über den Wegfall des dritten keine sonderliche Erleichterung. Sie sah nachträglich ein, daß jener weniger aus Habgier, als aus Ärger über die Verwirrung, die sie auf dem Schachbrett des Prozesses unter ihren eignen Figuren angerichtet, sich zu häßlichem Zornesausbruch hatte hinreißen lassen. Solches geschah nun seitens der übriggebliebenen Freier nicht, aber mochten die nicht auch eine Saite besitzen, die bei zufälliger Berührung ähnlich mißtönen würde? Und wo war diese Saite zu finden? Pelagia hatte das Vertrauen zu den Anwesenden verloren, weil ihr der abwesende Verkörperer ihres Ideals immer mehr und mehr ins Herz gewachsen war, und sie ihm allein alle guten Eigenschaften der Welt zutraute. Sie war sich dessen allmählich bewußt geworden, daß sie ihn liebte, aber sie ahnte nichts von dem Eindruck, den sie selber auf den Baumeister Heinz Wieprecht gemacht hatte, und war um so mehr von der Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe überzeugt, als sie sich in ehrenhafter Gesinnung an ihr Versprechen gegenüber dem Rest ihrer Freier gebunden hielt. Ein Trost nur, daß sie den Termin der Gattenwahl noch in ziemlicher Ferne sah!

Als ihre beiden Mittagsgäste an jenem

Im fernen Westen. Gezeichnet von M. H. Foote.

Tage, an dem sie die Verabschiedung des Rechtsanwalts erfahren hatten, zwischen dem Essen und Kaffee auf sich allein angewiesen waren, fragte der Doktor, indem er verschmitzt über seine Brille hinweg nach dem Rittmeister hinübersah:

„Lieber Rosenau, sagen Sie mal, haben Sie aus Ihrer Schulzeit noch den alten Homeros in Erinnerung?"

„Das versteht sich!" war die Antwort, „den ganzen Krempel, von der schönen Helena, der Satansmarjell', und von den Irrfahrten des herrlichen Dulders Odysseus. Doch warum fragen Sie, Doktorchen?"

„Ei, mir fiel da vorhin ein Stücklein von der Penelope ein, der jahrelangen Strohwitwe des göttlichen Laërtiaden. Ich glaub' im Bücherschrank hier einmal Voß' Übersetzung der Odyssee gesehen zu haben; der selige Fenske hat sie wahrscheinlich auf der Pennale als Eselsbrücke benutzt. Da steht die Schwarte. Hören Sie mal!"

Der Doktor blätterte in dem Buch hin und her, endlich hatte er die gesuchte Stelle gefunden und las:

„Ihm antwortete drauf die kluge Penelapeia:
— Alle Fürsten, soviel in diesen Inseln gebieten,
Same, Dulichian und der waldbewachsnen Zakynthas,
Und so viele hier in der sonnigen Ithaka wohnen,
Alle werben um mich mit Gewalt und zehren das Gut auf.
Darum kümmern mich Fremdling' und Hilfeflehende wenig,
Selbst die Herolde nicht, des Volks geheiligte Diener,
Sondern ich härme mich ab um meinen trauten Odysseus.
Jene treiben die Hochzeit, und ich ersinne Verzögerung.
Erst gab diesen Gedanken ein Himmlischer mir in die Seele:
Trüglich zettelt' ich mir in meiner Kammer ein feines,
Übergroßes Geweb' und sprach zu der Freier Versammlung:
Jünglinge, die ihr mich liebt nach dem Tode des edlen Odysseus!
Dringt auf meine Vermählung nicht eher, bis ich den Mantel
Fertig gewirkt (damit nicht umsonst das Garn mir verderbe!),
Welcher dem Helden Laërtes zum Leichengewande bestimmt ist,
Wann ihn die finstere Stunde mit Todesschlummer umschattet.
— Also sprach ich mit List und bewegte die Herzen der Edeln.
Und nun webt ich des Tags an meinem großen Gewande,
Aber des Nachts dann trennt' ich es auf beim Scheine der Fackeln.
Also täuschte ich sie drei Jahr und betrog die Achaier."

Der Doktor hatte geendet und griente wieder über die Brille nach dem Rittmeister.

„Na, und?" fragte dieser.

„Lieber Rosenau!" antwortete der andere. „Merken Sie wahrhaftig nicht, wie der alte Grieche auf uns beide abgezielt hat? — Unsre hochverehrte Wirtin — die kluge Penelopeia; wir — die achäischen Jünglinge, die mit Gewalt um sie werben; der Klawitersche Prozeß — das Gewebe, das sie trüglich gezettelt und mit List wiederaufgetrennt hat. Also täuschte sie uns — wie lange ist's schon her, Verehrtester, daß wir langen und bangen in schwebender Pein?"

„Weiß der Himmel, Doktorchen, Sie haben nicht ganz unrecht. Aber Ihr Vergleich hinkt doch. In unserer Geschichte fehlt der irrfahrende Odysseus, um den sich Penelope abhärmt. Wir haben ja beide den braven Fenske begraben helfen, und die Toten stehen heutzutage nicht wieder auf."

„Gut!" erwiderte der Doktor, in verkniffenem Ingrimm lachend, „dann lassen Sie uns getrost weiter werben und das Gut aufzehren, bis — bis der zweite Freier dem ersten nachgeflogen ist und der letzte — der letzte — lieber Rosenau, heißt's nicht im Sprichwort: Den letzten beißen die Hunde?"

„Zum Teufel, Doktor, mit Ihren verdammten Sprichwörtern, die einem die ganze gesegnete Mahlzeit verderben können! Aber ich will Ihnen auch eins sagen, das paßt anders: Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Und dieser Lacher werde ich sein, verstehen Sie mich, Doktorchen?" —

Doch der Rittmeister irrte sich gar sehr, denn er war's, der binnen kurzem dem Rechtsanwalt nachflog. Wieder war ein Sonntag und mit ihm die Stunde gekommen, da die beiden Freier zum köstlichen Gastmahl eintreffen mußten. Frau Pelagia öffnete die Thür, die von der Wohnstube nach dem Hausflur führte, um nach der Küche hinüberzugehen. Aber sie prallte, sich verfärbend, zurück bei einem Anblick, der auch der vielgekränkten Fürstin Ithakas nicht erspart geblieben war, indem sie das Treiben ihrer Verehrer mit den Weibern aus dem Palast gesehen:

Welche schon ehemals mit den Freiern hatten geschaltet.

Rittmeister Rosenau, der soeben angelangt war und auf dem Hausflur Hut und Überzieher abgelegt hatte, mußte die zärtliche Umarmung, die er dort dem niedlichen Stubenmädchen Petronella widmete, mit dem Abschied von Ewaldshof büßen. —

Doktor Erdmann Kuß war nun der einzige Freier der schönen Witib. Als er sie auf die erlangte Sonderstellung aufmerksam machte, begegnete er kühler Ablehnung des zart angedeuteten Wunsches nach baldigem Empfang des Bildes. Der Prozeß, hieß es, sei noch nicht zu Ende; bis dahin werde er wohl warten können.

Das Gewebe des Rechtsstreites gedieh denn auch weiter. Wiederholt fanden Termine statt; die beiden Anwälte boten alles mögliche auf, ihren gegenseitigen Standpunkt zu wahren. Nachdem Frau Pelagia die Sache in die zweite Instanz gebracht hatte, war es ihr recht, daß ihr Anwalt die Ansprüche des Gegners nach Kräften bestritt, wurde dadurch doch der Gang des Prozesses verschleppt! Da, ehe noch das Berufungsgericht entschied, empfing sie eine Anzeige des Baumeisters, daß sein Töchterchen gestorben sei, und er die Berufung zurückgenommen habe. Er brauche nun nicht mehr einer Unmündigen Rechte zu wahren und erkenne den letzten Willen des Herrn Klawiter an; obwohl Erbe seiner Tochter geworden, überlasse er deren Erbschaft, also die Gromadener, ohne weiteres seiner bisherigen hochverehrten Gegnerin. Er hatte aber nicht mit den heimlichen Absichten der gegen den Stachel ihres Schicksals löckenden schönen Witwe gerechnet. Die Verhandlungen in der Berufungsinstanz waren so weit gediehen, daß die Zurücknahme des Rechtsmittels ohne Einwilligung der Berufungsbeklagten nicht mehr zulässig war; nachdem die Erklärung des Berufungsklägers dem Anwalt Frau Pelagias zugestellt worden, und diese sich über ihre prozessualischen Befugnisse Rates erholt hatte, verweigerte sie, ein bedenkliches Kopfschütteln ihres Mandatars erregend, das Einverständnis mit der Beendigung des Rechtsstreites und bestand auf richterlicher Entscheidung. Dem Baumeister Heinz Wieprecht teilte sie in einem Privatbrief mit, sie sei nach wie vor gesonnen, das wirkliche Recht durch die berufenen Organe der Gerechtigkeit feststellen zu lassen, und verzichte auf das Geschenk, das zur Zeit in seinem Anerbieten liege.

Nicht lange darauf erging das Urteil des Oberlandesgerichts. Diesmal war für Recht erkannt worden, daß das Klawitersche Testament des gerügten Formfehlers wegen ungültig sei. Danach fiel dem Baumeister Heinz Wieprecht die Gromadener Erbschaft zu. Nachdem Frau Pelagia seine wiederholten Vorschläge abgewiesen hatte, glaubte er nunmehr in den Besitz des Nachlasses eingewiesen zu werden, allein wie sehr erstaunte er, als er erfuhr, daß die streitlustige Frau, die zuerst mit der ihr günstigen Entscheidung unzufrieden gewesen war und dann sein gütliches Anerbieten abgelehnt hatte, jetzt nicht gewillt war, sich bei der Entscheidung zu beruhigen, die ersichtlich ihrer aus allen Vorgängen sich offenbarenden Meinung entsprach. Sie legte das Rechtsmittel der Revision ein, trotz des entschiedenen Abratens ihres Vertreters, der ihr davon nur neue Kosten in Aussicht stellte; aber sie beharrte

Rittmeister Rosenau mußte die zärtliche Umarmung büßen.

Der Dichter à la Mandoline. Nach dem Gemälde von Carolus Duran.

bei ihrem ihm unbegreiflichen Willen, und da mochte er zusehen, wie er mit der Begründung der Revisionsschrift fertig ward.

„O Penelopeia!“ jammerte der Doktor Kuß im stillen, „schon wieder hast du das fast vollendete Gewebe zertrennt, den letzten deiner achäischen Jünglinge also betrügend. Und was trieb dich dazu? Ist's wirklich an dem, was der alte Homeros singt:

Denn sie härmet sich ab um ihren trauten Odysseus?

Ist meine Ahnung richtig gewesen, als ich damals in dem wohlgestalteten Fremdling, dem braunlockigen Baumeister Heinz Wiprecht aus Berlin, den auserstehenden Odysseus sah? Aber fort mit der Geistererscheinung! Beati possidentes! Erdmann Kuß, weiser Doktor, halte fest, was du hast, und das ist das Versprechen der holdseligen Pelagia, deren Herz jetzt ein wenig in die Ferne schweift, doch zurückkehren wird auf den lauten Lockruf der Liebe. Und nimmer wird sie es dann bereuen, daß sie ihre Hand dir, du seliger Doktor, gereicht hat, denn du wirst sie selber auf Händen tragen Zeit deines hoffentlich noch lange währenden Lebens!“

So tröstete sich der standhafte Freier und schaute mit Entzücken auf die rosigen Morgenstrahlen seiner Zukunft. Dann aber fuhr ein häßliches Gewölk drüber hin. Eines Tages sah er den Baumeister Wiprecht wieder vom Bahnhof herkommen und den Weg nach Ewaldshof einschlagen.

Frau Pelagias Prozeßgegner war eh und je der Überzeugung gewesen, daß das bessere Recht auf ihrer Seite stand. Nur die Fürsorge für sein Kind hatte ihn auf den Weg der Klage gedrängt. Jetzt, wo er des materiellen Gewinns ausschließlich für seine Person sicher war, bedrückte ihn das Bewußtsein, denselben ganz allein dem Fehler einer in der Not angegangenen, tief untergeordneten Behörde zu verdanken. Er wollte noch einmal den Versuch machen, Frau Pelagia zur Annahme der Erbschaft zu bewegen, und hoffte, daß ihm dies am ehesten vor dem endgültigen Spruch des Reichsgerichts gelingen würde, da bis dahin noch für ein zweiseitiges Geschäft, für Leistung und Gegenleistung, die Gelegenheit bestand, wogegen nach dem aller Voraussicht gemäß für ihn günstigen endlichen Ausgang des Prozesses sein Anerbieten thatsächlich die Wiederholung eines schon einmal ausgeschlagenen Geschenks sein würde. Das Bewußtsein von der nicht ganz reinen Natur seines prozessualischen Sieges würde gleichwohl in Anbetracht der fehlgeschlagenen Vergleichsversuche den Baumeister nicht so sehr bedrückt haben, wenn nicht die unauslöschliche Neigung, von der er bei der ersten und einzigen Begegnung mit der schönen Frau erfaßt worden war, ihn für die Schwankungen ihrer Lebensverhältnisse besonders empfindlich gemacht hätte. Deshalb fühlte er das Unrecht, welches das Geschick ihr durch seine Hand zuzufügen bedacht war, in eigner Seele brennen.

Fast zwei Jahre war es her, daß er Frau Pelagia gesehen und ein paar heitere Stunden mit ihr verlebt hatte, doch ihre Gestalt, ihre Blicke, ihre Stimme, alles stand ihm vor Augen, lag ihm in den Ohren, als habe er sich gestern erst von ihr getrennt.

Und nun, als sie sich leibhaftig wieder gegenüberstanden, war auch der beiderseitige Gruß so innig, als wären all' die Stunden, die zwischen heut und jenem Tage lagen, voll von gemeinsam erlebtem Glück gewesen. Aber schon die ersten Worte, mit denen er sein Erscheinen erklärte, wirkten erkältend auf die lebenswarme Stimmung des schönen Augenblicks. Auch diesmal fielen des Baumeisters Vorschläge auf unfruchtbaren Boden. Er war innerlich zu erregt, um sein Angebot in seiner und diplomatischer Art begründen und annehmbar machen zu können, andererseits aber hielt ihn das Bewußtsein, daß die heimlich Geliebte ihre Hand bereits so gut wie vergeben hatte, von auffälliger Hervorkehrung seiner herzlichen Besorgnis um ihre Angelegenheiten ab. So kam es, daß er ein recht ungeschickter Anwalt seiner guten Absicht war. Sie aber verspürte heftigen Groll gegen das Schicksal, das ihr ein voreiliges Gelübde abgepreßt hatte und den Gewinn des begehrten Mannes unmöglich machte, infolgedessen sie, gleichfalls stark erregt, die feste Herrschaft über ihre Gedanken verlor und nicht viel anderes vorzubringen wußte, als die ihr schon geläufigen Phrasen von der gerichtlichen Feststellung dessen, was in ihrer Sache wirklich Rechtens sei. Als beide sich in dem hüben und drüben unbeholfen geführten Wortturnier vollständig festgeritten hatten, er-

Der Doktor brachte das Ergebnis ſeines Nachdenkens zu Papier.

ſchien der Knabe Ewald, den es, ſobald er von der Ankunft ſeines unvergeſſenen Bändigers gehört, mit unerklärlichem Zwang in die nächſte Nähe des zugleich Gefürchteten und Verehrten trieb. Dieſer begrüßte ihn mit freundlichem Ernſt, worauf er ſeinerſeits ſolch Entgegenkommen durch beſcheidene Zutraulichkeit, die ihm ſonſt fremd war, vergalt und unbewußt zwiſchen Mutter und Gaſt das abhandengekommene Ebenmaß des Verkehrs wiederherſtellte. Gleichwie am erſtenmal ließ ſich der Baumeiſter von der gaſtfreundlichen Hausfrau auch diesmal zur Teilnahme am Mittagsbrot bewegen, und ganz wie damals erſchien auch heute Doktor Erdmann Kuß, allerdings nicht ſo zufällig, wie er vorgab, ſondern hergeführt von der Unruhe, die ſich ſeiner bemächtigt hatte, als er den ſtattlichen Fremdling nach Ewaldshof pilgern ſah. Und nun ward ihm, dem aufmerkſam Beobachtenden, zur Gewißheit, was er ſchon längſt in eiferſüchtigem Gemüte geahnt, nämlich daß jener der traute Odyſſeus war, um den die kluge Penelopeia ihr Gewebe immer und immer wieder aufgetrennt hatte. Da ging dem letzten ihrer Freier ein ſchärferer Stich durchs Herz, als ihn die andern bei ihrer ſchroffen Verabſchiedung gefühlt hatten. Aber er verbiß tapfer ſeinen Schmerz und fand freundliche Worte für den Mann, der ihm unverſchuldet den Stoß verſetzt hatte. Und wiederum, wie das erſte Mal, fuhren beide zuſammen nach der Stadt zurück. Doch ſo mitteilſam der Doktor damals geweſen, ſo ſchweigſam war er heute und erntete damit den ſtillen Dank ſeines Begleiters, dem es auch um keine Unterhaltung zu thun war. —

Zu Hauſe angelangt, verſchloß ſich der Doktor in ſeinem Zimmer und hing dort weiter tiefen Gedanken nach, von Zeit zu Zeit ſeufzend, dann wieder halblaute Verwünſchungen ausſtoßend. Nachdem er in dieſem Treiben mehrere Stunden verharrt hatte, ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und brachte das Ergebnis ſeines Nachdenkens zu Papier.

Und das war Entſagung, bittere, herzbrennende und doch heilbringende Entſagung.

Dem Baumeiſter Heinz Wieprecht ſchilderte er in einem langen Schreiben die Entſtehung ſeiner Eiferſucht und ſetzte ihm auseinander, welche Gedanken er ſich über das penelopeiſche Gewebe des Prozeſſes gemacht und wie ihm heute alles, was er geahnt und gefürchtet habe, zur unumſtößlichen Gewißheit geworden ſei. Es unterliege ihm keinem Zweifel, daß Frau Pelagia und der Baumeiſter für einander in ſtarker Liebe entbrannt ſeien, wenn ſie ſich's auch ſelbſt zu verhehlen trachteten. Er aber, der Schreiber des Briefes, wolle nicht die Hand des geliebten Weibes, wenn ihm damit nicht zugleich deſſen Herz zufalle. Daher entbinde er Frau Pelagia ihres Verſprechens, überzeugt, daß ſie es ihm danken und daß der Baumeiſter den Weg nach Ewaldshof zurückfinden werde, um einen Schatz zu heben und erſehntes Glück dafür zu bringen. „Und nun," ſo ſchloß der Brief, „ſtrafen Sie nicht Lügen den Mann, der Sie eigentlich aus tiefſter Seele haſſen ſollte, aber um Frau Pelagias willen es nicht vermag, ſondern eilen Sie, denn noch ehe Sie dieſe Zeilen erhalten haben werden, weiß die Herrliche, daß ſie volle Freiheit hat in ihrer Wahl." — Dann ſchrieb er an die ſchöne Witwe, was ſie wiſſen ſollte. Als er mit dieſen Ergüſſen ſeines gequälten Herzens fertig war, ſuchte er das Lager auf, um den Schlaf zu finden, der

allein imſtande war, das Leid von ihm zu bannen. —

Auch Frau Pelagia hatte den Nachmittag über ernſte Einkehr in ſich gehalten. Da hatte ſie denn gefunden, daß es ein troſtlos Ding ſei, unerwiderte Neigung zu hegen, daß es aber das Herz erhebe, an gegebenem Wort feſtzuhalten und gläubig dargebrachtem Vertrauen durch verheißene Huld zu lohnen. Die ausſichtsloſe Liebe zu dem fernen Manne wollte ſie ſich aus dem Herzen reißen und endlich den treubefundenen Freier erhören. Treue um Treue! — Mit dieſem Entſchluß ging ſie dem heilbringenden Schlummer entgegen. —

Als am nächſten Morgen Doktor Erdmann Kuß ſeine Sprechſtunde hinter ſich und die beiden am geſtrigen Abend geſchriebenen Briefe noch einmal durchgeleſen hatte, brachte ihm der Ewaldshofer Kutſcher ein verſiegeltes Paketchen. Er hieß den Boten warten, weil er ihm einen Brief an ſeine Herrin mitgeben wolle, und öffnete die Sendung. Da fiel ſein Auge auf ein ſchön eingerahmtes Bildchen der Frau, die er ſeit der Entſagung mehr denn ehedem liebte, wenn auch nur in Schmerzen. Jähe Freude übermannte ihn, er drückte das Bild an die heißen Lippen, einmal übers andere, und jubelte! „Geſiegt! Geſiegt! Alſo doch mein! O du grundgütiger Himmel, o du herrliches, geliebtes Weib!“ Nun erblickte er die Briefe und ergriff den an Frau Pelagia gerichteten, um ihn zu zerreißen. Aber die Hand erlahmte vor der That. In blitzesſchnellem Fluge zogen alle Gedanken der geſtrigen leidvollen Stunden noch einmal durch ſeine Seele. — „Daß ich ein Narr des Glückes wäre!“ murmelte er. Und dann: „Schäme dich, ſchäme dich, alter Geſell!“ — Darauf betrachtete er wieder das Bild. In tiefer Rührung ſprach er leiſe:

„Edel ſei der Menſch,
Hilfreich und gut,
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.“

Dann ſchrieb er unter die für Frau Pelagia beſtimmten Zeilen: „Herzlichen Dank für die Gabe, die ich in dieſer Herrgottsfrühe empfing. Das Bild wird mir ſtets ein liebes Gedenkzeichen unſerer Freundſchaft ſein. In dieſem Sinne nehm' ich's an und hoffe, daß der Glückliche, dem der letzte Ihrer alten Freier weicht, mir das Conterfei der immerdar verehrten Frau nicht ſtreitig machen wird.“ —

Und es geſchah, was der Doktor erwartet und als ein edler, hilfreicher und guter Menſch hatte mit herbeiführen wollen. Als die Roſen im Garten von Ewaldshof blühten und von Strauch und Baum fröhlicher Vogelſang erſcholl, hielten Heinz Wieprecht und Frau Pelagia Hochzeit.

Das Gewebe der klugen Penelopeia hatte ſeine Schuldigkeit gethan — das Stäblein „Siehſtduwohl“ noch nicht ganz. Es mußte hin und wieder im Dienſte der ſtrafenden Gerechtigkeit angewendet werden, aber mit der Zeit ſahen die Eltern günſtigen Erfolg am Knaben Ewald, und ſolche Wahrnehmung erhöhte das Glück ihres Bundes.

Auf dem Gipfel.

(Abdruck verboten.)

Auf dem Gipfel, hurra! Ich ſtaune nieder.
— Aber ſo bald unternehm' ich's nicht wieder!
Ach, niemand hätt' ſich auf dieſer Welt
Wohl je ſein würdiges Ziel geſtellt,
Wenn er es irgend wüßte vorher,
Wie ſchwer es errungen wird, wie ſchwer.

Hans Hoffmann.

Der Verfasser des Struwwelpeter.

(Abdruck verboten.)

Am 20. September starb in seiner Vaterstadt in Frankfurt a. M. der Verfasser des Struwwelpeter Geheimer Sanitätsrat Dr. Heinrich Hoffmann. Als Sohn eines Bauinspektars am 13. Juni 1809 geboren, studierte er Medizin in Heidelberg und Paris und ließ sich dann in Frankfurt a. M. als Arzt nieder. Im Jahre 1851 wurde er mit der Leitung der städtischen Irrenanstalt betraut, die nach seinen Plänen neu erbaut und reorganisiert wurde. Einer der Tüchtigsten in seinem Beruf, wäre sein Name bach vielleicht über die Mauern seiner Vaterstadt nicht hinaus erklungen, denn ihm genügte ein stilles Schaffen innerhalb seines Wirkungskreises. Dichter des Struwwelpeter, der seither in hundertundsiebenzig Auflagen seinen Namen in ganz Deutschland und in zahllosen Übersetzungen über Deutschland hinaus bekannt gemacht hat, wurde er „wider Willen," und der Erfalg seines Buches kam niemandem unerwarteter als ihm. Wie der Struwwelpeter entstanden ist, hat Hoffmann seldst einmal erzählt. Als junger Arzt neben seinem Amt als Arzt der Irrenanstalt noch auf Privatpraxis angewiesen, hatte er ein eigenes Mittel erfunden, um kranken Kindern Vertrauen einzuflößen. Er erzählte ihnen eine Geschichte, in der Art, wie sie im Struwwelpeter vereinigt sind, zeichnete bazu den Helden auf ein Blatt Papier und erzielte damit gewöhnlich den Erfolg, den jugendlichen Patienten beruhigt zu sehen. Aus diesen flüchtig für kranke Kinder hingeworfenen Bilbern nun ein Buch zu machen, dazu veranlaßte ihn Liebe und Verständnis für sein eigenes gesundes Kind. „Gegen Weihnachten des Jahres 1844," erzählte Haffmann, „als mein ältester Sohn drei Jahre alt war, ging ich in die Stadt, um demselben zum Festgeschenk ein Bilderbuch zu kaufen, wie es der Fassungskraft des kleinen menschlichen Wesens in solchem Alter entsprechend schien. Aber was fand ich? Lange Erzählungen aber alberne Bildersammlungen, moralische Geschichten, die mit ermahnenden Vorschriften begannen und schlaffen: „Das brave Kind muß wahrhaft sein," aber: „Brave Kinder müssen sich reinlich halten" u. s. w. Als ich nun gar endlich ein Foliobuch fand, in welchem eine Bank, ein Stuhl, ein Topf und vieles andere, was wächst oder gemacht wird, ein wahres Weltrepertorium, abgezeichnet war, und wo bei jedem Bild sein säuberlich zu lesen war: die Hälfte, ein Drittel, oder ein Zehntel der natürlichen Größe — da war es mit meiner Gebuld aus. Einem Kind, dem man eine Bank zeichnet und das sich daran erfreuen soll, ist dies eine Bank, eine wirkliche Bank. Und von der wirklichen Größe der Bank hat und braucht das Kind gar keinen Begriff zu haben. Abstrakt denkt ja das Kind noch gar nicht, und die allgemeine Warnung: ‚Du sollst nicht lügen!' hat wenig ausgerichtet im Vergleich mit der Geschichte: ‚Fritz, Fritz, die Brücke kammt!' Als ich bamals heimkam, hatte ich aber bach ein Buch mitgebracht; ich überreichte es meiner Frau mit den Worten: ‚Hier ist das gewünschte Buch für den Jungen!' Sie nahm es und rief verwundert: ‚Das ist ja ein Schreibheft mit leeren, weißen Blättern!' ‚Nun ja, da wollen wir ein Buch daraus machen!'" — Hoffmann nahm aus dem vorhandenen Vorrat, erfand anderes bazu, machte die Reime und ließ das so entstanbene Buch binden. „Die Wirkung auf den beschenkten Knaben war die erwartete; aber unerwartet war die auf einige erwachsene Freunde, die das Büchlein zu Gesicht bekamen. Von allen Seiten wurde ich aufgefordert, es drucken zu lassen und es zu veröffentlichen. Ich lehnte es anfangs ab; ich hatte nicht im entferntesten daran gedacht, als Kinderschriftsteller und Bilderdüchler aufzutreten. Fast wider Willen wurde ich dazu gebracht, als ich einst in einer litterarischen Abendgesellschaft mit dem einen meiner jetzigen Verleger gemütlich bei der Flasche zusammensaß. Und so trat das bescheibene Hauskind plötzlich hinaus in die weite offene Welt!" — Daß der ungeahnte Erfolg den Verfasser auf dem mit so viel Glück betretenen Pfade weiterführte, ist erklärlich; es erschienen ferner von ihm „König Nußknacker," „Im Himmel und auf der Erde," „Bastian der Faulpelz," und „Prinz Grunewald und Prinzessin Perlenfein." Wie die ersten Bücher in erster Linie seinen Kindern gewidmet waren, so galt das letzte seinen Enkelkindern. Das von feinster Empfindung diktierte Widmungsgedicht desselben lautet:

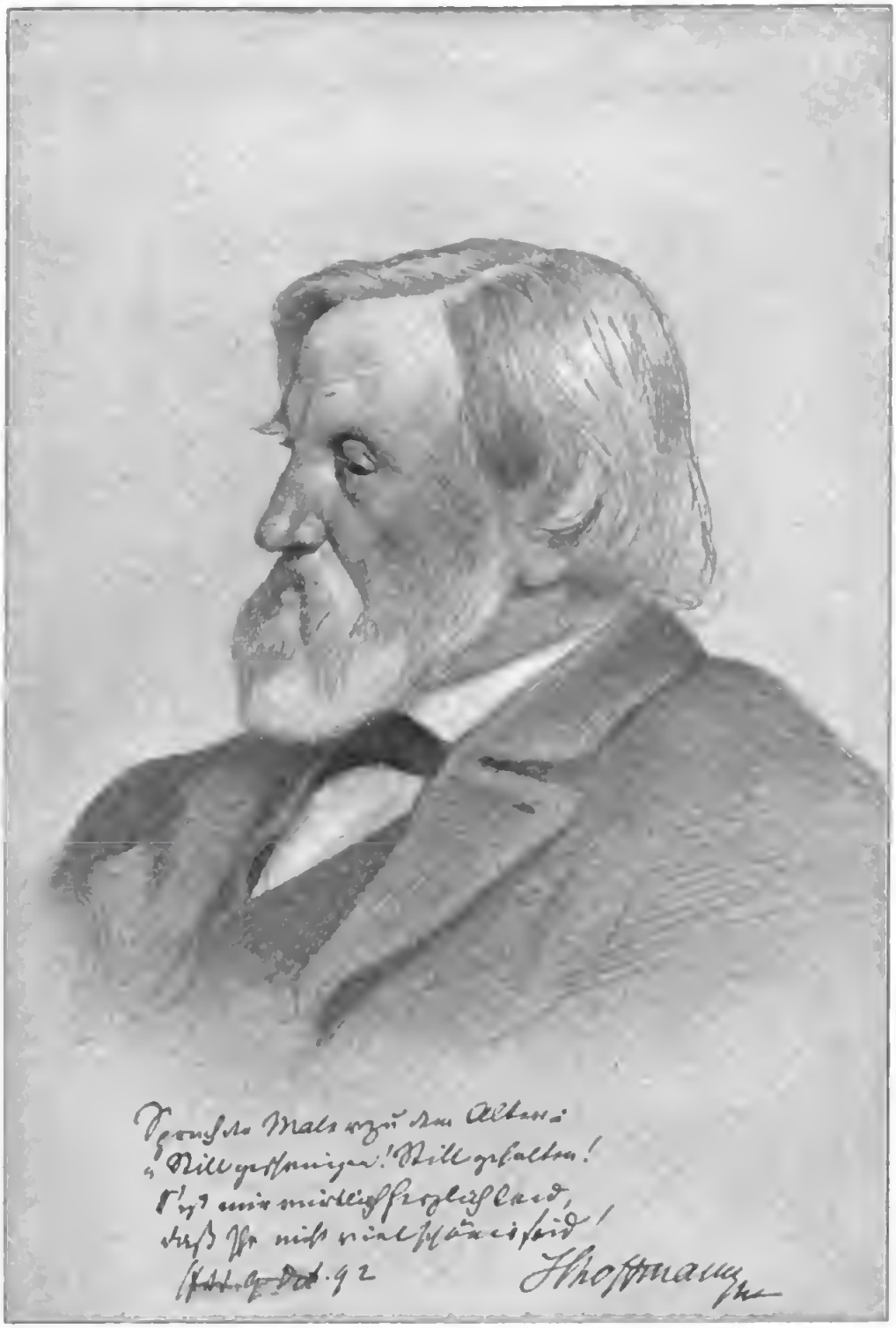
„Die Tage fliehn. Es war vor vielen Jahren,
Als eure Eltern selbst noch Kinder waren,
Da schrieb ich diesen manch ein buntes Buch.
Ich wurde alt, und all der Herrlichkeiten
Gedachte ich als längstvergangner Zeiten,
Die weit hinab der Strom des Lebens trug.

Da kamet ihr, und euer kindlich Treiben
Lehrt mich aufs neue bunte Verse schreiben,
Und freudig nahm das Herz den alten Schwung.
Und mir gelang's, so meine ich, nicht minder.
Nehmt diese Blätter, Kinder meiner Kinder;
Die alte Liebe wurde wieder jung.

Ihr dankt mir wahl? — Ich selbst had' euch zu danken!
Oft sah ich eure Kinderschritte wanken,
Und war zu führen euch dann treu bestrebt;
Jetzt aber wißt ihr mir den Weg zu sagen,
Den Weg zurück zu sonnig hellen Tagen: —
Der altert nicht, wer mit der Jugend lebt.

Das letzte Wort ist an dem Dichter wahr gewarden. Ein rüstiger Greis, trotz seiner fünfundachtzig Jahre, ist er dahingegangen. Unser Bild, ein Werk des Malers Hans Schroedter, dessen Familie durch drei Generatianen der Familie des Dichters befreundet gewesen ist, zeigt Heinrich Haffmann in seinem dreiundachtzigsten Lebensjahre, wie er den Frankfurtern eine stadtbekannte Persönlichkeit war. Viele Freunde betrauern sein Hinscheiden, und die Kinderwelt hätte Ursache zu trauern, wenn ihr seine Bücher nicht ein lebendiges Vermächtnis blieben.

O. B.



† Heinrich Hoffmann, Verfasser des Struwwelpeter. Nach dem Leben gezeichnet von Hans Schrödter.

Unſre Mundtaſſen.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Aquarelle von **Carl Teynh. Becker.**

(Abdruck verboten.)

Vor einigen Jahren traf mich ein recht empfindlicher Schmerz. Ich hatte auf einer kleinen Reiſe in einer mitteldeutſchen Reſidenz einen wundervollen Gelegenheitskauf gemacht, einen jener Käufe, von denen der angehende Sammler ſtets beſonders entzückt iſt, und bei denen er zumeiſt gründlich hereinfällt. Es handelte ſich um eine prächtig dekorierte Sèvrestaſſe, die ich zufällig, im Vorüberſchreiten, im Schaufenſter eines Trödlers ſah und zu einem verhältnismäßig ſehr billigen Preiſe erſtand. An der Echtheit wagte ich gar nicht zu zweifeln; die Taſſe zeigte zwar, wie ſo viele der Sèvresſtücke, nicht gerade überraſchend ſchöne Formen, aber ihr Dekors in bleu du roi, von feinem, goldigem Aderwerk durchzogen, war auffallend hübſch, und dann trug ſie ja die Marke der Fabrik, die beiden verſchlungenen L. Mit dem ganzen Stolz des dilettantenhaften Sammlers konſtatierte ich auch noch, daß ſich innerhalb der beiden L der Buchſtabe E befand; da ich aus meinem Handbuch der Keramik gelernt hatte, daß laut dieſes Buchſtabens das Jahr 1757 als das Fabrikationsjahr meiner Taſſe anzuſehen war, das zweite Jahr nach der Verpflanzung der Fabrik von Vincennes nach Sèvres, ſo ſchwoll mir der Kamm mächtig. Ein Zweifel an der Echtheit des Prachtſtückes war für mich um ſo mehr ganz ausgeſchloſſen, als der ſchlichte Trödler gar keine Ahnung von dem wirklichen Wert der Taſſe zu haben ſchien und wie beiläufig mit der harmloſeſten Miene von der Welt erzählte, daß er ſie aus dem Nachlaß eines alten Hoffräuleins gekauft habe.

Sèvrestaſſe aus dem Jahre 1769 im Kunſtgewerbe-Muſeum zu Berlin. 1/3 der natürl. Größe.

Marke. Das r iſt die Jahreszahl.

Etwa vierzehn Tage ſpäter beſuchte mich ein guter Freund, der ein gewiegter Kenner des Porzellans iſt und ſeiner profunden Sachkenntnis halber von den Herren Anti-

Japantasse und Chinatassen im Hohenzollern-Museum zu Berlin. ca. ½ der wirkl. Größe.

quitätenhändlern aufs höchste geschätzt und — gefürchtet wird. Mit hohem Selbstgefühl wies ich ihm meinen Fund vor.

Er war zuerst erstaunt, fast erschrocken. Dann setzte er über die Brille noch einen Kneifer, wog die Tasse in der Hand, strich mit den äußersten Fingerspitzen über verschiedene Stellen, und dann, ja dann lachte er plötzlich herzlich. Ich war entrüstet, denn ich wußte, was nun kommen würde. Aber ich dachte diesmal den spinösen Gesellen denn doch gründlich ad absurdum zu führen — schon das wie und wo ich mein Prachtstück erbeutet, stand mir ja für die Echtheit ein.

Aber es half mir alles nichts, er bewies mir mit unerbittlicher Logik, daß die Tasse eine Fälschung sei. Die Marke auf meinem Stück war nämlich unter der Glasur eingebrannt, alle Porzellane vor 1833 wurden in Sèvres aber nur über der Glasur bezeichnet. Und das war nicht einmal das einzige Kennzeichen: das Königsblau war zu matt, und auf den Vergoldungen fehlten die feinen Striche, wie sie bei der alten Fabrikationsart durch die zur Glanzgebung verwendeten Nägel hervorgebracht wurden — die Vergoldung auf meiner Tasse zeigte die gleichmäßige Politur des Achatsteines!

Der feine Kenner war barmherzig genug, mich zu trösten. Warum sollte ein armer Laie nicht einmal ein wenig hereinfallen, wenn sich im Museum von Sèvres selbst ein Frühstücks-Tête-à-tête befindet, geziert mit dem Bildnis König Ludwigs XIV. und den Porträts der Damen seines Hofes, das Ludwig XVIII. auf Grund wohlbelegter Zeugnisse, als im Besitze Ludwigs XV. gewesen, ankaufen ließ — und das doch später an einer falsch angewendeten Marke als eine kühne Imitation erkannt wurde?

Der hübsche Sport, die Freude am Sammeln alter Fayencen und Porzellane, ist heute in weiten Kreisen verbreitet, und gerade ältere schöne Mundtassen werden mit besonderer Vorliebe gesammelt, freilich auch, wie mein eignes Beispiel beweist, vielfach mit geringerem Verständnis, als die Schwierigkeiten des Gegenstandes erfordern. Solange es sich nur um die Schmückung des Hauses, nur darum handelt, daß die Tassen als hübsche Zierde auf den Borden des Speisezimmers figurieren, hat es schließlich wenig auf sich, ob ein Stück echt oder eine gelungene Fälschung ist. Fast ausnahmslos tritt aber doch bei jedem Sammler sehr bald das Bestreben hervor, nur wirklich echte Stücke zu besitzen, wenigstens sich über Original und Imitation ein Urteil zu bilden und die Herkunft des einzelnen bestimmen zu können. Dann kommt die Zeit, wo er sich nach dem litterarischen Hilfsmaterial umsieht, Sammlungen besucht, bei befreundeten Liebhabern sich Rats erholt und Vergleiche anstellt.

Merkwürdig genug: in unserer vielschreibenden Zeit fehlt es an einer Monographie über die Tassen; fast über jedes andere Gebrauchsstück des Hauses gibt es besondere, oft sehr ausgiebige Abhandlungen, die Tassen allein sind zu kurz gekommen. Es bleibt dem Sammler daher nichts übrig, als in den umfangreicheren Werken über Keramik im allgemeinen Umschau zu halten, den großen, dickleibigen Jaennicke — Handbuch der Keramik — und etwa Demmins keramische Studien vorzunehmen, wenn er es nicht vorzieht, zu den trefflichen englischen Werken zu greifen. Nicht lange, und er wird sich auch in die Specialgeschichten der einzelnen bedeutenderen Porzellanfabriken vertiefen und so ganz allmählich seinem Ziele näher kommen. Freilich alles Studieren ist Stückwerk: die Hauptsache bleibt stets das Sehen mit eignen Augen! Das alles ist mühsam, aber es führt auch zu jener echten Freude, die eben nur der Liebhaber kennt.

Dem erfahreneren Sammler werde ich mit meiner kleinen Plauderei über die Tassen nichts Neues sagen können: dem beginnenden aber vermag ich vielleicht doch so manchen Fingerzeig zu geben, der ihn auf den rechten Weg führt. Und ich weiß, weit über die Kreise der Sammler hinaus wird es vielen willkommen sein, einmal einige Worte über meinen Lieblingsgegenstand zu vernehmen; gibt es doch fast in jeder besseren deutschen Familie noch das eine oder andere Stück aus Großmütterchens

Napoleon 1804—1809.

Mundtasse der Königin Luise. Im Hohenzollern-Museum zu Berlin.
(Die Schrift steht vorn auf der Obertasse.) 3/4 der natürl. Größe.

Hausrat, über dessen Ursprung man gern näheres wissen möchte.

Die Tasse ist das jüngste Glied in der Reihe unserer Gefäße. Es ist wohl auch das einzige, dessen Form sich nicht auf Vorbilder aus dem klassischen Altertum zurückführen läßt. Semper weist in seinem großen Werk über den Stil zwar darauf hin, daß der griechische, einseitig gehenkelte Kyathos, ein zum Schöpfen verwendetes Gefäß, unseren Tassen verwandt gewesen sei, diese ist uns jedoch ohne allen Zweifel erst mit dem Thee aus dem Reiche der Mitte überkommen. In die Zeit, in welcher der Theegenuß in Europa allgemeiner zu werden begann, in die zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts, fällt auch das häufigere Vorkommen der Tasse als Gefäß. Fast zur selben Zeit hielt der Kaffee, wahrscheinlich aus Abessinien über Arabien und Kleinasien, seinen Einzug in Europa; wurden doch nachweislich die ersten Kaffeehäuser in Europa, abgesehen von Konstantinopel, 1645 in Venedig, 1659 in Paris, 1652 in London, 1694 in Leipzig errichtet. Bei uns bürgerte sich jedoch von vornherein die im Orient verbreitete Form der Kaffeetasse, die fuß- und henkellos ist, nicht ein, vielmehr kam die chinesische Theetasse auch für den Kaffee, wie für die Chokolade fast ausschließlich in Verwendung.

Wenn auch schon im Mittelalter einzelne Porzellanstücke nach Europa eingeführt wurden, so ist Porzellan in größeren Mengen jedenfalls erst nach 1518 aus China zu uns gekommen, zunächst wohl hauptsächlich Prachtstücke, dann Gebrauchsgegenstände, darunter vor allem Tassen. So manches von jenen Stücken, die damals nach Europa kamen, ist in den letzten Jahrzehnten wieder nach dem Reich der Mitte zurückgewandert, denn in China wird das Sammeln der wertvollen alten Porzellane mit noch größerer Leidenschaft betrieben als bei uns, und gut-

Meißen.

erhaltene Exemplare aus den besten Perioden werden dort höher bezahlt, als von unseren Liebhabern.

Das Sammeln chinesischer Porzellane erfordert, wenn es einigermaßen erfolgreich betrieben werden soll, eine ungemeine Sachkenntnis, und ich müßte eine umfangreiche Abhandlung für sich schreiben, wollte ich auch nur die allerwichtigsten Arten charakterisieren: das blaue aus den Jahren 960—1279 stammende Porzellan von Yu-tschen mit den seinen Haarrissen an der Oberfläche, nach denen ganze Porzellanarten als „Craquelé" bezeichnet werden, das blaue von Konan-hao mit der leicht zu rosa neigenden Färbung und den gefärbten Adern; das weiße, rote, braune und schwarze von Ting-hao, das aus dem XI. und XII. Jahrhundert stammen soll, u. s. w. Ich müßte auf das alte meergrüne Seladonporzellan und das papierdünne Eierschalenporzellan eingehen und mich in das noch sehr der Aufklärung bedürftige Gebiet der chinesischen Porzellanmarken vertiefen, nach denen man häufig Schlüsse auf Alter und Fabrikationsort ziehen kann. Es wird unter meinen Lesern auch wohl leider keiner in der beneidenswerten Lage sein, etwa ein Stück von jenem gelben Porzellan zu besitzen, das die englischen Sammler als „Imperial Yellow Dragon China" bezeichnen, das an einer Marke von fünffüßigen Drachen zu erkennen ist und in China selbst für so wertvoll gilt, daß früher — vielleicht auch noch heute — der Versuch der Ausfuhr mit dem Tode bestraft wurde. Als Kuriosität sei übrigens erwähnt, daß die betriebsamen Chinesen schon sehr frühzeitig „Specialitäten" für den Export nach Europa arbeiteten, die von der holländischen Handels-Matschappey und der französischen Kompagnie des Indes orientales in bestimmten Mustern bestellt und über das Meer gebracht wurden: im japanischen Palais in Dresden befinden sich z. B. einige alte chinesische Tassen, auf denen der König Ludwig XIV. und die Königin von Frankreich von knieenden Personen ihres Hofes umgeben — Franzosen, aber in durchaus chinesischer Haltung — dargestellt sind, und in der Sammlung Chenevière gibt es schwarze Tassen aus dem Reich der Mitte, welche das Bildnis Loyolas tragen.

Meißen.
Service der Gräfin Cosel.

Kaum weniger mannigfaltig tritt in der Tassenfabrikation das früh hochentwickelte japanische Porzellan auf. Da sind zunächst die papierdünnen glasigen Obertassen, die in der Form häufig die der Hibiskusblüte nachahmen, sich an der Außenseite meist im klarsten Weiß zeigen, an den Innenflächen aber mit einem feinen goldigen Netzornament und einer kleinen Zeichnung in blauen Strichen verziert sind; da sind die anderen, ganz dünnen Tassen aus den alten Fabriken von Hizen, die mit Bambusgeflecht bedeckt erscheinen; da sind weiter die buntfarbigen, reich mit Gold und Silber dekorierten Emailtassen und köstliche Tassen in jener kunstvollen Arbeit, in denen die Zeichnung mit einzelnen feinen Metallrändern umsäumt erscheint, zwischen denen das Email eingebrannt ist, die entzückenden Cloisonnéarbeiten. Es ist häufig recht schwer, japanische Tassen von chinesischen zu unterscheiden; im allgemeinen kann man wohl sagen, daß das japanische gute Porzellan in seinen Formen einen feineren Geschmack bekundet, als das chinesische, und daß die Zeichnung weniger karikiert, naturalistischer gehalten ist. Ein äußerliches Merkzeichen ist, daß die älteren japanischen Porzellane meist an der Unterseite der Stücke einige erhabene Punkte aufweisen, kleine Vorsprünge, die in den Brennöfen zum Auseinanderhalten der Gegenstände dienten.

Das chinesische und japanische Porzellan war gegen das Ende des XVII. und zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts in Europa ungemein begehrt. Noch wurde wenig Massenwaare eingeführt — obwohl Jaennicke zu berichten weiß, daß wenig später, gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts, jährlich über 300 000 Tassen von China allein nach Hol-

Meißen.

land kamen — das Porzellan zählte noch zu den Raritäten, schöne Stücke wurden kostbaren Edelschmiedearbeiten gleich bewertet.

Was Wunder, daß allerorten Versuche zur Nachahmung des chinesischen Porzellans gemacht wurden? Schon an dem prunk- und kunstliebenden Hofe der Medici hatte man einen jenem wenigstens ähnlichen Stoff gefunden, und es sind noch einige wenige Stücke des sogenannten Florentiner oder Mediciporzellans erhalten geblieben, die als außerordentliche Raritäten geschätzt werden. Dann hatte Chicanneau gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts das französische weiche oder Frittenporzellan entdeckt. Auf Grund dieser folgenreichen Erfindung entstand die Porzellanfabrik zu St. Cloud, ein Privatunternehmen, das mit der Marke einer blauen Sonne zeichnete, später nach Vincennes verlegt und endlich in die Königliche Fabrik von Sèvres verwandelt wurde. Man muß festhalten, daß auch noch in Sèvres bis zum Jahre 1753 ausschließlich Weichporzellan verfertigt worden ist. Es ist dies eine von dem chinesischen Hartporzellan, wie es Böttcher in Sachsen nacherfand, gänzlich verschiedene Masse, die gar kein Kaolin enthält, also eigentlich zu Unrecht Porzellan genannt wird; weniger widerstandsfähig bei einer plötzlichen Erwärmung, ist das Frittenporzellan so weich, daß es sich mit dem Messer ritzen läßt. Bei Tassen gibt es ein fast untrügliches Merkmal, um Weichporzellan von echtem Porzellan zu unterscheiden: bei diesem ist der untere Rand nämlich stets unglasiert, bei jenem dagegen mit Glasur bedeckt. Das Weichporzellan zeichnet sich dagegen vorteilhaft dadurch aus, daß es die Farben saftiger erscheinen läßt, den Dekors also zur schönsten Geltung bringt. Das ist denn auch von Sèvres tüchtig und geschickt ausgenutzt worden, während die vielberühmte Fabrik in Bezug auf Formengebung und Zeichnung nur in Ausnahmefällen an die Erzeugnisse der besten deutschen Manufakturen gleicher Zeit heranreichte. Ich habe schon in den einleitenden Worten kurz die Marke von Sèvres, mit der die Fabrik in ihrer Glanzzeit zeichnete, charakterisiert. Es sei hinzugefügt, daß von 1792—1799

Meißen. Zwiebelmuster. Im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. 2/3 der wirkl. Größe.

an die Stelle der beiden königlichen L der Name Sèvres mit dem Zeichen „R. F“. — République française — trat, daß dann die republikanische Bezeichnung verschwand und erst einem „M. N^le,“ dann einem „M. Imple“ Platz machte, die dann wieder dem napoleonischen Adler wichen, u. s. w. in steter Anlehnung an die wechselreichen Geschicke Frankreichs. Übrigens waren auch in älterer Zeit vorübergehend und ausnahmsweise andere Marken als die genannten in Kraft; die für die königlichen Schlösser gefertigten Stücke trugen besondere Zeichen mit dem Namen des betreffenden Palastes, und bei Stücken aus dem Jahre 1796 findet sich ein Komet vor. Überhaupt möchte ich einschaltend bemerken, daß fast

bei allen älteren Porzellanfabriken Ausnahmen von den gebräuchlichen Marken vorkommen, und daß andererseits auch, ziemlich häufig sogar, Stücke, welche unzweifelhaft aus einer bestimmten Fabrik herstammen, die sonst zu markieren pflegt, gar kein Zeichen tragen. Bisweilen wurde von einem ganzen Service nur das eine oder andere Hauptstück gezeichnet, die Masse blieb unmarkiert: der Kenner weiß trotzdem an Stil und Färbung den Ursprungsort und die Entstehungszeit zu erkennen.

Die eigentliche Wiege des europäischen Porzellans ist unstreitig Meißen. Nicht nur, daß hier — streng genommen in Dresden, denn von 1708—1711 hat Böttcher in ähneln chinesischem Steingut, sind ziemlich schwer, tragen noch Phantasiemarken in ungeschickt nachgeahmten, chinesischen Schriftzügen, und erst als Böttcher etwa 1715 die Herstellung des weißen Porzellans gelang, kam allmählich eine eigene Fabrikmarke auf. Keineswegs jedoch die vielgefeierten Kurschwerter; die ältesten bekannten weißen Stücke sind noch ganz ohne Marke, dann erschien das verschlungene Monogramm des Königs: „A. R.“ — Augustus Rex; das berühmte für die Gräfin Cosel gefertigte Service, von dem das kleinste Stück heute zehnfach mit Gold aufgewogen wird, erhielt ein besonderes Zeichen; für den Handel bestimmte Stücke wurden mit

Meißener Tasse aus dem Reiseservice Friedrichs des Großen; sogenanntes Watteau-Muster. Im Hohenzollern-Museum zu Berlin. 1/3 der natürl. Größe.

Dresden Porzellan gebrannt, und erst im letztgenannten Jahre wurde die Fabrik nach Meißen verlegt — das erste echte Porzellan erzeugt wurde. Meißen ist auch in Bezug auf die Technik der Fabrikation, wie auf den Geschmack in Form und Farbe maßgebend gewesen, und die übrigen europäischen Fabriken sind zumeist durch aus Meißen entwichene Beamte und Arbeiter eingerichtet worden.

Wer die Porzellansammlung im japanischen Museum in Dresden aufmerksam betrachtet, wird finden, daß die ältesten Böttcherschen Stücke — es befinden sich auch Tassen darunter — nicht weiß, sondern rot, braun, ja schwarz sind. Sie einem Äskulapstab markiert, vielleicht in Anspielung auf Böttchers ursprünglichen Apothekerberuf, wieder andere tragen nur die Bezeichnung „Königliche“ oder „Meißener Porzellan-Manufaktur.“ Manche Stücke der mit Böttchers Tode beginnenden künstlerischen Glanzperiode sind mit vier aufeinander ruhenden Stäben gezeichnet. Erst etwa von 1725 ab wurde das dem kurfürstlichen Wappen entlehnte blaue Zeichen mit den zwei Kurschwertern allgemeiner üblich; wenn den Schwertern ein Punkt beigefügt erscheint oder ein kleiner Kreis zwischen den Griffen, so fällt die Arbeit in die Jahre nach 1770, während ein Stern zwischen den Griffen die Direktions-

zeit des Grafen Marcolini — von 1787 ab — bezeichnet, die besonders gutes Gebrauchsgeschirr, wenn auch weniger große Prachtstücke lieferte.

Weit weniger bekannt, als man annehmen sollte, ist ein weiteres Zeichen. Auf den Kurschwertern befinden sich nämlich meist ein oder mehrere kleine weiße Querstriche, und es kennzeichnet ein Querstrich tadellose Waare, während zwei oder drei Striche die minder gute Qualität anzeigen.

Die Porzellane von Sèvres und Meißen sind wohl am meisten gefälscht worden, und vielfach in meisterlicher Vollendung; die Marke schützt keineswegs vor Betrug, denn auch sie wurde selbstverständlich nachgeahmt — der Sammler muß sich also an andere Merkmale halten, unter denen besonders erwähnungswert ist, daß das Weiß bei den Meißener Erzeugnissen fast immer einen Stich ins Bläuliche hat, und bei älteren Stücken die Vergoldung sehr stark ist.

Die schalenförmige Tasse des östlichen Asiens erfuhr, sobald die europäische Fabrikation sich ihrer bemächtigte, in Form und Dekors mannigfache Wandelungen.

Wien: Marke.

Nur in der ersten Zeit ahmte man beides, oft mit sklavischer Treue, chinesischen Vorbildern nach: dann wuchs sich die flache Theeschale zur höheren Kaffeetasse aus oder erweiterte sich zur länglichen Chokoladentasse; unter dem Einfluß der in Sèvres gepflegten Geschmacksrichtungen nahm sie den flachen Boden und mehr oder minder steil emporsteigende Wandungen an, die Untertasse vertiefte sich bisweilen in ihrem mittleren Teile so stark, daß die obere Tasse in eine förmliche Höhlung zu stehen kam, oder sie erhielt einen kleinen Aufsatz, der jene aufnahm. Meißen drückte seinen Tassen dagegen den graziösen Rokokostil auf, der für die sächsische Manufaktur charakteristisch ist; die Wandflächen der Tassen bauchten sich mehrteilig, sie setzten Füßchen an, ihre ganze Gestalt wurde zierlicher. Auch in der Zeichnung kam die Geschmacksrichtung beider Fabriken zum Ausdruck: die Tassen aus der guten Zeit von Sèvres zeigen meist die würdevolle Linienführung der Barockornamente, auf denen des Vieux Saxe treiben die losen Kobolde des Rokoko ihr Wesen, leichte anmutsvolle Blumendekoration wechselt mit koketten figürlichen Darstellungen. Jedenfalls zeichnete sich Meißen durch die größere, durch eine wahrhaft erstaunliche Erfindungsgabe aus; in der schwedischen Sammlung Sundberg befinden sich z. B. gegen 400 verschiedene Tassen in Vieux Saxe. Auch blieb der Rokokogeschmack für die Tasse wohl der beliebteste, bis Zopf und Empire die Obertasse zur unnatürlich schlanken

Wiener Tasse aus einem kleinen Service. Im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. (Die Untertasse ist eine Berliner Ergänzung K. P. M.) ca. $^{3}/_{4}$ der natürl. Größe.

Höchſter Taſſe mit rotem landſchaftlichem Dekors. Im Kunſtgewerbe-Muſeum zu Berlin.

Vaſenform hochſchraubten nnd ihren Henkel in angeblich klaſſiſchem Schwung bis weit über den Rand emporzerrten.

Unter den deutſchen Fabriken, welche in die Fußſtapfen von Meißen traten, ſind diejenigen von Wien und Berlin die bekannteſten; nach der künſtleriſchen Bedeutung iſt ihnen jedoch Höchſt bei Mainz als mindeſtens ebenbürtig anzureihen.

Die Wiener Manufaktur, welche als Privatanſtalt ſchon 1718 von einem Meißener „Arkaniſten" Stenzel eingerichtet wurde, dann 1744 in Staatsbeſitz überging, hat in der Zeit ihres Glanzes wunderbar ſchöne Arbeiten geliefert. Faſt jede der mit dem „fünfteiligen Reichsſchild" markierten Taſſen, die ich geſehen habe, iſt ein kleines Prachtſtück; das Porzellan iſt zwar meiſt weniger weiß und ſchwerer als das Meißener, aber die Formengebung iſt faſt immer originell und geſchmackvoll, und die Farben ſind von wundervoller Wirkung. Die ſchönſten Stücke enthält wohl das Kunſtgewerbemuſeum in Wien, aber auch im Schloſſe zu Sigmaringen ſind köſtliche Exemplare zu finden. Erſt ſeit 1790 verflachte die künſtleriſche Leitung der Fabrik, und ſie hat ſich dann nie wieder recht erholt, bis der Staat die altberühmte Manufaktur leider 1867 gänzlich eingehen ließ.

Höchſt war gleich Wien urſprünglich eine Privatgründung, und auch hier ſchaltete zuerſt ein aus Meißen entlaufener Arkaniſt, namens Löwenfinck, ein Abenteurer

schlimmster Sorte, als technischer Leiter; im Jahre 1762 aber wandelte der kunstsinnige Kurfürst Emmerich von Mainz die Fabrik in eine Staatsanstalt um, und sie nahm nun, zumal nachdem der ausgezeichnete Modelleur Melchior für sie gewonnen war, einen großen Aufschwung. Die Arbeiten mit dem „sechsspeichigen Mainzer Rade" als Fabrikmarke erlangten Weltruf und sind heute zum Teil, besonders von feinen Kennern, ebenso gesucht, wie die von Sèvres und Meißen. Freilich gibt es gerade von Höchster Fabrikaten auch sehr mittelmäßige Stücke, so daß die Radmarke sich keineswegs unbedingt mit tadelloser Qualität deckt.

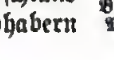
Mir liegt ein Höchster Preisverzeichnis vom Jahre 1766 vor, das beweist, wie die Preise der damaligen Fabriken durchaus noch nicht mit dem Mittelstande rechneten; ein vollständiges Kaffee-, Thee- und Chokoladenservice berechnete sich — allerdings „extrafein" — auf 200 Gulden, nach unserm heutigen Geldwert mindestens 800 Mark! Solch ein vollständiges Service war freilich auch recht reichhaltig. Es bestand aus zwölf Kaffeetassen mit Henkel, sechs Chokoladentassen mit Henkel, einem Spülnapf, einer Kaffeekanne, einer Milchkanne, einem Theetopf, einer Zuckerbüchse, einer Theebüchse und einem uns heute ganz unbekannt gewordenen Gerät, einer ovalen Schale nämlich, die als Behälter für die Kaffeelöffel diente. Die Chokoladentassen waren höher als die Kaffeetassen und von länglichrunder Form; zu ihnen gehörten besondere Näpfchen, flache Schalen, aus denen man die Chokolade selbst zu trinken pflegte. Sehr beliebt war schon damals die unter dem Namen Dejeuner bekannte Zusammenstellung von zwei Tassen, Kaffeepot, Theepot, Milchpot und Zuckerdose; das Preisverzeichnis führt gemalte Dejeuners im Preise von 20 bis 88 Gulden auf, ohne die dazu gehörige Platte.

Das Berliner Scepterporzellan ist zumal in Norddeutschland bei Sammlern und Liebhabern fast gleich angesehen, wie das Vieux Saxe. Die Berliner Manufaktur markierte erst von 1763, als sie in den Besitz Friedrichs des Großen übergegangen war, mit dem Scepter und zwar in Blau auf weißem und in Braun auf verziertem Porzellan; später trat zu dem Scepter noch das „K. P. M." — Königliche Porzellan-Manufaktur — hinzu. Die Vorbesitzer der Fabrik, W. C. Wegely und E. Gottskowski, hatten dagegen mit dem Anfangsbuchstaben der Namen des ersteren — „W" oder „WE" — gezeichnet. Übrigens nahm die Manufaktur noch unter königlichem Besitz in einzelnen Fällen keinen Anstand, das sächsische Schwerterzeichen einfach nachzuahmen — Gesetze über Markenschutz gab es in jenen glücklichen Zeiten ja noch nicht.

Berliner Tasse Friedrichs des Großen. Im Hohenzollern-Museum zu Berlin.
Von dem König vor dem Tode zurückgestoßen, weil der Inhalt zu heiß war. ca. 1/2 der wirkl. Größe.

Berlin Wegely 1751.

Berlin.



Berlin: Marke.

Mundtaſſe Kaiſer Wilhelms I aus der Berliner Kgl. Porzellan-Manufaktur.
Von der Vermählung an 44 Jahre lang gebraucht. Im Hohenzollern-Muſeum zu Berlin. 1/3 der natürl. Größe.

Für den Taſſenſammler haben die Berliner Erzeugniſſe meines Erachtens dadurch beſonderen Reiz, daß noch heute im Handel ziemlich viele alte Stücke vorkommen, welche mit Porträts oder doch Figurenmalereien geſchmückt ſind; am wertvollſten gelten ſolche Exemplare, die ſich durch ſchönes Weiß oder Roſa auszeichnen — Berlin war gerade durch ſein Roſa berühmt, das ſelbſt Meißen nicht in gleicher Vollendung darſtellen konnte.

Frankenthal.

Aus der Zahl der übrigen deutſchen Fabriken des vorigen Jahrhunderts — man hat deren gegen vierzig nachweiſen können — muß ich zunächſt die beiden bayriſchen Manufakturen Nymphenburg bei München — Fabrikmarke das bayriſche „Rautenſchild" — und Frankenthal nennen, deſſen Marke zuerſt „P. H." als das Zeichen des urſprünglichen Beſitzers Paul Hannong, dann ein „ſpringender Löwe" mit oder ohne die Buchſtaben „J. A. H." war, bis endlich, nach dem Übergang der Fabrik an den Kurfürſten Karl Theodor, das Monogramm desſelben „C. T. mit der Krone" zur Anwendung gelangte. Fürſtenberg in Braunſchweig ſignierte mit dem „F," und Ludwigsburg in Württemberg zuerſt mit „C. C. oder T. R. unter der Krone," dann mit dem „Hirſchgeweih." Unter den Ludwigsburger Taſſen ſind mir immer diejenigen als die intereſſanteſten erſchienen, welche in geſchupptem Porzellan auf den Mittelfeldern Vögel, an den Rändern aber kleine Inſekten als Dekors tragen; auch naturaliſtiſch behandelte Blumen und Früchte als Griffe

Frankenthal.
Carl Theodor,
1761.

Ludwigsburg.

auf den Deckeln der Taſſen kommen nicht ſelten vor.

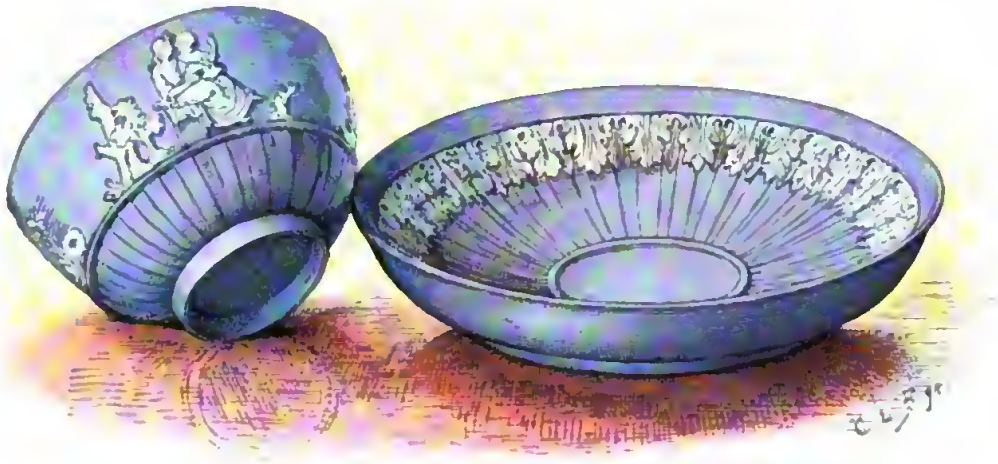
In England knüpft ſich der Fortſchritt der Keramik im vorigen Jahrhundert faſt ausſchließlich an den Namen Wedgwood, deſſen Thätigkeit mit dem Jahre 1757 beginnt. Seine, übrigens ſehr verſchiedenartigen, Erzeugniſſe gehen zwar vielfach unter der Bezeichnung Porzellan — Porzellan anglaiſe oder Porzellan opagne — ſie ſtehen aber eigentlich auf der Grenze zwiſchen Fayence und Porzellan, denn ſie entbehren, abgeſehen von anderen Unterſcheidungsmerkmalen, meiſt der für das echte Porzellan charakteriſtiſchen Eigentümlichkeit des Durchſcheinenlaſſens. Es iſt ein vervollkommnetes Steinzeug, um das es ſich hier handelt. Aber Wedgwood iſt dieſe Vervollkommnung allerdings im höchſten Maße gelungen, ſein Erfindungsgeiſt wußte ſeiner Maſſe immer neue reizvolle Ausgeſtaltungen zu verleihen, bis die Fabrikate des Etabliſſements Etruria, ſo hatte er den von ihm gegründeten Fabrikort getauft, zu den beliebteſten nicht nur in England, ſondern auch auf dem Kontinent gehörten; ja nicht ſelten wurden erleſene Stücke zu hohen Preiſen ſelbſt nach China und Japan ausgeführt.

Ludwigsburg.

Es ſind vor allem drei Arten des Wedgwood-Fabrikates, welche an dieſer Stelle erwähnt werden müſſen. Die ſogenannte Cream coloured-Ware in gelben Nüancierungen, welche, ſeit Wedgwood für die Königin Charlotte ein wunder-

Marke der Unter- und Obertaſſe.

Fürſtenberger Deckeltaſſe. Im Kunſtgewerbe-Muſeum zu Berlin. 2/3 der wirkl. Größe.



Wedgwood. Einziges Stück im Kunſtgewerbe-Muſeum zu Berlin. ca. 1/2 der natürl. Größe.

volles, in Grün und Gold verziertes Kaffee- und Theeſervice gefertigt, häufig als Queensware bezeichnet wurde; die ſchwarze Baſaltware, und die bisweilen mit Schwarz kombinierte Redware, rote Ware. Daneben wäre noch der Fabrikate aus einer wunderſchönen, durchſcheinenden, in allen erdenklichen Farbennüancierungen vorkommenden Maſſe, des ſogenannten „Jaſper," zu gedenken, die heute ſehr hoch im Preiſe ſtehen. Faſt alle Stücke, welche noch zu Lebzeiten des großen Meiſters aus ſeiner Fabrik hervorgingen, ſind von ausgezeichnet ſorgfältiger Modellierung; am berühmteſten wurde wohl das große Service, das er um 1774 für die Kaiſerin von Rußland fertigte; jedes der 952 Stücke dieſes Geſchirrs zeigt eine andere ruſſiſche Landſchaft, ein Schloß, eine Villa, in purpur violett auf ſafrangelbem Grunde. Das Service, das auch köſtliche Taſſen enthält, koſtete nicht weniger als 3000 Pfund; auf beſonderen Wunſch der Kaiſerin erhielt jedes Stück auf der Rückſeite als Zeichen einen grünen Froſch, da das Porzellan für die „Grenouillière" (Froſchpavillon) in Tſarskoe-Selo beſtimmt war.

Das Fabrikzeichen von Wedgwood iſt ſein eingeprägter Namenszug. Bei den unzähligen Fälſchungen, denen die Erzeugniſſe von Etruria ausgeſetzt ſind, mag erwähnt ſein, daß echtes Wedgwood ſich ſtets durch ganz glatte, tadellos polierte Oberfläche und eine faſt ſamtartige Weiche auszeichnet, die beim Anfühlen deutlich erkennbar iſt.

Wedgwood und ſeine Epigonen in England haben in ihrer Formengebung dem antikiſierenden Geſchmack beſonders gehuldigt; auch bei dem engliſchen Hartporzellan des vorigen Jahrhunderts, den berühmten Porzellanen von Chelſea und Briſtol, kehren klaſſiſche Formen häufig wieder. Wie hoch gute derartige Stücke im Preiſe ſtehen, wie ſehr die Aufmerkſamkeit engliſcher Liebhaber auf ſie gerichtet iſt, mag die Thatſache beweiſen, daß vor einigen Jahren drei Briſtoltaſſen auf einer Londoner Auktion einen Preis von 228 Pfund erzielten. Eine Eigentümlichkeit engliſcher Fabriken des vorigen Jahrhunderts ſind übrigens die, meines Wiſſens in Deutſchland gar nicht gefertigten zweihenkligen Taſſen — ſo recht geeignet für die zitternden Hände einer ehrwürdigen alten Großmama.

WEDGWOOD.

Marke.

Unſere modernen Taſſen tragen leider meiſt den Charakter der Dutzendwaare. Ich will damit keineswegs ſagen, daß ſie nicht ſehr ſchön ſein können — das ſind ſie zum Teil wirklich — aber es fehlt ihnen der Reiz der Originalität, man ſieht ihnen die, wenn auch noch ſo tadelloſe fabrikmäßige Herſtellungsart an. Es iſt dies durchaus nicht allein die Schuld der Manufakturen: die königliche Porzellanmanufaktur in Berlin z. B. und einzelne Wiener Fabriken, die in der Nachahmung, wohlverſtanden nicht in der betrügeriſchen, der Muſter von Alt-Wien excellieren, fertigen heute

noch höchst originelle Einzelstücke, aber die Käufer einzelner Tassen sind rar geworden. Die hübsche alte Sitte, einer lieben Verwandten, einem Freunde, einer Freundin zu irgend einem Familienfeste eine einzelne Mundtasse zu verehren, ist aus der Mode gekommen und wird höchstens noch von Kindern gepflegt — merkwürdig genug für eine Zeit, die mit Vorliebe alte Mundtassen sammelt. Man wird in Zukunft auch kaum noch von „historischen Tassen" sprechen können, wie wir deren einige als interessante Stücke aus den reichen Schätzen des Hohenzollernmuseums abbilden. Selbst an den Höfen werden jetzt meist nur „komplette Service" benutzt; das dem fürstlichen Besitzer durch lange Gebrauchsdauer lieb und wert gewordene Einzelstück, an das sich vielfach auch noch die Erinnerung an einen bestimmten Geber knüpfte, ist verschwunden. Auch in bürgerlichen Familien lächelt man im besten Fall über eine Tasse, die etwa die Aufschrift „Dem lieben Großvater" und ein artiges Sprüchlein oder einen Kranz von Vergißmeinnicht trägt. Wenn in meiner Jugend meine Mutter zu einer festlichen Gelegenheit ihre Staatstassen aus der Servante herausholte, glich kaum ein Stück dem andern; nicht daß jede einzelne Tasse von hervorragender Schönheit gewesen wäre, aber die Mehrzahl war originell, und von den meisten konnte die Besitzerin eine kleine Geschichte erzählen. Heute muß es schon ein Haus sein, in dem außergewöhnlich starke künstlerische Neigungen lebendig sind, wenn die Tablette mit den Mokkatassen, die nach dem Diner herumgereicht wird, nicht ganz gleichförmige Schalen trägt!

Ich hoffe aber immer noch, wir gehen einer besseren Zeit entgegen, und die Tasse als Einzelgeräth, als Mundtasse, wird wieder hoch in Ehren kommen. In meinen Augen ist es gar nicht erforderlich, daß dieselbe kostbar, daß sie reich dekoriert ist, daß sie vielleicht gar in prunkender Vergoldung glänzt; es handelt sich für mich schließlich auch gar nicht immer darum, daß sie aus Porzellanmasse hergestellt ist. Die schöne oder originelle Form allein kann uns eine Mundtasse bereits schätzenswert machen — davon mag die letzte unsrer Abbildungen, eine Bunzlauer Kaffeetasse, Zeugnis ablegen. Was aber wird in Bunzlau heute fabriziert?!

Bunzlauer Tasse im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. ca. 1/2 der natürl. Größe.

Wie oft wohl!

Von **J. Trojan.**

(Abdruck verboten.)

Wie oft ich dir wohl ſchon begegnet bin,
Noch eh' wir einander gekannt,
Wenn ich ſo ging meines Weges hin
Und ſtreifte vielleicht dein Gewand —

In der Straßen Gewühl, wo Geſicht auf Geſicht
Man erblickt beim eiligen Gehn.
Doch wir kannten uns nicht, wir grüßten uns nicht,
Und keins von uns beiden blieb ſtehn.

Doch es kam ein Tag, den vergeſſ' ich nie,
Da gingen wir nicht uns vorbei.
Da fanden wir uns — o, weißt du noch, wie?
Und dann gingen zuſammen wir zwei.

Es war gut ſo.

Eine Erinnerung

von

Charlotte Niese.

Bilder von **Werner Zehme.**

(Abdruck verboten.)

Wir Kinder kannten ihn alle, aber eigentlich durften wir nicht mit ihm ſprechen. Daher betrachteten wir ihn natürlich ſtets mit einer Miſchung von Neugierde und Entſetzen und freuten uns nicht wenig, wenn er uns einmal beachtete und mit uns ſprach. Dann hatten wir nach unſerer Anſicht das Recht, lange und eindringlich mit ihm zu reden. Denn wir hatten die Unterhaltung ja nicht angeſaugen, uns alſo nicht gegen das Verbot der Eltern vergangen. Leider aber ſprach Theodor Martens eigentlich nie mit uns — er war viel älter als wir, und wir langweilten ihn natürlich mit dummen Fragen. Er aber langweilte uns nie. Schon wenn es hieß, das hat Tete Martens gewiß gethan — dann überlief uns ein angenehmes Gruſeln, und wir wünſchten, dabei geweſen zu ſein. Es war nämlich immer ein ſehr dummer Streich, der Theodor Martens in die Schuhe geſchoben wurde. Kluges that er nie und auch nichts Gutes; ob er aber alles verbrach, was ihm zugeſchrieben wurde, iſt nicht erwieſen. Eine alte Tante von uns nannte ihn immer den Sündenbock der Stadt, und das war er auch. Wenn irgendwo in der Stadtnähe ein Strohdiemen abbrannte, dann hatte Tete Martens ihn angeſteckt; wenn am erſten April Scharen von Kindern für einen Baukſchilling Mückenſett aus der Apotheke holen wollten, oder bei ſteinalten Eheleuten zu der Geburt von Zwillingen gratulierten, dann ſteckte Tete

Daher betrachteten wir ihn natürlich stets mit einer Mischung von Neugierde . . .

natürlich hinter diesen Abscheulichkeiten. „Heute wird hier eingebrochen!“ stand auch manchmal an den Hausthüren bemittelter Persönlichkeiten, und diese scheußliche Prophezeiung veranlaßte nicht allein, daß die betreffenden Hausbesitzer die Nächte bei Kaffee und Punsch aufblieben und in grauenvoller Erregung das Morgenlicht erwarteten; auch die städtischen Behörden, der Nachtwächter und der Polizeidiener, wurden in Mitleidenschaft gezogen. Der erstere konnte nicht so fest schlafen, wie es sonst seine Gewohnheit war, und unser Lauritzen hatte gleichfalls allerhand Verdrießlichkeiten. Denn von ihm wurde verlangt, daß er fest sagen sollte, Theodor Martens sei der Schreiber obiger Worte gewesen.

Aber er brachte es nie heraus, und so kam es, daß Tete noch immer frei und frank umherlief, und daß es sogar Leute gab, die ihm hin und wieder ein abgelegtes Kleidungsstück schenkten und ihn dadurch in den Stand setzten, einigermaßen anständig vor der Welt zu erscheinen. „Er hat auch eine so merkwürdige Mutter!“ sagte unsere alte Tante entschuldigend. Sie gehörte nämlich zu den Leuten, die Tetes Herz nicht so ganz rabenschwarz fanden.

Aber diese Entschuldigung fand bei den meisten Leuten keinen Anklang. Frau Martens war eine stille, sanfte Frau, sagten sie. Früher sei sie allerdings wohl ein wenig lustig gewesen, aber das sei lange her; nun wäre sie doch unendlich sanft und unendlich wegen ihres Sohnes zu beklagen. Ja, Frau Martens war unendlich sanft. Ihre Stimme klang, als wenn sie immerfort Kreide esse und hinterher Rizinusöl einnehme. So sagte mein Bruder Jürgen wenigstens, der dies Rezept für sanfte Stimmen zu kennen schien. Ebenso sanft wie ihre Stimme, war auch Frau Martens Benehmen. Wenn sie auf der Straße ging, den Kopf etwas nach vornüber geneigt, die Augen zur Erde gewandt und ein mildes Lächeln auf den Lippen, dann wurden viele Leute gerührt und gaben ihr reichlich. Nicht, daß Frau Martens eigentlich bettelte; aber sie wußte allen Menschen zu erzählen, wie schwer sie es hatte. Der Mann lange tot; das Leben so teuer; die Miete unerschwinglich und Tete dazu auf dem Hals. Bei Tetes Namen seufzte Frau Martens immer herzbrechend, und wenn es gerade so paßte, dann wischte sie sich auch die Augen. Er hatte solchen riesenhaften Appetit; mit Grütze und Milch war er niemals zufrieden; er wollte immer Fleisch haben. Fleisch! Frau Martens weinte wirklich. Schon deshalb, weil Tete seinen Fleischhunger doch unmöglich von ihr geerbt haben konnte. Sie hatte niemals Fleisch gegessen, auch als sie es hätte noch haben können, und ihr seliger Martens war auch ein so mäßiger Mann gewesen. Aber Tete war so ganz anders; ganz anders wie sie alle; gar nicht, als ob es ihr Sohn wäre! Frau Martens schluchzte bei diesen Worten, und die mitleidige Seele, der sie gerade ihr Leid klagte, schenkte ihr einen Unterrock oder dergleichen und war hinterher noch gerührt, daß die arme Frau niemals um etwas bat.

So kam es, daß sich allmählich um Frau Martens Haupt ein kleiner Heiligenschein legte, der allerdings bei ihrem Sohn vollständig fehlte.

Sein Ruf wurde immer schlechter, und das Schlimmste war, daß er sich aus diesem Umstande gar nichts machte. Er war allezeit von ungetrübter Heiterkeit und wo man ihn auch sah, ob schwer bepackt auf der Straße oder einen kleinen Handkarren schiebend, er war immer vergnügt. Er

Vico Equense bei Sorrent. 9

dem Gemälde von E. Berninger.

hatte nämlich außerhalb der Schulstunden eine kleine Beschäftigung. Ein Holzpantoffelmacher hatte ihn sich als Austräger, Ausläufer, als Packesel, als Gott weiß, was sonst noch angenommen. Herr Sörensen war ein harter Mann; alle anderen Hausſklaven, die früher in seinem Dienst gestanden hatten, konnten es bei ihm nicht aushalten und waren davongelaufen, da hatte er sich schließlich mit Theodor Martens begnügen müssen. Natürlich war Tete nicht gefragt worden, ob er Lust zu diesem Dienst hatte. Herr Sörensen hatte den Handel mit Frau Martens abgeschlossen, die mit sanftem Wort das Handgeld nahm und auch den kärglichen Lohn einheimste. Tete bekam nur die Arbeit und die Prügel; denn der Pantoffelmacher hatte eine kräftige Hand; das wußten alle Jungen, die bei ihm gewesen waren. Aber Tete blieb dennoch vergnügt, und da noch immer dumme Streiche gemacht wurden, so blieb er auch der Sündenbock.

Es war Herbstmarkt; das größte städtische Fest des Jahres. Wir waren alle in freudiger Erregung über die vielen Buden und das Menschengetriebe um sie; besonders aber beschäftigte uns Kinder ein Panorama, das mitten auf dem Marktplatze stand, und das man für ein Geringes besehen durfte. Man trat zuerst in einen dunklen Raum, und dann sah man durch runde Gläser in eine ganz andere Welt. Ich weiß nicht mehr, was wir alles zu sehen bekamen: See und Landschaften; fremdartige Städte und Gegenden, wo Palmen wuchsen. Was uns am meisten Eindruck machte, waren drei Gucklöcher, über denen stand: Tod, Auferstehung und das jüngste Gericht. Der Tod war noch ein ziemlich ruhiges Bild. Alle Menschen, Könige und Kaiser, auch einige Bettler lagen starr und steif herum oder wurden begraben. Bei der Auferstehung ging es schon lebhafter zu. Die Menschen kamen aus ihren Gräbern und sahen sich recht erstaunt um; beim jüngsten Gericht bewegten sich die Figuren. Vorn standen Teufel, griffen mit großen Gabeln nach den Menschen und warfen sie in ein hellbrennendes Feuer. Wenn sie auf diese Weise aufgeräumt hatten, gab es einen kleinen Ruck, und die Teufel fielen selbst auch in die Flammen. Über dem Ganzen aber schwebte ein Engel mit seitwärts geneigtem Haupt. Ihm schien dies traurige Schauspiel unter ihm nicht geringes Vergnügen zu machen, denn er lächelte gerade so wie Frau Martens, wenn sie etwas geschenkt bekam; mit niedergeschlagenen Augen und herabgezogenen Mundwinkeln. Da die Teufel nun noch außerdem rote Haare und weit aufgerissene Augen, wie Tete, hatten, so wurde das ganze Panorama uns so interessant, daß wir zweimal täglich hingingen. Natürlich zum halben Preis, denn die dicke Frau an der Kasse sah selbst ein, daß wir nicht alles Marktgeld für ihr Panorama ausgeben konnten. Da wir außerdem Alles, was wir kannten, dringend aufforderten, das wunderhübsche Bild mit Frau Martens und Tete darin anzusehen, so wurde das Panorama recht gut besucht; besonders von Kindern, und wir alle sahen deutlich, welche angenehme Zukunft Tete Martens bevorstand, während wir uns zugleich gar nicht wunderten, daß seine Mutter schon jetzt beinahe ein Engel war.

Am dritten Markttag — der Herbstmarkt dauerte wenigstens drei Tage — wollten wir noch einmal ins Panorama. Wir hatten zwar kein Geld mehr, aber wir waren überzeugt, daß „die dicke Frau uns dieses Mal“ für umsonst hineinlassen würde. Zu unserm Erstaunen stand Tete Martens auch vor der Kasse. Er ging hinter seiner Mutter her, die mit einem himmlischen Ausdruck das geforderte Eintrittsgeld auf den Teller legte, und er verschwand mit

Tete bekam nur die Arbeit und die Prügel . . .

Die Budenbeſitzerin fing an, ihm die Taſchen zu leeren.

ihr hinter dem roten Kattunvorhang, der das Panorama vor den profanen Blicken der Außenwelt bewahrte. Nun wollten wir auch hinein; aber wir mußten die Entdeckung machen, daß die dicke Frau kein ſo gutes Herz hatte, wie wir es ihr zutrauten. Denn ſie lachte höhniſch über unſre beſcheidene Bitte, umſonſt hinter den roten Vorhang zu gehen, und als wir verſicherten, uns nur einen kleinen Augenblick am jüngſten Gericht erbauen zu wollen, ſagte ſie, gerade dies Panorama ſei jetzt ſo belagert, daß ſie „für umſonſt“ niemanden hineinlaſſen könne. Zugleich wandte ſie ſich zwei Männern zu, die ihr Geld auf den Teller legten, und wir waren ſo beleidigt, daß wir uns in der Nähe auf eine Kiſte ſetzten und laut über die geizige Frau ſprachen. Bald aber ſahen wir etwas Neues, Intereſſantes und hatten das Panorama halbwegs vergeſſen, als ſich von dorther ein lautes Geſchrei erhob. Es war die dicke Kaſſiererin, die wimmernde Klagetöne ausſtieß und mit den Armen in der Luft herumfuchtelte. Natürlich rannte alles zu ihr hin, und es ſtellte ſich heraus, daß ihr die Kaſſe geſtohlen war. Gerade in dem Augenblicke, wo ſie ſich gebückt hatte, um aus einer unter ihrem Tiſch ſtehenden Flaſche eine kleine Stärkung zu nehmen, war der Teller verſchwunden.

Es war eine ſchreckliche Geſchichte. Selbſt wir hatten unſeren Groll vergeſſen und ſahen teilnehmend auf die dicken Thränen der dicken Frau, und alle Anweſenden — es ſammelte ſich natürlich eine Menſchenmenge — kamen überein, daß man ſehen müſſe, ob Lauritzen, unſer Polizeidiener, zu Hauſe ſei. Wir wußten alle, daß durch ſeine Hilfe nur ganz ſelten etwas Geſtohlenes wiedergekommen ſei, aber es war immer ſo beruhigend, ſein freundliches Geſicht und ſeine blanken Knöpfe zu ſehen. Schon war ein Junge zu ihm gelaufen, da vernahm man im Innern des Panoramas lautes Schelten, und die dicke Beſitzerin ſchleppte plötzlich Theodor Martens nach draußen. Ihr war wohl die Ähnlichkeit des letzteren mit den Teufeln aufgefallen, oder ſie hatte nicht ein ſo großes Zutrauen zu Lauritzen, wie wir, was natürlich daher kam, daß ſie ihn nicht kannte.

Nun hatte ihr jemand geſagt, daß Tete Martens alles Böſe thäte; da ſtürzte ſie ſich auf ihn. Vor den roten Vorhang zerrte ſie den Jungen und fing an, ihm die Taſchen zu leeren. Als ſie dort nichts fand, zog ſie ihm alles aus, was er am Leibe trug; alles unter wütenden Reden und Schelten. Selbſtverſtändlich würde ſie dies nicht gekonnt haben, wenn Theodor ſich gewehrt hätte; er war groß und ſtark; es wäre ihm ein Kleines geweſen, die Frau über den Haufen zu ſtoßen und davonzulaufen. Er aber ließ alles mit ſich geſchehen. Ein ſpöttiſches Lächeln auf den Lippen, die roten Haare keck in die Höhe geſtrichen, ſo ſtand er vor uns allen. Nur den Kopf wandte er mehreremale nach der einen Seite — dort kauerte ſeine Mutter mit gefalteten Händen und ſchien zu beten. Sie ſah ſo

hübsch aus, daß jedermann Mitleid mit ihr hatte. Ein dicker Bauer, der im Panorama auch den Engel hatte fliegen sehen, warf ihr plötzlich einen Thaler hin, und andere Leute würden ihr vielleicht auch etwas gegeben haben, wenn die Budenbesitzerin nicht stürmisch eine Sammlung für sich beansprucht hätte. Bei Tete war nämlich nichts gefunden worden. Trotz seiner Ähnlichkeit mit dem Teufel und obgleich der inzwischen erschienene Lauritzen ihm gleich zwei Ohrfeigen gab, so hatte er nicht das geringste bei sich, und obgleich alle sich ärgerten, so durfte er doch nach Hause gehen.

Das that er denn auch; aber Lauritzen drohte hinter ihm her: „Warte, einmal kommt die Reihe doch an dich!“

Man kann sich denken, daß diese Geschichte von uns Kindern lebhaft besprochen wurde, und die Vermutungen, wo Tete das gestohlene Geld hingelegt haben könne, so daß niemand es fand, nahmen kein Ende. Als wir ihm nach einiger Zeit einmal begegneten, sahen wir ihn so lange und so forschend an, daß er stehen blieb und uns anlachte.

„Nu, Jungveeh,“ sagte er, „wat wullt jüh?“

Als Jungvieh waren wir noch nie angeredet worden, und wir waren zweifelhaft, ob dies ein besonders feines Kompliment sei — aber Jürgen fing doch an, mit Theodor zu sprechen.

„Tete,“ sagte er, „ich darf eigentlich nicht mit dir sprechen, aber ich wollte dich doch fragen, ob alle deine Hemden so kaput sind, wie das, das du neulich anhattest!“

„Nu natürlich!“ Tete lachte hell auf; „wo sollt ich woll ein heiles herkriegen? Zwei hab ich auch man!“

Jürgen antwortete nichts. Er hatte sich vorgenommen, Theodor nach dem gestohlenen Geld zu fragen, aber er that es doch nicht.

Aber Bruder Milo drängte sich jetzt an den gefürchteten Jungen heran.

„Wenn du nun ganz gut bist —“ fing er mit bekannter Eindringlichkeit an, „ganz gut — dann bringt dir der Weihnachtsmann vielleicht etwas zum Anziehen! — Mama hat schon gesagt, wenn du nur erst warm angezogen wärest, dann würdest du am Ende auch besser werden!“

Tete sah starr auf den Sprecher; dann lachte er wieder.

Der Bürgermeister ließ Tete einsperren.

„Ja, ein bißchen was Warmes —“ sagte er und schauerte zusammen.

Es war nämlich im November, und er hatte noch bloße Füße.

„Deine Mutter muß dir Strümpfe stricken!“ riet ich.

„So was thut Mutter nich,“ sagte er langsam. „Nee — so was thut sie nich!“

„Was thut sie denn?“ fragten wir; aber er wandte sich ab.

„Ich muß nach Hause — sonst prügelt Sörensen mir wieder!“

Damit war er verschwunden, und wir fanden plötzlich, daß er ganz nett ausgesehen habe und dem Teufel doch nicht ähnlich sähe.

Im November fing es an, in unsrer Stadt zu brennen. Nicht schlimm; aber hier brannte eine Scheune, dort ein Backofen auf, und auf dem Besitz, wo es brannte, wurde ziemlich bedeutend gestohlen.

Die allgemeine Stimme erklärte wieder Theodor Martens für den Brandstifter, und einer der größten Landbesitzer verlangte vom Bürgermeister, daß Theodor Martens eingesperrt würde. Er sagte allerdings, er selbst könne sich diese Schlechtigkeit kaum von dem Jungen denken, aber seine Frau und Schwägerin glaubten ganz fest, daß

„Tete, magſt du im Loch ſein?“

Tete ſchuld an allem Feuer ſei. Er wäre ja auch ſchon im Panorama als Feuerteufel abgebildet.

Der Bürgermeiſter ſchüttelte freilich den Kopf; ließ aber Tete doch einſperren. Man nannte ſein Gefängnis Unterſuchungshaft, und als der Junge abgeführt wurde, bemerkte er vergnügt zu Lauritzen, er freue ſich recht, von Sörenſen, dem Pantoffelmacher, eine Zeitlang loszukommen. Der ſei doch zu „eklig“ geweſen, Lauritzen würde gewiß nicht ſo ſchlimm ſein.

Der Polizeidiener hatte ſeinem Gefangenen manchen Puff verſetzt, als er ihn „ins Loch“ brachte. Schon deswegen, weil er ſich ärgerte, daß er bei einer im Martensſchen Hauſe vorgenommenen Hausſuchung nicht das geringſte an geſtohlenem Gut entdeckt hatte. Frau Martens traute man ja auch nichts Böſes zu; aber ihr ungeratener Sohn konnte ihr doch allerhand ins Haus geſchmuggelt haben! — Als nun Tete ihn aber ſo zufrieden anſah, brummte er allerhand Unverſtändliches und gab ihm keinen Stoß, als er ihn in die Gefängniszelle führte.

Dieſe lag unten im Rathaus, und ihr kleines Fenſter ging nach dem Marktplatz. Wir kannten ſie ſehr gut — wenn ſie leer war, hatten wir ſie zum Verſteckſpielen benutzt; einen Tag nach Theodors Verhaftung kletterten wir auf einen, hart an der Mauer liegenden Stein und blickten hinein. Das Fenſter hatte keine Scheibe, nur kreuzweis gelegte Eiſenſtäbe, und wir ſahen neugierig in die ſchwach erhellte Zelle.

„Tete, wo biſt du? Magſt du im Loch ſein?“

Sein vergnügtes Geſicht erſchien hinter dem Gitter.

„Ich kriegt geſtern Erbſen und Sweinpoten,“ antwortete er, „und heute krieg ich dasſelbigte, bloß daß Lauritzen meint, da wär' vielleich ein Ohr in die Supp!“

„Ein Ohr?“

„Nu ja, ein Sweinsohr! Oh, was mocht ich gern ein Sweinsohr ſmecken!“

Tete ſah ganz ſehnſüchtig aus.

„Magſt du denn gern im Loch ſitzen?“ fragte ich weiter, und er zuckte die Achſeln.

„Sweinsohren hab ich noch nie gegeſſen!“ ſagte er langſam; „und denn —“

„Zu Weihnachten aber bekommſt du nichts, wenn du wirklich das Feuer angeſteckt haſt!“ meinte nun Milo, der jetzt ſtatt meiner auf dem Stein ſtand. „Sag,“ ſetzte er leiſe und eindringlich hinzu, „weshalb thuſt du eigentlich ſo böſe Sachen! Magſt du denn gern unartig ſein?“

Tete hatte bis jetzt ſein Geſicht feſt an die Eiſenſtäbe gedrückt und luſtig ausgeſehen; nun trat er plötzlich in das Dunkel der Zelle zurück.

„Gaht man to Huus, Jungveeh!“ ſchrie er, und wir liefen eilig davon. Theodor Martens war auch zu unartig.

Drei Wochen ſaß er wohl ſchon, und noch immer hatte er nicht geſtanden, ob er von den Bränden und den Diebſtählen etwas wiſſe. Das Merkwürdige aber war, daß es in dieſen drei Wochen nirgendwo brannte. Schon ſah auch der Bürgermeiſter ein, daß Theodor, wie alle Leute ſagten, ein gefährlicher Charakter ſei, der jedenfalls in das Korrektionshaus der Provinz müſſe, da brach in einer kalten Dezembernacht ein großes Feuer im Norden der Stadt aus. Es war das alte Haus des Hofbeſitzers, auf deſſen Wunſch Tete in Unterſuchungshaft gekommen war; ein großer, alter Kaſten, deſſen Dach zum Teil mit Stroh gedeckt war. Große Feuer waren damals das Intereſſanteſte, was ein Kind erleben konnte. Erſt das Tuten des Nachtwächters, dann die Feuerglocke, dann das wilde Rennen auf den Straßen, dann das Zuſehen. Die meiſten Leute ſahen zu; die wenigſten halfen. Zwar gingen einige Ledereimer voll Waſſer von Hand zu Hand, und einige Leute mit Beilen ſchlugen im brennenden Hauſe alles entzwei, wahrſcheinlich, damit es beſſer brennen ſollte

— mehr aber geschah nicht. Denn was brennen soll, das muß auch brennen, sagten die Leute. Die ganze Stadt war ungefähr vor der Feuerstätte, obgleich es mitten in der Nacht war; wir natürlich auch, obgleich wir es nicht durften. Der Bürgermeister kam auch, und in seiner Begleitung erschien Lauritzen, dem Theodor Martens und noch ein anderer Gefangener folgten. Lauritzen war eine praktische Natur. Er meinte, wenn die unschuldigen Leute freiwillig halfen, dann konnten diejenigen, denen das Gesetz eine Strafe zuerkannte, erst recht Hand anlegen.

Tete sah auch äußerst vergnügt aus. Es ging ihm gerade so, wie uns: er mochte gern ein Feuer sehen. Er wurde aber gleich angestellt, mit in der Reihe zu stehen, und die gefüllten Eimer weiterzureichen. Vorher fand er indessen noch Zeit, mir vertraut zuzunicken.

„Die Sweinsohren smeckten fein!“ sagte er lustig, und ich hatte das Gefühl, daß es ihm im Gefängnis sehr gut gefiele.

Lange aber hatte ich nicht Muße, über Theodor nachzudenken; das Haus brannte jetzt an allen Ecken, und auf dem Hofe begann auch noch der Pferdestall Feuer zu fangen. Das Löschen durch die kleinen Eimer half natürlich gar nichts, die Menschen beschränkten sich darauf, viel durcheinander zu schreien, und einige Frauen weinten, bis eine plötzliche Stille entstand, der dann ein vielstimmiges Getöse folgte. Es stellte sich nämlich heraus, daß oben, im Giebel des Hauses, noch Menschen waren. Wie sie vergessen sein konnten, weiß ich nicht; jeder Hausbewohner hatte wohl nur an seine eigene Rettung gedacht und gemeint, die anderen machten es ebenso; auch dauerte der Brand ja noch nicht sehr lange. Jedenfalls erschienen plötzlich Gestalten am Giebelfenster und jammerten um Hilfe. Es war die Schwester des Hofbesitzers, ein älteres Fräulein, und seine zwei jüngsten Kinder, die mit ihr ein Zimmer teilten. Später erfuhren wir, daß die drei nach hinten geschlafen und von dem Lärm erst etwas gehört hatten, als die Treppe schon brannte.

Es war ein entsetzlicher Anblick, die drei Menschenköpfe über uns zu sehen, — verschiedene Stimmen riefen dem Fräulein zu, sie solle die Kinder herabwerfen und selbst nachspringen; aber sie schien nicht mehr zu hören, und plötzlich sah man sie nicht mehr. Dabei fing der Giebel an zu brennen, und in kurzer Zeit mußte er einstürzen.

Die Leute hatten das Löschen eingestellt; alles starrte auf den Giebel. Einige hielten den Hofbesitzer fest, der in das Haus stürzen wollte; die Treppen brannten ja schon — er konnte doch nicht helfen Da plötzlich rief eine gellende Stimme aus dem Giebelfenster: „Stroh her!“

Auf dem Hofe stand ein großer Strohhaufen; ehe die meisten sich besonnen hatten, hatten andere mit Windeseile etliche Strohbündel ausgebreitet. Kaum lagen sie, da flogen auch schon die Kinder herunter, das Fräulein kam hinterher, und als vierter und letzter sprang Theodor Martens mit einem triumphierenden „Hurra!“

Tete wurde gleich angestellt, mit in der Reihe zu stehen.

auf die Straße. Er sprang zu kurz. Blieb sein Fuß hängen am Fensterkreuz, oder war ihm der Rauch zu Kopf gestiegen — mit einem dumpfen Laut fiel er auf die großen holprigen Pflastersteine.

Mit einem dumpfen Laut fiel er auf die großen Pflastersteine.

Wir sahen nichts mehr von ihm. Die Leute trugen ihn auf einem Tuch fort; der Doktor war auch zur Stelle, und Lauritzen sagte, wir sollten alle nach Hause gehen. Ob alle Menschen ihm gehorchten, kann ich nicht sagen, wir gingen nach Hause, und wir mochten nicht einmal mehr das lustig brennende Feuer sehen. Zwei Tage lebte Theodor Martens noch; aber er kannte niemanden mehr. Nicht einmal seine Mutter, die zu ihm geholt worden war, und nur Lauritzen behauptete, wenn er gekommen wäre, hätte Tete gelächelt.

Dann starb er und wurde ohne Sang und Klang begraben; so ohne Klang, daß wir es nicht einmal bemerkten, und wir wohnten doch ganz nahe am Kirchhof. Daher ist es denn wohl gekommen, daß wir Tete sehr schnell vergaßen. Zuerst sprachen wir ja alle von ihm und seiner Tapferkeit; als er aber tot war, da wuchs das Gras der Vergessenheit doch noch schneller über ihm, als über anderen Menschen, und weil er doch einmal sein kurzes Leben dazu benutzt hatte, sich einen schlechten Ruf zuzulegen, so meinten viele, es sei gut, daß er tot sei.

Dennoch begreife ich nicht, daß ich gar nicht mehr wußte, wer Theodor Martens war, als ich vor einigen Jahren auf unserem heimischen Kirchhof sein Grab fand. Es war recht verwahrlost, und das eiserne Kreuz mit seinem Namen hatte sich etwas gesenkt. Ich würde achtlos daran vorübergegangen sein, wenn nicht der Polizeidiener Lauritzen davor gestanden hätte. Dem alten Freunde mußte ich doch die Hand schütteln und nach seinem Wohlergehen fragen.

„Liebe Zeit," sagte er, und dabei rupfte er einige unverschämte Disteln aus; „man wird nicht jünger mit den Jahren, Fräulein, nein, das wird man nicht. Ja, wenn man noch einmal jung würde —, so jung wie Tete, als er starb: vierzehn Jahr und einhalb —." Er zuckte die Achseln, und ich mußte das kleine verrostete Kreuz ansehen —

„Tete!" wiederholte ich, und dann sah ich ein lustiges Knabengesicht, an eiserne Gitterstangen gedrückt.

„Ja, Tete —" sagte Lauritzen noch einmal. „Solch verrückter Bengel, aber ich denke doch noch manchmal an ihn. Seine Mutter sitzt noch im Zuchthaus — sie hat ja alles gethan, was damals hier passierte, und noch viel Schlimmeres. Sie und ihr Liebhaber, der lange Willem, wie er genannt wurde. Der wohnte gar nicht hier in der Stadt, sondern auf dem Lande, und beide sind sehr schlau gewesen. Einmal aber kommt alles heraus, dafür ist die Polizei da!"

Lauritzen richtete sich bei diesen Worten etwas höher auf, und dann rückte er an dem kleinen Kreuze.

„Das Ding hat ihm die Schwester

des Hofbesitzers gesetzt, die er damals vom Tode rettete. Es hätte gern ein besseres sein können, aber das Fräulein hatte sich beim Fallen den Arm verstaucht, und die Kinder waren auch nicht ohne Schaden davongekommen. Dabei hatten die Leute so viel zu thun, da kann man nicht viel an die Toten denken. Liebe Zeit, ich habe zuerst manchmal von dem Jungen geträumt, wie er am Spalier des brennenden Hauses hinaufkletterte; an der Seite, wo der Wind die Flammen fortwehte. Dann verschwand er in einem Dachfenster. Ja, der Bengel konnte klettern! Gut, daß er tot ist — sonst hätte seine Mutter ihn doch wohl noch herumgekriegt, daß er auch ein Dieb wurde!"

„Also die sitzt im Zuchthause!"

Lauritzen nickte.

„Schon eine lange Zeit; aber sie ist nicht hier gefaßt; daher haben Sie wohl nichts davon erfahren. Sie zog manchmal den Jahrmärkten nach, um die Kassen zu plündern, und dabei ist sie dann gefaßt worden. In einem Panorama, wo man Himmel und Hölle sehen konnte, hat die Frau sie erwischt. Die behauptete, sie hätte sie gleich wiedererkannt; bei uns in der Stadt wäre ihr auch die Kasse einmal gestohlen, und damals wäre dieselbe Frau, die gerade so aussehe wie ihr fliegender Engel, gleichfalls in der Bude gewesen. Davon weiß ich nun gar nichts mehr; das Marktvolk lügt immer, und wenn sie zehnmal Himmel und Hölle in der Bude haben. Aber vor Gericht hat die Person dasselbe gesagt und mich hinterher auch noch gefragt, wo der Junge wäre, der ihren Teufeln so ähnlich gesehen hätte. Sie meinte, der wäre gewiß schon in der Hölle; ich aber konnte ihr nicht Bescheid geben. Unsereiner hat zuviel in den Kopf zu nehmen, als daß man alle alten Geschichten behalten sollte. Von Frau Martens hatten Herr Bürgermeister und ich so schon viel Verdruß und Ungelegenheiten!"

„Wußte Theodor wohl, daß seine Mutter so schlecht war?"

Der Polizeidiener lächelte über meine Frage.

„Nun natürlich, er wußte alles; nachher ist mir mancherlei eingefallen, woran ich es hätte merken können, wenn mir der Gedanke, daß Frau Martens schlecht sei, überhaupt gekommen wäre. Hinterher ist man ja immer klüger. Und das Feuer, bei dem Tete umkam, hatte die Person selbst angezündet. Ja, ja, man erlebt sonderbare Dinge in der Welt! Ich freue mich nur, daß der Junge es in der letzten Zeit bei mir doch gut hatte! Er mochte so gern Schweinsohren!"

Er grüßte und ging davon; ich aber blieb noch einen Augenblick vor dem Grabe stehen. Zuerst wollte ich Tete bedauern, daß er so kurz gelebt und daß man ihn so schnell vergessen hatte, trotz seiner tapfern That; schließlich aber habe ich es nicht gethan.

Denn es gibt eigentlich doch nichts Besseres auf dieser Welt, als kurz zu leben und tapfer zu sterben. Und ob die Leichenrede, die über einem gesprochen wird, dahin lautet, daß man gern Schweinsohren mochte, oder daß man aller Tugenden voll war, das ist auch einerlei. Die wirkliche Leichenrede wird einem doch nicht hier auf der Erde gehalten.

Wolkenschatten.

(Abdruck verboten.)

Über die winterlich weißen Matten
Huschen die fliegenden Wolkenschatten —
Was kaum noch getaucht in Sonnenschein,
Das scheint nun farblos und tot zu sein.

So ist's im rastlosen Menschenleben:
Schimmerndes Licht — und Schatten daneben —
Glück und Leid, das sich wechselnd weicht,
Nicht ein Tag, der dem andern gleicht.

Laß dich das flücht'ge Dunkel nicht grämen,
Es kann der Sonne den Glanz nicht nehmen —
In heller und trüber Tage Geleit
Naht die glückselige Frühlingszeit.

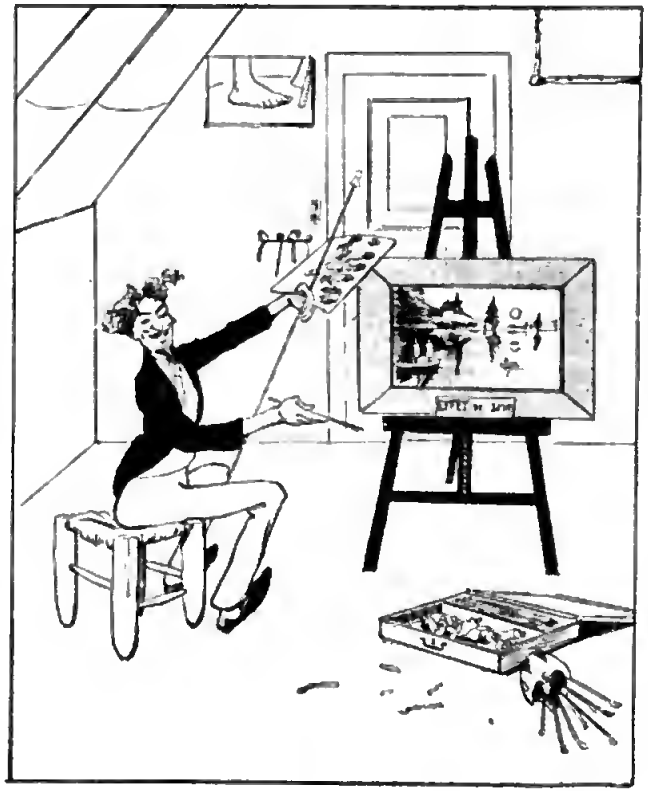
Hedwig Gräfin Rittberg.

1

2

Das mißlungene Porträt.

3



4

oder: Findigkeit ist keine Hexerei.

Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Irgendwo in seinem neuesten Roman „Schwester-Seele“ (Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf.) spricht Ernst von Wildenbruch sehr energisch seinen Abscheu vor dem Epitethon „interessant“ aus. Ich weiß nicht, ob ich es bedauern soll, daß er damit allen denen, die sich in der verlegenen Situation befinden, über diesen und seinen anderen, in Engelhorns allgemeiner Roman-Bibliothek erschienenen Roman „Das wandernde Licht“ sprechen zu müssen, einen bequemen Ausweg verlegt hat. Denn „interessant“ könnte man mit gutem Gewissen trotz aller Breiten beide Romane nennen; ich glaube nicht, daß sehr viele Leser, nachdem sie einmal angefangen, die Bücher nicht zu Ende lesen werden. Aber ich bin auch überzeugt, daß ich, wenn ich diesen bequemen Ausweg beschritte und mich damit begnügte, die „Schwester-Seele“ oder „das wandernde Licht“ schlechtweg interessant zu nennen, mich auf einen Sturm von Widerspruch aus dem Kreise meiner Leser gefaßt machen müßte. Denn das „Interessante“ an beiden Büchern ist von besonderer Art; van ja besanderer Art, daß ein gewissenhafter Kritiker verpflichtet ist, es näher zu definieren. Es ist ein Zug krankhafter Sinnlichkeit, der in Wildenbruch'schen Prosadichtungen schan früher, wenn auch nach niemals so nackt wie in diesen beiden Werken, hervorgetreten ist, und der in seiner konsequenten Steigerung unwillkürlich an den Weg nach abwärts erinnert, den ein anderes, auch ursprünglich reichbegnadetes Talent, der Ritter Leopold van Sacher-Masach, gegangen ist. Leider läßt die Selbsttäuschung, in der Wildenbruch in Bezug auf das Recht der Individualität befangen ist, wenig Hoffnung, daß er sich auf den normalen Weg zurückfinden werde. Ich schließe das daraus, daß er — auch in der „Schwester-Seele“ — einen litteraturfreundlichen alten Herren sagen läßt: „Sehen Sie, was mir an unserer Zeit so mißfällt, was mir geradezu greulich ist, das ist, daß es noch nie eine Zeit gegeben hat, wo der Individualität des Dichters so alle Berechtigung abgesprochen worden ist wie heutzutage. Die Poesie, um mich ja auszudrücken, ist doch wie ein Garten, und in einem Garten blüht alles durcheinander, und das gerade gibt ihm seinen Reiz. Wenn nun ein Mensch käme, der nur eine bestimmte Sorte Blumen mag, und darum alles andere, was die Blumenart nicht ist, ausrisse und zertrampelte — na, sehen Sie, man würde solchen Hottentatten dach am Kragen nehmen und hinauswerfen auf Nimmerwiedersehen. In der Litteratur aber ist es erlaubt. Da kammen diese Kerle mit ihren sagenannten ‚Richtungen,‘ und die nehmen sie wie eine Keule in die Hand, und damit wird alles, was nicht in die Richtung paßt, kurz und klein geschlagen!“ — Jeder Vergleich hinkt, aber dieser hinkt stärker, als ein Vergleich hinken darf. Denn in einem Garten blühen bekanntlich nicht nur Blumen, sondern es wuchert auch Unkraut darin. Und wenn die Poesie ein Garten ist, so ist natürlich der Dichter der Gärtner, und des Gärtners Aufgabe ist nicht nur die, Blumen aller Art zu pflanzen, sandern auch das Unkraut auszujäten. Fände sich aber irgendwa ein Gärtner, der das Unkraut nicht nur nicht entfernte, sandern säete und pflegte, so würde man ihn schleunigst zum Teufel jagen. Der Individualität des Gärtners alles Recht: der eine mag Sonnenblumen bevarzugen, der andere Veilchen, — kammt aber ein dritter und erklärt, er baue Knoblauch um des guten Duftes willen, so darf er sich nicht wundern, wenn niemand in seinen Garten treten will. Die Individualität eines Dichters hat mich noch niemals dazu bewagen, einen Dichter abzulehnen, und daß der Dichter „individuell“ sei, ist die Forderung aller mir bekannten „Richtungen.“ Was mich anbetrifft, so kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß ich ihnen von Otto Roquette bis zu Emil Zola Geschmack abgewinne, also über ein außergewöhnliches Stimmregister verfüge. Der Dichter aber, den seine Individualität treibt, das Krankhafte zu schildern, der muß das Kranke auch als krank erkennen und krank nemen. Schildert er die Krankheit als Höhepunkt der Gesundheit, sa gehört er zu den Gärtnern, die Unkraut in ihren Garten pflanzen. Das mag jedem in seinem Privatgarten erlaubt sein; thut er's aber in einem öffentlichen Garten — und wenn die Poesie wie ein Garten ist, sa ist sie wie ein öffentlicher Garten — muß er's sich gefallen lassen, daß man dem Unfug nach Kräften steuert.

In seinem Roman „Schwester-Seele“ will Wildenbruch eine kühle, stalze und zur Kritik geneigte Frauennatur schildern, der bisher kein Mann imponiert hat, und die daher alles, was von Leidenschaft in ihr unter der Asche glüht, an ihren einzigen Bruder verschwendet. In ihm sieht sie den „Herrlichsten van Allen,“ in ihm kanzentriert sich ihr Ehrgeiz, in ihm findet ihre Liebe ihren Brennpunkt, er saugt ihr ganzes Interesse auf. Dieser Bruder ist die Ursache, daß sie die Ehre nicht zu schätzen weiß, die ihr der größte lebende deutsche Dichter — der größte nach Goethe und Schiller überhaupt — anthut, indem er leidenschaftlich um sie wirbt. Der Bruder aber weiß ihr schlechten Dank. Ihr müssen schließlich die Augen darüber aufgehen, daß ihr angebetetes Ideal nicht mehr als ein im besten Falle liebenswürdiger Durchschnittsmensch ist, und als er sich gar auf ganz normale Weise verheiratet, ist ihrem Leben aller Inhalt genommen, und die stolze Freda Röhring ist in Gefahr, ins Bodenlose zu fallen. Aber der größeste lebende deutsche Dichter, Schottenbauer mit Namen, reicht ihr zum zweitenmale seine rettende Hand, und wenn sie sie auch anfangs

nur widerwillig ergreift, so wächst sie doch in der Erkenntnis seines Geistes zu ihm ebenbürtiger Höhe, und in der Vereinigung mit ihm findet sie den Inhalt ihres Lebens wieder.

Das will Wildenbruch schildern, und das glaubt er offenbar auch geschildert zu haben, und ich müßte lügen, wenn ich fände, daß der Stoff nicht eines Idealisten würdig wäre. Aber was Wildenbruch in Wirklichkeit schildert, ist etwas ganz anderes. Ich ziehe es vor, die Wildenbruchsche Wirklichkeit ein bißchen zu umkleiden. Man denke sich das geschwisterliche Verhältnis auf den Boden des Meeres versetzt. Ein schönes Meerweib, von einem scheußlichen Kraken verfolgt. Als der brüderliche Triton einem hübschen Meerweibchen nachschwimmt, fühlt die Nixe sich ihres letzten Schutzes vor dem Ungeheuer beraubt, und in gräßlicher Angst schwimmt sie ins Blaue. Sie gerät aufs Trockene, und einen Augenblick glaubt sie, sie könne dort auf festem Boden, in Luft und Sonne, wohin ihr das Ungeheuer nicht folgen kann, glücklich sein. Aber bald merkt sie, daß ihr da alle Existenzbedingungen fehlen, und matt zum Sterben schleicht sie wieder ins Wasser zurück. Dort fällt der lauernde Krake über sie her, und indem er ausgehungert alle seine Saugarme um sie schlingt, schreit er ihr ins Ohr: „Ich rette dich! Ich liebe dich! Ich mache dich glücklich!“ Und da die arme Nixe sich nicht mehr wehren kann und wie eine Leiche in seinen Armen liegt, jubelt er weiter: „Du bist an mich festgewachsen, weil du meinen Wert erkannt hast! Du liebst mich! Wie sind wir glücklich!“

Der freundliche Leser stelle sich nun gefälligst wieder unter dem Kraken den größten deutschen Dichter Schattenbauer, unter dem Meermädchen Freda Nöhring und unter ihrem Bruder den Referendar Parrival Nöhring vor. Man wird mir zugestehen, daß nach dieser Metamorphase das Bild, das ich eben mit wahrhaft Boecklinscher — den Ton auf der ersten Silbe — Farbenglut gemalt habe, stark an seinem eigenartigen Reiz verliert und einen Zug ins Niedrige annimmt. Man wird mir einwenden, es sei meinerseits eine Unterschätzung des Geistes, wenn ich den größten lebenden deutschen Dichter mit einem Meerungeheuer vergleiche, das ganz geistlos ist. Ich kann nur erwidern, daß mir dieser Vergleich, auf den ich von selbst niemals gekommen wäre, lediglich durch die Schilderung gekommen ist, die Wildenbruch von dem größten lebenden deutschen Dichter entwirft. Wildenbruch behauptet, daß Schattenbauer dieser größte lebende deutsche Dichter sei, aber den Beweis dafür, daß er es ist, erbringt er nur durch seine erstaunliche Fruchtbarkeit, durch seine Bühnenerfolge und durch die Höhe der von ihm erzielten Tantiemen. Zu den Leuten, die den Dichterruhm nach diesen drei Werten berechnen, gehöre ich nicht; man kann mir's also auch nicht verargen, wenn Wildenbruchs Schilderung nicht überzeugend auf mich wirkt. Sonst aber hat Wildenbruch den Dichter Schottenbauer mit so unangenehmen Eigenschaften ausgestattet, daß Freda Nöhring recht hat, vor ihm zurückzuschaudern. Von seinem Äußern will ich noch absehen, trotzdem seine Häßlichkeit keineswegs zu der interessanten Art von Häßlichkeit gehört, an der die Frauen, wenn sie nicht zu der Abart der Gänschen gehören, mehr Geschmack finden als an apollinischer Schönheit. Schottenbauer ist unangenehm häßlich bis auf seine Hände, die er selbst schön findet. Nirgends aber ist angedeutet, daß Freda Nöhring eine ganz ausgesprochene Vorliebe für schöne Hände habe. Unangenehmer noch als Schottenbauers körperliche sind seine seelischen Eigenschaften. Er ist von jener schrecklichen Eitelkeit, die sich unter künstlicher Bescheidenheit verbirgt, er ist menschenscheu aus Hochmut, und deshalb „klebt“ er an den ersten Menschen, die seinem Hochmut schmeicheln und ihn „Schiller“ nennen, er wird ein Protz, sobald ihm die Tantiemen in den Schoß regnen, und seine männliche Enthaltsamkeit wandelt sich um in eine krankhafte und lüsterne Gier, sobald das erste Weib, dem er sich aufgezwungen, noch widerstrebend und vor ihm zurückschaudernd, in seinen Armen liegt. Ich will noch einmal betonen, das ist nicht der Eindruck, den Wildenbruch von Schattenbauer hat hervorrufen wollen, aber es ist der Eindruck, den der Leser von Schottenbauer empfängt.

Und wenn ich Freda Nöhring mit einem kühlen Meermädchen verglichen habe, so ist das auch nur cum grano salis zu verstehen. Denn die Zurückhaltung, die sie öffentlich zur Schau trägt, wird von einem unreinen Feuer durchbrochen, sobald sie bei der Nachttoilette vor ihrem Spiegel Gelegenheit hat, ihre eigene Figur zu bewundern. Nur dieses versteckte Feuer unreiner Leidenschaft macht es erklärlich, daß Freda Nöhring, die wohlerzogene, kühle, in einer norddeutschen Mittelstadt aufgewachsene höhere Beamtentochter dem ersten besten Abenteurer in die Hände fällt, einem fremden Menschen, der ihr nicht einmal vorgestellt worden ist und dessen Namen sie auch nicht zufällig erfährt, als sie dem klebrigen Dichter Schottenbauer zu entfliehen sucht. Allerdings findet sie im Augenblick der höchsten Gefahr, der sich merkwürdigerweise in der Öffentlichkeit der Spielsäle von Monte Carlo abspielt, die Kraft, sich ihm zu entreißen. Aber sie findet diese Kraft nur, weil sie in demselben Augenblick zu der Gewißheit kommt, daß ihr nicht ein englischer Lord, sondern ein internationaler Gauner gefährlich geworden ist. Auch sonst hat Freda Nöhring einige unangenehme Eigenschaften, die sehr menschlicher und keineswegs nixenhafter Natur sind. Ihre Schwester-Seele löst sich in demselben Augenblicke vollständig von dem geliebten Bruder, in dem sie erfährt, daß der gute Junge ein paar hundert Mark mehr für Champagner ausgegeben hat als sein Portemannaie vertragen kann. Umgekehrt aber wendet sich diese Schwester-Seele dem Dichter Schottenbauer erst mit vollem Verständnis zu, als sie erfährt, wie hohe Tantiemen ihm sein Geist abwirft und daß er ihr Smyrnateppiche und Ölgemälde, Perlen und — Amethysten schenken kann. Beiläufig bemerkt — auch in dem „wandernden Licht“ läßt Wildenbruch einen verschwenderischen Bräutigam die errötende Braut mit einem Amethysten beschenken und deutet an,

ein solches Geschenk sei so kostbar, daß es bei unserer höchst mangelhaften Irrengesetzgebung den Donator in Gefahr bringe könne, für verrückt erklärt zu werden. Wildenbruch befindet sich da über den Wert der Amethysten oder über den Wert des Geldes in der Hand reicher Leute im Irrtum. Ein reicher Mann kann auf den Gedanken, seiner Braut einen Amethysten zu schenken, höchstens dann kommen, wenn er oder sie besonderes Gefallen an diesem Halbedelstein findet, und wenn er hundert oder hundertundfünfzig Mark dafür anlegt, bekommt er schon ein knalliges Stück.

Aber das nebenbei; auf kleine Wunderlichkeiten kommt es in einem Werk nicht an, das im Innersten so krank ist wie dieses Wildenbruchsche. Krank deshalb, weil der Leser die Menschen, die Wildenbruch schildert, ganz anders bewertet, als der Dichter sie bewertet wissen will. Schließt er doch damit, daß der Dichter Schattenbauer seiner Braut Freda Röhring verspricht, ihr die Geschichte von Parcival und Freda, die Geschichte von der „Schwester-Seele" zu Weihnachten aufzubauen. Er meint, sie müsse sich darüber freuen. Der Leser aber, der die „Schwester-Seele" eben genossen hat, wundert sich auf das lebhafteste darüber, daß Freda Röhring dieses Versprechen nicht als Hahn und Drahung auffaßt und dem sonderbaren Bräutigam und Dichter mit den Worten den Laufpaß gibt: „So willst du mich also, nachdem du mich vor mir selbst erniedrigt hast, auch noch vor der Öffentlichkeit erniedrigen? Mach, daß du hinauskommst!" Die Absicht und das Erreichte stehen eben in diesem Wildenbruchschen Werke in diametralem Gegensatz zu einander.

Kürzer kann ich mich über desselben Verfassers Erzählung „Das wandernde Licht" fassen. Wenn die Marlitt noch lebte, wenn sie Zalas grandiose Krankheitsstudie „Die Bestie im Menschen" gelesen hätte, wenn ihr ferner der Gedanke keine Ruhe gelassen hätte, denselben Staff zu bearbeiten — für welche Insinuation ich die Tote um Verzeihung bitte, denn sie war viel zu verständig, um auf solchen Gedanken zu kommen — dann hätte sie eine Erzählung geschrieben wie Wildenbruchs „Wanderndes Licht." Zur einen Hälfte wenigstens; dort, wo Wildenbruch männliches und weibliches Begehren schildert, hätte sie sich eine viel größere Zurückhaltung auferlegt, und sie hätte weise daran gehandelt. Wo sie, wie Wildenbruch, allen Luxus des Reichtums über ein armes Mädchen schüttet, hätten ihr mehr Geschmack und Sachkenntnis zur Verfügung gestanden als ihm, und wo sie den Leser gruseln lassen wollte wie er, hätte sie das auch besser verstanden. Summa Summarum: Ein starkes Plus zu Gunsten des *Könnens* der Marlitt und ein noch stärkeres Plus in dem Zugeständnis, daß sie niemals *gewollt* haben würde.

J. *Niemann* nennt ihren neuesten Roman „*Die Geschichte einer Trennung*" (Leipzig, Carl Reißner, 2 Bde.). Zweifellos einer der fesselndsten Romane, die neuerdings erschienen sind. Ein Roman, dem ich um seiner Einzelheiten willen, und um der Wahrhaftigkeit und Vornehmheit willen, mit denen die Verfasserin ihre Tendenz vertritt, sehr viele Leser wünsche, trotzdem ich der vertretenen Tendenz außerordentlich kühl gegenüberstehe und der Verfasserin schließlich nicht einmal zugestehen kann, daß sie bewiesen hat, was sie beweisen wollte. Da lebt ein sehr kluger, sehr energischer, sehr tüchtiger und es mit seinem Beruf außerordentlich ernst nehmender Geistlicher positiver Richtung in glücklichster Ehe mit einer sehr klugen, sehr energischen, sehr tüchtigen, das Leben auch sehr ernst nehmenden Frau, die aber seinen positiven kirchlichen Standpunkt zuerst nicht ganz und schließlich gar nicht mehr teilen kann. Und da sie es auch mit ihrem Beruf als Pastorsfrau sehr ernst nimmt, meint sie, sie habe nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, von ihrem Gatten fortzugehen, an dessen Seite sie ihren eigenen Überzeugungen nicht öffentlich Ausdruck geben darf. Sie trennt sich von ihm, um sich selbst leben zu können, um — ich will den Gegensatz ganz scharf hervorheben — um nicht heucheln zu müssen. Ich könnte behaupten, sie sei dazu gar nicht gezwungen, niemand verlange von der Frau eines Pastors, daß sie die Predigten ihres Gatten außerhalb der Kirche fortsetze, und sie habe es ganz leicht, mit einem bischen Zurückhaltung dem ganzen Dilemma zu entgehen. Aber Johanna Niemann würde mir dann wahrscheinlich vorwerfen, ich stände auf dem Standpunkt, Frauen dürften überhaupt keine eigene Meinung haben, und diesem Verdacht möchte ich mich um alle Schätze Indiens keiner Frau gegenüber aussetzen, um so weniger, da der Standpunkt mir wirklich ganz fern liegt. Aber Johanna Niemann will den Leser glauben machen, diese Frau liebte ihren Mann, liebte ihre beiden Kinder, und sie folgte doch ihrem „Recht" und ihrer „Pflicht" und trennte sich von ihnen. Und sie schildert diese Liebe sehr schön, die Frau als die Stütze ihres Mannes, nicht nur als seine Geliebte, sondern auch als seinen guten Kameraden, ihm, einem geistig hervorragenden Manne, geistig ebenbürtig und doch in ihren Empfindungen ganz weiblich. Da sagt sich der naive Leser, zu denen ich mich durchaus rechne: die Frau *kann* ja gar nicht von ihrem Mann fortgehen, zwischen beiden ist ja gar kein Abgrund, denn über die Verschiedenheit ihrer Überzeugungen führt ja die feste Brücke, die Liebe. Und der kritische Leser sagt sich: diese Frau, die ihr Inneres vor ihrem Manne verschließt, die sich zu ihm, der nicht nur ihr Gatte ist, sondern auch ihr Seelsorger, nicht mit dem ersten Zweifel flüchtet, die von ihm geht unter dem Vorwande, ihr krankes Kind in einem wohlthätigeren Klima gesunden zu lassen, diese Frau will ihren Mann lieben oder ihn geliebt haben? Die Frau hat ja niemals gewußt, was Liebe ist, und wird wahrscheinlich niemals wissen, was Liebe ist. So legen denn die Leser, mögen sie nun naiv oder kritisch sein, das Buch mit dem Gefühl aus der Hand, daß das ein Konflikt ist, den der Verstand geschaffen und der Verstand gelöst hat, trotzdem die Empfindungen des Herzens stellenweise sehr schön darin geschildert sind, und nur *die* Frauen werden der Verfasserin Recht geben, die der Meinung sind, es sei ihre Aufgabe, sich Geltung zu schaffen — um

jeden Preis. Der Roman von J. Niemann ist ein sehr charakteristischer Ausfluß einer modernen Zeitströmung; gerade darum empfehle ich ihn auch denjenigen Lesern, die sich schließlich zu meiner Anschauung bekennen werden. Um so mehr, da diese Leser schließlich auch darin mit mir übereinstimmen werden, daß J. Niemann in der Art ihrer Darstellung einen ganz reinen künstlerischen Genuß gewährt und trotz der Energie, mit der sie ihre Anschauungen vertritt, sich immer in den Grenzen künstlerischen Ebenmaßes hält.

Auch der Roman von Ernst Remin „Die Wunde der Zeit" (Jena, Hermann Costenoble) ist solch ein moderner Zeitmesser, in der Tendenz von dem vorigen freilich ganz verschieden. Bringt der erstere neuen Stoff in den Gärungsprozeß, in dem wir uns befinden, mehr noch als daß er zu einer schließlichen Klärung führt — denn J. Niemann entläßt den Leser mit dem Ausblick auf eine keineswegs ganz klare Zukunft ihrer Heldin — so führt Remin seine Helden und Heldinnen aus dem Gärungsprozeß jugendlich unklaren Wollens und allerlei Irrungen auf den festen Boden einer durch innere Erfahrungen gewonnenen Weltanschauung. Die Reichshauptstadt bietet dem Verfasser den Hintergrund für seine auch an Spannung reiche Handlung, und seine Figuren sind gutbeobachtete und lebenswahr geschilderte Typen der modernen Großstadt. Da der Roman in einem mir zum mindesten nahe stehenden Blatte veröffentlicht wurde, ehe er als Buch erschien, muß ich mich leider mit diesem Hinweis begnügen, um dem schnöden Verdacht der Kamaraderie zu entgehen. Aus dem gleichen Grunde kann ich auch nur kurz darauf hinweisen, daß der seiner Zeit in diesen Heften veröffentlichte Roman „Werde zum Weibe" von Ida Boy-Ed jetzt als Buch (2 Bde.) bei Carl Reißner, Leipzig, veröffentlicht worden ist.

Unter den Büchern, die in erster Linie stark auf den Weihnachtstisch rechnen, erwähne ich die beiden Epen im Genre Julius Wolffs: „Renatus, ein märkisches Reiterlied" von Fritz Löwe (Leipzig, Adalbert Fischers Verlag) und „Vestigia Leonis" von Richard Nordhausen (Leipzig, Carl Jacobsen). Es gibt ja zahlreiche Leser, die einen historischen Roman, noch dazu wenn er in Versen geschrieben ist und sich ein Epos nennt, erträglich finden, auch wenn er die Vergangenheit schildert, als ob sie ein Stück Gegenwart wäre, und mit den modernsten Empfindungen vollgepfropft ist. Denen möchte ich die Freude an dem märkischen Reiterliede Fritz Löwes nicht verderben, trotzdem darin außerdem noch mehr von jenem Leben ist, dos man auf den Brettern findet, die die Welt bedeuten, als Leben irgend einer Wirklichkeit. Was mich anbetrifft, so geht es mir wie ein Stich durch meine nach Wahrheit dürstende Seele, wenn ich einen märkischen Gutsbesitzer während der Schrecken des dreißigjährigen Krieges der von ihm umworbenen Jungfrau versprechen höre:

„Ich will erheben Dich, Du heiß Geliebte,"
So lockt er weiter, „aus der dunklen Enge
Zu lichten Glückes, hoher Ehre Gipfel!
Ich will das Kleinod, das im Winkel lag,
In Gold und Pracht und höchsten Reichtum fassen,
Damit es strahlt in alle Welt hinaus.
Aus dieses Hauses Not und Mühsal, Ilse,
Vom Graus des Krieges ziehen glücklich wir —
Wenn Du es wünscht — zum ewig warmen Süden,
Wenn Du es wünscht, zu Hof und Festlichkeiten,
Wo schmeichelnd Dich im hellen Glanz der Kerzen
Der Kavaliere bunter Troß umgiebt,
Wo Prinzen werbend Dich umringen werden,
Wo Du, — die Fürstin aller Fürstensäle,
Der Rosen schönste — nun in Glanz und Licht
Nicht mehr begreifst, daß Du im engen Winkel
Und kaum erblickt, verkümmernd einst geblüht!
Und bist Du satt der Ehre und des Lärmes:
Auf meinen Gütern, fern dem Weltgetriebe,
Ist Ruh und Frische, herrscht mein süß Gemahl,
Sobald es wünscht, im eignen Königreiche!"

Abgesehen davon, daß ein Liebhaber, mag er noch so frivol denken, wenn er aus entflammter Leidenschaft um ein Mädchen wirbt, weder im siebenzehnten noch im neunzehnten oder in irgend einem anderen Jahrhundert auf den Gedanken kommen kann, der von ihm umgirrten Taube girrende Prinzen als Lockmittel in der Ferne zu zeigen, abgesehen von diesem psychologischen Irrtum war eine Hochzeitsreise nach dem Süden während des dreißigjährigen Krieges keineswegs in der Mode; auch wäre ein märkischer Junker, der sein bürgerlich geborenes Gemahl zu jener Zeit auf die Berliner Hofbälle hätte führen wollen, auf erhebliche Schwierigkeiten gestaßen, auf Hoffestlichkeiten, mit denen es übrigens jämmerlich genug bestellt war, während die Schweden im Lande hausten. Und wenn der märkische Junker Ruh' und Frische „auf seinen Gütern" versprach, dann renommierte er vollends, und Ilse handelte verständig, sich nicht bethören zu lassen.

Besser gefallen hat mir, dem der Geschmack für Julius Wolff und seine Nachfolger allerdings überhaupt nicht stark entwickelt ist, Nordhausens „Vestigia Leonis." Ob Nordhausen über mehr historischen Sinn verfügt als Fritz Löwe, lasse ich dahingestellt, da ich in der Zeit Heinrichs des Löwen und in Bardowiek noch weniger zu House bin als in der Zeit des dreißigjährigen Krieges und in der Mark. Aber als Dichter überragt Nordhausen Löwe um ein paar gute Kopflängen, sowohl was die Schönheit der Form, wie die Originalität der Erfindung und die Gestaltung der Charaktere anbetrifft.

Ihrer ersten unter dem Titel „Vierblätter" bereits in dritter Auflage erschienenen Sammlung vierzeiliger Sprüche hat Frida Schanz jetzt eine zweite unter dem Titel „Ährenlese" folgen lassen (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing). Was ich ots das Charakteristische der ersten Sammlung bezeichnet habe, kann ich von dieser zweiten wiederholen — Weisheit, Güte und sonfte Schwermut haben diese Vierzeiler diktiert; wo die Dichterin ein Gleichnis gibt, ist es leicht verständlich, und durch die Anmut und Leichtigkeit der Form schmeichelt sich ihre Weisheit dem Ohr und hoffentlich auch den Herzen ein. Statt aller Empfehlung ein paar Proben,

die ich ganz wahllos aus dem Buche herausgreife:

„Auch unter der Menschen guten Thaten
Gibt's Prahlen im schreienden bauschigen Kleid
Und echte, wirkliche Aristokraten:
Still, vornehm, voll edler Bescheidenheit."

•

„Nur gegen lautes Hasten
Kehrt sich mein Widerwille.
Ich möchte drum kein Rasten,
Nicht Ruhe, aber — Stille."

•

„Einfache Sitten, einfache Leute,
O wie selten sind sie doch heute!
Lieber zehnfache Bürden, zehnfache Pein,
Als einfach Leben und glücklich sein!"

•

„Im Lebensjubel, im Morgenrot,
Mit dem Mahner Tod,
Und wenn uns des Kummers Schatten umschweben,
Mit dem Dränger Leben
Versöhnung zu finden, — —
Das heißt: Überwinden!"

•

„Was trifft man oft für traute Orte
In fremdem Land, auf hast'ger Fahrt!
Auch Menschen gibt's von dieser Art,
Anheimelnd schon beim ersten Worte."

•

„Gib nach! Nie schmerzt ein unterlassner Schlag
Heiß, wie ein unterlassenes Vergeben.
Das erste reut dich manchmal einen Tag,
Das zweite reut dich oft ein ganzes Leben!"

Den Namen Clotilde von Schwartzkappen haben die Leser bereits einigemal unter den poetischen Beiträgen dieser Hefte gefunden. Immer waren es Gaben voller Kraft und edler Empfindung, ausgezeichnet durch eine Schlichtheit des Vortrages, einen ganz echten und ungekünstelten Volkston, der im deutschen Dichterwalde der Gegenwart nicht gar zu häufig gehört wird. Die Leser werden daher das Erscheinen der gesammelten „Gedichte von Clotilde von Schwartzkoppen" (Berlin, Vassische Buchhandlung) mit Freude begrüßen. Neu hinzugetretenen Abonnenten sei in dem folgenden Gedicht „Der Tröster" eine Stichprobe gegeben:

„Als Gott aus seinem Paradies
Das erste Menschenpaar verstieß,
Daß es hinfort in Sorg' und Not
Erringe sich sein täglich Brot,

Da durch der Engel Reihen rings,
Wie ein verstohl'nes Flüstern ging's,
Sie schüttelten ihr lockig Haupt:
Weh, daß der Schlange ihr geglaubt!

Ein Engel aber stand beiseit',
Dem that der Menschen Schicksal leid,
War einer von den Großen nicht,
War still und ernst von Angesicht.

Der warf sich hin vor Gottes Thron:
Herr, furchtbar ist der Sünde Lohn,
Erbarme der Gefallnen Dich,
Als ihren Tröster sende mich!

Und durch der Engel Reihen rings,
Wie ein verstohlnes Flüstern ging's:
Der blasse Trapf, was fällt ihm ein?
Der möcht' ein schlechter Tröster sein.

Gott Vater winkte mit der Hand,
Der Engel erdenwärts entschwand,
Und wo die Menschen ihn erschau'n,
Da fassen sie ein blödes Grau'n.

Sie sehn in seinem Angesicht
Das himmlische Erbarmen nicht.
Und fliehen angstvoll und verwirrt,
Er aber folgt als treuer Hirt.

Und wo ertönt sein ernstes „Halt,"
In seinen Arm sinkt Jung und Alt,
Der Buße, spricht er, ist's genug,
Heimwärts zum Himmel geht der Flug.

Er löst des müden Wand'rers Schuh',
Er deckt der Armut Blöße zu,
Er stillet alle Erdennot,
Der große Tröster — Engel Tod."

Von den Künstler-Monographien, die Professor H. Knackfuß zuerst in diesen Heften veröffentlichte, erschienen jetzt in Prachtausgaben vier — Raffael, Rembrandt, und, in einem Bande vereinigt, Dürer und Holbein der Jüngere — im Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. Die glanzende Ausstattung und die Vervollständigung der Illustrationen lassen es mir angezeigt erscheinen, die Aufmerksamkeit auch derjenigen Leser auf diese Künstler-Monographien zu lenken, denen sie durch die Veröffentlichung in den Monatsheften bereits bekannt geworden sind. Die leichtverständliche und fesselnde Darstellung des Verfassers und die erschöpfende Illustration sichert ihnen ohnehin, daß alle diejenigen auf sie zurückgreifen werden, die an der älteren klassischen Kunst Interesse nehmen.

Zum Schluß bin ich den Lesern noch das Geständnis schuldig, daß es mir bei Besprechung des Romans „Regina coeli" von Josef Lauff unbekannt war, daß sowohl Lord Tennyson wie Julius Grosse — der letztere in einer in seinen „Episoden und Epiloge" (München, Verlag von Georg D. W. Callwey) veröffentlichten preisgekrönten poetischen Erzählung — die Godivasage behandelt haben. Für die Bereicherung meines litterarischen Wissens dankbar, hat die Thatsache an meiner Beurteilung des Laufschen Romans, der die Godivasage nach Antwerpen verlegt, nichts zu ändern vermocht.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Unsere Leser sind es gewohnt, im Weihnachtsheft Bilder zu finden, die der Weihnachtsstimmung Rechnung tragen. Da ist die Madonna Litta nach dem in der Ermitage zu Petersburg befindlichen Gemälde des Leonardo da Vinci, der Ausdruck des reinsten und höchsten Mutterglückes, von jener Anmut und Lieblichkeit, die für die Madonnenbilder Leonardos ebenso bezeichnend sind wie sein charaktervoller Ernst in der Behandlung großer historischer Stoffe. Ein Seitenstück dazu ist die „Heilige Familie“ des lebenden italienischen Malers B. Coletti. Leonardo ist viel einfacher in seinen Mitteln als Coletti, er verzichtet sogar darauf, den Heiligenschein um die Häupter der Maria und des Christuskindes strahlen zu lassen, und doch würde niemand, dem die Geschichte der Geburt Christi bekannt ist, darüber im Zweifel sein, wen das Bild vorstellen soll, auch wenn er niemals vorher ein Madonnenbild gesehen hätte. Vielleicht dürfte es B. Coletti nicht wagen, durch gleiche Einfachheit wirken zu wollen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, statt einer Madonna mit dem Christuskinde nur ein anmutiges, aber doch rein menschliches „Mutterglück“ zu malen. Ihm sind die Gruppierung, die anbetenden Hirten, das göttliche Licht um die Häupter des Christuskindes, Josephs und der Maria, unentbehrlich. Des Fra Bartolommeo „Madonna mit dem Christuskind“ ist nur eine erste Situationsskizze, und dennoch tritt uns schon aus diesem ersten Entwurf nicht nur die Meisterschaft der Zeichnung, sondern auch die Tiefe der religiösen Empfindung entgegen, die den Heiligenbildern des Dominikanermönches eigen ist. Die Weihnachtsstimmung leitet uns über zu jenen Prachtwerken, die für den Weihnachtstisch bestimmt sind. Da dringen wir ein Kunstblatt aus einem neuen Werke von Fritz Reiß, dem jetzt in Stuttgart lebenden Künstler, den wir unseren Lesern nicht erst vorzustellen brauchen — hat er doch aus seiner überreichen Phantasie und mit seiner stets anmutigen und liebenswürdigen Darstellungsgabe für jedes der bisher erschienenen Monatshefte eine oder auch mehrere Beiträge beigesteuert. Sein reizendes Bild „Wenn's Mailüfterl weht“ mit dem gegenüberstehenden Gedicht von H. Domsch hat uns der Künstler aus seinem in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart erschienenen Prachtwerk „Lustiges aus'm Schwarzwald“ zur Verfügung gestellt. Der in prächtigster Ausstattung hergestellte Großquartband enthält 21 Illustrationen in fünffachem Farbendruck und zahlreiche farbige Illustrationen und Schlußvignetten von Fritz Reiß, an denen alle Freunde des Künstlers und des Schwarzwaldes ihre Freude haben werden, und begleitenden Text von J. J. Hoffmann und H. Domsch. — Aus den Studienmappen lebender Meister finden unsere Leser das Blatt des berühmten französischen Porträtmalers Carolus Duran, den „Dichter à la Mandoline“, ein Bildertitel, der sich schwer verdeutschen läßt. „Der Dichter auf der Mandoline“ würde die richtige, aber doch immerhin schwer verständliche Übersetzung sein — ein Mann, der das, was in seinem Innern lebt, in den Tönen der Mandoline ausströmen läßt, und ein Dichter, der für die Empfindungen, die wir in dem weltentrückten Blick seiner Augen lesen, gerade in den weichen, modulationsfähigen Akkorden der Mandoline den richtigen Ausdruck findet. Der Typus des Mannes ist der südfranzösische, und in Südfrankreich spielt die Mandoline noch heute die Rolle, die die Guitarre bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts in Deutschland spielte, ehe sie — leider — vom Pianino verdrängt wurde. — Ein anmutiges Gretel-Porträt pastellierte W. Roderth, und Modell und Maler zeigen dieselbe deutsche Eigentümlichkeit — ein wenig Träumerei und ein wenig Weichheit. Der Deutsche H. Vogel, dem wir die Federzeichnung „Ein Freier in Nöten“ verdanken, ist dagegen bei den Franzosen in die Schule gegangen und lebt, irren wir nicht, noch heute in Paris. Ein Künstler deutscher Schule würde den auf plötzlichen Widerstand stoßenden Freier wahrscheinlich noch hölzerner dargestellt, den Widerstand der umworbenen Schönen auch kaum in dieser schnippisch-graziösen halben Rückenwendung zum Ausdruck gebracht haben. Die Szene scheint uns ungemein fein charakterisiert zu sein — es ist keineswegs eine verlorene Schlacht, die der Bewerber kämpft; ein kühner Schachzug von ihm, und er bleibt Sieger, so überraschend ihm auch offenbar der plötzliche Einwurf der Gegenpartei kommt. —

Unter den Landschaftsbildern dieses Heftes wird der in Farbendruck dem Originalaquarell entsprechend wiedergegebene „Winterabend“ von R. Fehdmer das meiste Interesse erregen. Der junge Künstler beherrscht die Mittel seiner Kunst mit einem ungemein sichern Blick für frappierende Wirkung, und seine Bilder, meist holländische Motive wiedergebend, erfreuen sich einer großen Beliebtheit. Auch in diesem

Winterbilde ist der Widerschein des flammenden Abendrots auf dem beeisten Flüßchen und die hereinbrechende Dämmerung in dem verschneiten Winterwalde vortrefflich wiedergegeben. — In die Gefilde Italiens lockt das große Gemälde von E. Berninger: „Vico Equense bei Sorrent." Palmen, Cypressen und Kakteen, weiße Häuser mit flachen Dächern, an den Bergabhängen emporgelagert, der blaue Spiegel des Golfs von Neapel und der Vesuv im Hintergrund, darüber blauer Himmel — ein lockendes Bild, während wir von ewigem Dezembergrau umlagert sind. Freilich gibt es da unten keine deutschen Weihnacht, keinen strahlenden Lichterbaum, keinen warmen Kachelofen und manches andere nicht, was uns den deutschen Winter, je kälter je besser, lieb macht. — Eine Landschaft im fernen Westen Nordamerikas zeigt uns das Bild von M. H. Foote. Ein Zug von Pionieren der Kultur, von „Landsuchern", mitten in der vielleicht noch niemals von eines Menschen Fuß betretenen Prärie. Was sie suchen, hier scheinen sie es gefunden zu haben, herrenlosen Boden, der nur darauf wartet, daß er beackert wird, um hundertfältige Frucht zu tragen, Land und — Wasser. Vielleicht werden hier zum letztenmal die Pferde von den Reisewagen abgesträngt, und den Wandernden wird die Öde zur Heimat. In wenigen Wochen erheben sich die kleinen Holzhäuser aus dem Boden, der Rauch wirbelt aus den Essen, und wer des Weges kommt, findet einen gastlichen Herd, an dem er rasten kann. Dann zieht der Dampfpflug über den Boden, und übers Jahr wiegt der Weizen auf Tausenden von Morgen seine goldenen Ähren — man beeilt sich drüben, dem Boden zu entreißen, was er von Reichtum und Kraft durch Jahrtausende der Ruhe in sich aufgespeichert hat. — Zum Schluß noch ein historisches Genrebild, das „Kasperltheater" von Antonie Lonza. Incroyable nannte die Mode das Kostüm, in dem die Künstlerin ihre im Freien dem Kasperltheater zuschauende Gesellschaft gemalt hat. Und „incroyable!" scheint auf allen den Gesichtern, jungen und alten, zu stehen, die der kleinen Bühne zugewandt sind. Unglaublich, was der Harlekin und die Colombine für Dummheiten machen, unglaublich, wie jemand sich so foppen lassen kann, unglaublich, wie komisch und wie spaßhaft das alles ist. Und wir blasierten Leute vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts möchten in dieses „Unglaublich" beinahe mit einstimmen, wenn auch in anderer Weise. Etwa so: Unglaublich, daß die geistreiche und vornehme Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts an diesem Kasperltheater Gefallen finden konnte. Aber das wäre sehr voreilig geurteilt, denn wir sind gar nicht so blasiert, wie wir uns gewöhnlich geben, und entfernen uns in unserem Geschmack gar nicht so weit von unseren Urgroßeltern, wie wir glauben. Da war während der italienischen Ausstellung in Berlin in diesem Jahre auch ein Kasperltheater; ein wenig moderner in seiner Einrichtung wie die kleine Bude auf dem Bilde von A. Lonza, mit etwas mehr maschinellem Raffinement, natürlich auch mit elektrischer Beleuchtung — aber im übrigen spielten Harlekin und Colombine darin dieselbe Rolle wie im Kasperltheater des vorigen Jahrhunderts. Und im Zuschauerraume saßen die weisesten und blasiertesten Leute, die nur mal einen Blick hatten hineinwerfen wollen, saßen von Anfang bis zu Ende des Stückes, das „nur" zwölf Akte hatte, und erklärten zum Schluß, sich köstlich amüsiert zu haben. Und sie hatten recht; denn dem grotesken Humor vermag ein Jahrhundert mehr oder weniger nichts anzuhaben. Er hat immer die Lacher auf seiner Seite, und damit ist ihm der Sieg gewiß.

O. P.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ungarischer Pferdehirt (Csikós). Studie von Alexander Wagner.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

IX. Jahrgang 1894/95. Heft 5, Januar 1895.

Der kleine Martin.

Novelle
von
Karl Emil Franzos.

(Abdruck verboten.)

Ich hatte — zwei Jahre sind's her — meine Verwandten in Czernowitz besucht und wollte eines Morgens eben nach Berlin heimkehren, als mir mein Jugendfreund, der kleine Martin, telegraphierte, ob ich nicht auf einen Tag zu ihm nach Humora kommen wollte — „sonst sehen wir uns wohl nie wieder!" Man gewöhnt sich ja mit den Jahren die Empfindsamkeit ab und Humora ist das elendeste Nest in der Bukowina, was etwas sagen will; dazu die mühsame Fahrt, der Zeitverlust — ich nahm einen Briefbogen aus der Reisemappe: „Lieber Alter, leider ist's diesmal —"

Da hielt ich inne. Warum unmöglich? Vielleicht war's nur diesmal noch möglich und nie wieder! Wer bürgte mir, daß ich die Heimat noch einmal sehen würde? Und wenn ich wiederkam, dann war vielleicht ein Anderer Advokat in Humora, und ich fand meinen lieben kleinen Martin nicht mehr, und wenn ich das ganze Land nach ihm durchlaufen wollte.

Ich warf die Feder hin. Wann hatten wir uns zuletzt gesehen? Vor siebzehn Jahren! So viele Freundschaft war mir während der Zeit gekeimt und gestorben — diese alte lebte noch. Und es war ja mein Martin, der mich sehen wollte, mein kleiner Martin, den ich seit dreißig Jahren kannte.

Ja, so lange war's nun her, denn im Herbst 1861 war er vom Hermannstädter Gymnasium zu uns gekommen. Vor meinen Augen stand wieder der düstere Schulsaal der Tertia — da, auf dem Platz neben mir, dicht vor dem Katheder, saß der dünne Knirps mit dem kleinen, etwas stumpfen Gesicht und dem strohgelben Haar. Er that niemand was an, vergalt sogar keinen Puff, petzte nie, und doch konnten wir alle den „Fader-Martin" nicht leiden. Der Spitzname war harmlos; der Knabe sprach das breite, schwere Sachsendeutsch, in dem das „e" wie ein „a" klingt, aber die Veranlassung, wie er zu dem Namen gekommen, war nicht harmlos. In der ersten Stunde, wo uns der brave, kleine Branik ein lateinisches Extemporale diktiert, hatte ihm jemand sein Schreibzeug wegstibitzt, und als ihn der Professor fragte, warum er nicht mitschriebe, jammerte er los: „Maine Fader ist wäg!" Das war nur der Beginn einer Reihe endloser Rücken und Tücken; dem Fader-Martin was anzuthun, war jeder tapfer genug. Schon daß man's straflos thun konnte, war, wie nun einmal zwölfjährige Bengel sind, Grund genug. Wir hatten zudem noch einen anderen. Martin von Hilbrich war der Sohn des neuen Landesgerichtspräsidenten; nicht alle Lehrer ließen dies merken, aber einige doch, am

deutlichsten der Mathematiker, der böse launische Nerudka. Aber gerade ihm sollte Martin seinen ersten Freund verdanken.

Ein häßlicher Dezembermorgen; im Schulsaal kann man kaum die Hand vor den Augen sehen, und doch sollen wir die geometrischen Figuren nachzeichnen, die Nerudka in feinen Linien auf die Tafel malt. Eine Weile versuche ich's, dann lasse ich den Stift sinken. „Was halten Sie Maulaffen feil?!" — Der Fürchterliche steht vor mir und greift nach dem Heft. Da erhebt sich der „Fader-Martin": „Ich habe bessere Augen als er und konnte auch nicht nachzeichnen!" — „Was? Was?" Das ist aber auch alles, und das Gewitter zieht vorüber.

Von dieser Stunde ab waren wir Freunde, und mir war er nun mein „kleiner Martin." Nicht alle Püffe, die ihm zugedacht waren, habe ich aufgefangen, aber einige doch, und noch mehr, die er erhielt, habe ich heimgezahlt. Aber selber zuzuschlagen, dazu brachte ich ihn selten. „Du bist feig, wie ein Mädel — schämst du dich nicht?" Er wird dunkelrot. „Nain, nain! Aber sie sind so roh!" — „Und da willst du fein sein?" — „Das nächste Mal," stammelt er. „Du wirst schon jähen!" ... Aber es ging da genau so wie früher, und trotz des vornehmen Vaters und der guten Zeugnisse blieb er der Prügelknabe der Klasse. Das stieß mich immer wieder ab. Freilich war er nicht der Stärkste, aber wie konnte man nur so viel schlucken? Bloß seine Treue zu mir und vielleicht noch mehr mein Stolz, den Beschützer zu spielen, banden mich damals an ihn.

Später, als wir reifer wurden, und nur noch zuweilen zu festlichen Gelegenheiten in der Klasse ein großes Rausen stattfand, besserte sich auch sein Verhältnis zu den anderen ein wenig, weil er gar so gutmütig und hilfreich war; für voll galt er freilich nie, und an Spott fehlte es um so weniger, als die Jungen erkannten, wie schmerzlich er derlei empfand. Auch dies begriff ich zunächst nicht. „Was läßt du dich vom Flicker hänseln, dem Dümmsten unter uns?" Und er wieder: „Weil er so roh ist!" Aber nun verstand ich ihn allmählich doch besser, den weichen, guten Jungen mit dem feinen, reinen Gemüt und der tiefen Scheu vor aller Gemeinheit. Eine Pflichttreue, eine Ehrlichkeit, ein Haß vor der Lüge — mein Martin war ein richtiger Cato und dabei doch ein liebenswürdiger Junge. Wenn wir so allein waren, auf seiner freundlichen Stube in des Vaters Amtswohnung oder in der grünen Wildnis des Czernowitzer Volksgartens, dann gab es keinen besseren Kameraden. Wie wir träumten und welche Luftschlösser wir bauten und wie er da lachen konnte! Noch heute klingt mir dies hohe, etwas verschleierte Lachen im Ohr, und ich sehe die hellblauen Augen in dem blassen, unhübschen Gesicht leuchten. Aber von den anderen hat ihn, glaub' ich, kaum einer so lachen hören, und auch ich nicht oft.

Woher diese stille Schwermut rührte? Der Flicker, der ein Schneidersohn und fast ebenso demokratisch wie dumm war, meinte, das komme von der Erziehung in dem vornehmen Hause. Aber sein älterer Bruder Georg, der in Wien Jura studierte, lachte und schrie für zehn, und auch der Herr Landesgerichtspräsident von Hilbrich war ein sehr lauter Herr. Wenn so der dicke, schwere Mann mit dem mächtigen kohlschwarzen Schnurrbart im roten Gesicht am Sonntag Nachmittag die Promenade hinabschritt, konnte man ihn immer schon von weitem hören, so vernehmlich setzte er seinem Begleiter zur Linken, einem der jüngeren Gerichtsräte, seine Ansichten auseinander. Nach rechts aber wendete er nie ein Wort, kaum einen Blick; da trippelte eine kleine, blasse, früh verwelkte Frau mit wasserblauen Augen und dünnen, fest geschlossenen Lippen neben ihm her. Der Martin hatte Gesicht und Gestalt von der Mutter geerbt und offenbar die nicht allein ...

Nur einmal hatte er dem Vater gegenüber einen eigenen Willen, sogar Mut bewiesen. Eine sonderbare Geschichte — ich hatte mir nie viel Gedanken darüber gemacht, nun plötzlich, nach so vielen Jahren, trat sie mir wieder klar ins Gedächtnis und erschien mir rührend ...

Ein warmer Augusttag; des Vormittags war ein lauer Regen in endlosen Strömen niedergegangen, dann hingen die Wolken tief herab, und die unbewegte Luft war schwül. Wir wanderten zum Pruth hinab; grau, wie geschmolzenes Blei wälzte sich die hoch angeschwollene Flut zu Thal; weit

und breit war kein Badender zu sehen, auch uns war es fast bänglich zu Mut, heute in die trüben Wasser zu tauchen, auf denen viel losgerissenes Gesträuch dahinschwamm. Schon wollten wir wieder ans Ufer, als von fern etwas Kleines, Schwärzliches auftauchte und allmählich näher an uns herantrieb. Wir hielten's für einen schwarzen Hut, aber da klang ein leises Winseln zu uns herüber — ein Hündchen, das sich an Binsenwerk klammerte. Nun stand das Geflecht, dann begann es sich zu drehen, im nächsten Augenblick mußte es in das mittlere Flußbett geraten, in die reißende Strömung. Aber da war auch der kleine Martin blitzschnell darauf zugeschwommen und hatte es erfaßt und brachte es hinter sich hergezogen. Das arme kleine Tier war halbtot vor Schreck, verglast starrten uns die runden Augen an, aber wir rieben und streichelten es so lange, bis das nasse Schwänzchen zu wedeln begann und das Hündchen sogar einen Versuch machte, uns die Hände zu lecken.

Nun ging's ans Beraten. Wie sollten wir den Geretteten nennen? „Nero?" oder „Britan?" So hießen viele schwarze Hunde, und der da war doch ein besonderer! „Pruth" müßte er heißen, aber das klang nicht hochtönend genug, auch verlangten dann gewiß alle Leute zu wissen, warum er so heiße, und Martin war der Meinung, wie wir zu dem Hund gekommen, müsse unser Geheimnis bleiben. Denn wohl hatten wir schon viele Geheimnisse, aber ein so wirkliches, lebendiges doch noch nicht. Aber halt — wenn wir den griechischen Namen des Flusses wählten? — der Professor hatte ihn kürzlich aus dem Strabo citiert — „Hierasos." Ja, das war das Richtige, etwas lang zwar, aber klangvoll, fremdartig. „Hierasos!" — das Hündchen wedelte, es hörte schon ordentlich auf den Namen ...

Aber, nun das Wichtigste in Ordnung, war die weitere Frage, wem der Hund gehören sollte? Natürlich uns beiden, aber doch so, daß Martin der eigentliche Herr war. Auch wollten wir beide für ihn sorgen. Aber wohnen konnte er doch nur bei einem — natürlich bei Martin!

Wir machten uns auf den Weg, den Berg empor, zur Stadt zurück: laufen konnte der arme Hierasos noch nicht; der Schreck lag ihm noch zu sehr in den kleinen Beinen, auch war es ja noch ein ganz junges, dummes Hündchen. So nahm ihn Martin auf den Arm und barg ihn dann, als sich die Wolken wieder einmal zu entladen anfingen, unter dem Rock. Wir begannen zu laufen, bis wir den Platz vor dem Landesgericht erreicht hatten, wo Hilbrichs wohnten.

Da blieb er stehn. „Wenn es aber Papa nicht erlaubt?!" murmelte er zaghaft. „Mama wohl, aber Papa nicht!"

Auch ich war bestürzt, an diese Kleinigkeit hatten wir noch gar nicht gedacht. Dann aber machte ich mich tapferer, als ich war. „O, dann erlaubt's meine Mutter!" sagte ich.

„Glaubst du?" fragte er. „Aber versuchen will ich's doch ..." Und er schlich dem stattlichen Hause zu. In einer Stunde wollte er mir Bescheid sagen.

Aber er war schon viel früher da — und der Kopf des Hierasos guckte wieder aus seinem Röckchen hervor. „Mama sagt, daß Papa böse sein wird; ich soll's lieber gar nicht versuchen. Und da deine Mama es gewiß erlaubt —"

Ach, das bedurfte erst der Probe, und sie fiel schlimm aus. Meine Mutter war der sonderbaren Meinung, daß sich Knaben noch keine Hunde halten sollten — „wart', bis du Student bist!" Was thun? Wir mußten unseren Liebling preisgeben! Aber ihn so auf die Straße hinausjagen, das brachten wir doch nicht übers Herz. Und so kamen wir auf den Gedanken, ihn auszusetzen, aber in einer Art, die ihm das Mitgefühl anderer Menschen erwecken sollte, die so glücklich waren, Hunde halten zu dürfen.

In der Dämmerung — es regnete noch immer in Strömen — schlichen wir dem Eingange des Volksgartens zu, Martin den Hierasos, ich ein Schüsselchen mit Futter und ein Plakat unter dem Rock, auf das Martin in seiner schönsten Rundschrift geschrieben hatte: „Dieser Hund heißt Hierasos (man kann ihn aber auch noch umtaufen), hat keine Eltern, zeigt einen guten Charakter und wird bestens empfohlen." An den Baum am Eingang banden wir das Hündchen an einem Strick fest, hängten das Plakat über ihm auf und stellten das Schüsselchen daneben. Dann liefen wir rasch

davon, aber das Winseln des Hündchens klang uns noch lange im Ohr, und als wir wieder die Stadt erreicht hatten, da blieben wir plötzlich stehen, fielen einander in die Arme und weinten bitterlich.

Auch am nächsten Morgen galt mein erster Gedanke dem preisgegebenen Schützling. Ich fuhr in die Kleider und lief nach dem Garten; es war kaum sechs Uhr, aber ein wunderschöner Morgen; sicherlich hatten schon viele die Stelle passiert, sein Schicksal konnte sich bereits entschieden haben. So war es auch; noch hing das verregnete Plakat am Baum; auch das Schüsselchen stand noch im Grase, aber Hierasos war verschwunden.

Mit gemischten Gefühlen ging ich heim. Da trat eben Martin aus meiner Thüre und eilte, als er mich gewahrte, freudig auf mich zu. „Es hat ihn schon jemand mitgenommen!" rief ich ihm entgegen. „Freilich!" erwiderte er stolz. „Schon gestern abend! Ich selbst! ... Ich will eben zu Bett gehen, da denk' ich, wie es dem Ärmsten draußen zu Mut sein muß, und fahre nochmals in die Kleider und stehle mich hinaus, zu ihm. Wie ich näher komme, höre ich ihn noch immer winseln, und da hab' ich's nicht länger ertragen und ihn mitgenommen. Heut nacht hat er bei mir geschlafen, jetzt hab' ich ihn unserem Portier in Kost gegeben; er frühstückt eben!" — „Aber hast du denn Geld?" fragte ich. — „Ich bekomme doch zwei Kreuzer täglich für eine Semmel in der Elfuhrpause. Und du auch! Ich hab' auch dem Portier vier Kreuzer täglich versprochen. Du gibst sie doch für den Hierasos!?" — „Natürlich!" erwiderte ich entschlossen, aber betrübt; denn ich hatte in der Regel schon um elf einen Wolfshunger. Aber zunächst war's ja Ferienzeit und nicht die Last, nur die Freude des Besitzes auszukosten.

Das thaten wir redlich; es war ein Stolz, mit Hierasos spazieren zu gehen, ganz so wie es die Herren Corpsstudenten aus Wien thaten, nur daß sie größere Hunde hatten, und ein Vergnügen, ihn zu erziehen, wobei sich freilich Meinungsverschiedenheiten ergaben, denn ich war mehr für Strenge, während Martin durch Vernunftgründe wirken wollte. Kurz, es war alles fast so schön, wie wir es uns gedacht, nur mit dem Geheimnis war's bald aus. Zuerst erfuhren es unsere Mitschüler und dann die halbe Stadt, wie wir zu unserem „Hierasos" gekommen, und als Martin einmal ahnungslos zum Mittagessen heimkam, nahm ihn der Herr Präsident ins Gebet. Martin begann zu zittern wie immer, wenn der Vater mit ihm sprach, und beichtete unter Thränen. Aber als dieser nun befahl: „Du schaffst den Köter noch heute weg!" da kam über den Jungen ein rätselhafter Mut, und er stammelte: „Schlag' mich tot, aber das thu' ich nicht!" Der Präsident starrte ihn zuerst fassungslos an, dann hob er die Hand, ließ sie aber wieder sinken; vielleicht freute es ihn, daß der weiche, demütige Knirps plötzlich einen festen Willen aussprach, vielleicht auch rührte ihn das gute Gemüt. „Überleg's dir," knurrte er, „bis morgen" — kam aber nie wieder darauf zurück. Und Martin behielt den Hund.

Die Zeit verstrich; wir trugen alles gemeinsam, nicht allein die Sorge um die Erziehung unseres Hierasos, der sich von Tag zu Tag mehr als ein treuer, gutmütiger, aber leider ganz unbegabter Bauernköter entwickelte, sondern auch die Folgen der ersten Pfeife; sogar als ich ins Reimen kam und immer tiefer abwärts glitt, bis ich es auf drei Lieder täglich brachte, seufzte Martin wohl zuweilen, hielt aber geduldig aus. Nur den ersten Kater mußte ich allein verwinden, denn er war zu keinem Tropfen Wein zu bringen. Aber als die hübsche, schwarze Toni im großen Haus am Ringplatz nichts von mir wissen wollte und dann, als ich mein erstes Gedicht gedruckt las — — o, aus allen lichten und dunklen Stunden meiner Jugend blickten mich die treuen, traurigen Augen an, und dazwischen klang das Bellen des schwarzen Hierasos ....

Ich griff nach dem Telegramm. „Sonst sehen wir uns wohl nie wieder" — die steifen, eckigen Buchstaben des Hughesapparats wandelten sich und wurden zu jener weichen, seltsamen, verschnörkelten Schrift, die mir damals und später, bis in meine Mannesjahre hinein, manches gute Wort gespendet, und dann hörte ich plötzlich die halblaute, etwas verschleierte Stimme in meinem Ohr:

„Sonst nie wieder ..."

Ich blickte nach der Uhr. Bald zwölf. Und dann zum Fenster hinaus — es regnete

in Strömen. Aber was that das? Wenn ich rasch aß, rasch zum Bahnhof fuhr, so erreichte ich den Einuhrzug noch und war dann abends in Humora. Aber sofort mußte es sein —

Erst eine Stunde später, als ich fröstelnd im Coupé saß und in die triefende Heide hinausstarrte, kamen mir Bedenken. Eine Vergnügungsreise nach Humora — bei dem Wetter! Und der Himmel mochte wissen, wie dann das Vergnügen bei näherer Beleuchtung aussah. Nun erst tauchte mir aus einem Winkel des Gedächtnisses auf, was ich zuletzt vor drei Jahren von einem Landsmann, der mich besuchte, über Martin gehört ... „Hilbrich?!" sagte er langgedehnt. „Er hat einmal eine peinliche Affaire gehabt — vor Gericht — eines Frauenzimmers wegen." Näheres wußte er nicht und fügte auch, auf weitere Fragen, nur bei: „Aus eigener Kenntnis weiß ich nichts von ihm, habe ihn auch lange nicht gesehen, er kommt ja nie aus seinem Nest heraus, aber man hört allgemein: er ist so langsam verkommen ..." Der Mann war nicht leichtfertig im Urteil, erfand nichts, es war wohl wirklich ein allgemeines Gerede. Was hatte ich also von meinem Besuch?! Ich zerstörte mir eine schöne Erinnerung aus der Jugendzeit. Und wenn's nicht so war — seit zehn Jahren kein Brief, seit siebzehn Jahren keine Begegnung, und schon diese letzte war nicht so herzlich gewesen wie die früheren. Was also gingen wir uns noch eigentlich an? Und darum nach Humora?!

Aber das war nun nicht mehr zu ändern. Und so suchte ich die Sache wieder von der guten Seite zu nehmen. „Verkommen" — dachte ich, „mein Martin, die Bravheit und Ordnung selbst! Das glaube ein anderer! Verleumdet kann jeder werden — hat ihn nicht schon in der Knabenzeit dies Schicksal unverschuldet getroffen?!" Und wie er sich freuen wird! Das rührende Telegramm! Freilich, warum ist er dann nicht zu mir gekommen, statt mich zu sich zu entbieten? Aber das wird ihm eben nicht möglich gewesen sein, gleichviel aus welchem Grunde ... Er war ja sonst immer die Rücksicht selbst. Und dieses kleine Opfer durfte er wahrlich von mir verlangen. Wie hatte ich nur so Thörichtes denken können? Was wir beide einander noch angingen? Wir waren ja über die Schülerzeit hinaus Freunde fürs Leben geblieben!

Gewiß, wenigstens nach meiner Empfindung, hoffentlich auch nach der seinen. Aber die Thatsachen — ich dachte nach — die sprachen eigentlich nicht dafür. Allzuviel hatten wir uns doch nicht umeinander gekümmert.

Auch in den beiden ersten Semestern nicht, die wir gleichzeitig in Wien verbrachten. Freilich war er nicht frei, sondern Zögling des Theresianums, einer Stiftung für Söhne höherer Beamten und Militärs, die sich dann dem Staatsdienst widmen. Ich mußte lächeln, als ich ihn zum erstenmale in der kuriosen Uniform sah, weiße Beinkleider, blauer Rock, den kurzen Degen an der Seite; der Kleine sah nicht eben martialisch aus. In den Kollegien konnten wir nicht neben einander sitzen; die „Theresianisten" nahmen eine eigene Bank für sich ein, wir drückten uns die Hand, wechselten einige Worte, das war alles. Zwei- oder dreimal war er auch bei mir gewesen, auf meiner Stube in der Gärtnergasse, da war das Gespräch freilich lebhaft genug, aber nicht recht erquicklich. Er fühlte sich einsamer, als auf dem Gymnasium, da er in der Anstalt keinen Vertrauten hatte, nicht einmal den Hieraxos durfte er bei sich behalten, obwohl er den großen, häßlichen Köter richtig mit nach Wien genommen und bei armen Leuten der Nachbarschaft in Pflege gethan. Auf meine Stube brachte er den Hund mit, und der hätte nun Betrachtungen darüber anstellen können, daß sich mit den Zeiten auch die Menschen ändern, denn auch Martin und ich stimmten nur mehr in wenigem zusammen. Unsere Ansichten waren zu verschieden geworden, er war ein begeisterter Jurist, fanatischer Schwarzgelber, und der brave Beust war ihm noch viel zu liberal. „Du willst wohl Staatsanwalt werden?" höhnte ich. — „Nein, Richter, und das mit Leib und Seele."

Da ging es in den Briefen, die wir in den nächsten Jahren wechselten — ich hatte eine andere Hochschule bezogen — friedlicher zu. Wir vermieden, was uns trennte, und wollten nur einer vom anderen hören, wie's ihm ginge. Er konnte Gutes berichten; auch in die Kollegen habe er sich langsam gefunden. „Vielleicht," schrieb er,

„lerne ich mit den Jahren auch noch die schwere Kunst, ein Mensch unter Menschen zu sein. Aber freilich, das Wichtigste, was dazugehört, lerne ich wohl nie: meine Ellenbogen zu brauchen."

Es schien auch ohne dies zu gehen. Als ich ihn im Herbst 1872 in Wien aufsuchte, sah er so fröhlich und tapfer in die Welt, wie ich's vom „kleinen Martin" nie gehofft hätte. Er hatte eben seinen Doktor gemacht, sogar „sub auspiciis imperatoris" und wollte nun heim, nach Czernowitz, in den Staatsdienst zu treten. Selbst bei geringeren Kenntnissen wäre seines Vaters Sohne eine gute Laufbahn sicher gewesen — und nun erst! Aber das war's nicht allein, was ihm die schmächtige Gestalt höher reckte und die Augen heller strahlen ließ: er war seit einem Jahr heimlich verlobt und hoffte nun, die Geliebte in nicht allzu langer Zeit heimführen zu können. Offenbar eine Landsmännin; wer es war, fragte ich nicht, mir genügte der Ton, in dem er sagte:

„Ich glaube nicht, daß ich das Mädchen verdiene. Aber wer könnte das von sich sagen?"

Dann aber, nach einer Weile, ergriff er meine Hand und sagte tief errötend, stockenden Atems:

„Dir will ich's sagen — die Olga Werner."

Ich war im ersten Augenblick sehr erstaunt, dann aber dachte ich des Wahrworts von der Anziehungskraft der Gegensätze. Olga Werner war ein ernstes, stolzes, selbstbewußtes Mädchen mit scharf geschnittenen Zügen und sicher blickenden braunen Augen, sehr klug, sehr gebildet, ein Muster aller häuslichen Tugenden. Der Tituskopf — sie trug das Haar kurz — mit der feingeschwungenen Nase, der edlen Stirn, den schmalen Lippen mußte den Blick fesseln, schön waren die Züge eigentlich nicht, die Bewegungen vollends ohne Anmut, als Tänzerin war sie sogar gefürchtet, aber um so anregender in der Unterhaltung. Sie war ja gar nicht „amüsant," weder machte sie selbst boshafte Witze über andere, noch duldete sie, daß man sie mache, aber so klug und gut! Und sie langweilte sich auch nicht, wenn man etwas Ernsthaftes mit ihr sprach oder über einen Dichter, sie hatte mehr gelernt und gelesen, als die meisten anderen, von ihrer Mutter, einer Norddeutschen, die in ihrer Jugend Erzieherin gewesen. Die treffliche Frau, die ich auch noch gekannt, war nun tot, Olga führte ihrem Vater, dem Herrn Oberforstrat, das Haus. Es ging etwas schmal zu, der Herr Rat hatte kein Vermögen, dafür kostspielige Passionen, seine Gewehrsammlung war sogar berühmt. Aber die Olga wußte für alles Rat, wie ihr denn überhaupt kein Mädchen der Stadt an Sparsamkeit und Tüchtigkeit im Haushalt gleichkam. Gleichwohl war sie nicht allzu sehr beliebt, am wenigsten bei den Damen, vielleicht ebenso, weil ihre Vorzüge drückten, als weil in ihrem Wesen etwas Herbes, Entschlossenes war, das leicht wie Hochmut gedeutet werden konnte. Nur wer sie näher kannte, wußte, daß dieser Schein trog, und ich war dem trefflichen Mädchen oft genug in Gesellschaft begegnet, um sie aufrichtig zu schätzen.

„Du hast recht," sagte ich. „Die verdient keiner ganz. Und ihr seid einig?"

Er nickte mit feuchten Augen.

„Freilich, etwas Kampf wird's noch kosten," sagte er. „Mein Vater wird wohl dagegen sein und nun gar der ihre! Der Alte träumt von einem reichen Schwiegersohn, der ihm alle Gewehre der Welt zusammenkauft und daneben seine Schulden bezahlt, denn ich fürchte, er hat Schulden. Aber es wird schon gehen! Es wird gehen!"

Stolz aufgerichtet stand er vor mir, und die Augen blitzten.

„Es wird gehen," dachte auch ich. „Denn was etwa dir an Thatkraft fehlen sollte, wird sie ersetzen. Sie wird dich beherrschen, aber das wäre wahrscheinlich auch jeder anderen geglückt, und bei diesem edlen, klugen und tüchtigen Geschöpf bist du in den besten Händen. Glückauf, mein kleiner Martin!"

Der alte treue Hieraſos schien derselben Meinung; er wedelte heftig und bellte dann kurz und fröhlich auf.

Auch ein Brief aus der Heimat, einige Wochen später, klang heiter genug, aber der blieb auch zunächst der letzte. Ich nahm's ihm weiter nicht übel — ein erstes Amt, ein junges Glück, er hatte Besseres zu thun.

Aber nur mit dem Amt hatte es seine Richtigkeit. Als ich im Sommer 1873

nach Czernowitz kam, fand ich ihn nicht dort; er habe sich auf den mühseligsten Posten im Lande versetzen lassen, erzählten mir die Freunde, nach Putilla in den Karpathen.

„Warum?“ fragte ich.

„Aus Ehrgeiz,“ war die Antwort. Er wolle es so rascher zum Bezirksrichter bringen.

Ich hatte eine andere Vermutung. Mein Martin suchte dort oben in der wilden Bergeinsamkeit Trost für seinen Herzenskummer, oder es war ihm doch jeder andere Ort lieber, als die Stadt, wo er die Geliebte täglich als die Gattin eines anderen hätte sehen müssen. Die Olga hatte vor einem halben Jahre den Finanzrat von Koslowski geheiratet; alle Welt pries sie darum glücklich. Er war ein Mann in der Mitte der Dreißig, elegant, bezaubernd liebenswürdig, von Haus aus wohlhabend, hatte rasch Carriere gemacht und war einer glänzenden Zukunft sicher. Nur einige wenige waren gegen ihn, die Beamten aus den deutschen Provinzen; er betreibe seine Amtsgeschäfte doch etwas zu cavalièrement, meinten sie, werde die „polnische Wirtschaft“ ins Land bringen, und wenn er auch in Galizien ein Gut habe, so sei doch sein Aufwand zu groß. Aber das waren verknöcherte Bureaukraten, wahrscheinlich auch von Neid nicht frei; die meisten waren sehr geehrt, in diesem glänzenden Hause verkehren zu dürfen. Ob sich die Olga gar so glücklich fühlte, war mir freilich zweifelhaft, sie schien mir noch viel ernster und schärfer als sonst; das Wesen des heiteren, oberflächlichen Weltmanns konnte ihr auch gar nicht sympathisch sein. Er pries sie als sein „liebes Konversationslexikon,“ sein „süßes Hausmütterchen,“ und in der That führte sie den großen Hausstand musterhaft und repräsentierte vortrefflich, aber der jugendliche Glanz war aus den braunen Augen verschwunden. Doch das mochte eine Täuschung sein; ich wußte eben, daß sie einen anderen geliebt. Sonst schien es keiner zu wissen.

Wieder ein Jahr später sah ich meinen Martin in Czernowitz wieder. Er war nicht fröhlich, wie zuletzt in Wien, und um den Mund lag ein scharfer Zug, der mich unwillkürlich an seine vergrämte, nun längst verstorbene Mutter erinnerte. Aber er war auch nicht mehr weich und wehleidig wie einst, die Augen blickten fest und klar. „Wie's mir geht? Ich lebe und thue meine Pflicht.“

„Hoffentlich gern?“

„Sehr gern und darum auch recht gut. Die Leute meinen, ich sei nur deshalb so rasch Adjunkt geworden, weil mein Vater nun Oberlandesgerichts-Präsident ist. Sie irren, ich wäre es auch sonst geworden, denn ich arbeite mehr, als andere.“

Dann aber zuckte es um den Mund, wie einst, wenn er mir sein Knabenleid geklagt, und er flüsterte fast unhörbar:

„Mein alter Hierafos da genügt mir doch nicht. Etwas muß man doch im Leben haben, woran man sich hält ...“

„Und es wird auch noch anderes dazukommen ...“

„Nein, nein,“ wehrte er hastig ab und begann dann von meinen Plänen zu sprechen.

Das war unser letztes Gespräch gewesen, vor siebzehn Jahren, und ich dachte daran, während ich so durch den trübseligen Herbsttag dahinfuhr und was mir jener Landsmann vor Jahren gesagt: „So langsam verkommen.“ Nun ich es recht überdachte, es konnte doch leicht richtig sein. Jenes eine, woran er sich halten gewollt, seinen Ehrgeiz, hatte er ja schon vier Jahre später fallen lassen: da war er aus dem Staatsdienst getreten und Anwalt geworden, Anwalt im ärmlichsten, entlegensten Marktflecken des Landes. Ich hatte es nicht begriffen, und weder aus seinen Briefen, noch aus den Reden der anderen war mir der Entschluß verständlich geworden. Mehr als die kühle, herbstliche Septemberluft durchfröstelte mich der Gedanke, was wir einst unter den Linden des Volksgartens geträumt und gehofft, und wie ich ihn nun wiederfinden würde ... gescheitert, müd, vielleicht krank.

Erst als ich in die Bahnhofshalle von Suczawa einfuhr, fiel mir bei, daß ich ihm meine Ankunft nicht angezeigt. Nun fand ich vielleicht keinen Wagen nach Humora. Aber da standen ihrer mehrere vor dem Bahnhof, und als der Packträger mein Reiseziel nannte, da riefen alle die langröckigen, lockengeschmückten Rosselenker wie aus einem Munde:

„Hier, Herr! Retourkutsche — billig!

Ich bin ja aus Humora! Wir erwarten Sie längſt!"

Ich war nicht landfremd genug, um mich über die verblüffende Thatſache zu wundern.

„Das thut mir leid," ſagte ich, „denn ich will eigentlich nach Solka!"

Einen Augenblick war es ſtill, dann riefen einige: „Nach Solka? Ich bin ja aus Solka!" Und in der nächſten Sekunde riefen es alle, nur einen ausgenommen, der ſich mürriſch abwandte.

„Ich fahr' nicht," rief er. „Sonſt komm' ich heut' nicht mehr heim nach Humora."

Mit dem Mann alſo fuhr ich. Als wir das Städtchen hinter uns hatten und im tiefen Kot der Landſtraße dahinſchwammen, fragte ich ihn, ob der Doktor von Hilbrich wohlauf ſei.

„Friſch, wie ein Fiſch!" erwiderte er. „Was ſollt' ihm fehlen? Sie werden ſich überzeugen, in zwei Stunden ſind wir ja dort."

Ich atmete erleichtert auf.

„So ein lieber luſtiger Mann!" fuhr er fort. „Zu dem alſo fahren Sie?!"

Luſtig? Nein, ſelbſt ein Kutſcher konnte ſich im Weſen eines Menſchen nicht ſo irren.

„Ihr kennt ihn doch?" fragte ich mißtrauiſch.

„Wie meinen Bruder, lieber Herr!"

„Wie ſieht er aus?"

„Wie ſoll er ausſehen? Ein ſeiner Herr. Erſt vorgeſtern bin ich mit ihm gefahren, einige Kranke zu beſuchen!"

„Ihr frecher Lügner!" fuhr ich auf. „Er iſt ja Advokat. Ihr ſeid offenbar gar nicht aus Humora."

„Nein," geſtand er kleinlaut. „Aber warum ſind Sie bös darüber? Kann denn jeder Menſch aus Humora ſein? Ich bin aus Solka. Aber ſonſt hätten Sie mich ja nicht genommen . . ."

Und ich hatte mir auf meine Schlauheit etwas eingebildet! Nun büßte ich ſie, indem ich noch zwei Stunden länger im ungewiſſen blieb. Aber nein, nun zweifelte ich nicht mehr. Ich hatte es ſchon früher geahnt, nun, wie ich ſo langſam durch die dunkle, häßliche Nacht dahinfuhr, wußte ich es: Hilbrich war krank, ſehr krank . . .

Eine häßliche Fahrt. Der Regen hatte aufgehört, aber die Wolken hingen tief herab, kein Licht am Himmel und auf der Erde, ich konnte kaum unterſcheiden, wo ſich die Decke der Kaleſche von der Luft ſchied; wie in einem unterirdiſchen Gang kroch das Gefährt durch die bängliche Finſternis dahin. Die Luft war ſchwer und ſtill, ſie war immer wärmer geworden, ein Duft von verweſenden Blättern, von ſchlammiger Erde ſchwamm in ihr . . . Zuweilen erhob ſich ein leiſer Windhauch, ſchwoll an und erſtarb, es klang wie ein Seufzer aus Menſchenbruſt . . . Und dazu als Schlimmſtes dieſe ſchreckliche Langſamkeit — nur im Schritt kamen die Pferde durch den tiefen aufgeweichten Schlamm vorwärts . . .

Ich zog die Uhr und entzündete ein Streichholz. Acht Uhr — um ſieben waren wir ausgefahren, alſo eine Stunde noch. Eine ganze Stunde! Aber der Kutſcher, der ſich beim Aufflammen des Hölzchens zu mir zurückgewandt, ſagte beſchwichtigend:

„Um elf ſind wir da, lieber Herr! Auf mich kann man ſich verlaſſen!"

„Aber ihr ſagtet doch, zwei Stunden . . ."

„Hab' ich geſagt. Sie haben recht. Aber ſagen Sie mir zur Güte, ob ich regnen laſſe? Ich laſſe nicht regnen. Und ob ich hab' wiſſen können, wie ſtark es hier geregnet hat? Ich hab' Ihnen ja geſagt, ich bin nicht aus Humora! Ich ſag' immer die Wahrheit. Alſo um elf, lieber Herr!"

Ich fuhr auf und warf ihm ein Schimpfwort an den Kopf. Dies machte ihm keinen Eindruck, wohl aber mir, kaum daß ich's ausgeſprochen . . . Warum war ich ſo erregt? Warum verzehrte mich die Ungeduld? Es lag nicht an der peinlichen Fahrt, ſondern weil mich der Gedanke quälte: „Du kommſt zu ſpät!" Aber was war das für ein überhitzter Gedanke, welche grundloſe Sorge! Es war ja wie ein Fieber über mich gekommen — warum nur?

Ich ſuchte mir's vernünftig zurechtzulegen . . . „Du lebſt fern der Heimat, in einer Umgebung, in der dich nichts an ſie erinnert, faſt nichts, denn dein eigenes Herz thut's doch zuweilen. Und doch liebſt du dieſe Heimat und deine Jugend — o wie heiß, wie innig du deine Jugend liebſt! Biſt du wieder einmal daheim, in dieſem armen öden Winkel der Erde, dann wogt dieſe verborgene Liebe hoch auf, und ihre

Studienkopf von Ad. Menzel.

Wellen schlagen über dir zusammen. Und kein Mensch hat dir in deiner Jugend so viel bedeutet wie dieser — und darum liebst du ihn, liebst ihn zu dieser Stunde, wie du deine Jugend liebst. Er ist dir deine Jugend, und du weißt nichts von ihm und reisest ihm entgegen, bange, sehnsüchtig, als solltest du der fernen schönen Zeit selbst wieder in die Augen sehen . . ."

So also erklärte sich's wohl. Gut. Ich lehnte mich ruhiger zurück. Aber als sich nun der Wind stärker erhob, hörte ich es deutlich, ganz deutlich: „Sonst nie wieder!" Und vor meinen Augen stand eine ärmliche, matt erleuchtete Stube, und im Bette lag ein Mann mit bleichem, totbleichem Antlitz, und die hellen Augen sahen mich klagend an . . . Nur diese Augen sprachen, nicht der Mund, und sie allein sagten:

„Gedenkst du noch, wie wir zusammen die Fahrt begonnen? Und dies ist nun das Ende!"

Ich richtete mich auf. „Rascher! Rascher!" rief ich dem Kutscher zu. In der That fuhren wir nun bald in einem leichten Trab dahin, obwohl der Weg nun sacht aufwärts stieg. Aber das hatte nicht mein Zuruf bewirkt, die Straße wand sich um den Abhang des „Slodišor," der Kalkboden hatte den Regen aufgesogen; hell klang nun der Hufschlag der Rosse durch die Nacht.

Das beruhigte mir wieder die Nerven. Aber denken mußte ich auch nun immer an ihn und wie ich ihn finden würde und dann an die Vergangenheit.

Nichtigkeiten — Schülerstreiche, Spaziergänge, kleine Sorgen und Freuden — und doch, sie standen mir nun vor Augen, als hätten sie sich gestern begeben. Namentlich an eine Stunde mußte ich immer wieder denken. Wir hatten mit fünf anderen unserer Mitschüler den Albert Salter in Kamenna besucht und fuhren nach einem Tag voll Jubel im Mondschein heim. Lied auf Lied war gesungen, da wurden wir Siebzehn-, Achtzehnjährigen plötzlich still, und nach einer Weile sagte der lange Reichardt überlaut: „In dreißig Jahren wollen wir alle wieder in Kamenna zusammenkommen — 15. Juni 1895." — „Wollen wir," fielen einige ein, der kleine Martin aber, der neben mir saß und mich umschlungen hielt, drückte sich fester an mich. „Nicht alle," murmelte er. Der Reichardt war nun längst tot und er —

„Noch zehn Minuten," sagte der Kutscher, als ich mich wieder im Wagen aufrichtete. Und diesmal währte es wirklich kaum eine halbe Stunde, bis zur Rechten, dann zur Linken etwas Helleres durch das tiefe Dunkel schimmerte, der Kalkanwurf der Hütten von Humora.

Nirgendwo ein Licht, nirgendwo ein Mensch. „Halten Sie beim nächsten Wirtshaus," befahl ich. „Da wollen wir die Wohnung des Herrn erfragen."

Endlich schimmerte zur Rechten, etwas abseit vom Wege, ein matter, rötlicher Lichtschein durch die rabenschwarze Nacht. Der Kutscher hielt an, knallte mit der Peitsche und begann dann zu brüllen: „Hoi, Moschko, hoi!" Es ist der übliche Ruf; der Wirt heißt ja nicht immer Moschko, aber das verschlägt auch nichts.

Ich beugte mich aus dem Wagen. Nun konnte ich die Umrisse des großen, niedrigen, hell getünchten Hauses unterscheiden. Der Schein brach offenbar aus einem Laternchen über der Einfahrt, die Fenster waren dunkel.

„Sie schlafen schon," sagte der Kutscher. „Humora ist ja ein Nest! Da hat jeder schon um neun Uhr seinen Rausch und kann heimgehen." Und dann versuchte er es doch wieder. „Hoi, Moschko, hoi!"

Wieder regte sich nichts. Ich stieg ab und ging auf das Haus zu. Das Thor stand offen, der Schein des Laternchens ließ es mich finden. Aber im Thorweg war's wieder pechschwarz.

„Hoi! Moschko! Hoi!" rief nun auch ich. Diesmal regte sich etwas. Die Tiefe des Thorwegs erhellte sich: die Thüre einer der Stuben, die auf ihn mündeten, wurde geöffnet, der Schein aus der Stube fiel auf den nassen, schlüpfrigen Weg. Ich schritt darauf zu.

In der geöffneten Türe stand ein junger starker Jude in Hemdärmeln, eine Schürze um den Leib, offenbar der Hausknecht. Im Arm hielt er etwas Graues, Unförmliches, ich hielt es für einen Sack. Daneben stand ein großer schwarzer Hund mit gesenktem Kopf und Schwanz. Als der Knecht einen Schritt vorwärts that und dabei seine Last hinter sich herschleifte, sah ich, daß es ein Mensch war, ein sinnlos betrunkener Mensch

in einem grauen Radmantel, einen Hut tief ins Geſicht gedrückt.

„Was ... Wünſchen der Herr ein Zimmer?“ fragte der Knecht.

„Nein! ... Bitte, wollen Sie meinem Kutſcher zeigen, wo der Doktor Hilbrich wohnt?“

Der Menſch riß die Augen auf und ſah mich ſtarr an. „Hilbrich?“

„Sie kennen ihn doch? Der Advokat?“

Der Knecht ſah mich noch immer ſo ſonderbar an. Dann trat er einen Schritt vor, als wollte er mich näher betrachten; der Trunkene, den er feſt im Arm hielt, ſchleifte wieder mit — wirklich wie ein Sack. Der Hund aber winſelte leiſe auf und leckte ihm die herabhängende Hand.

„Wer ſind der Herr? ... Hilbrich?“ wiederholte er halblaut. Und dann ſagte er zögernd:

„Da iſt er ja!“

Ich wich zurück, ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen ſtrömte, und dann flimmerte es mir vor den Augen ...

„Was ... wo?“ ſtammelte ich.

Der Knecht nahm der Geſtalt den Hut ab. Mein Blick ſtreifte ein gedunſenes Geſicht mit geſchloſſenen Augen und kahler Stirn, um die einige ſtrohgelbe Haarſträhne klebten. Es war mir fremd. Und doch —

Ich weiß nicht, wie lange wir uns ſo gegenüberſtanden, der Knecht und ich. Was mir da alles durch den Kopf ging! Aber am häufigſten kehrte ein Gedanke wieder, ein ganz lächerlicher Gedanke: „Das iſt ja der Hierafos! Wie iſt's nur möglich, daß der Hund noch lebt?! ... Faſt dreißig Jahre!“

... Endlich murmelte ich:

„Iſt der Herr häufig ſo —“

„Jeden Abend,“ erwiderte der Mann. „Wenigſtens ſeit ich im Haus bin, ſeit drei Jahren. Aber bei Tage können Sie vernünftig mit ihm reden. Sie übernachten doch bei uns?“

Der Trunkene hörte offenbar von all dem nichts; nur als ihn der Knecht feſter anpackte, ſtöhnte er leiſe auf.

Ich wandte mich ſchweigend dem Ausgang zu. Der Knecht folgte mir kopfſchüttelnd, immer die Laſt im Arm. Und der Hund folgte winſelnd hinterdrein.

„Nun?“ rief mir der Kutſcher entgegen, und zum Hausknecht gewendet, fügte er bei: „Ich übernachte jedenfalls bei Euch ... Hoho! Wenn ich das dem Rabbi ſtecke, daß du dich mit Schweinen abgibſt?“

„Wir fahren nach Suczawa,“ befahl ich und ſtieg wieder ein. „Sofort!“

„Wir nicht, lieber Herr!“ erwiderte der muntere Mann. „Ich hetze meine Pferde nicht zu ſchanden ... Aber wenn Sie einen anderen Kutſcher finden ...“ Und der Hausknecht unterſtützte ihn:

„Wir haben ja gute Zimmer, Herr. Bei uns haben ſchon Grafen übernachtet. Geſtern ſogar ein Lieutenant. Das heißt, wenn ſie nicht gleich mitkommen wollen — zum Herrn Doktor. Denn Sie ſind ja wohl der Herr, den er erwartet hat? Der Herr heißen ja —“ (er ſagte etwas, was ungefähr wie mein Name klang). „Er hat's ja dem Wirt erzählt und ſich ſo auf Sie gefreut ... Alſo nicht? Er hat ein Bett für Sie ... Alſo bei uns? In fünf Minuten bin ich wieder da.“

Und er verſchwand, den Trunkenen hinter ſich herſchleifend, in der Dunkelheit; der Hund ihm nach, noch immer leiſe heulend ...

Was wollt' ich thun? ... Ich begann auf- und niederzugehen.

„Der Advokat wohnt gar nicht mehr hier?“ fragte der Kutſcher. „Oder iſt er tot?“

Ich gab keine Antwort. Aber das letzte Wort klang in mir nach. Ja, er war mir für immer geſtorben — und welch häßlichen Todes!

Nach einer Viertelſtunde kehrte der Hausknecht zurück und führte mich in die Kammer, mit der ſogar ein Lieutenant zufrieden geweſen. Da durfte ich nicht klagen. Ich ließ mir friſches Heu aufſchütten und deckte mein Plaid darüber.

„Sie wecken mich morgen, ſobald der Tag dämmert,“ befahl ich.

„So früh wird der Herr Doktor nicht zu ſprechen ſein,“ erwiderte der Hausknecht. „Aber ſo gegen neun, da iſt er wieder ganz vernünftig.“

„Das geht mich nichts an,“ ſagte ich. „Und er braucht auch nicht zu erfahren, daß ich nach ihm gefragt habe. Verſteht Ihr?“

„Was ein Gaſt will, verſteh' ich immer.“ Er ging.

Ich ſtreckte mich auf das Lager hin, aber ſo müd' ich war, an Schlaf dacht' ich

nicht. Mir war weh zu Mut, und dabei fühlte ich einen Lachreiz in der Kehle, so unwiderstehlich, daß ich einmal wirklich auflachte. Ich kam mir so komisch vor ... Es währte lange, bis die Müdigkeit siegte.

Als ich aufwachte, war es heller Tag. Ich griff nach der Uhr — sie wies auf zehn. Hastig fuhr ich empor und rief nach dem Hausknecht.

Er erschien sofort.

„Warum haben Sie mich nicht geweckt?"

„Lieber Herr, dazu hab' ich nicht das Herz gehabt. Wenn ein Gast müd' ankommt und schläft so gut — Und hier ist ein Brief für Sie!"

Die Aufschrift wies die bekannten verschnörkelten Züge, mit zitternder Hand geschrieben.

„Also haben Sie's dem Doktor doch gesagt?!"

„Herr — aus gutem Herzen. Er hat sich so auf Sie gefreut!"

Ich hieß ihn gehen und öffnete den Brief:

„Darf ich zu dir kommen? Denk' an die alte Zeit!"

Sonst nichts, und das war gut. Ich war vielleicht ein empfindsamer Thor gewesen, daß ich gekommen, aber nun gehen, ohne ihn gesprochen zu haben, war zu hart. Es war schlimm, daß er sich so zu Grunde gerichtet, aber ich war nicht sein Richter. Wie immer er nun war, er hatte es einst um mich verdient, daß ich ihn nicht kränkte.

Nachdem ich mich angekleidet, wies ich den Kutscher an, sich bereit zu halten, und ließ mich von dem Knecht zu Hilbrichs Wohnung führen. Ich war kaum einige Schritte durch den unergründlichen Kot der Straße gewatet, als ich einen alten Herrn gewahrte, der eben rüstig, in hohen Stiefeln, einen kurzen Lodenmantel um die Schultern, die Kappe tief in die Stirn gedrückt, durch den Schlamm dahergeschritten kam. Als er mich gewahrte, stutzte er, blieb stehen und zog seine Kappe. Ich erwiderte den Gruß etwas erstaunt.

Er nannte fragend meinen Namen und stellte sich dann vor:

„Bezirksarzt Doktor Urban. Bin ein Freund des Doktor Hilbrich. Habe ihn eben besucht. Wollte Sie auf eigene Faust — er weiß nichts davon — bitten, zu ihm zu gehen. Aber Sie sind wohl schon auf dem Wege?"

Ich besah ihn mir, während er so sprach, die stämmige, wie aus Eisen gefügte Gestalt, das plumpe, wetterharte Gesicht, aus dem ein paar treuherzige blaue Augen hervorleuchteten. Freilich war auch an ihm zu gewahren, daß der genius loci Humoras ein feuchter war; auf der Nase lag einiges Kupfer, aber wer so klare Augen hatte, so fest auf den Füßen stand, trank gewiß nie mehr, als er vertragen konnte. Und darum begnügte ich mich nicht, seine Frage zu bejahen, sondern fügte bei:

„Da Sie sein Freund sind — um Himmelswillen, wie ist das so gekommen?"

Er zuckte die Achseln.

„Wär' ein langes Kapitel. Und so genau wie er, weiß ich's doch nicht. Wird's Ihnen selber sagen!"

„Aber das muß ihn ja allmählich zu Grunde richten?"

„Ist schon besorgt! Gründlich!"

„Und das haben Sie geduldet, sein Arzt, sein Freund?"

„Aber nicht sein Herr! An Reden hab' ich's nicht fehlen lassen. Aber einem die Zwangsjacke anlegen, kann weder der Arzt, noch der Freund! Verstanden, lieber Herr?!"

„Natürlich — bei Ihrer klaren Ausdrucksweise," erwiderte ich etwas gereizt. Dann aber fragte ich:

„Also käme die Rettung zu spät?"

„Hab' ich nicht gesagt! Wäre zu versuchen! Wollen Sie? Haben ja Einfluß auf ihn, mir scheint, wirklichen Einfluß. Jugendfreundschaft, das hält wie Eisen; was später kommt — Werg! Wollte Sie auch darum sprechen."

Er lud mich durch eine Handbewegung ein, auf dem schmalen Kiesstreifen am Rand der Straße vorwärts zu gehen, und stapfte in seinen Kanonenstiefeln im tiefen Kot neben mir her.

„Wäre der Müh' wert, glauben Sie mir. Haben ihn gestern wie ein Schwein besoffen gesehen? Ist doch ein Mensch — trotz alledem — noch immer — und was für einer! Einer der edelsten, die je in diesen verdammten Kot da geraten sind, und der bemitleidenswerteste gewiß! Verstanden?"

„Aber was kann ich thun?"

„Rütteln!"

Er streckte die Arme aus und machte die Bewegung dazu. „Aufrütteln! Ihm das Ehrenwort abnehmen —"

„Daß er nicht mehr trinkt?"

„Unsinn! Verstehen offenbar den blauen Teufel davon. Plötzlich gar nicht mehr trinken? Wär' ja sein Tod! Würde dran sterben, wenn er sich nicht vorher was anthäte! Er selber redet auch zuweilen so dummes Zeug: ‚Ganz aufhören' — aber unmöglich! Nein! Ehrenwort, daß er thut, was ich befehle, nur trinkt, was ich erlaube, nur so viel, als ich erlaube. Kann's ruhig thun. Werd' ihm nichts Unmenschliches zumuten."

Mein Blick streifte unwillkürlich seine Nase. „Das glaub' ich gern," sagte ich. „Und was ich kann, wird geschehen!"

„Aber rütteln, verstanden?" Wieder die Bewegung der Arme. „Rütteln! So — und nun versuchen Sie's! Wenn Sie mir sagen wollen, was Sie ausgerichtet haben, soll's mich freuen. Bin in meiner Wohnung. Und nun geh' ich. Der arme Narr steht gewiß am Fenster und sieht nach Ihnen aus. Soll uns nicht beisammen sehen. Da, um die Ecke ist sein Haus!"

Zum drittenmal deutete er mir pantomimisch an, was ich an meinem Martin zu verrichten hatte, und stapfte dann wieder den Weg zurück, mitten durch den Morast, daß der Kot hoch aufschlug und mich bespritzte.

Ich säuberte mich, so gut es gehen wollte, und suchte dann Hilbrichs Wohnung. Sie war leicht gefunden. Ein ebenerdiges Haus neben dem Bezirksgericht trug das Täfelchen: „Kanzlei des Landes-Advokaten Dr. Martin von Hilbrich."

Ich trat ein. Im Flur mit dem schmutziggelben, halb abgebröckelten Anstrich standen zwei Bauern und warfen sich die schwersten Schimpfwörter an den Kopf, wahrscheinlich um, ehe sie eintraten, einen Vergleich zu schließen. In der nächsten Stube saß ein alter, feister Mensch in zerschlissenem schwarzem Rock und schrieb mit knarrender Gänsefeder, die rote Schnapsnase dicht auf das Papier gedrückt — wie der Herr, so der Knecht, dachte ich unwillkürlich.

Endlich stand ich vor Hilbrichs Zimmer und klopfte an. Drinnen schlug der Hund an, dann hörte ich eine zitternde Stimme: „Kusch dich, Hierasos! ... Herein!"

Ich trat ein; von dem Teppich vor dem Schreibtisch erhob sich der Hund, knurrte aber nur noch leise. Ich trat näher.

Hilbrich guckte vom Sessel hinter dem Schreibtisch empor und fiel auf den Sitz zurück. Mit weit geöffneten Augen, das Antlitz leichenfahl, starrte er mir entgegen.

Mir begann das Herz zu klopfen.

„Guten Morgen, Martin," sagte ich gepreßt. „Wie — wie geht es dir? Das — das ist doch nicht unser Hierasos?!"

Mein Gott, was sollte ich sagen!

„Nein — sein Sohn!"

Dann ließ er den Kopf auf die Brust sinken, rührte auch an die dargebotene Hand nicht. Mit geschlossenen Lidern saß er da. Meine Augen hafteten auf dem gedunsenen, fahlen Gesicht, in dem die Nase bläulich schillerte; die schlaffen Lippen bebten. Das Gesicht eines morschen, verfallenen Menschen. Kein Zug, der an den Jüngling von einst erinnerte.

„Ich danke dir," murmelte er endlich, „ich danke dir!" Seine Hände tasteten nach der meinen. Dann zog er sie zurück und schlug sie vors Gesicht und begann zu weinen zu weinen — ich glaube, ich habe nie vorher, noch nachher einen Mann so weinen sehen ...

Mir krampfte sich die Kehle zusammen. „Martin," murmelte ich, „Martin ..." Ach, was war da zu trösten!

Ich trat ans Fenster und preßte meine Stirn an die Scheiben. In meinem Hirn drängten sich die Gedanken, die Erinnerungen; ein toller Wirbel, nichts klar und faßbar ... „Fort!" dachte ich einen Augenblick. „Wär' ich nur schon im Wagen!" und dann wieder: „Schäm' dich! ... Mein Herr und Gott! Der Mensch ist ja jünger, als ich, kaum vierzig, wenn man ihn emporziehen könnte ... Aber nein, das ist ja nicht möglich — hier, in der armseligen Öde" — ich blickte auf die kotige Straße, die schmutzigen Hütten — „Schlamm, Schlamm, da ist er versunken — da muß man versinken ... Aber nein — ein Säufer müßte man doch auch in Humora nicht werden, und warum in aller Welt hat er sich hierher gesetzt?!" Plötzlich tauchte mir ein alter Vers auf, ein dummer Stammbuchreim, und er paßte gar nicht recht,

und doch ging er mir nun durchs Hirn — immer wieder:

Sic eunt fata hominum —
Ach gingen sie nicht gar so krumm —

Immer wieder — unaufhörlich ... ich hörte ihn durch das krampfhafte Schluchzen hinter mir.

Endlich wurde es leiser, ich wandte mich zu ihm. „Martin," sagte ich und legte ihm die Hand auf die Schulter, „mein alter, kleiner Martin — es kann ja noch alles gut werden!"

Er zuckte bei meiner Berührung zusammen und schluchzte stärker auf. Dann ließ er die Hände sinken.

„Nein!" rief er. „Nichts wird mehr gut — solang' ich lebe, nicht ... Heute weiß ich's, gestern noch nicht ... Als ich deinen Namen in der Czernowitzer Fremdenliste las, da sagt' ich zu mir: ‚Du kannst dich selber nicht vor dir retten — jeden Morgen gelobst du dir, ein neues Leben anzufangen — und jeden Abend brichst du dir den Schwur! Aber wenn er käme, er hat ja früher etwas über dich vermocht, und gut meint er's auch mit dir, wie kein anderer — das könnte dich retten!' Du antwortetest nicht, aber ich war doch so fest überzeugt, wie von meinem Leben: wenn er kann, kommt er — vielleicht ist er schon unterwegs ... Ich lasse für dich mein Bett überziehen, da in dem Schlafzimmer nebenan und für mich das Sofa hier richten, und als es dämmert, schicke ich meinen Diener ins Wirtshaus, ein Abendessen für uns beide zu holen ... Es dauert aber lange, bis es gebracht wird, und ich denke: ‚Du mußt selber zusehen, daß euch der Moschko was Ordentliches schickt.' Im selben Augenblick aber sage ich mir: ‚Lump, du gehst doch nur hin, um —' Und dann — gehe ich doch. Aber hinsetzen will ich mich nicht, frage sogar, ob kein Wägelchen da ist, in dem ich dir entgegenfahren könnte. Es ist keins zur Stelle und ich weiß ja auch noch gar nicht, ob du heut kommen wirst, und so will ich dich vor dem Haus erwarten und dann, als es zu regnen beginnt, geh' ich hinein, in das Stübchen, wo ich sonst sitze, aber das gewöhnliche Getränk, womit ich beginne, schieb' ich zurück, und laß mir ein Fläschchen Mosel kommen, und dann ein zweites ... Und als es zehn wird und der Wirt sagt: ‚Heut kommt Ihr Freund wohl nicht mehr —' da trinke ich doch den schweren Moldauer und dann — und dann — Nichts," schrie er auf, „nichts kann mich mehr retten!"

Ich sah ihn an — dies Gesicht, diese Augen, diese zuckenden Hände. Nein, er hatte recht, ihn rettete nur noch der Tod.

Er verstand meinen Blick.

„Aus," sagte er dumpf, „... Aus ... Ein Greis, nicht wahr?"

Ich hatte mich gefaßt.

„So sieh' doch nur mich an," sagte ich. „Kein Mensch wird in siebzehn Jahren schöner und jünger. Und wie du aussiehst, ist ja gleichgiltig, ich soll dir ja keine Braut besorgen. Aber da dich diese — diese Gewohnheit so elend macht — und nicht losläßt ... Martin, von wem immer ich gedacht hätte, daß er ... Mensch, wie bist du nur dazu gekommen?! Als Student hast du nie einen Tropfen getrunken ..."

„Eben darum ... eben darum ... Aber nein! Da such' ich dich anzulügen, wie zuweilen mich selber. Nein, nicht deshalb bin ich als Mann ein Säufer geworden, weil ich in der Jugend nicht ausgetobt habe ..."

„Das elende Nest war dein Unglück," meinte ich. „Die Einsamkeit ..."

„Freilich — das heißt, anderswo wär' ich nicht so rasch hinabgeglitten, vielleicht gar nicht. Aber das Nest trägt nicht die Schuld daran. Es leben ja auch andere gebildete Leute hier, der Bezirksrichter, der Adjunkt, der Arzt, der Oberförster ... der Arzt ist sogar auch ein alter Junggesell, trinkt auch, aber er muß doch nicht allnächtlich ... Du", er schlug die Augen nieder und das fahle Antlitz wurde dunkelrot, „du ... hast ja gesehen ..."

„Martin," sagte ich, „gib mir die Hand und sieh mir in die Augen ... daß du dich dabei schämst, ist dir ganz gesund ... Sag', wie lang' geht das nun so fort ..."

„Daß es so schlimm ist? — Seit vier Jahren — früher kam es nur zuweilen — dann wöchentlich einmal — dann —"

„Und wann fing's an? Seit du hier bist? Ich denke, das sind dreizehn Jahre. Oder noch früher? Bist du etwa deshalb aus dem Staatsdienst —"

„Nein! Nein!"

Er ſchrie es förmlich und ſtreckte abwehrend die Hand vor, ſein Antlitz verzerrte ſich vor Schmerz und Verzweiflung. „Wie verächtlich muß ich dir nun ſcheinen, daß du auf einen ſolchen Gedanken kommſt — wie verächtlich!"

„Verzeih' — aber es war ja rätſelhaft, daß du deine Karriere aufgabſt. Sie begann ſo gut, du hatteſt die beſten Ausſichten. Und in deinen Briefen verſchwiegſt du den Grund . . ."

„Du haſt recht," ſagte er haſtig. „Und vielleicht iſt dieſer Grund in Wahrheit noch viel ſchmählicher, als deine Vermutung . . . Nur empfinde ich es nicht ſo, betrachte es noch immer wie ein Unglück, nicht wie ein Verbrechen . . ."

„Ein Verbrechen?! . . . . Du biſt nicht freiwillig geſchieden?"

„Nein! Oder doch: ich hätte bleiben können, aber es ging mir gegen das Gewiſſen. Bleiben, nach dieſer That, das wäre mir erſt recht wie ein Verbrechen erſchienen . . . Aber das kannſt du nicht verſtehen, und erzählen" — er knirſchte — „das ſoll man auch dem beſten Freund nicht erzählen . . . Und doch — wüßteſt du alles, du würdeſt mich doch mindeſtens verſtehen . . . Auch hatte ich ja vor, es dir zu ſagen. Aber nun" — er ſtrich mit den flachen Händen nervös über die Tiſchplatte, „nun — nun ſehe ich erſt, wie ſchwer es iſt . . ."

Dann ließ er die Hände ſinken und fragte:

„Erinnerſt du dich noch — als wir uns zum vorletztenmale ſahen — in Wien — es ſind nun faſt auf den Tag zwanzig Jahre her — weißt du noch, was ich dir da erzählte?"

„Ja . . ."

„Von meiner — von der Olga Werner . . ."

„Ich weiß noch jedes Wort."

„Ich war ſehr tapfer, nicht wahr? ‚Es wird ſchon gehen' und ‚Man kann, was man will —' Nun, und es iſt doch nicht gegangen . . ."

„Aber das war gewiß nicht deine Schuld! Der Koslowski war reich oder galt doch dafür; der Vater zwang das Mädchen . . ."

„Ja, das that er . . . Aber ob's nicht doch meine Schuld war? Sieh, das weiß ich nicht . . . Ich hab' viel darüber gegrübelt — ich bring's nicht heraus . . . Denn wie lag die Sache? Du glaubſt vielleicht, es hätte mir an Mut gefehlt, dem alten Schurken gegenüber zu treten? Denn ein Schurke war er — ich hätte ſeine Schulden nicht bezahlen können, der Pole verſprach es — das war alles: aber ebendarum behielt ich ihm gegenüber den Kopf oben, verhandelte hin und her, ſchacherte ſogar kaltblütig: mein kleines mütterliches Erbe ſollt' er ſofort haben und für Lebenszeit einen Teil meines Gehalts . . . Es war das erſte Geſchäft, das ich im Leben zu verhandeln hatte — mich drohte der Ekel zu erſticken, aber ich hielt aus . . . Es war nicht leicht . . ."

„Furchtbar muß es geweſen ſein! . . . Dein Vater wußte wohl nichts davon?"

„Doch! Als die Olga feſt blieb, und auch ich nicht zu beugen war, ſchrieb der Alte an meinen Vater, der damals kurz vorher nach Brünn verſetzt worden war, und rief ihn zu Hilfe. Darauf kam der Befehl: ‚Du läßt von dem Mädchen!' Ich erwiderte, das dürfe mir auch mein Vater nicht befehlen. Er muß geglaubt haben, daß ich wahnſinnig geworden ſei — ſeit der Geſchichte mit dem Hierafos war das das erſte Mal! Der Georg war ſein Fleiſch und Blut, der durft' ihm widerſprechen, aber ich, meiner Mutter Sohn — ich hatte ja bisher auf mich treten laſſen wie ſie ihr ganzes armes Leben lang. Er berief mich zu ſich, ich kam. Ein furchtbarer Auftritt — er ſchimpfte, drohte, hob endlich in ſinnloſer Wut die Hand gegen mich — da verließ ich das Zimmer. ‚Du haſt nun keinen Vater mehr', rief er mir nach — das war ſchlimm, aber nicht zu ändern. Denn eine Braut hatte ich und durft' nicht von ihr laſſen . . ."

„Und dennoch . . ."

„Ja, dennoch . . . Es war ein Januarabend, Kälte und Sturm, da langte ich wieder in Czernowitz an. Auf meinem Tiſch lag ein Brief von Olga: „Was hat dein Vater geſagt? Höchſte Gefahr, ich muß es ſofort wiſſen." Ich ſchrieb in Kürze ſo ſchonend wie möglich die Wahrheit, ſchloß mit einem tapferen Wort und ließ den Brief ſofort durch meine Wirtin beſtellen . . . Zwei Stunden ſpäter — es ging auf Mitternacht — klopfte es an

meine Thür. Es war die Olga, außer sich vor Schmerz und Verzweiflung. Und sie, das reinste und keuscheste Geschöpf, das diese Erde getragen hat, sagte mir: „Im Frieden erreichen wir nichts mehr! Ich bleib' bei dir, geh' mit dir, wohin du willst. Irgendwo wird sich ein Stück Brod für uns beide finden . . . „Verübelst du ihr das etwa?" unterbrach er sich in einem Tone, als wollte er mich niederschlagen, wenn ich's bejahte.

Aber ich brauchte nicht zu heucheln, um „Nein" zu sagen.

„Und was, meinst du, habe ich erwidert?"

Ich schwieg.

„Du kennst mich gut," stöhnte der Unglückliche. „Ich habe sie zu beruhigen gesucht und heimbegleitet!"

„Martin," sagte ich, „das —"

Aber ehe ich noch ein Wort zu seiner Verteidigung einwenden konnte, fuhr er fort:

„Was muß sie in jener Nacht gelitten haben! Vor dem Menschen, dem sie der Vater bestimmt hatte, graute ihr, und jener, den sie sich selbst erwählt, war ein elender Feigling! Sie hat mir später gestanden, daß sie, als der Morgen graute, am Brunnen im Hofe stand und . . . Nun, sie hat es nicht gethan, sondern sich einige Tage darauf mit dem Koslowski verlobt . . ."

„Und du ließest dich nach Putilla versetzen, das war vernünftig . . ."

„Es nützte aber nicht viel. Freilich, notwendig war's, sonst hätt' ich am Ende noch bei der Hochzeit sein müssen; der Mensch, der Koslowski bot mir wirklich und wahrhaftig an, ob ich nicht sein Kranzelherr sein wollte. Weiß Gott, warum er's that, ich glaube nicht einmal, um mich zu höhnen, denn er war frivoler, als je ein Mensch auf dieser Welt, aber in seiner Art gutmütig. Vielleicht geschah's aus Prahlerei, er wollte mir beweisen, wie wenig er mich als Nebenbuhler gefürchtet. Nun, den Gefallen konnt' ich ihm nicht erweisen, aber im übrigen that ich, was er irgend wünschen konnte; ich verschwand. Es geschah aber wahrlich nicht bloß aus Feingefühl, auch aus Selbstliebe. Ich wußte ja, daß sie mich nun verachtete, und auf Schritt und Tritt klang mir der Ton nach, in dem sie mir in jener Nacht beim Abschied vor ihres Vaters Thüre gesagt: „Adieu, Herr Adjunkt, Ihnen wird's im Leben gut gehen, denn Sie sind klug . . ."

Erst nach mehr als einem Jahr kam ich zurück. Ich hielt mich für geheilt und war es auch insoweit, als ich wieder mit aller Kraft arbeiten konnte. Das wurde auch dann nicht anders, als ich sie oft wiedersah, was sich ja in der kleinen Stadt und da wir in demselben Kreise lebten, gar nicht vermeiden ließ. Die Ehe galt als eine sehr glückliche; das konnte ich freilich nicht glauben, aber noch weniger wußte ich etwa das Gegenteil, und zum mindesten war Olga sicherlich eine beglückte Mutter; ich sah sie zuweilen im Fenster ihrer Wohnung, ihren prächtigen Knaben auf dem Arm. Alles Äußere schien aufs beste bestellt, Koslowski war sehr beliebt, sein Haus das glänzendste der Stadt. So konnte ich immerhin glauben, daß ich durch meine Entschließung in jener Nacht nur mein eigenes Glück geopfert hatte. Aber auch die offene Verachtung, mit der sie mir begegnete, half mir, so tief sie mich verwundete, doch meinen Kummer rascher verwinden. Das hatte ich nicht verdient, denn wie immer mein Entschluß zu beurteilen war, an mich hatte ich dabei nicht gedacht, nur an sie.

So vergingen einige Jahre. Ich kam vorwärts, wurde dem Landesgerichte zugeteilt, erhielt auch nach einiger Zeit die Aufsicht über die Gerichtskasse. Das war bei meiner Jugend ein Erfolg, der sogar meinen Vater milder stimmte; er ließ mir durch Georg mitteilen, wenn ich ihn um Verzeihung bäte, so wolle er sich wieder mit mir aussöhnen. Das that ich zwar nicht, schrieb ihm aber, und er antwortete mit einer bei ihm unerhörten Freundlichkeit: ‚Fast hätte ich schon daran verzweifelt, aber Gottlob, ein Hilbrich scheinst auch du zu sein.'

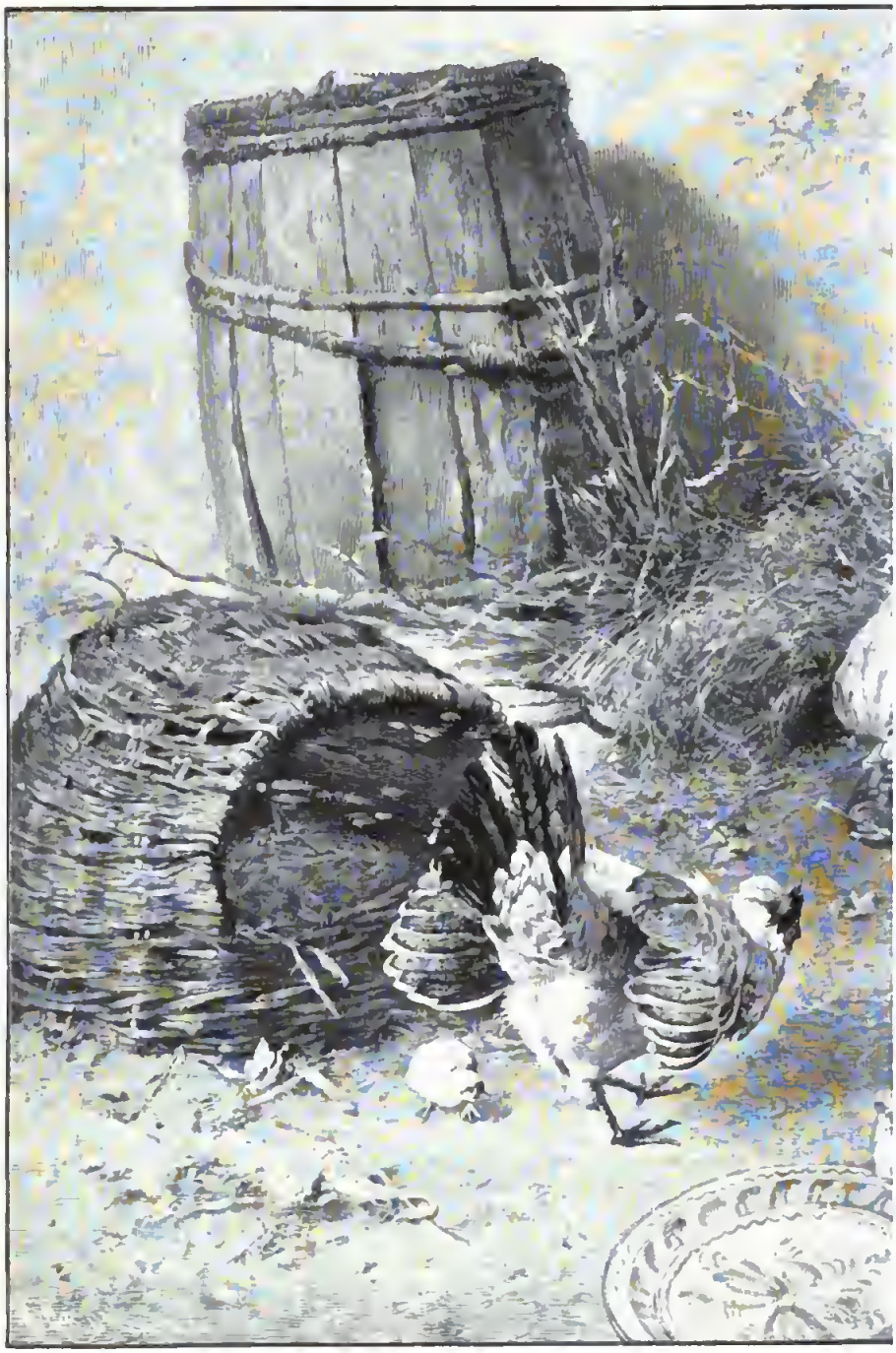
Einige Monate später kam der alte Mann nach Czernowitz geeilt, um —"

Er stöhnte auf, und wieder begannen die Hände das Spiel auf der Tischplatte . . . .

„Sprich, Martin," bat ich. „Etwas Entehrendes kannst du nicht gethan haben . . ."

„O doch!" schrie er auf. „Oder wie willst du es nennen, wenn ein Beamter — —"

Aber er konnte es doch nicht über die



Ungebetene Gäste. Nach d

) dem Gemälde von Peske Géza.

Lippen bringen, und es währte lange, bis er fortfuhr:

„Es war an einem Abend im Karneval — ich weiß das Datum: 26. Februar 1878 — und ich wollte eben meine Amtsstube verlassen, als der Kassenrevisor aus Lemberg bei mir eintrat. Es war ein alter Mann, beschränkt, schwatzhaft, aber gutmütig, im Dienst höchst verlässlich, Piotrowski hieß er; ich kannte ihn noch aus meiner Knabenzeit, er war bei meinem Vater eine Art Faktotum gewesen. Ich war sehr erstaunt. Sonst pflegte eine Revision nur einmal im Winter zu kommen, und als Piotrowski im November bei mir gewesen, hatte er sich zugleich für immer verabschiedet; er sollte nun seines Alters wegen keine größeren Reisen mehr machen. Doch sagte ich natürlich nichts, sondern legte meine Bücher und Kassenschlüssel vor ihn hin.

„Nein," rief er, „einen Hilbrich revidiert man im Winter nur einmal, und ich bin überhaupt nur in besonderem Auftrag in Czernowitz. Aber eben weil Sie Ihres Herrn Vaters Sohn sind, geben Sie einem dummen alten Mann einen Rat." Und nun erzählte er mir weitschweifig und nachdem er mir wohl zehnmal das Gelöbnis des Schweigens abgenommen, daß er diesmal nur der Zollkasse wegen aus Lemberg entsendet worden. Ein schwieriger Fall, da habe man seiner Erfahrung vertraut.

„Diese Kasse führt ja der Finanzrat Koslowski," sagte ich lächelnd. „Ein wohlhabender Mann."

„Hm!" meinte der Alte verlegen. „Wer das wüßte! Sein Gut trägt wenig, vom Gehalt kann er den großen Aufwand nicht bestreiten."

Ich war nur einen Augenblick betroffen, der Mann hatte ja seine Gegner, und für erzfrivol galt er auch mir, aber einer Defraudation schien er mir gewiß nicht fähig.

„Das freut mich," erwiderte der Alte, als ich ihm das sagte, „denn mir ist eben was Merkwürdiges begegnet. Ich komme mit dem Mittagszug an, gehe sofort zum Herrn Finanzrat und lasse mich melden. Er bittet mich zu warten; ich sitze zwei Stunden im Vorzimmer, und als ich endlich ungeduldig werde, erfahre ich, daß er längst aus dem Bureau fort ist. Und er weiß doch: den Kassenrevisor hat jeder sofort zu empfangen. Was raten Sie mir nun, soll ich's dem Herrn Finanzdirektor gleich mitteilen, oder es morgen nochmals versuchen?"

„Natürlich warten!" rief ich.

„Aber wenn nun jetzt nur etwas fehlt, und er läuft heut nacht mit dem übrigen davon?"

„Heut' nacht thut er's schwerlich," erwiderte ich. „Er ist zum Ball beim Herrn Finanzdirektor und arrangiert den Cotillon."

Darauf ging der Alte beruhigt in seinen Gasthof.

Mir aber wollte es, während ich zu Hause Toilette machte, etwas unbehaglich werden: nicht etwa, weil ich doch immerhin durch meinen Rat eine gewisse Verantwortlichkeit übernommen hatte, aber wenn Piotrowski recht hatte — mich überlief es glühend heiß; was wurde dann aus Olga, was aus ihrem Knaben? ... Aber es war ja nicht möglich; man hielt den Mann im Verdacht, hier und da bei Gefällsstrafen, sofern es sich um reiche Leute handelte, auffallend milde zu sein; schon dies war schlimm genug, aber seine Kasse zu bestehlen — — Und doch, was war das Schlimmere für einen Beamten, Bestechlichkeit oder Diebstahl? Mir war sonderbar zu Mute, als ich endlich den Ballsaal betrat.

Olga sah ich auf den ersten Blick, sie stand nahe der Thüre und erwiderte meine tiefe Verbeugung mit jener steinernen Miene, die sie immer annahm, so oft ich ihr begegnete. Ihren Mann aber suchte ich vergeblich; er war weder im Tanzsaal, noch in den Spielzimmern. „Haben Sie Koslowski gesehen?" fragte ich einen Bekannten.

„Ist noch nicht hier," war die Antwort. „Denken Sie, der Mann ist plötzlich fleißig geworden. Schickt seine Frau voraus, will bald nachkommen und kann sich offenbar noch nicht vom Schreibtisch losreißen ... Sehen Sie nur, wie besorgt die Arme immer nach der Thüre blickt. Sie ist ordentlich erregt."

Ich blickte hin und erschrak heftig. Ich kannte dieses Antlitz, wie kein anderer Mensch auf der Welt; eine gewöhnliche Erregung war dieser Natur von seltener Selbstbeherrschung nie anzumerken; jetzt, wo die Lippen zitterten, die Hände fast konvulsivisch

den Fächer bewegten — jetzt mußte sie fast sinnlos vor Angst sein.

Es war also wahr, und sie wußte alles oder ahnte es doch! Wie betäubt trat ich in die nächste Ecke und starrte nur immer nach ihr hinüber ...

Eines klaren Gedankens war ich nicht fähig, nur eine Flucht wirrer Bilder zog mir durchs Hirn. Da sah ich den Mann in seinem Bureau über seine Bücher gebeugt, er rechnete und rechnete und griff nun zum Federmesser und begann zu radieren ...

Aber nein, so dumm und schlecht war auch er nicht! In seinem Zimmer stand er eben vor seinem Spiegel und legte die Mündung der Pistole an die Schläfe ...

Auch dies nicht, er hing ja so am Leben! Und nun sah ich ihn in Todesangst durch die nächtigen Straßen taumeln — nirgendwo eine Rettung, nirgendwo ein Ausweg ... Und sie wußte dies alles und mußte hier unter den geputzten Menschen stehen und lächeln ...

Ein unsägliches Mitleid stieg in mir auf. „Geh zu ihr," raunte es in mir, „sag' ihr ..."

Ich trat einige Schritte vor. Aber mein Gott, was sollt' ich ihr sagen? Und sie haßte mich ja!

Aber das durfte mich nicht hindern. Zu dieser Empfindung hatte sie, wenn je, so in dieser Stunde ein Recht. Gleichviel aus welchen Beweggründen ich ihr damals entsagt, es war meine Schuld, daß sie dieses Mannes Weib geworden.

Halb zwölf. Die Musik verstummte, die Paare fanden sich zum Souper. Der Hausherr ging vorbei. „Vorwärts, Herr Adjunkt, wen führen Sie denn?" Ich aber blickte nur nach der Thüre, die sich eben hinter Olga geschlossen hatte.

In der nächsten Sekunde stand ich neben ihr, im einsamen Vorzimmer. Ich kam zur rechten Zeit. Kaum, daß sie sich vor den Augen der Menschen geborgen wußte, hatte sie ihre Kraft verlassen; halb ohnmächtig, mit geschlossenen Augen lehnte sie an einer Thürfüllung.

„Mut!" sagte ich und trat auf sie zu. „Er wird noch zu retten sein!"

Sie starrte mich entsetzt an. „Also doch?!" murmelte sie und im selben Atemzuge:

„Was sagen Sie da? Wissen Sie ..."

„Ja, ich weiß," erwiderte ich, winkte dem Diener, ihren Mantel zu bringen, hüllte sie ein, führte sie die Treppe hinab. Sie folgte mir, wie willenlos. Ich hob sie in einen Wagen, setzte mich zu ihr, gab dem Kutscher ihre Adresse. Auch auf der Fahrt sprachen wir zunächst kein Wort, bis sie heiser hervorstieß:

„Woher wissen Sie ... Dann ist ja schon alles verloren!"

Ich beruhigte sie darüber. Aber als wir in die Nähe ihrer Wohnung kamen, übermannte sie die Angst wieder; sie beugte sich so weit vor, daß ich unwillkürlich die Hand um ihren Arm legte.

„Licht!" murmelte sie. „Gottlob, er ist zu Hause!"

Vor dem Hause stand ein kleines, leinwandgedecktes Fuhrwerk Während ich den Kutscher, der uns hergebracht, ablohnte, durchfuhr mich ein Gedanke. Was hatte der alte Piotrowski befürchtet?! Ich trat auf den Fuhrmann jenes harrenden Wägelchens zu; es war ein Bauer, der auf dem Kutschbock vernehmlich schnarchte.

Ich rüttelte ihn auf. „He, Bruder, auf wen wartest du da?"

Er rieb sich den Schlaf aus den Augen. „Auf einen Herrn ..."

„Du kennst ihn nicht? Wohin willst du fahren?"

Er glotzte mich trotzig an und schwieg.

„Mir kannst du es sagen, denn ich weiß es ohnehin. Entweder nach Nowosialitza, oder nach Mamornitza." Das eine war das russische, das andere das rumänische Grenzdorf, beide etwa drei Stunden von der Stadt entfernt.

„Nach Mamornitza," sagte der Knecht und zog die Mütze; offenbar hielt er mich für einen Mann der Polizei.

„Hier sind zwei Gulden! Der Herr fährt nicht. Fort mit dir!"

Olga hatte während der Zeit am Hausthor gelehnt, den Schlüssel in der zitternden Hand.

„Was war das?" murmelte sie und schrie dann durchdringend auf: „Barmherziger Gott!"

„Still!"

Ich nahm ihr den Schlüssel aus der Hand, wollte öffnen, das Thor war ohnehin nicht geschlossen. Ebenso stand die Thüre zur Wohnung halb offen. Als wir

eintraten, fiel uns ein Lichtſtreif entgegen aus einem Zimmer, deſſen Thüre nur angelehnt war.

„Sie gehen auf Ihr Zimmer," ſagte ich. „Sobald ich Sie brauche, hol' ich Sie."

Im ſelben Augenblick wurde Koslowskis Kopf in der Thürſpalte ſichtbar:

„Biſt du's, Olga? Warum ſo früh? Ich bin endlich fertig und wollte eben kommen —"

Ich trat vor und zu ihm ein, in ſein Ankleidezimmer. Er legte eben wärmere Kleidung an. Genau, wie ich's vermutet. Totenfahl, in ſtarrem Entſetzen ſtand er nun vor mir.

„Was . . . was wollen Sie?" ſtammelte er endlich.

„Sie retten, wenn's möglich iſt."

Da, auf dem Tiſch lag ein mächtiges Porteſeuille mit dem Doppeladler auf dem Deckel. Das Schlüſſelchen hing daran. Ich öffnete und zählte.

„Neunzehntauſend Gulden . . . Und wieviel muß Piotrowski morgen in dieſem Porteſeuille finden?"

„Herr . . . was . . .?"

„Kein Wort weiter! Nach Rumänien fliehen werden Sie nicht, der Wagen iſt fort . . . Wieviel fehlt noch?"

„Neuntauſend Gulden . . ."

Das war ſchlimm, es war beinahe ebenſoviel wie mein ganzes mütterliches Erbteil.

„Und wie wollen Sie den Betrag decken?"

Da hatte er wieder Luft.

„Sehr leicht — wenn ich nur einige Tage Zeit habe. Ich unterhandle eben über eine neue Hypothek auf mein Gut. Auch mein älterer Bruder ſtreckt mir den Betrag vor, wenn er nur erſt erfährt —"

„Lüg' nicht!"

Wir wandten uns jählings um. Olga ſtand in der Thüre. Wie ſie ausſah — ich kann's nie vergeſſen . . .

„Die Wahrheit! Deine Lügen haben dich weit genug gebracht. Dein Bruder lebt ſelbſt von der Gnade ſeines Schwiegervaters, und auf dein Gut leiht dir niemand einen Groſchen mehr. Wieviel iſt's?"

„Neuntauſend Gulden," ſagte ich.

Sie wankte. „Dann . . . Mein armes Kind!"

Mein Entſchluß war gefaßt. „Ich leihe Ihnen das Geld."

„Nein, nein!" ſchrie ſie leidenſchaftlich auf. „Er iſt's nicht wert. Es nützt ja auch nichts — einige Monate früher oder ſpäter . . . Auch iſt es ja Ihr ganzes Vermögen! Wie kämen Sie dazu . . ."

„Sie wiſſen ja, wie ich dazu komme," erwiderte ich.

Und nun warf er ſich vor ihr auf die Knie und ſchwor, daß er von nun ab ein anderer Menſch werden wolle, ſparſam und pflichttreu, es ſei ja das erſte Mal — er beichte ihr ja immer alles offenherzig — und es werde das letzte Mal bleiben. Aber als ſie noch immer finſter und zürnend daſtand und wiederholte: „Du biſt's nicht wert!" da ſchnellte er empor und rief:

„Dann warſt du's nicht wert, daß ich mich für deinen Vater zu Grunde richtete. Nur ſeinetwegen bin ich nun in dieſer Lage!"

Ich trat dazwiſchen.

„Es bleibt dabei," ſagte ich. „Ich decke den Fehlbetrag. Aber unter einer Bedingung: Sie bewerben ſich um den nächſten freien Poſten auf dem Lande. Hier können Sie nicht plötzlich ein neues Leben anfangen. Darauf geben Sie mir ſchriftlich Ihr Ehrenwort und ſofort!"

Während er ſchrieb, ſtand ſie an den Tiſch gelehnt, das totenblaſſe Antlitz vorgeneigt; zuweilen brach ein leiſes Schluchzen aus ihrer Bruſt, aber die Augen blieben trocken. Da ſchoſſen plötzlich die Thränen hervor und überfluteten das Antlitz, und in demſelben Augenblick lag ſie zu meinen Füßen.

„Verzeihen Sie mir," ſchluchzte ſie. „Wie unrecht habe ich Ihnen gethan! Nun erſt kenne ich Sie!"

Ich hob ſie auf. Ich fühlte mich ja ihr gegenüber ſo ſchuldig! Nichts hätte mir die Pein dieſes Auftrittes mehr verſchärfen können, als ihr Dank.

Nachdem er ſeine Erklärung geſchrieben, baten wir ſie, das Zimmer zu verlaſſen, und berieten nun, wie das Geld bis morgen vormittag aufzutreiben ſei. Mein Erbteil lag in öſterreichiſcher Rente bei einer Lemberger Bank. Wenn ich in aller Frühe telegraphierte, die Papiere zu veräußern und mir den Betrag raſcheſtens anzuweiſen, ſo traf er doch nicht mehr rechtzeitig ein. Schlag neun, nicht eine Minute ſpäter, war

der Revisor bei Koslowski — dafür kannte ich den Alten.

Der gewandte Mann wußte Rat.

„Sie haben doch Ihren Depotschein? Nun, mit dem gehen Sie morgen früh, etwa um halb neun, in irgend eine anständige Wechselstube, sagen wir zum Leib Barber. Er wird Ihnen den Schein ohne weiteres mit neuntausend Gulden belehnen. Verzeihen Sie, daß ich Sie so früh hinbemühe, aber da Sie sich meiner so gütig annehmen —"

Der richtige Sarmate! In dieser Lage machte der Mensch höfliche Redensarten!

„Glauben Sie, daß er's thut?" fragte ich.

„Aber selbstverständlich! Höchstens verlangt er daneben eine persönliche Deckung. Aber wahrscheinlich nicht einmal die! Sie haben ja den denkbar besten Ruf, sind ein Hilbrich!"

Ich versprach ihm, das Geld sofort ins Bureau zu bringen. Die Wechselstube des Barber war nur zwei Häuser vom Zollamt entfernt.

So schieden wir. Daß ich die Nacht auf meinem Stuhl verbrachte, kannst du dir denken. Mir war sonderbar zu Mut — todtraurig, weil ich sie in solchen Händen wußte — und doch war's mir, als könnte ich seit jener Januarnacht zum erstenmal wieder frei aufatmen.

Schon um acht war ich in der Wechselstube, der Kommis öffnete eben den Laden, der Besitzer war noch nicht da. Ich setzte mich hin und wartete. Es schlug ein viertel, dann halb neun, er erschien nicht. Nun wurde mir jede Minute zur Ewigkeit, ich konnte vor Angst und Ungeduld kaum noch an mich halten ... Drei Schläge vom Turm ...

Ich sprang empor. „Der Herr Barber muß gleich kommen," vertröstete mich der Kommis, „jeden Augenblick muß er kommen." Und anderswohin zu gehen war's ja zu spät! Noch fünf Minuten! ... Da endlich schob sich der dickbäuchige Mensch pustend in den Laden.

(Schluß folgt.)

Selbstprüfung.

(Abdruck verboten.)

Wenn wieder dir ein Lebenstag entschwand,
So prüfe ernst, was dieses Tages Frucht:
Ob Kraft und Gaben treu du angewandt,
Und Bleibendes zu schaffen du gesucht;

Ob du der Seele Sehnen nachgedacht,
Nahm sie, die gottgeborne, höhern Flug?
Und nicht des Lebens Ernst hinweggelacht
In nicht'gem Tändeln und in Selbstbetrug;

Ob du in Demut, Sanftmut und Geduld
Dein ungestümes, trotz'ges Selbst geübt,
Und nicht durch Hoffahrt und durch Vorneschuld
Des Nächsten Herz du lieblos heut' betrübt;

Ob du der flücht'gen Stunde abgewannst,
Was deinem Nächsten segenbringend war,
Ob du in Wahrheit fröhlich sagen kannst:
„Ich diente andern, brachte Opfer dar." — —

Und mußt du trüben Sinnes dir gestehn,
Daß dir des Guten wiedrum viel gebrach,
Dann richte himmelan das gläub'ge Flehn:
„Vergeben sei mir der verlorne Tag."

J. H. Burchard.

Militärischer Mummenschanz.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Bilder von **R. Knötel.**

(Abdruck verboten.)

Das jauchzende Sachsen, d. i. ausführliche Relation der besonderen Merkwürdigkeiten, die sich bey dem magnifiquen königl. Pohlnischen und Chur-Fürstl. Sächsischen Lust-Campement bei Mühlberg in Sachsen Anno 1730 vom 30. Mai biß 28. Juni täglich zugetragen ....“ So lautet der Titel eines kleinen vergilbten Büchleins, einer antiquarischen Kuriosität, die ich in der Bibliothek des großen Generalstabs zu Berlin fand.

Das wunderliche, von Devotion strotzende Buch enthält eine ausgiebige Beschreibung jenes seltsamen Lustlagers, das, gemeinhin als das Lager von Radewitz oder von Zeithayn bezeichnet, wohl das merkwürdigste theatralisch-militärische Schauspiel war, das Europa je gesehen — merkwürdiger noch, als jenes „Field of the cloth of gold“ zwischen Guines und Ardres, in dem Heinrich VIII und Franz I zusammenkamen. Es war einer der letzten Geniestreiche König Augusts des Starken, dies Lager von Radewitz, denn kaum anderthalb Jahre später betteten sie ihm in Warschau das Sterbelager. Die ganze sächsische Armee, 30 000 Mann stark, war in dem „Campement“ zusammengezogen, und ganz Europa zerbrach sich die Köpfe, was der König von Polen und Kurfürst von Sachsen eigentlich mit dem Manöver beabsichtige, das, so wie es geplant war, im Grunde doch mehr einer verschwenderischen Laune, als militärischem oder politischem Bedürfnis entsprungen schien.

Abb. 1. Offizier der Sächsischen Prunkkürassiere. 1730.

Drei Brücken waren über die Elbe geschlagen; weithin erstreckten sich, inmitten improvisierter Gartenanlagen, die hölzernen Paläste und seidnen Zelte für den königlichen Hof und die zahlreichen fürstlichen Gäste — hellgrün mit überreicher Vergoldung von außen, innen mit größter Pracht eingerichtet. Da fehlten weder üppige Salons, noch behagliche Schlafzimmer, „mit Fußboden aus kouleurtem Holz sehr fein geflochten,“ weder Badegemächer und Speisezelte, noch langgestreckte, hochragende Pavillons für die Zuschauer. Und von weit und breit kamen die Gäste, deutsche Fürsten und polnische Großen, als der vornehmste von allen König Friedrich Wilhelm von Preußen, mit ihm sein Sohn, der Kronprinz Friedrich, der wohl der einzige Trübgestimmte unter all den übermütig Heiteren war. In jenem Junimonat im Lager von Radewitz reifte unter der harten Behandlung des Vaters in seiner Brust ja der Fluchtplan, der, wenig über einen Monat später zur Ausführung gelangt, den Erben der Hohenzollernkrone anstatt nach dem freien Brittenlande nach Küstrin führen sollte.

König August der Starke war ein Meister im Arrangieren von Festen und einer der liebenswürdigsten Gastgeber, die es je gegeben. Einen ganzen Monat dauerten die Festtage von Radewitz, und jeder neue Morgen brachte auch neue Überraschungen. Da wurde nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser manövriert, auf der Elbe nämlich mit

Abb. 2. Sächsischer Janitschar. 1730.

einem eigens zu diesem Zweck beschafften Prachtgeschwader; da gab es Jagden und Feuerwerke, für die jenseits der Elbe ein eigner Palast aus „sechstausend Ellen Leinewand" erbaut worden war, an dem zweihundert Zimmerleute sechs Monate lang gearbeitet hatten; da gab es schließlich auch jenen historischen Riesenkuchen, vierzehn Ellen lang, sechs Ellen breit und in der Mitte eine halbe Elle dick, der auf einem achtspännigen Wagen vor die Front der Armee gefahren und für sie durch einen Zimmermann verteilt wurde.

König Friedrich Wilhelm von Preußen mag wohl manches Mal über all die jokosen Dinge gelächelt haben, obwohl er für derartige Scherze volles Verständnis hatte, wenn sie ihm nämlich nichts kosteten. Auch seine Potsdamer Riesengarde war ein militärischer Mummenschanz, wenn auch in anderer Art, als der, den August der Starke hier vorführte.

Militärischer Mummenschanz!

Nicht viel über achtzig Jahre waren zur Zeit des Lagers von Radewitz verflossen, seit die europäischen Heere sich überhaupt zur allgemeineren Einführung der Uniformen bequemt hatten, und schon gesellte sich zur Soldatenspielerei, in die hier und dorten der Heeresdienst ausartete, auch die übertriebene Buntheit der Uniformen, die oft einen wirklich karnevalistischen Anstrich annahm. Und diese Buntheit fand sich, das ist charakteristisch, keineswegs nur, als die Kombination etwa fürstlicher Prunkliebe und tollgewordener Schneiderphantasie, bei der Uniformierung der höfischen Palastgarden, sie fand sich auch bei den Trachten der zur Verwendung im Felde bestimmten Truppen. Im Lager von Radewitz durften derartige Erscheinungen natürlich nicht fehlen. Es erschienen nicht nur einige Herren vom hohen polnischen Adel „sehr preutieusement gepanzert," in der Hand einen weißen Roßschweif an langen grüngoldenen Stangen, an der Mähne ihrer Pferde einen anderen Roßschweif in Silber gefaßt, die Paradesäbel, Gefäß und Scheide, aus Silber gegossen und reich mit Steinen besetzt — es gab auch ganze Truppenteile im allerphantastischsten Aufputz. Knötel, wohl einer der ersten lebenden Kenner der Uniformkunde, gibt uns ein Bild eines Offiziers der Prunkkürassiere (Abb. 1), welche gegen 100 Mann stark die vornehmste Reitertruppe des Königs bildeten, und die ihrer Ausrüstung nach entschieden mehr auf eine Opernbühne, als in ein Feldlager gepaßt zu haben scheinen. Die Brust war von einem Küraß umschlossen, die Arme durch mittelalterliche Schienen geschützt; der Helm, der auf freiwallendem Haupthaar getragen wurde, entsprach der damaligen Vorstellung, die man von antiken Helmen hatte, trug aber an den Seiten Metallflügel, welche an die seit Johann Sobieski beliebte polnische Helmform erinnern. Ich habe leider nicht feststellen können, ob diese Prunkkürassiere identisch sind mit der in der Ordre de bataille des Lagers von Radewitz aufgeführten Chevaliergarde, es scheint mir aber sehr wahrscheinlich. Ist es so, dann gilt für sie die im „jauchzenden Sachsen" enthaltene Beschreibung: „Die Mondur war ein Coller mit Gold und Violet besetzet, und eine blaue, mit Gold chamarirte Superweste, in welcher auf der Brust und dem Rücken die Worte gestickt waren: ‚Jehovah vexillum meum.' Die ganze Garde ist von Adel und der König selbst ist ihr Chef."

Merkwürdiger, als diese Kürassiere, die jedenfalls eine Art von Hoftruppe vorstellten, waren die Janitscharen der sächsischen Armee (Abb. 2). Nicht etwa wirkliche Janitscharen, sondern ehrliche sächsische Bauernjungen, in eine türkische Phantasieuniform gesteckt. „Die Montur des Bataillons," sagt das ‚jauchzende Sachsen,' „besteht in gelben Halbstiefeln, weißen Strümpfen, rothen weiten Hosen, gelbem Unterkleide und meergrünem Oberkleide, welches bis auf die Füße herabhanget und unten herum lauter Ausschnitte hat, welche mit rothen und weißen Borten besetzt sind. Auf dem Kopf haben sie eine sehr hohe 2eckige Mütze, die oben eine halbe Elle breit ist und der ganzen Breite eine Elle herunter hängt." — Die Buntheit muß entzückend gewesen sein.

Orientalischer Einfluß machte sich in der Uniformierung überhaupt vielfach bemerkbar. Er war teils eine Folge der Türkenkriege, er war anderen Teils wohl auch eine Folge der polnischen Beziehungen.

Abb. 3. Polnischer Husar vom Ende des XVII. Jahrh.

Was in Polen selbst an Uniformierungskünsten geleistet wurde, zeigt das Bild eines Flügelreiters polnischer Husaren aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts (Abb. 3), der auf dem Rücken sogenannte Engelsflügel trägt. Die Frage nach Gewichtserleichterung, die heute so oft im Vordergrund der militärischen Erwägungen steht, scheint damals jedenfalls noch nicht erörtert worden zu sein.

Abb. 4. Russische Chevaliergarde. 1790.

In Rußland begann der militärische Mummenschanz unter der Zarin Elisabeth eine Rolle zu spielen, nicht im Heere freilich, aber in der Uniformierung ihrer Haustruppe. Die Beziehungen der Zarin zu den Mitgliedern der Leibkompagnie sind ja bekannt, und bekannt ist auch, daß sie persönlich, am Jahrestage der Revolution, der sie die Krone verdankte, „in männlicher Kleidung, wie ein Kapitän, in großen Stiefeln, mit ihren ‚Kameraden' im Saal des Winterpalais" dinierte. Ihr Nachfolger, Peter III, war zwar ein Soldatennarr erster Klasse, aber seine Regierung war von so kurzer Dauer, daß er wenig Zeit zur Bethätigung seiner Liebhaberei fand. Goldene Tage, im wörtlichsten Sinne des Wortes, kamen erst für die russischen Militärschneider unter Katharina II. Unsere vierte Abbildung zeigt die 1790 neu uniformierte Chevaliergarde — man denke sich den Herrn gekleidet in einen Rock von roter Farbe, der überall mit kornblumenblauem Samt verbrämt und aufs reichste mit Goldtressen besetzt ist; dazu einen versilberten Helm mit schwarzen Straußen-

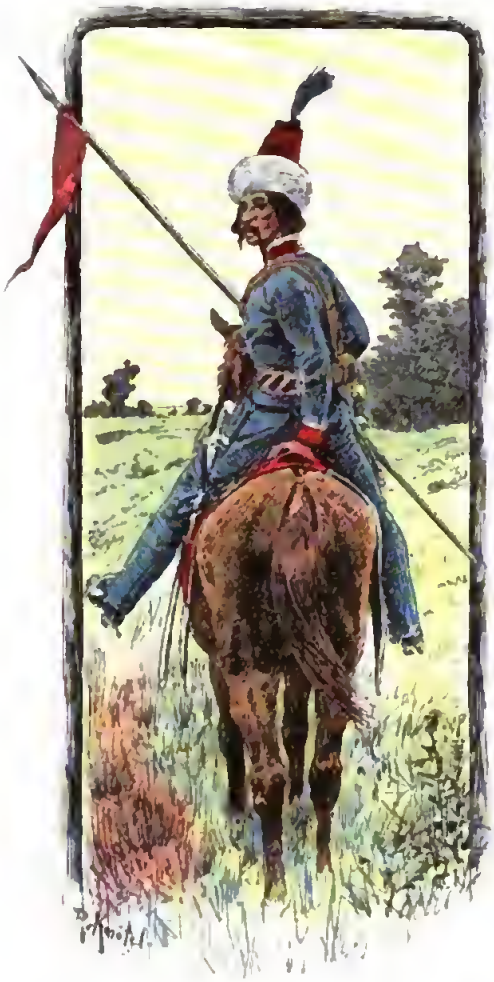


Abb. 5. Dänischer Bosniak. Um 1800.

federn, und jeden einzelnen Riemen an der ganzen Uniform mit glitzernden Goldborten eingefaßt! Wie mag das große Herz der Kaiserin gepocht haben, als sie die ausgesucht schönen Männer zum erstenmale in der Prunkuniform vor sich paradieren ließ!

Die Uniformierung der russischen Chevaliergarde lehnt sich in mancher Beziehung an die prunkvolle Ausstattung der französischen Haustruppen an. Frankreich ist überhaupt recht eigentlich das Land der militärischen Maskeraden, und es steckt gerade in Frankreich ohne Zweifel in der Freude an solchem militärischen Aufputz mehr als Prachtliebe, es steckt in ihm ein Stückchen Nationalcharakter. Und gerade in Frankreich beschränkten sich auch die Buntheit und der phantastische Zug in der Uniformierung nicht auf die Garden des Königshauses, sie übertrugen sich nicht selten auf die Feldtruppen.

Wenige Jahre nach dem großen Campement zu Radewitz organisierte ein Sprosse des sächsischen Königshauses, der Marschall von Sachsen, in Frankreich ein Lanzenreiterregiment aus polnischen und walachischen Edelleuten, eins der überraschend vielen Regimenter der Armee des Königreichs, das aus fremdländischen Söldnern gebildet wurde. Zählte, wie Jähns in seinem Werk über das französische Heer nachweist, ganz abgesehen von den Garden, die Armee Ludwig XIV doch neben 46 nationalen Infanterieregimentern 14 Regimenter und 50 Freikompagnien fremden Ursprungs, während sich unter der Reiterei von 82 Regimentern 10 im Ausland geworbene befanden!

Für das Lanzenregiment des Marschalls von Sachsen fehlte es an Uniformvorbildern. Während nämlich die Husarenuniform als ungarische Nationaltracht in fast alle Heere hinübergenommen wurde, war dies bei derjenigen der Lanziers keineswegs der Fall. Als die eigentliche Heimat der Truppengattung kann man zwar Polen, Bosnien und die Walachei ansehen. Friedrich der Große warb z. B. Bosniaken an und gab ihnen eine kosakenähnliche Tracht, und auch Dänemark besaß schon, ehe die Kosakenuniform durch die Befreiungskriege vorbildlich für eine ganze Reihe von Truppenausrüstungen wurde, eine Bosniakentruppe — s. Abb. 5 —, die aber bereits wesentlich phantastischer aufgeputzt erscheint. Mit der heutigen all-

Abb. 6. Französischer Ulan. Um 1740.

gemein üblichen Ulanenuniform haben diese Lanzenreiter jedoch wenig oder gar nichts gemeinsam; sie ist vielmehr österreichischen Ursprungs und bürgerte sich so, wie sie dort zu Anfang dieses Jahrhunderts bestand, fast in allen Heeren ein.

Der Marschall von Sachsen hatte jedenfalls 1734 kein unmittelbares Vorbild für die Uniformierung seiner Lanciers, und er schuf daher auch eine ganz willkürliche Tracht, die mit Ausnahme etwa der geschlitzten polnischen Ärmel gar kein nationales Gepräge aufweist (Abb. 6). Interessant ist, daß der mit dem Roßschweif gekrönte Helm der Truppe als der Grundtyp des noch heute in Frankreich vorschriftsmäßigen Kürassier- und Dragonerhelmes anzusehen ist. Interessant ist auch, daß die sogenannte Oberstenkompagnie des Regiments gänzlich aus Negern bestand.

Es gehört ja auch zu dem Kapitel vom militärischen Mummenschanz, daß seit dem XVII. Jahrhundert die Schwarzen eine Rolle in den europäischen Heeren zu spielen anfingen. Meist freilich nur eine bescheidene — sie fungieren als Paukenschläger bei der Reiterei, als Becken- oder Tschinellenschläger bei dem Fußvolk. König August von Sachsen hatte für seine Janitscharen ein vollkommen schwarzes Musikcorps von 40 Mann, selbst der nüchterne Friedrich Wilhelm von Preußen gab seiner Riesengarde Neger als Spielleute, in Frankreich waren sie nun gar beliebt. Sie trugen meist eine von der übrigen Uniformierung der Truppe ganz abweichende, sehr bunte, orientalische Tracht, die aber im Rokokogeschmack aufgeputzt war (Abb. 7).

Abb. 7. Beckenschläger der französischen Garden. 1786. Pauker des französischen Cavall. Regts. Colonel général 1725.

Die Revolution, welche die gesamte Form der Armee des Königtums in so bewußter Absichtlichkeit vernichtete, daß selbst die alten Bezeichnungen der einzelnen Truppen aufhörten, — „adieu les traditions du passé, adieu les vieux noms illustres: Picardie, Champagne, Navarre sans peur, Auvergne sans tache!“ klagten die Veteranen. Diese Umwälzung, welche selbst die Einteilung in Regimenter vernichtete, räumte natürlich auch mit dem militärischen Mummenschanz des ancien régime auf. Aber der zähe Geselle tauchte doch bei der ersten Gelegenheit wieder empor — er schloß einen Kompromiß mit den Republikanern und nahm deren Lieblingsformen an. Nachahmung der „freien“ antiken Römer stand ja bald an der Tagesordnung, und wenn Frau Tallien, unsere liebe Frau von Thermidor, die Ebenmäßigkeit ihrer Formen gern in antiker, möglichst leichter Gewandung bewundern ließ, warum sollte nicht auch die Tracht etwa des Hopliten sich ins modern-republikanische übertragen lassen? Meister David, der klassische Maler der Revolution, zeichnete ja fleißig antikisierende Staatsroben, die allgemein nicht nur für echt, sondern auch für schön erachtet wurden. Ich weiß nicht, ob auch die schnurrige Tracht des republikanischen Offiziersjüngers, des Schülers der École de Mars vom Jahre 1794 von ihm herstammt (Abb. 8), nach dem römischen Schwert an der Seite des struppigen Burschen wäre es fast zu vermuten.

Abb. 8. Schüler der École de Mars. 1794.

Napoleon tauchte empor, und der gewaltige Krieger war ein viel zu feiner Menschenkenner, ein viel zu feiner Kenner seiner Franzosen vor allem, als daß er nicht auch ihrem Geschmack am militärischen Putz einige Rechnung getragen hätte. Schon das Dromedarregiment, das er in Ägypten errichtete, zählt mit seiner blaurotenHusarenuniform, über die malerisch ein Beduinenmantel floß, zum Kapitel des militärischen Mummenschanzes, und als er den Kaiserthron bestiegen hatte, brachte fast jedes Jahr irgend eine kleine Freude für die schaulustigen Bewunderer seiner Garden. Da gab es wieder wunderliche Paukenschläger (Abb. 9 u. 10), da gab es Mameluken der Garde, ganz große Tambourmajore mit goldstarrenden Röcken und riesenhohen trikoloren Federbüschen, und ganz winzig kleine Trommler; da gab es die Grenadiere zu Pferde mit den turmhohen betroddelten Bärenmützen und Küraſſiere mit langwallenden Roßschweifen auf dem blanken Helm und polnische Lanciers. So sehr das Augenmerk des Kaisers, der ja zugleich einer der größten militärischen Organisatoren gewesen ist, die je gelebt haben, stets auf das Praktische gerichtet war, so frei ließ er seiner Phantasie doch in Bezug auf den militärischen Mummenschanz die Zügel schießen. Man muß das berühmte Werk von Bellangé, „die Soldaten des Kaiserreichs" durchblättern, um sich von der Buntheit des napoleonischen Heeres einen Begriff machen zu können. Kein Theaterschneider vermöchte phantastischere, farbenreichere Trachten zu erfinden, als sich ihm hier darbieten; die Regisseure der Pariser Theater haben bei der Inscenierung der napoleonischen Spektakelstücke, die in den letzten Jahren an der Seine volle Häuser

Abb. 9. Pauker der französischen reitenden Garde-Jäger. 1810.

machen, und in deren Beliebtheit Kundige ein Wiedererwachen des Kaisergedankens sehen wollen, leichtes Spiel.

Aber Napoleon war doch noch ein Stümper gegenüber seinem Schwager Murat, dem tapferen, unklugen Reiterführer, dem Gastwirtssohn von La Bastide, dem verunglückten Studenten der Theologie, dem unglücklichen König von Neapel (Abb. 11). Murat ist, kann man wohl sagen, die Verkörperung des militärischen Mummenschanzes. Es ist höchst charakteristisch, daß er auf allen seinen Bildern verschiedene Uniformen trägt; unter der Schulter aufgeschlitzt waren. Den Kragen bedeckte eine goldene Stickerei. Über diesem Rocke trug er einen reichen, von Gold geschlagenen Gürtel, an dem das leichte gerade und schmale Schwert von altrömischer Form (ohne Bügel und Stichblatt, mit dem großen Knopfe) hoch oben an der Hüfte saß. Der Griff war mit Edelsteinen und den Bildnissen seiner Familie in erhabener Arbeit ausgelegt. Hierzu trug er in der Regel purpur- oder blutrote weite Pantalons und Stiefeln von gelbem Leder oder Nankin. Ein großer dreieckiger Hut,

Abb. 10. Bauker der polnischen Chevaulegers-Lanciers der franz. Kaisergarde. 1810.

welche von diesen aber die phantastischere, die buntere, überladenere ist, dürfte schwer zu entscheiden sein. Odeleben gibt in seinen Berichten über den Feldzug von 1813 eine treffende Beschreibung der Erscheinung des wunderlichen Reitersmannes: „Murats Gesicht, aus dem zwei dunkelgraue, lüsterne Augen blitzten, war mit Schnurr- und Backenbärten üppig verbrämt; das schwarze Kraushaar fiel in Locken über den Kragen einer hellblauen Kutka oder eines auf polnische Art geschnittenen, vorn herab zugeknöpften Pikeschenrockes, dessen enge Ärmel verkehrt gesetzt, vollendete das Ganze. Derselbe war mit weißen Straußenfedern inwendig belegt, mit einer breiten goldenen Tresse eingefaßt und mit einem Federbusch geschmückt, der aus vier weißen, nach allen Himmelsgegenden gesenkten Straußfedern bestand, aus deren Mitte wieder ein hoher kostbarer Reiherstutz emporragte. Das Pferdezeug mit seinen vergoldeten Steigbügeln war in ungarischem oder türkischem Geschmack, indem eine lichtblaue oder purpurrote Schabrake den Zelter überdeckte, welchen ein reicher Hauptschmuck auszeich-

nete. Über die beschriebene Kleidung trug der König von Neapel bei kalter Witterung einen prächtigen dunkelgrünen Samtpelz mit Zobel aufgeschlagen. Die Farbe seines Hofstaates, der Stallmeister, Pagen und Bedienten war ebenfalls purpurrot oder auch lichtblau."

Die auffallende Tracht des Königs von Neapel hätte ihm bei einem Haar schon bei Leipzig ein vorzeitiges Ende bereitet. Als er am ersten Tage des gewaltigen Völkerringens seine Reitergeschwader von Liebertwolkwitz aus gegen die vereinigte russische und preußische Kavallerie unter dem Grafen Pahlen vorführte, schimmerte sein und seiner unmittelbaren Umgebung buntsamtne Kleidung weithin. Einen tollkühnen Lieutenant von den neumärkischen Dragonern, Guido von der Lippe, erfaßte bei diesem Anblick der furor teutonicus — „Das ist der König von Neapel! Den holen wir uns!" rief er den Seinen zu und jagte in wilder Carriere mitten in die feindlichen Massen hinein, auf Murat zu. Die beispiellose Keckheit scheint geradezu

Abb. 12. Hamburger Kosak. 1813/14.

Abb. 11. König Joachim Murat.

verblüffend gewirkt zu haben: der preußische Offizier kam bis dicht an die Suite des Königs heran; die Adjutanten stoben auseinander — Murat wandte sich zur Flucht, nur von wenigen Begleitern gefolgt. Guido von der Lippe immer unmittelbar hinter ihm drein: „Halt, König! Halt!" Schon hatte er ihn fast erreicht, schon blitzte sein Säbel in der Luft, da wandte sich einer der Bereiter des Königs um und feuerte seine Pistole auf den Verfolger ab. Und der unsichre Schuß aus dem Sattel verfehlte sein Ziel nicht. Entseelt sank Lippe vom Pferde, König Joachim war noch einmal gerettet. Gerettet von dem Tod auf dem Schlachtfelde, um zwei Jahre später, fast auf den Tag genau, am 13. Oktober 1815, den unruhmlicheren Tod im Saale des Schlosses Pizzio, verurteilt wegen Aufreizung zum Bürgerkrieg und bewaffneten Aufstand, unter den Kugeln der Sol-

daten seiner eigenen ehemaligen Armee, zu erleiden. —

Die Befreiungskriege brachten zusammen mit der Russenvergötterung auch eine neue Abart des militärischen Mummenschanzes aufs Tapet: die Kosakenmanie. Die Damen frisierten sich à la cosaque, man sang zur Guitarre das Kosakenlied von der schönen Minka und errichtete allenthalben zu Ehren der Befreier Kosakentruppenteile. Schon während des Krieges wurde in Hamburg, das durch die Tettenbornschen Kosaken auf kurze Zeit vom Franzosenjoch erlöst worden war, bis nämlich Davoust sein Schreckensregiment in der Stadt aufrichtete, eine Schwadron grüner Kosaken gebildet (Abb. 12), und auch bei der Hanseatischen Legion war die Reiterei anfangs kosakisch uniformiert, ja, man sagt, daß sogar außer der Pike bei ihr vorübergehend auch die Knute eingeführt worden sei, um dem moskowitischen Vorbild möglichst nahe zu kommen. Preußen hatte seit 1813 eine Garde-Kosaken-Eskadron, die dem leichten Garde-Kavallerie-Regiment zugeteilt war, und eine Garde-Volontär-Kosaken-Eskadron, die zum Regiment der Gardes du Corps gehörte.

Heute ist es so ziemlich vorüber mit dem militärischen Mummenschanz. Hier und dort tritt wohl bei festlichen Gelegenheiten noch die eine oder andere Palasttruppe oder Leibwache in besonders glänzenden Uniformen in Aktion, und das eine oder andere Eliteregiment trägt bei Paraden, zum ehrenvollen Gedächtnis einer ruhmreichen Vergangenheit, einen besonderen Schmuck, wie z. B. das 1. Garde-Regiment in Preußen die fridericianischen Grenadiermützen. Tot ist der alte Geselle Mummenschanz aber darum noch lange nicht, er hat sich nur einen anderen Wirkungskreis gesucht. Die unzähligen Generäle der südamerikanischen Republiken hegen und pflegen ihn, und in den sonst so nüchternen, soldatenfeindlichen Vereinigten Staaten haben sich viele der Milizregimenter außer der offiziellen, einfachen und kleidsamen Uniform noch Phantasieuniformen zugelegt, die bisweilen gradezu Unglaubliches leisten sollen. Da gibt es Fracks, überreich mit Husarenschnüren besetzt, Bärenmützen, die aus der Zeit Napoleons I zu stammen scheinen, Helme in den wunderbarsten Formen, da marschieren neben Garibaldianern Zuaven, und neben diesen Bersaglieri — kurz der Mummenschanz ist in Permanenz.

Bei unseren großen europäischen Heeren überwiegen lediglich praktische Rücksichten, und der Zug der Zeit geht dahin, alle auffallenden Merkmale, jeden im Gelände sich stark abzeichnenden Putz verschwinden zu lassen. Die weittragenden Feuerwaffen zwingen dazu, aber man sollte auch nicht zu weit gehen mit der Gleichmacherei: in der Verschiedenheit der Uniformierung liegt mehr als ein das Auge erfreuender Reiz, es liegt in ihr ein gut Stück wertvoller Tradition. Ich möchte keinen Zietenhusaren sehen ohne den roten Dolman und den blauen Pelz, den schon der Alte aus dem Busch trug!

E. Humperdinck.

Aus den Berliner Theatern.

Von

Paul von Szczepański.

Porträts nach Aufnahmen von J. Baruch, Fr. Cornand, Max Domke, Loescher & Petsch, Pflaum & Co., J. C. Schaarwächter, sämtlich in Berlin.

(Abdruck verboten.)

I.

Scene aus Humperdincks Märchenspiel „Hänsel und Gretel."

Leute, die das Beharrungsvermögen der Dinge wenig in Betracht ziehen und von einem Wechsel der Persönlichkeiten unter allen Umständen auch einen Wechsel des Systems erwarten, haben mit dem Beginn der diesjährigen Spielzeit eine große Revolution innerhalb der Berliner Theaterverhältnisse prophezeit. L'Arronge, der langjährige und sehr verdienstvolle Leiter des Deutschen Theaters, zog sich direktionsmüde in das Privatleben zurück, Barnay, der Direktor des Berliner Theaters, hatte in drei oder vier Jahren genug verdient, um seinem

Loescher & Petsch phot.

A. Bollmer.

ewigen Traum von der Hebung der deutschen Bühne zu entsagen, das Wallnertheater gab endgiltig die Versuche auf, die Berliner Posse wiederzubeleben, und ließ es sich gefallen, von einem Konsortium Schillertheater getauft zu werden, das Neue Theater rechnete nicht länger darauf, eine Filiale der Königlichen Hoftheater zu werden, und ergab sich auf Leben und Sterben Herrn Lautenburg, dem Direktor des Residenztheaters, im Theater Unter den Linden hielt Herr Adolf Fritzsche vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater — leider nicht allein, sondern auch mit seinem starker Auffrischungen bedürftigen Künstlerpersonal — seinen Einzug, und sogar Adolf Ernst zeigte sich neuerungssüchtig und nahm die Darstellungen von „Charley's Tante" zunächst nicht wieder auf. Das Kaleidoskop wurde tüchtig geschüttelt; aber die Farben sind im wesentlichen dieselben geblieben, und es darf daher nicht verwundern, daß das Gesamtbild von heute sich nicht wesentlich von dem vom vorigen Jahre unterscheidet. Unter all' der auf ein oder auch auf zwei Direktorenstühlchen sitzenden Bühnenleitern ist ein einziger homo novus, der Nachfolger Adolf L'Arronges, Herr Otto Brahm. Der Sprung, den er vom Theaterkritiker zum Theaterdirektor gemacht hat, würde in Erstaunen setzen, wenn Oskar Blumenthal nicht schon vor ihm bewiesen hätte, daß dieser Sprung für Leute, denen ein praktischer Sinn für das Geschäftliche im Blut liegt, nicht gerade ein halsbrechendes Kunststück ist. Und Otto Brahm hat schon heute gezeigt, daß er vor seinem kühnen Vorbilde Oskar Blumenthal etwas voraus und mit seinem Vorgänger Adolf L'Arronge etwas gemeinsam hat, — etwas auch für den Leiter einer Privatbühne sehr Wünschenswertes, nämlich künstlerischen Ernst und künstlerische Gewissenhaftigkeit. Die schließen sicher den Mißerfolg im einzelnen nicht aus, wie ja auch L'Arronges Direktionsführung nicht eine Kette ununterbrochener Erfolge gewesen ist, aber sie bieten doch eine Gewähr dafür, daß das Deutsche Theater seine erste Stellung unter den Berliner Privattheatern auch in Zukunft behaupten wird. Wenn ich vorhin betont habe, daß Otto Brahm zu den Leuten gehört, denen ein praktischer Sinn für das Geschäftliche angeboren ist, so hat es mir ganz fern gelegen, diesen Sinn dem Leiter einer Privatbühne als einen Vorwurf anzurechnen. Im Gegenteil, er ist für ihn ein ganz unbedingtes Erfordernis, und das Publikum mutet einem Theaterdirektor zu viel zu, wenn es ihm in erster Linie die Aufgabe stellt, seine Bühne zu einem Erziehungsinstitut für das Volk zu machen. Wer lediglich diesem Ideal nachjagte, der würde sich die Füße schnell wund laufen, selbst wenn ihm eine hohe Subvention den Weg ebnete. Denn nicht immer verbindet sich der Kassenerfolg dem für kindlich-naive Gemüter Wirksamen, wie das bei Humperdincks Märchenspiel „Hänsel und Gretel" der Fall ist.

Die Leser nehmen es mir ja nicht mehr übel, wenn ich den allgemeinen Geschmack ab und zu nicht ganz zu teilen vermag, und wenn mich dieser allgemeine Geschmack in Erstaunen versetzt. Hätte das Humperdincksche Märchenspiel einem kleinen Kreise von Musikfreunden und Verehrern des in gutem Sinne und auf künstlerische Höhe gestellten Kindlichen ganz ausnehmend gefallen, so würde mich das gar nicht

Gernand phot.

B. v. Mayburg.

wunder nehmen. Aber wenn hunderttausend Leute von ganz anderer Konstitution plötzlich in uneingeschränktes Entzücken über diese Oper geraten, so scheint mir doch die Augenblickslaune oder die Mode stark beteiligt zu sein. Was mich anbetrifft, so würde ich einem nachmaligen Anhören dieses Märchenspiels ein paar der Taubertschen Kinderlieder, — oder auch der Humperdinckschen, nachdem sie aus dem Rahmen der Oper losgelöst sind — im Konzertsaal oder auch im Salon von einer nicht dramatischen Sängerin vorgetragen, vorziehen. Und das, trotzdem das „Gretel" im Berliner Opernhause von Fräulein Dietrich in einer Weise dargestellt und gesungen wird, die nicht nur in jeder Beziehung vollendet, sondern auch von entzückender Liebenswürdigkeit ist. Den „Hänsel" des Fräulein Rathhauser kann ich mir frischer und knabenhafter vorstellen, und als Knusperhexe habe ich leider Frau Götze nicht gesehen, die dieser Rolle sicher mehr abgewinnen wird als Fräulein Pohl, die mehr chargiert als charakterisiert. In den anderen Rollen war das Märchenspiel dem Range des Opernhauses entsprechend besetzt, und die Ausstattung war nicht nur stimmungsvoll märchenhaft, sondern bot in der Schlußscene des zweiten Bildes dem für Theatereffekte besonders Empfänglichen auch eine sehr schöne Erdenfahrt himmlischer Schutzengel. Und doch habe ich mich des Gefühls nicht erwehren können, daß Humperdinck zwar ein sehr liebenswürdiges, vielleicht auch sehr gutgeschultes — ich bin zu wenig musikalisch gebildet, um diese Frage entscheiden oder von ihrer Bejahung beeinflußt werden zu können — aber auch sehr engbegrenztes Talent hat, und daß der anspruchsvolle Rahmen, in dem sich dieses Talent hier giebt, ihm nicht gerade zum Vorteil gereicht. Sehr hübsch, aber auch sehr lang, um nicht zu sagen, ein bißchen langweilig — das ist der Eindruck, den mir „Hänsel und Gretel" gemacht hat, trotzdem das Märchenspiel nicht einmal einen ganzen Theaterabend beansprucht, sondern noch Zeit für eine andere Oper oder ein Ballett läßt. Mir war das letztere beschieden, — seit vielen Jahren wieder das erste, das ich im Opernhause gesehen habe. Es bot mir eine angenehme und eine unangenehme Überraschung, nämlich Fräulein bell' Era in allem Zauber unveränderter Jugendlichkeit, bezaubernder Anmut und — keine Überraschung — in den traditionellen Balletröckchen von luftigster Gaze; die übrigen Damen dagegen in faltigen Beinkleidern, die bis dicht über das Knie reichen und in ihrem Schnitt stark an das Kostüm einer Pariser Radfahrerin erinnern. Diese Wandlung der Königlich preußischen Ballettmode mag schon einige Jahre zurückreichen, eifrigere Ballettbesucher, als ich seit Jahren bin, mögen sich an sie gewöhnt haben, — mir war sie eine unangenehme Überraschung. Nicht daß ich das halbe Dutzend aufgeplätteter Gazeröckchen jemals für außergewöhnlich geschmackvoll oder für unzertrennlich von einer künstlerischen Ausübung des Tanzes gehalten hätte. Aber für die Technik unserer Berufstänzerinnen, die ganz darauf gerichtet ist, in dem Zuschauer den Eindruck des leichten und freien Schwebens zu erwecken, und die alles Charakteristische und alle natürliche Anmut zu Gunsten dieses künstlichen Eindrucks verzerrt oder wenigstens in zweite Linie stellt, war dieses Kostüm das entsprechendste. Wollte man das Kostüm ändern, so mußte man auch den Stil und die Technik des Tanzes ändern. Meinetwegen mochte man den Tänzerinnen lange Gewänder bis auf die Fußspitzen geben, wenn man ihre Tanzbewegungen diesen Gewändern anpaßte, — aber weite Kniehosen unter einem knielangen Faltenrock und die alten Lustsprünge, das giebt eine künstlerische Disharmonie. Möglich, daß die Damen sich weniger leicht erkälten als früher; das wäre der einzige Vorteil, den ich der neuen Mode absehen kann. Aber diese Vorsorge scheint mir bei der traditionellen Langlebigkeit der Ballerinen das gebotene Maß zu überschreiten.

Ein gleiches Kassenstück wie die Königliche Oper in Humperdincks Märchenspiel hat das Königliche Schauspielhaus in dem Lustspiel „Wie die Alten sungen" von Karl Niemann gefunden, ein aus vielen Gründen, wohlverdienter Erfolg. Dem Kostümlustspiel kommt die Neigung des Publikums entgegen, auf der Bühne einmal andere Menschen zu sehen wie diejenigen, die ihm täglich begegnen. War der historische Stoff, den Karl Niemann bearbeitet hat, — eine Familiengeschichte des herzoglichen Hauses Anhalt-Dessau — auch den meisten fremd und ist er auch an sich unbedeutend, so ließ der Umstand, daß sie den alten Dessauer und seine allen bekannte Annalise als Brautvater und Brautmutter darin sahen, die Zuschauer sich schnell zurechtfinden, und das Gepolter des alten Haudegens sorgte dafür, daß die selbst zur Zeit des Geschehnisses nur für Dessau-Stadt und -Land wichtige Episode wie ein historisches Ereignis erschien. Die unwillkürlich jedem aufsteigende Erinnerung an das alte, unverwüstliche Lustspiel „Annalise" von Herrsch war dem Werke Niemanns nicht schädlich, wie sonst solche aufsteigende Erinnerungen zu sein pflegen, sondern außerordentlich nützlich. Dazu kamen die Vorzüge des Stückes an sich, — sehr gute Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten, außerordentlich bühnenwirksame Scenen, und ein gesunder bis ans Derbe streifender Humor. Um das aber vorauszunehmen, — das Stück hätte ein ganz Teil schwächer sein können, als es in Wirklichkeit ist, die „furchtbar nette" Anna Schramm würde ihm doch den Erfolg gesichert haben. Sie war wirklich wieder „furchtbar nett" wie in ihren jüngsten Tagen, trotzdem sie längst kein junges Mädchen mehr ist, sondern eine ältere Frau, und trotzdem sie eine alte Hökerin spielte, deren gutes Herz von einer rauhen Außenseite stark umpanzert ist. Frau Schramm nimmt mir den Gefühlsausbruch hoffentlich nicht übel, — sie ist „zum Küssen" in dieser Rolle, und in anderen übrigens auch. Es kann ja ein Handkuß sein, wenn sich die Gelegenheit mal bieten sollte. Das Lustspiel schildert die Vorgänge, die zu der Eheschließung des ältesten Sohnes des alten Dessauers und der Annalise, des Erbprinzen Gustav, mit einer

Löwenkopf. Nach dem Ölgemälde von Carl Rungius.

Bürgerstochter Sophia Herre führten. Die Ehe wurde schließlich von den Eltern des Erbprinzen sanktioniert, die Kinder aber nicht für successionsfähig anerkannt. Der alte Dessauer konzedierte also doch seinem Sohne nicht ganz dieselben Rechte, die er sich selbst erstritten hatte. Vielleicht würde der Erbprinz die Successionsfähigkeit seiner Kinder doch durchgesetzt haben, wenn er den Vater überlebt hätte. Aber er starb vor ihm, und die von ihm begründete Zweiglinie der Grafen von Anhalt hat auch nicht lange geblüht. Die eigentlichen Hauptpersonen, Erbprinz Gustav und Sophia Herre, treten schon in der Niemannschen Bearbeitung des Stoffes stark zurück, und sie wurden noch uninteressanter durch die gänzlich verfehlte Besetzung der ersten Rolle in der Aufführung am Königlichen Schauspielhause. Herr Matkowsky gab den Erbprinzen, und ich werde später Gelegenheit haben, auf die unglückliche Verwendung zurückzukommen, die dieser Künstler von nicht unberechtigtem Ruf am Schauspielhause findet. Den alten Dessauer — übrigens in der Niemannschen Auffassung, die aber überzeugend wirkt, ein ganz schrecklicher Tyrann, wenn auch in Westentaschenformat — gibt Herr Molenar, der lange in Dessau engagiert gewesen ist, ohne dort Gelegenheit gehabt zu haben, Tyrannen zu studieren, sehr reselut; Frau Kahle die Annalise mit sympathischer Liebenswürdigkeit, die es dem Zuschauer ganz erklärlich macht, daß der alte Wüterich in ihren Händen immer noch Wachs ist, trotzdem sie nicht mehr über den Reiz erster Jugend verfügt, der ihn einst umstrickte. Die berechtigte und schließlich siegreiche Opposition in Gestalt des Vaters Herre vertrat Herr Kahle mit Würde und starkbetontem Bürgerstolz, und Herr Vollmer macht aus dem Großvater Herre, dem ausgleichenden Princip, ein kleines Kabinettstück, trotzdem die Greisenrolle seinem eigentlichen Fach wie seinem Temperament recht fern liegt. Als guter Engel des Stückes aber, falls es einen solchen nötig gehabt hätte, thronte auf dem Dessauer Markt unter dem roten Familienregenschirm inmitten von Obstkörben Anna Schramm, jede Bewegung, jeder Ton die echte Hölersche, aber auch ein Vollblutweib, das selbst den alten Dessauer nicht fürchtet, — und die Vollblutkünstlerin, die, sobald sie auf der Bühne steht, mit jedem Blutstropfen und jedem Nerv in ihrer Rolle aufgeht. Von allen Mitspielenden waren ihr nur Frau Kahle und Herr Vollmer ebenbürtig, so tüchtig auch das Stück bis in die zahlreichen kleineren Rollen gespielt wurde.

Daß das Schauspielhaus das klassische Repertoire mehr pflegt als das moderne, mag vielen modernen Bühnenschriftstellern recht unbequem sein, bleibt aber trotzdem nicht nur höchst lobenswert, sondern auch aus vielen Gründen erklärlich. Und wenn die Leitung manchmal vorsichtiger als gerade nötig Gründe für die Ablehnung eines Stückes findet, die kein anderer Mensch aufzufinden vermöchte, so ist das auch nicht zu verwundern. Denn Menschen, die sich immer bewußt bleiben müssen, daß sie Rücksichten zu nehmen haben, nehmen sie schließlich noch mehr, als absolut notwendig wäre. Man ist da naturgemäß häufig anderer Ansicht als die Verantwortlichen, und ich z. B. würde mehr Bedenken gehabt haben, eine Figur wie die des alten Dessauers in dem Niemannschen Stück, dieses fürstlichen Vergewaltigers aller Menschenwürde, auf eine Hofbühne zu stellen, als die Hauptmannschen „Weber," arme, halbverhungerte, gebeugte Kerle, die von ganz gemein menschlicher Habgier vergewaltigt werden. Aber das ist eine Zwischenbemerkung, die ich vorläufig zu entschuldigen bitte. Ich wollte von dem klassischen Repertoire des Schauspielhauses sprechen, das in dieser Spielzeit um einen Molièreabend bereichert worden ist: „Die Schule der Frauen" und „Der Geizige" in Fuldascher Uebersetzung, die ersten in außerordentlich flüssigen Versen. Die erstere auch in einer im wesentlichsten ganz hervorragenden Darstellung, denn Herr Vollmar als Arnalph und Fräulein von Mayburg als Agnes sind bewundernswert. Im „Geizigen" spielt Herr Grube den Harpagon, und er spielt ihn ganz mit dem Verstande und ganz und gar nicht aus der Empfindung heraus. Ich bin der Überzeugung, daß dem Schauspieler in jeder Rolle die Empfindung notwendiger ist als der Verstand, so ketzerisch das klingen mag in einer Zeit, in der Schauspieler und Schauspielerinnen sich mit Vorliebe darüber interviewen lassen, auf welchem verzwickten Wege sie zu der Auffassung ihrer Rollen gelangen. Aber gerade der unverstandene und unverständliche, aber um so hochtrabendere Blödsinn, der als Frucht dieser Interviews an die Öffentlichkeit gelangt, läßt mich an meiner Überzeugung festhalten. Und noch etwas anderes: Was der Schauspieler aus seiner Empfindung gibt — es mag manchmal noch so falsch sein — reißt den Zuschauer hin; was er aus seinem Verstande gibt, und es mag noch so korrekt sein, läßt ihn kühl. Und ein drittes: Sobald der Verstand des Schauspielers und der Verstand des Zuschauers verschiedene Wege gehen, nimmt sich der letztere das Recht, recht zu haben, und er versagt fortan die Gefolgschaft. Ich glaube in der That, daß der lediglich aus dem Verstande heraus schaffende Künstler sehr häufig unrecht hat. Ein Beispiel: Herr Grube trägt als „Harpagan" einen kolossalen Brillantring am Finger, der sofort in die Augen fällt und über den der „denkende" Zuschauer sich stark und mit Recht verwundert. Denn Harpagon macht mit diesem Ringe am Finger seinem Sohne Cleant Vorwürfe über das tote Kapital, das der letztere in Kleidung und Schmuck an sich trägt. Nun kommt Harpagons erste Scene mit Frosine — Anna Schramm, als ob sie ihr Lebenlang nichts anderes wie Molière gespielt hätte — und Frosine läßt sich Harpagons Hand geben, um ihm daraus zu wahrsagen. Grube-Harpagan spielt diese Scene mit dem Rücken nach dem Publikum, zieht sich hinter dem Rücken vorsichtig mit der Linken den Brillantring von der Rechten und gibt dann erst die ringlose Hand an Frosine. Durch das Parquet aber geht ein Zischeln derjenigen, die diese Art von ausgeklügelten Effekten noch bewundern: „Hast du auch gesehen, wie er erst den Ring abzog?" Natürlich hab' ich's gesehen,

Domke phot.

Gerhart Hauptmann.

leider. Denn wenn mir der an Harpagan an und für sich unverständliche kastbare Ring nicht schon vorher aufgefallen wäre, so hätte ich ihn jetzt sehen und gleichzeitig mir sagen müssen, daß der Verstandeskünstler einer rein äußerlichen Wirkung zuliebe gegen den Geist der Rolle gesündigt hat. Solcher Art ist der Harpogon des Herrn Grube oder ist vielmehr Herr Grube als Horpagan, denn man kammt nicht einen Augenblick dazu, den Künstler über seinem Kunstwerk, den Darsteller über dem von ihm dargestellten Charakter zu vergessen. Empfindlicher aber nach wie als Schouspieler — Herr Grube bleibt interessant, auch wenn er nicht fortreißt — hat er mich an diesem Abend und auch in der Aufführung des Niemannschen Lustspiels als Oberregisseur gekränkt. Da spielte in der „Schule der Frauen" Herr Matkowsky — der Erbprinz Gustav in „Wie die Alten sungen" — den jugendlichen Liebhaber Horace, und im „Geizigen" Frau Conrad Harpagans Tachter Elise, eine jugendliche Liebhaberin, um die Rolle fachgemäß zu bezeichnen. Der Oberregisseur Grube mag gemeint haben, zwei berühmte Namen auf dem Zettel „ziehen". Frau Conrod spielte mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit, aber auch ohne alle Wirkung, kaum daß sie überhaupt wiederzuerkennen war. Denn diese urwüchsige Natur verfiel einer Aufgabe gegenüber, die ganz seitab von ihrer Beanlagung liegt, in Gespreiztheit und Langweiligkeit. Und Herr Matkowsky spielte den Horace und den Erbprinzen Gustav ohne alle Gewissenhaftigkeit, als ob er sich nicht nur über beide Rollen, sondern auch über dos Publikum lustig machen wollte. Den ersten noch dazu in einer gänzlich unmotivierten Auffassung als einen jungen und faden Gecken, von dem Molière auch nicht einen Ton in die Rolle hineingelegt hat. Horare steht als unerfahrene, leichtsinnige und demnach siegreiche Jugend dem erfahrenen, überklug und übervorsichtig gewordenen Alter — in Arnalph verkörpert — gegenüber, aber absolut nicht als junger Geck dem alten Gecken. Herr Grube sollte sich davor hüten, Künstler um ihrer Berühmtheit willen an Plötze zu stellen, auf denen ihr Ruhm gefährdet wird. Das ist ein Unrecht an dem Stück, an den Künstlern, die spielen dürfen — und wahrscheinlich kurzsichtig genug sind, um auch gern zu spielen — und an *den* Künstlern, die auf diese Weise um eine Ralle kommen. Denn es ist keine Frage, daß mindestens ein halbes Dutzend Schauspieler und Schauspielerinnen des Schauspielhauses in diesen Rallen besser am Platz gewesen wären als Herr Matkowsky und Frau Conrad.

Der interessanteste Abend aber dieser Saison — er wird es sicher bleiben, trotzdem der Winter kaum begonnen hat — ist nicht in den Königlichen, sondern im Deutschen Theater zu suchen. Ich habe vorher angedeutet, daß ich als Leiter einer Hofbühne mich mehr besonnen haben würde, Niemanns „Wie die Alten sungen" als *Gerhart Hauptmanns „Weber"* auf die Scene zu bringen. Möglich, daß mir diese Probe meiner Unfähigkeit zu solchem Amt umgehend das Genick gebrachen hätte — die Kühnheit, mich als Haftheaterintendanten zu denken, ist vielleicht schon strafwürdig — aber gute Gründe hätte ich dafür gehabt. Ich nehme an, wenn ich Haftheaterintendant wäre, daß ich einem Fürsten diente, der großdenkend, wahlmeinend und menschlichen Regungen zugänglich ist. Da hätte ich mir dann gesagt, diesem hohen Herrn kann es nicht angenehm sein, den alten Dessauer, einen um seiner militärischen Eigenschaften willen mit Recht van der Geschichte gefeierten Helden, als Herrscher so engherzig, gewaltthätig, kleinlich und brutal zu sehen, wie er hier auf die Bühne gestellt wird. Zugegeben, daß alle diese Eigenschosten in der lustspielmäßigen Behandlung weniger abstoßend wirken, aber vorhanden sind sie ohne Zweifel. Und ich hätte vielleicht gefolgert: Das ist nichts für eine Hofbühne, das kannst du in Ruhe den Privattheatern überlassen, und ich wäre mir in dieser persönlichen und selbstverständlichen Rücksichtnahme für dos mögliche Empfinden meines hohen Herrn keineswegs wie eine Hofschranze unterster Ordnung vorgekommen. Anders dagegen Hauptmanns „Weber": Da hätte ich mir gesagt, du hast Gelegenheit, dem Herrscher eine Welt zu zeigen, die er nicht kennt, Laster und Tugenden, die ganz menschlich sind und ihm doch immer fremd bleiben müssen, weil er sie selbst nicht empfinden und nicht ausüben kann. Das Laster: die schrankenloseste Gewinnsucht, die Gier des Gelderwerbs, die den Nebenmenschen zum Sklaven macht, die ihn ausnutzt bis aufs Blut, die ihn höhnt, wenn er um Brot bettelt, und die feige das Weite sucht, wenn in dem von ihm mißhandelten Ebenbilde Gottes die Bestie erwacht und funkelnden Auges ihm an die Kehle springt.

Digitized by Google

Dieſes niedrige Laſter kann ein Fürſt nicht kennen, denn es iſt keine Verſuchung für ihn, aus Schweiß und Blut der Menſchen armſelige Groſchen zu prägen. Und die Tugenden: Die Arbeit im Schweiße des Angeſichts bis zur letzten Drangabe aller Kräfte; die Genügſamkeit in ihrer erhabenſten und die Entbehrungsfähigkeit in ihrer rührendſten Geſtalt; das Mitleid mit den Leidenden bei Menſchen, die ſelber bemitleidenswert ſind; die Achtung vor der Autorität, den unzerſtörbaren Glauben an die Güte Gottes und noch einige Tugenden, die wie die beiden letzten, auch an den Stufen des Thrones und auf den Thronen ſelbſt gefunden werden. Die erſten drei, das ſind menſchliche Tugenden, aber es brauchen nicht fürſtliche Tugenden zu ſein, und ein Fürſt hat wenig Gelegenheit, ſie zu beobachten. Denn was ihm vor Augen kommt, iſt wohlgenährt und ſauber gekleidet, — es iſt die Tugend der Geſättigten, alſo eine Tugend anderer Art als die obengeſchilderte. Zeige das dem hohen Herrn, hätte ich mir geſagt — ich bin nämlich immer noch Hoftheaterintendant — er ſieht im Spiegel der Bühne einen Ausſchnitt des Lebens, den er ſonſt nicht Gelegenheit hat, kennen zu lernen, er erfährt, daß er in den Armſten einen Schatz von Treue und Ergebenheit heben kann, wenn er nur will, und er erfährt, daß ſeine Ungnade manchem gebührt, dem bisher ſeine Gnade geleuchtet hat, — er wird dir dankbar ſein. Das wären meine Gründe geweſen, wenn ich als Hoftheaterintendant dem Niemannſchen Luſtſpiel die mir unterſtellte Hofbühne verſagt und dem Hauptmannſchen Schauſpiel die Thüre weit geöffnet hätte. An ſich gute Gründe, das wird mir jeder Leſer zugeſtehen. Aber ich höre mir den Einwurf machen, daß ich von einer ganz falſchen Vorausſetzung ausgehe, daß ich etwas hineinlege in das Hauptmannſche Stück, was gar nicht darin liegt. Denn Hauptmanns „Weber“ ſeien ja „bekanntlich“ ein Revolutionsſtück, zuerſt polizeilich verboten und bei ihrer erſten Aufführung im Deutſchen Theater von ſo aufreizender Wirkung, daß im Publikum „beinahe“ ein Tumult ausgebrochen wäre. Das polizeiliche Verbot muß ich zugeben, denn es iſt ein Faktum. Aber warum ſoll die Polizei nicht einmal ſich im Irrtum befinden? Das ſpricht weder gegen ſie noch gegen die Nützlichkeit und Notwendigkeit ihrer Befugniſſe. Im übrigen aber bleibe ich dabei, daß ich nicht etwas in das Hauptmannſche Stück hineinempfinde, was der Dichter nicht hineingelegt hat. Wenn Angſtmeier und agents provocateurs es anders verſtanden haben, wie ich es verſtehe, und wenn ſie es gewaltſam in den Streit des Tages gezerrt haben, ſo iſt das ihre Sache. Und wenn, wie ich in einer Berliner Zeitung geleſen habe, bei der erſten Aufführung der „Weber“ ſich wirklich auf der Galerie eine gewiſſe Erregung bemerkbar gemacht haben ſollte — ich glaube nicht recht daran, da dem Bericht, in dem ich es geleſen habe, die Senſationsmache gar zu deutlich an der Stirne ſtand — ſo iſt es mir ebenſowenig zweifelhaft, daß dieſe die Handlung begleitenden tumultuariſchen Zwiſchenrufe von Leuten ausgingen, die mit der Abſicht in das

Pflaum & Co. phot.

Rudolf Rittner.

Theater gekommen waren, Skandal zu machen. Denn die „Weber“ ſind nicht ein aufreizendes, ſondern ein die Seele in ihren Tiefen erſchütterndes Stück. Ein Stück, in dem auch nicht die kleinſte revolutionäre Ader iſt, das man mit viel mehr Recht ein monarchiſches als ein antimonarchiſches nennen kann, in dem weder Freiheit noch Gleichheit, noch ein ähnliches Schlagwort der Revolution gepredigt wird. Man müßte dann ſchon daran Anſtoß nehmen, daß einer der ſchleſiſchen Weber ſeinen hungernden Kollegen den Vorſchlag macht, eine Deputation zum König nach Potsdam zu ſenden, und daß ihm erwidert wird, daß nütze ja doch nichts, der König könne doch nicht helfen. So empfindlich bin ich nicht, denn ich kann darin keinen Angriff gegen das Königtum ſehen. Die „Weber“ ſind in ihrer Tendenz nur aggreſſiv gegen kapitaliſtiſche Ausbeutung, aber ſie ſind Sr. Majeſtät getreueſte Unterthanen. Und auch das iſt noch zu viel geſagt, ſie ſcheinen aggreſſiv gegen kapitaliſtiſche Ausbeutung, weil Habgier und Gewinnſucht, gegen die ſie revolutionieren, ſich in der Figur eines geſchäftlichen Ausbeuters verkörpern. Stellt man ſich auf den Standpunkt derjenigen, denen Hauptmanns Stück als ein — je nach ihrem Standpunkt willkommenes oder unwillkommenes — Agitationsmittel in dem Streit des Tages erſchien, ſo ſetzt das voraus, daß man in jedem deutſchen Geſchäftsmann einen Blutſauger in der Art des Hauptmannſchen Fabrikanten Dreißiger ſieht. Damit thut man den deutſchen Fabrikanten Unrecht; aber man würde ihnen eine ganz unberechtigte Ausnahmeſtellung zuweiſen, wollte man einem Dichter das Recht nehmen, Habgier und Gewinnſucht in der Figur eines Fabrikanten auf die Bühne zu bringen. Hier iſt's nicht 'mal ein zeitgenöſſiſcher, ſondern die Handlung des

Digitized by Google

Stückes datiert fünfzig Jahre zurück. Sie spielt in den vierziger Jahren und fußt in ihren Einzelheiten auf aktenmäßig beglaubigten Thatsachen. Der erstere Umstand ist auch ganz unberechtigterweise zu einer Agitation gegen das Stück benutzt worden, — man hat den Fabrikantensturm der schlesischen Weber einen Barläufer der achtundvierziger Revolution genannt. Das ist geradezu lächerlich. Die achtundvierziger Revolution inspirierte der „Bourgeois" mit akademischer Bildung, der die Republik an Stelle des Königtums setzen wollte; die Weberrevolte hatte überhaupt keinen politischen Hintergrund, sondern war lediglich ein gewaltsamer Ausbruch der Verzweiflung Halbverhungerter. Als nichts anderes hat sie Gerhart Hauptmann geschildert. Wer dem Dichter verwehren will, im Spiegel seiner Dichtung Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu reflektieren, der will

Baruch phot.

E. Reicher.

ihn überhaupt nicht. Und für solche Menschen schreiben Dichter auch nicht, — für deren geistige Bedürfnisse ist durch höchst verdienstvolle Fabrikantenware von Julius Wolff, Nataly von Eschstruth, Hugo Lubliner und hundert anderen Firmen ausreichend gesorgt. Hat man aber das Werk eines Dichters vor sich, so soll man es als eine Welt für sich betrachten und nicht aus dem Zufall, der es in einer von Streit erfüllten Zeit erscheinen ließ, die Berechtigung schöpfen, die Dichtung selbst als ein Streitmittel anzusehen. Wer unbefangen Hauptmanns „Weber" auf sich wirken läßt, der empfindet sie nicht als eine Aufforderung zum Kampf, sondern als eine Mahnung, die Versöhnung predigt. Ich urteile und kann nur urteilen nach dem Eindruck, den ich von der Aufführung der „Weber" im Deutschen Theater empfangen habe, denn ich lese keine Dramen. Möglich also, daß in der Buchausgabe einzelne Wendungen enthalten sind, die die Stellung der Zensur dem Werk gegenüber erklärlich machen. Ich erwähne das nur, um von vornherein einer etwaigen Opposition derjenigen Leser vorzubeugen, die das Schauspiel nur als Buchdrama kennen. Es gibt aber sicher wenige Schauspiele, die so ganz und gar nicht Buchdramen sind wie Hauptmanns „Weber." Schon der Personenreichtum bringt den Leser in Verwirrung, und die stärkste Phantasie kann den unmittelbaren Eindruck nicht ersetzen, den die Darstellung hervorruft, eine bis ins kleinste vollendete Darstellung, die das Schauspiel am Deutschen Theater findet. Irgend einen der Darsteller hervorheben, hieße den übrigen Unrecht thun, nicht etwa, weil sie alle gleich große Talente sind, sondern weil sie, ob sie kleine oder große Rollen spielten, alle in einem Gesamtton zusammentrafen, der auf das Natürliche gestimmt war. Und diesen einheitlichen Ton einer Aufführung, der das Charakteristische der Direktion L'Arronge war, schon jetzt hergestellt zu haben, ist ein Kunststück des neuen Direktors Brahm, das ihm wenige Theaterdirektoren nachmachen werden. Nur Rudolf Rittner will ich nennen, den Darsteller des Moritz Jäger, weil er diesen „Hauptrevolutionär" und ganz prächtigen Kerl — ich kann mir nicht helfen, wenn ich solche Revolutionäre sehe, wie diesen Moritz Jäger, so stehe ich zu ihnen und gegen diejenigen, die aus dem kostbaren Material einen „Revolutionär" gemacht haben — weil er diesen Menschen nicht nur spielte, sondern weil er der wirklich war, ganz in demselben Sinne, wie Anna Schramm die Hökerin Hanne ist, solange sie auf der Bühne steht.

Dieselbe einheitliche Stimmung zeigte die Aufführung von Fuldas „Kameraden" im Deutschen Theater, ein Lustspiel, das mit zahmer Satire sich gegen die „Moderne" wendet. Es wurde mit Beifall aufgenommen, scheint sich aber nicht lange gehalten zu haben, was die Zahmheit der Satire begreiflich macht. Ich habe trotzdem in der Premiere einen diebischen Spaß gehabt, wie ich ihn immer habe, wenn ich Menschen, die nur einen Götzen haben, den Erfolg, plötzlich alle anderen Götzen verbrennen sehe, zu denen sie vordem um Erfolg gebetet haben, ohne erhört zu werden. Hier schürten sowohl das Premierenpublikum, das sich plötzlich von der „Moderne" abwandte, wie Otto Brahm, der das ganze Programm über den Haufen warf, mit dem er das Theater übernommen hatte, wie Ludwig Fulda, der plötzlich die Frau in der Gestalt des Hausmütterchens verehrte, das lustige Feuer. Am eifrigsten aber zeigte sich Emanuel Reicher, der sich einst als Recitator vor den Karren der „Moderne" spannte. Er war ganz der Dichter der „Sensationen," nur Rock, Hose und Weste saß ihm nach anderem Modell. Und in diesem Zeichen siegte er und mit ihm das Stück, und der verbrannte Götze hat ihm sicher nicht eine Stunde lang Unruhe bereitet. Wahrscheinlich, daß er und alle die andern heute schon an einem neuen schnitzen.

Im Lessingtheater war Sudermanns „Schmetterlingsschlacht" das mit viel

Digitized by Google

Reklame vorbereitete, mit Spannung erwortete und ſchließlich ziemlich unbefriedigende Ereignis. Schwer zu erklären, woron der Mißerfolg log. An Fräulein Jenny Groß nicht, die Oskar Blumenthol ja beſtändig in den Vordergrund ſeiner Bühne ſtellt, trotzdem ihr Talent ſie niemols berechtigt hat, erſte Rollen zu ſpielen. Das Pubtikum iſt an dieſe Geſchmocklosigkeit bereits ſo gewöhnt, daß es ſie wie etwos Selbſtverſtändliches hinnimmt. An der Darſtellung überhaupt nicht, denn die wor auch, wie alle Vorſtellungen im Leſſingtheater, vortrefflich in den meiſten Einzelleiſtungen, ober auch unousgeglichen. Frau von Pöllnitz, Rosa Retty, Guthery, Schönfeld, Souer, — louter Künſtler erſten Ronges. Aber jeder von ihnen ſpielt nicht nur ſeine Rolle, ſondern auch ſeinen Stil, ſein Tempo und ſeine Stimme — wenn der eine ſpricht, muß ſich dos Publikum für taub halten, ſpricht der ondere, gewinnt das Publikum den Eindruck, ols ob der Künſtler es für taub halte. Aber ouch doran hat ſich das Publikum des Leſſingtheaters gewöhnt, da ihm niemols etwas anderes dort geboten worden iſt. Alſo am Stück. Und doch ouch wieder nicht, denn das hot neben manchen Schwächen den ondern Sudermonnſchen Schlagern gegenüber auch wieder monche Vorzüge, die in den ſorgfältig und ſein gearbeiteten Einzelſcenen ſtecken. Bleibt nur Sudermonn ſelbſt. Was er dem Publikum bot, war nichts anderes, ols wos er dem Publikum ſchon dreimot geboten hat, natürlich nicht in der Fabet des Stücks, ſondern in dem Geiſt des Stücks. Und das Publikum hotte vielleicht erwartet, der Dromotiker Sudermann werde ſich in derſelben Weiſe entwickeln, wie ſich ous dem Verfaſſer der ſchön gemachten aber ganz nichtigen Novellen „Im Zwielicht“ der Verfoſſer der „Frau Sorge“ und des „Kotzenſteg“ entwickelt hot. Dieſe Entwickelung blieb Sudermonn ſchuldig, und vielleicht ſchmeckte desholb der neue Aufguß ſchlechter als die olten, trotzdem er ſich von den olten nicht viel unterſchied.

Doß Oskor Blumenthol mit dem Berliner Theater auch ſeines Vorgängers Bornoy Rezept übernehmen würde, wor onzunehmen, da dieſes Rezept ſich bewährt hotte. Die Rechnung ſtimmt nur in zwei Punkten nicht: Blumenthal iſt weder ein beliebter Darſteller, wie ſein Vorgänger, noch ein routinierter Regiſſeur, wie der. Dem erſteren hot er durch das Engogement einiger hervorragender Künſtler, unter anderem Sommerſtorff und Frau Geßner, obzuhelfen verſucht. Aber den Regiſſeur ſcheint er ſich ſparen zu wollen. Eine Vorſtellung von Fitgers „Hexe,“ die ich dort geſehen, litt empfindlich unter dieſem Mangel. Dos wor, ols ob die Meininger niemols exiſtiert hätten. Und Frau Geßner, die immer eine Neigung gehobt hat, zu viel zu geben, wenn die Rolle nicht ſtatuoriſche Ruhe von ihr verlongt, gloubte ols „Almuth“ die Wände niederſchreien und Bäume ousreißen zu müſſen. Blieben Fröulein Butze ols Tholeo und Herr Sommerſtorff ols Edzord, immerhin die Träger der Hauptrollen, beide vortrefflich, wenn auch die erſtere nicht gonz in ihrer eigentlichen Sphäre. Dos iſt zu wenig und konn die Direktion Bornay, für die ich keineswegs ſchwärme, weil ſie lediglich ouf den äußeren Effekt hinorbeitete, nicht vergeſſen machen.

Schaarwächter phot.

Luiſe von Poellnitz.

Kyparissos.

Roman von

Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Jetzt aber beim Anblick Phaios, die mit so kindlicher Offenheit ausströmte, was sie im Herzen trug, ward die gewaltsam ertötete Leidenschaft in Telesilla wieder lebendig. Dies Püppchen also mit den geängstigten Augen war die Beneidenswerte, die Teukros ihr vorzog! An diesen Lippen hatte sein Mund sich festgesaugt, während die ihren vor heimlicher Inbrunst verschmachteten! Und sie, die stolze, die bewunderte Troerin, die alles zu ihren Füßen sah, was auf dieser heißblütigen Insel Sehnsucht und Liebe empfand, — sie, die Erbin Helenas, überlebte es, daß ein Mann sie schnöde verwarf und ihr hohnsprach, nur weil er in diese armselige, unbedeutende Phaio vernarrt war! Unerhört, beim Gürtel der Liebesgöttin! Telesilla hätte die Kränkung vielleicht minder qualvoll empfunden, wäre Teukros ein frauenfeindlicher Thor gewesen nach Art des Adonis: hier aber gab es kein Wort der Beschönigung, keinen Schimmer des Trostes!

Als Phaio geendigt hatte, war Telesilla vollständig Herr ihrer Gemütsbewegung. Eine dumpfe Genugthuung quoll in ihr auf. Die Rache bot sich ihr dar, wie von selbst: sie brauchte nur zuzugreifen.

Sie gab der flehentlich aufschauenden Phaio die Hand.

„Beruhige dich!“ sagte sie mit erlogener Freundlichkeit. „Die Unterredung mit Kepheus soll dir heute noch werden. Du hast wohl gethan, dich an mich zu wenden. Ich gelte etwas bei dem Erlauchten, — kraft meines Wissens und meiner Welterfahrung! Vielleicht in der dritten Nachmittagsstunde! Ich gebe dir Nachricht . . .“

„Du bist ebenso gut als schön,“ stammelte Phaio. „Ich begreife nicht recht . . “

„Was?“ lächelte Telesilla, als Phaio errötend abbrach.

„Daß manche — wie soll ich mich ausdrücken? . . . Leute sogar, denen ich Klugheit und Gerechtigkeit zutraue . . .“

„Mich verleumden?“ ergänzte die Troerin. „Du Arglose! Weißt du noch nicht, daß menschliche Mißgunst selbst die Poeten an Erfindungsgabe verdunkelt? Und daß in den höchsten Wipfeln der Sturm am wildesten tobt? Ich stehe dem Thron so nahe; der Herrscher, der ja die gleiche Unbill erfährt und ebenso fürstlich darüber lächelt als ich, schenkt dem Zethonios und mir ein unbegrenztes Vertrauen: wie sollte da nicht die Gemeinheit aufbellen und die Bosheit ihr Gift verspritzen?“

Sie sprach das mit einer theatralischen Hoheit, die nur ein Kenner als unecht durchschaut hätte.

Phaio war hingerissen.

„Du siehst mich beschämt bis in das Herz hinein! Ich bekenne dir, Telesilla . . . Wahrlich, nichts auf der Welt liegt mir ferner, als unlauterem Zischeln das Ohr zu leihen. Dennoch: zuweilen dringt es zu uns heran . . . Hier gelobe ich dir: von jetzt ab sollst du keine getreuere Freundin haben als mich und keine, die aus so

freudigem Herzen deine Verteidigung führt! Ein Irrtum oder das thörichte Nachschwatzen halb verstandener Geschichten ... Ach, verzeih mir!"

Telesilla, ungerührt von der Vertrauensseligkeit dieses jungfräulich reinen Gemüts, fühlte nur eins: die Freude der Schlange, die wahrnimmt, daß ihr der arme, gelähmte Vogel nicht mehr entrinnen kann. Sie versetzte mit großartiger Einfachheit:

„Wohl! Deine Freundschaft, Phaio, nehme ich an; deine Verteidigung brauche ich nicht!"

„Um so mehr ich die deine! Ich will sagen: die Fürsprache am Throne des Kepheus! Ach, Telesilla, wenn du nun gehst und mir's auswirkst, daß der Fürst mich empfängt: laß doch zugleich ein Wort mit unterfließen, das mir die Bahn ebnet! Ich hoffe auf dich! In deine Hände befehl' ich mein Schicksal!"

Die Troerin wandte sich ab. Sie wollte den Zug boshaften Triumphes verbergen, der ihr unwillkürlich um den halbgeöffneten Mund spielte. Dann sagte sie volltönig:

„Sei getrost, Phaio! Ich werde die Sache bei Kepheus vorbringen und alles in die rechte Beleuchtung setzen!"

Noch einmal inbrünstig dankend und der vermeintlichen Retterin Hände und Wangen küssend, nahm Phaio Abschied.

Harma, die während der ganzen Zeit an der nächsten Säule gelehnt und nicht eine Silbe gesprochen hatte, seufzte beim Verlassen des Hauses schwer auf.

Sechzehntes Kapitel.

Kaum war die Sänfte der Phaio im Gewühl der Hauptstraße verschwunden, als Telesilla den Weg nach dem Fürstenpalast einschlug.

Kepheus hatte soeben von Skylax, dem Staatsrichter, über die Vorkommnisse der letzten Nacht einen genauen Bericht erhalten. Er schäumte vor Wut — und Furcht. Teukros, der den Pelias versteckt hatte, lag ihm noch quälender auf dem Gemüt, als dieser trotzige Greis selbst. Über die wahre Gesinnung des Pelias hatte er nie Zweifel gehegt: daß aber Teukros, der ihm bis dahin so harmlos erschienen war und so vollständig ungefährlich, dem er sogar ein gewisses Vertrauen geschenkt hatte, — daß auch der wider ihn aufstand und so gleichsam nachträglich an der Revolution des Nedymnos teilnahm, das erschütterte seinen Glauben von Grund aus. Wen sollte er künftig noch als verläßlichen Bürger betrachten, nachdem dieser Mann der Sternkunde, der sich von allem, was Staatsangelegenheiten hieß, grundsätzlich fern hielt, so unverhofft als Mitverschworener des Priesters entlarvt worden war!

Je mehr sich Kepheus in diese Betrachtung vertiefte, um so wilder ergriff ihn eine fast grausende Angst vor den verborgenen Mächten, die selbst da gegen ihn wühlten und wirkten, wo er sich ihrer ganz und gar nicht versehn konnte. Die Versicherung des Teukros, er habe von der Bestattung des Leichnams keine Ahnung gehabt, als er den Pelias versteckte, hielt der Tyrannos für unwahr. Alles vielmehr schien ihm dafür zu sprechen, daß Teukros nur deshalb gerade in dieser Nacht auf dem Turme verweilt habe, um den Verbrecher nach vollendeter That bei sich aufzunehmen. Das Ganze war ein schlau abgekartetes Spiel, das auch geglückt wäre, hätte nicht Tiridates dem Adlerblick seines Rhadios mehr getraut, als dem komödienhaften Gebaren des Edelings.

Dazu kam nun die seltsame Unglücksbotschaft aus Pogla. Fischer und Landleute, die sich sonst um die Ereignisse in der Hauptstadt wenig zu kümmern pflegten, hatten sich aufgebäumt wider die „Gottlosigkeit," die dem Toten das Grab verweigerte. Die Verbrennung des Wachthauses war das Symptom eines tiefgehenden religiösen Ingrimms, der seine Spitze gegen den grausamen Erlaß des Fürsten richtete. Das Wachthaus mit seiner kleinen Besatzung verkörperte für Pogla die Gewaltherrschaft des Kepheus und seiner Thraker ... Nun war es emporgelodert, und die Bevölkerung, die sonst in stiller Harmlosigkeit ihrem Berufe lebte, hatte beim Züngeln des Brandes die rebellischen Worte gejubelt: Das ist der Holzstoß für den toten Nedymnos! Und als die Söldlinge nun die lautesten dieser Schreier festnehmen wollten, da gab es ein fürchterliches Getümmel, das mit der Niederlage und Entwaffnung der Thraker endigte

und die Ertränkung zweier Kriegsknechte zum Nachspiel hatte. Zethonios war ja nun freilich selbst hinübergesprengt und würde mit seinen fünfzig Mann der Bewegung bald Herr werden: aber die Thatsache blieb, daß sich der Poglische Pöbel unmittelbar nach der Niederwerfung des großen Aufstandes offen empört hatte, — und die furchtlose Frechheit dieser Empörung schürte den Argwohn des Fürsten ebenso machtvoll an, wie der Trotz des Poseidonspriesters und die Mitschuld des Teukros. Alles um ihn her schien jetzt zu wanken; von rechts und links standen ihm Gegner auf; heute war es der still in sich gekehrte Forscher und drüben das scheinbar so friedliche Nest; morgen vielleicht ein thrakischer Unterfeldherr und die gebändigte Hauptstadt selbst, die ja schon Pfeile für ihn mit Gift bestrichen und sie im Angesicht seiner Zwingburg auf ihn abgeschnellt hatte!

Es wäre für Telesilla ein Leichtes gewesen, die Glut dieses Argwohns und dieser wühlenden Angst, wenn nicht zu löschen, so doch erheblich abzudämpfen. Nie stand Kepheus rückhaltloser unter dem Bann ihres Einflusses, als wenn er feindselige Strömungen witterte. Sie hatte ihm einmal in überschwänglichem Selbstgefühl zugeraunt, solange ihr Blick zärtlich über ihm wache, werde kein Gott und kein Dämon ihm jemals die andrische Krone entreißen. Es war überhaupt ein sonderbares Gemisch von unterwürfiger Hingebung und beschirmender Größe, was sie ihm gegenüber ausspielte; halb schien sie die liebende Sklavin, halb die wohlmeinende Pallas, die ihren Schützling wohlbehalten durch alle Schrecknisse führt. Oft schon war es ihrem verständigen Zuspruch geglückt, den Sturm zu beschwichtigen und das versinsterte Antlitz des Selbstherrschers aufzuhellen. Heute indes, da Kepheus ihr voll Ingrimm sein Leid klagte, zog sie die Brauen hoch, wiegte bedenklich den Kopf und gab ihm vollständig Recht.

Zunächst sprach sie von Pogla. Sie faßte den Zwischenfall ganz außerordentlich ernst auf. Pogla war überhaupt viel zu großmütig und vertrauensselig behandelt worden. Damals die Landung der Aufrührer hätte nicht so ungehemmt stattfinden können, wenn nicht ein Teil der Bevölkerung, vorab die Schiffsleute und Fischer, mit den Rebellen gemeinsame Sache gemacht hätten. Es war ein Fehler, die schwache Besatzung nicht sofort nach Heimkehr der Truppen wieder ergänzt zu haben. In Pogla wühlten verborgene Sendlinge einer ausländischen Macht — vermutlich des Hekataios von Kythnos — deren Spuren man auch anderwärts vielfach wahrnahm. Sie hielt sich fest überzeugt, daß jener unselige Pfeilschuß die Frucht solcher heimtückischen Umtriebe sei: die noch immer nicht ganz zerschmetterte Rebellion gehe auf diesem dunklen Gebiet Hand in Hand mit den Fremdlingen.

Hiernach wandte sich Telesilla zur Hauptsache.

Teukros — darüber konnte kein Zweifel sein — zählte zu jenen Staatsfeinden, die bei Tag friedlich den Acker bauen und bei Nacht zu dem Schwert greifen. Wie beklagte sie ihren erlauchten Gebieter, daß ihm gleich nach dem ruhmvollen Siege von Gaurion diese Enttäuschung erwuchs. Sie selbst hatte dem blassen, verschlossenen Edelling nie recht getraut, zumal seine Freundschaft mit Pelias verdächtig schien: Kepheus jedoch war von der Gutgesinntheit des Mannes so ganz durchdrungen gewesen, daß die Enthüllung der letzten Nacht auf ihn wirken mußte, wie ein Faustschlag in das Gesicht eines Schlummernden.

Mit der ganzen Geschmeidigkeit der Asiatin fuhr sie nun fort, den Stachel, der in der Seele des Fürsten saß, tiefer und tiefer zu bohren. Telesilla verstand es, im Nachsatze das zu empfehlen, was sie im Vordersatz wiederriet. Sie sprach von der Milde als einer der vornehmsten Herrschertugenden, fand jedoch unschwer den Uebergang zu den vernichtenden Grundsätzen, die sie ihm früher gepredigt, zu der Behauptung: nur der Schrecken, den er verbreite, biete ihm rechte Gewähr für seine Sicherheit. Dann sprach sie ihm endlich auch von dem Wunsche der Phaio. Was blieb zu thun? Er mußte die schuldlose Frau des Verbrechers wohl anhören, wenn er dem Volk zeigen wollte, daß jedermann bei dem Staatsoberhaupte zum Wort komme. Huldvoll und sanft in der Form, streng in der Sache, — das war ja von Anbeginn seine Richtschnur gewesen! So bat sie ihn

Bildnis eines Cavaliers. Handzeichnung von J. B. Greuze im Louvre zu Paris.
(Nach einer Aufnahme von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.)

Digitized by Google

denn um ein Ja, das ihm natürlich in keiner Beziehung die rächenden Hände band.

Er hatte ihr schweigend zugehört. Nun hob er sich aus dem Sessel und schritt hastig und aufgeregt durch das stille Museion.

„Es sei!“ rief er nach langem Besinnen. „Es sei, — obgleich es mir widerstrebt, eine Bittstellerin zu empfangen, nur um sie abzuweisen. Aber vielleicht erfährt man so etwas Genaueres über den Sachverhalt — mehr, als demnächst die Staatsrichter bei der Verhandlung herausfragen.“

Telesilla nagte ein wenig die Lippen. Es widerstrebte ihm! Er war also doch im Grunde seines Herzens ein Schwächling, dieser Gewaltherrscher, vor dem alles auf Andros erzitterte! Was sich da in ihm regte, war das ganz gewöhnliche Mitleid des Alltagsmenschen! Und wenn nun die mundwinkelzuckende, händeringende Phaio heraukam, dann würde er ihrem Ansturm vielleicht erliegen und dem Teukros die Möglichkeit geben, sein berauschendes Eheglück an der Seite des Püppchens ungekränkt weiterzuspinnen.

„Noch eins!“ begann sie nach kurzer Pause. „Willst du mir eine große Gunst erweisen?“

„Wem lieber als dir?“

„So gib den Befehl, daß man die Wachposten der Marmareia verdoppelt!“

„Weshalb?“

„Ich weiß nicht ... Es liegt auf mir wie ein beklemmendes Vorgefühl ...“

„Das ist die Folge der jüngsten Ereignisse. Mir selbst ergeht's ja nicht besser. Wo alles zu wanken scheint ...“

„Nein, verzeih', das ist mehr! Ich kenne die Warnungen meines Daimonions ... Deutlich vernahm ich vor Sonnenaufgang die Stimme des Unsichtbaren ... Und ich sah im Traum eine Landschaft, öde und leer wie die Ufer des Styx ...“

Sie hatte sich hoch aufgerichtet. Die sonst so flammenden Augen blickten verschleiert; der schöne Mund schloß sich mit einem schmerzlichen Seufzer.

„Und dann,“ fuhr sie dringlicher fort, als Kepheus noch immer schwieg, „dann hab' ich auch manches mit leiblichen Ohren vernommen, was mir die Kehle schnürt ... Gestern zu später Stunde ging ich den Hafen entlang, unerkannt, im faltigen Mantel. Es würde mir schwer fallen, dir genau zu berichten, was ich erlauscht habe ... Die Lastträger, die freien Matrosen ... Zeus mag wissen, wer die Gemüter so tückisch in Brand gesetzt ... Ich fürchte ja nicht, Ähnliches möchte sich hier wiederholen, wie drüben in Pogla: aber mir graut vor dem feigen Verrat und der schleichenden Hinterlist. Höre mich also! Wenn ich im Ernst deine Freundin bin, so verstärke die Wachposten! Nimm diese Last mir vom Herzen, die mich zu Boden drückt!“

Kepheus lehnte zwar diese Forderung ab, denn der Palast war ohnedies mehr als genügend besetzt. Aber die Troerin, die sich in Klagen über den Mißerfolg ihrer zärtlichsten Bitten erging, hatte gleichwohl den Zweck der Komödie erreicht: die argwöhnische Angst des Bethörten hatte erneute Nahrung empfangen und würde sich unter dem Eindruck des Halbdunkels, in das sie ihre Befürchtung gekleidet, bis zur Krankhaftigkeit steigern.

Telesilla entfernte sich. Bei dem Gedanken, wie sich das alles nun abspielen würde, empfand sie ein grausenhaftes Triumphgefühl. Hastig, als könne sie ihren Sieg noch versäumen, schritt sie über die großen Basaltplatten der Dionysosstraße, unbekümmert um die zahllosen Blicke der Neugier und der Bewunderung, die ihr von allen Seiten her folgten. Sogar den Geleitssklaven fiel diese ungewohnte Gleichgiltigkeit auf.

Daheim angelangt, ging sie in ihr blaugrün verhangenes Domation, wo sie zu rasten pflegte, wenn sie sich von dem Geräusch der Außenwelt möglichst absondern wollte. Schwere, schalldämpfende Teppiche überkleideten hier die Wände, den Fußboden und die silberbeschlagene Doppelthür. Ein muschelförmiges Ruhebett, mit zwei Purpurschnüren am Deckengebälk aufgehängt, lud zu weltvergessener Träumerei ein. Im Hintergrund stand ein halbrundes Gestell aus duftigem Sandelholz mit etlichen Bücherkästen; daneben ein Schreibtisch.

Telesilla rieb sich die Hände, wie ein Phönizier, der ein gutes Geschäft gemacht. Zum erstenmale in ihrem Leben fand sie es überflüssig, die pfiffige Myrtion in ihre Geheimnisse einzuweihen. Vielleicht schämte sie sich. Und nun trat sie zum Schreibtisch, nahm aus der Elfenbeinkapsel ein

Stück hellrotes Nilpapier und schrieb der unglücklichen Phaio ein paar nichtswürdige Zeilen. Mit schlauer Doppelzüngigkeit wog sie jedes Wort gleißnerisch ab ... Sie versprach nichts, aber sie gab flüchtige Andeutungen, aus denen Phaio nach allem, was Telesilla ihr mündlich gesagt hatte, die Zweifellosigkeit eines Erfolges herauslesen mußte.

Nachdem sie den Brief einem verläßlichen Sklaven zur Besorgung anvertraut hatte, warf sie sich in die schaukelnde Muschel, faltete mit einem boshaften Lächeln die Hände über der Brust und schloß behaglich die Augen. Schicksal, gehe nun deinen Gang!

Zwei Stunden hiernach stand Phaio vor dem Gewaltherrscher.

Die Erwartung der Troerin, der Fürst werde nunmehr gegen jede Anwandlung des Erbarmens gefeit sein, ging durchaus in Erfüllung. Phaio selbst trug zu dieser Erfüllung bei: denn sie bat nicht nur für ihren Gemahl, sondern auch für den Poseidonspriester, dessen tollkühne That sie mit aller Beredtsamkeit zu entschuldigen suchte.

Starr vor Entsetzen lauschte sie der kalthöflichen Phrase, die ihre Hoffnung zertrümmerte. Noch ein letzter Versuch, ein Stammeln, ein Händeringen: dann begriff sie, daß hier alles verloren war. Kepheus, der Mann der Willkür, verschanzte sich hinter den Wall des Gesetzes: er, dem nichts heilig und unverletzlich war, behauptete, in den Gang der Verhandlung nicht eingreifen zu dürfen!

„Schon morgen," so schloß der Fürst, „werden die zwei Verbrecher von den Staatsrichtern abgeurteilt. Wenn Umstände vorliegen, die etwa zu Gunsten des Teukros sprechen, wird man die nach Gebühr ins Licht stellen. Du selbst, Phaio, bleibst hier als Zeugin wertlos. Übrigens deutet die Thatsache, daß dein Gemahl im Begriff stand, den Pelias ins Haus zu führen, mit großer Bestimmtheit auf deine Mitwisserschaft. Sei daher vollauf zufrieden, wenn du persönlich in dieser peinlichen Sache nicht weiter behelligt wirst!"

Phaio war nahe daran, dem Fürsten ein Wort der tiefsten Erbitterung ins Antlitz zu schleudern. Sie wollte ihm zurufen: „Ja, Despot, du hast recht! Ich war Mitwisserin! Den Trotz des Poseidonspriesters schätze ich ebenso hoch, wie die Rebellion des Nedymnos! Ich hasse dich als den Todfeind meiner geliebten Vaterstadt! So, und nun laß deine Söldlinge antreten! Morde auch mich, wie du den Teukros morden willst und den Pelias!"

In der That, was galt ihr dies elende Leben ohne den vergötterten Mann, dem sie zu eigen gehörte? Aber um seinetwillen mußte sie ihre Verzweiflung zurückdämmen und ausharren und kämpfen bis zum letzten Moment ...

So unterdrückte sie denn die zornsprühende Rede, die ihr das Herz zwar erleichtert, aber ihr Schicksal — und hiermit auch das des Teukros — für immer besiegelt hätte, senkte das Haupt und verließ thränenschwer das Museion ...

„Nach der Wohnung des Kyparissos!" sagte sie zu den Sklaven.

Das Tragbett mit dem purpurgestickten Baldachin setzte sich in Bewegung. Harma, die während der kurzen Abwesenheit Phaios den Sitz nicht verlassen hatte, hörte am Klang dieser heimlich bebenden Stimme, daß der Versuch gescheitert war. Sie schien kaum überrascht. Auch fragte sie nicht. Als dann die Herrin nach einiger Zeit verstört zu ihr aufsah, beugte sie ihr blasses Gesicht wehmütig lächelnd über die Hand Phaios und drückte einen langen, brünstigen Kuß darauf.

Kyparissos war vor einer Stunde vielleicht aus der Ringschule heimgekehrt, wo er zu baden und jene leiblichen Übungen zu betreiben pflegte, die in Griechenland für den Freigeborenen unerläßlich erschienen. Das Mißgeschick, das so unverhofft über Teukros und Pelias, den alten Freund beider Familien, hereingebrochen, raubte ihm zwar das letzte Behagen an dem lauten Lärm der Palaistra, die er ja ohnedies mehr aus Gewohnheit und Pflichtgefühl, denn aus Neigung besuchte: aber er hatte es doch für zweckmäßig gehalten, grad' heute nicht fern zu bleiben, um nicht den Eindruck zu machen, als dünke die Sache des Teukros ihm gar zu verzweifelt. Den Fragen einiger Edellinge war er mit gut gespielter Gleichmütigkeit ausgewichen: ein Irrtum, ein schwer begreifliches Mißverständnis, das sich in kürzester Frist aufklären müsse ...

Jetzt saß er in seinem Arbeitszimmer

traurig und trübselig auf dem Polster eines asiatischen Ruhebetts und stützte den Kopf in die Hand. Er trug einen krokusfarbigen Ärmel-Chiton, der auf der Brust klaffte. Rechts am Boden, wo sich ein Bärenfell schwarz und hellbraun über den babylonischen Teppich spreitete, lagen die gelbschnürigen Flachsandalen. Das Haar hing ihm verwirrt über die narbengeschmückte Stirn. Er sah aus wie ein todmüder Mensch, der nach langer geistiger Überanstrengung seufzend in sich zusammengesunken ist.

Als der Sklave ihm den Besuch der Phaio anmeldete, goß sich über das Antlitz des Kyparissos tiefdunkele Glut. Er strich sich das Haar zurück, schlüpfte in die Sandalen und ließ sich ein helles Himation reichen. Dann ging er hinaus in die Aule, wo Phaio leichenblaß auf ihn wartete.

„Kyparissos," stammelte sie, die Hände erhebend, „ich flüchte zu dir! Uns hilft kein unsterblicher Gott mehr, wenn du nicht hilfst!"

„Ich hab' es geahnt!" versetzte er kummervoll. „O, und wie schmerzlich, daß ich mit Aufbietung all meiner Kräfte kein Mittel weiß ..."

„Sage das nicht, wenn du Erbarmen fühlst! Du bist sein Freund, Kyparissos! Er liebt dich von ganzem Herzen! Darfst du ihn mutlos im Stich lassen?"

Kyparissos senkte den Kopf. Schweigend schob er ihr einen Stuhl heran.

„Nicht doch!" bat sie mit einem Blick auf das Arbeitsgemach. „Dort in dem Zimmer laß uns beraten oder irgendwo sonst hinter verschlossener Thür! Im Peristylion hier fürcht' ich die Sklaven."

„Meine Diener sind treu wie Gold! Aber du hast ja recht ... Niemand braucht Zeuge zu sein, wenn wir ein großes Unglück besprechen ..."

„Nur meine Harma darf teilnehmen ..."

So traten sie in den prunkvoll ausgestatteten Raum, zwischen die Kostbarkeiten und Merkwürdigkeiten, die Kyparissos von seinen Irrfahrten heimgebracht, zwischen die prachtvollen Bücherkästen und Schreibtische und die teppich-umkleideten schwellenden Ottomanen.

Phaio setzte sich neben den Hausherrn aufs Ruhebett und ergriff seine Hand, wie der Ertrinkende sich an das rettende Boot klammert. Atemlos erzählte sie ihre Enttäuschung. Sie flehte ihn um ein tröstendes Wort, um einen einzigen ruhig-klaren Gedanken an, der Licht brächte in die Nacht ihrer Verzweiflung.

Kyparissos war wie betäubt. „Glückseliger Teukros!" klang es ihm durch die Seele. Und gleich darnach: „Armer, verlorener Kyparissos!" Nur einen einzigen Tag hätte er diese himmlische Frau weltvergessen an seiner Brust halten, nur einen einzigen Tag so hingebungsvoll und sehnsüchtig von ihr geliebt sein mögen!

Bei all' seiner wühlenden Aufregung zwang er sich zu verständigem Reden.

Skylax, der älteste Staatsrichter, war ein Verwandter von ihm; ein weitläufiger zwar, mit dem er kaum jemals in Beziehung getreten; aber was greift der hilflose Mensch nicht auf, wenn ihn die Not stachelt! Skylax war vielleicht der Vernunft und der Milde, vielleicht auch der Bestechung nicht unzugänglich. Schlau und vorsichtig mußte die Sache betrieben werden: aber es galt den Versuch.

Und dann: Zethonios! Die gleißende Troerin hatte ein doppeltes Spiel gespielt: dafür kannte man sie. Ihr Gemahl jedoch, wie dies ja Kyparissos in seinem Briefe schon angedeutet, würde sich wohl bereit finden lassen, für die Beschuldigten ein milderndes Wort einzulegen.

Kyparissos versprach, unverzüglich nach Pogla zu reiten und den Zethonios aufzusuchen. Noch vor Abend konnte er wieder zurück sein. Den Skylax traf man vielleicht in dem neuen Spielhaus am Hafen, wo neuerdings Wachtelkämpfe in Scene gingen, denen der alte Sonderling unerkannt beiwohnte. Jedenfalls durfte Phaio versichert sein, daß Kyparissos die kostbare Zeit ausnützen würde. Die sogenannte Gerechtigkeit des Gewaltherrschers war ja über Gebühr schnell; Kyparissos jedoch würde noch schneller sein. Sobald es anging, erhielt Phaio Nachricht.

Sie dankte ihm hastig. Noch hoffte sie nicht, — aus Furcht, sich von neuem getäuscht zu sehen. Aber daß überhaupt etwas geschah, daß man nicht thatenlos dem Gang des Verhängnisses zuschaute, das schon wirkte erlösend auf ihre Stimmung.

So trat sie den Heimweg an, während die Sklaven des Kyparissos die Pferde sattelten.

Siebzehntes Kapitel.

Voll herzklopfender Ungeduld, die eiskalten Hände starr ineinander gekrampft, schritt Phaio am folgenden Nachmittag hin und her über das Steingetäfel des zweithürigen Wohngemachs.

Kyparissos hatte ihr gestern abend vermeldet, daß Zethonios ihn freundlich empfangen und ihm ein Schreiben an Kepheus behändigt habe, dessen warm-eindringlicher Ton günstige Wirkung verheiße; und zwar um so mehr, als er dem Fürsten gleichzeitig mitteile, in Pogla sei die Ruhe vollständig wiederhergestellt. Auch bei dem Staatsrichter Skylax schien Kyparissos nicht ohne Erfolg thätig gewesen zu sein; die zweite Botschaft, die er in später Stunde noch sandte, sprach — vorsichtig zwar, doch aber deutlich genug — von der „anderen Begegnung", die ebenso glücklich geraten sei, wie die mit Zethonios.

Da sich nun kurz vor Mitternacht ein furchtbarer Sturm erhob, der die Meerflut bei herniederbrausenden Regengüssen wie toll auspeitschte, fühlte sich Phaio wie von einer plötzlichen Offenbarung durchglüht ... Der Erdumfasser Poseidon zürnte, daß sein begnadeter Priester in Ketten lag; dumpfgrollend wälzte er seine Brandungen wider die Zwingburg, — dem Pelias zum Trost, dem verstockten Gemüte des Kepheus zur Warnung ... Und Phaio hatte die Arme in heißem Gebet zu dem waltenden Gott erhoben, der alle Gelände mit dem weitrauschenden Mantel der See umschließt ... „Poseidon wird uns erretten!" schrie es in ihrer Brust; „Poseidon erbarmt sich seines mißhandelten Lieblings!"

Auch jetzt, wie sie, von bangster Unruhe verzehrt, durch ihr Gemach schritt, klang jenes Gebet in ihr nach. Draußen vom Hof her glänzte das Goldgelb der sinkenden Sonne; das Regengewölk hatte sich längst verflüchtigt; nur das Meer brandete noch in dumpfer Eintönigkeit ...

Von Zeit zu Zeit trat Phaio hinaus in die Aule, hob den Blick nach dem Dachrand empor und rief eine Frage hinauf. Wenn dann Harma die Achseln zuckte und ein bedauerndes Nein zur Antwort gab, schlich Phaio bang atmend zurück, und von neuem begann das rastlose Hin und Her von Mauer zu Mauer.

Heute sollten die Staatsrichter über Pelias und Teukros das Urteil fällen. Ein Gnadenakt konnte im besten Falle erst stattfinden, wenn die Verhandlung zu Ende war. Kyparissos, der früher als irgendwer sonst von dem Ergebnis erfahren würde, hatte der jungen Frau unverzügliche Nachricht versprochen. Jetzt, da sich der Tag neigte, mußte die Sitzung des Tribunals lange vorüber sein. Harma lugte seit mehr als zwei Stunden schon aus. Immer vergeblich. Und heißer und fieberner glühte der armen Phaio die Stirn, bis sie mit einem Mal taumelte. Angstvoll stöhnend sank sie in einen der kreuzfüßigen Sessel.

Da endlich scholl von der Dachbrüstung ein lautes „Er kommt!" herab. Phaio sprang auf. Gleich darauf trat die aschblonde Sklavin atemlos über die Schwelle.

„Er kommt!" wiederholte sie lebhaft. „Und zwar wie einer, der Gutes bringt! In vollem Galopp sprengt er daher! So reitet kein Unglücksbote!"

Die junge Frau preßte die Hand aufs Herz.

„Ach Harma!" seufzte sie grambewegt. „Mir ahnt das Entsetzlichste! Ich fühle es, wie das Verderben mir näher und näher rückt. Horch, nun pocht es schon an die Thüre! Das ist sein Schritt ... Ewige Götter, weshalb verlaßt ihr mich?"

Kyparissos kam über den Säulenhof. Draußen stampfte sein schaum-überdecktes Pferd, das einer der Sklaven am Zügel hielt. Er sah bleich und verstört aus; das weiße Himation war ihm unter dem stürmischen Ritt von der Schulter geglitten und schleifte am Boden.

Die Kammerfklavin ging auf ihn zu. Er dankte kaum ihrem Gruß. Mit unsicherem Schritt folgte er ihr nach dem Wohngemach.

„Laß uns allein!" winkte die junge Frau, kaum noch der Sprache mächtig.

Harma entfernte sich. Zögernd trat Kyparissos zu Phaio heran. Er streckte ihr schweigend die Hand entgegen. Jeder Blutstropfen wich ihr aus dem verzerrten Gesicht. Sie tastete ächzend nach einem Stützpunkt. Dann, sich gewaltsam aufrichtend, sprach sie mit hohler Stimme:

„Also verloren?“

„Phaio,“ stammelte Kyparissos, „gegen den Willen des Schicksals kann selbst ein unsterblicher Gott nicht ankämpfen! Zeus möge mich strafen, wenn ich nicht alle Beredsamkeit, alle Kraft meines Wollens und Könnens angestrengt habe bis zur Erschöpfung! Zethonios war denn auch vollständig für die Sache gewonnen ... Er hat persönlich mit dem Fürsten verhandelt; eigens deshalb kam er von Pogla herüber... Und Skylax, der Staatsrichter ... Fast die Hälfte meiner Besitztümer hab' ich ihm preisgegeben, — auf Grund eines Scheinvertrags, der ihn im Fall der Entdeckung von jedem Verdacht reinigt ...“

„Wie lautet das Urteil?“

„Liebste, teuerste Freundin!“ rief Kyparissos im Ton eines Schuldbeladnen. „Fasse dich doch! Ob Skylax in Wahrheit zu Gunsten des Teukros gesprochen hat, weiß ich nicht ... Jedenfalls haben die beiden Amtsgenossen ihn überstimmt, — und Kepheus, trotz der Bemühungen des Zethonios ...“

„Wie lautet das Urteil?“

„Phaio! Der Erlaß des Gewaltherrschers war unzweideutig ...“

„Also ... der Tod?“

Sie stand eine Weile bewegungslos. Nichts lebte an ihr, als die Augenlider, die unaufhörlich in leisen Zuckungen hin- und hergingen. Dann plötzlich glitt sie mit einem herzzerreißenden Aufschrei zu Boden. Ihr Antlitz drückte sich tief in die Sesselpolster.

„Verurteilt!“ kam es laut jammernd von ihren Lippen. „Teukros verurteilt! Heute noch atmet er, heute noch schlägt mir sein Herz — und morgen vielleicht ...“

Sie wand sich verzweiflungsvoll.

„Nicht morgen,“ flüsterte Kyparissos. „Erst mit kommendem Vollmond ...“

Verglasten Blickes schaute sie zu ihm auf.

„Im Zeustempel,“ fuhr er eintönig fort, „beginnt morgen die Jahresfeier ... Selbst Kepheus hält die drei Wochen heilig... Während der Festzeit herrscht allüberall Friede ... und ... du verstehst ...“

Phaio rührte sich nicht. Wie sie so dalag, den Oberkörper mit den entblößten Armen schlaff an den Sessel geschmiegt, die Hände im Schoß gefaltet, da schien sie dem tief erschütterten Kyparissos der Inbegriff trauernder Anmut und hilfloser Lieblichkeit. Er hätte sie an sich reißen, und ihr in überströmendem Schmerz zurufen mögen: 'Laß doch nicht ganz deine Seele im Gram vergehn! Hier atmet jemand, der da mit Freuden sein Herzblut dahingäbe, wenn er dich trösten könnte! Aber du siehst es nicht! Du lebst und webst nur in dem einen, der doch nun ewig für dich verloren ist!'

Ein langes, bängliches Schweigen. Man hörte vom Hof herüber das Rauschen der Baumwipfel und das Plätschern des Brunnens.

Plötzlich erhob sie sich. Nun stand sie vor ihm, unwankend und fest, wie aus Erz gegossen. Die Wangen, die bis dahin so bleich gewesen, färbten sich mit flammender Röte. In den Augensternen glomm eine seltsame Glut.

„Kyparissos,“ sprach sie mit sanfter Eindringlichkeit, „du wirst ihn befreien!“

Sie ergriff seine Hand.

„Nicht wahr, du Guter? Phaio fleht nicht vergebens, wenn sie sich an den edelsten, hochherzigsten Freund wendet?“

Kyparissos blickte ihr starr ins Gesicht. Bei dem weichen, fast zärtlichen Druck ihrer schlanken Finger ging es wie Feuer durch seine Adern. Himmelslust überströmte ihn — und gleichzeitig eine siedende Qual, in der sich alles vereinte, was er seit Monden um sie gelitten.

Noch immer hielt sie mit wachsender Innigkeit seine Rechte umklammert, ohne daß er ein Wort der Erwiderung gefunden. Auch sie sprach nicht mehr: sie hing nur schwer atmend an seinen Lippen, als müsse von dort ihr das ewige Licht oder die ewige Nacht kommen.

„Was soll ich dir sagen, Phaio?“ brach er dann endlich hervor. „Spottest du mein, — oder glaubst du, ich sei allmächtig?“

Sie blickte zu Boden.

„Kyparissos,“ begann sie zögernd, „hast du damals die Wahrheit geredet? Weißt du, in jener Abendstunde, als ich so ungestüm auf dich zürnte ...? Hast du mich wirklich ... so über die Maßen lieb ...?“

Er zitterte wie ein frierendes Kind.

„Antworte mir!“ bat sie verschämt.

„Das verbietet mein Eidschwur! Beim

Zeus Horkios hab' ich dir damals geloben müssen ..."

„Wohl! Aber ich löse den Schwur! Sprich ganz ohne Rückhalt! Sage mir, ob es die echte wahrhaftige Wahrheit oder nur ... Einbildung war?"

„Fragst du noch, Phaio? Nichts Echteres und Wahrhaftigeres hab' ich im Leben gefühlt!"

Ihr Antlitz brannte.

„Und weißt du auch noch, was du mir damals beteuert hast?"

„Jede Silbe!"

„Du sagtest," fuhr sie mit eigentümlicher Hast fort, „es gebe kein Leid in der Welt, das du um meinetwillen nicht freudig tragen würdest ... Aus Liebe zu mir könntest du in den Tod gehen! Damals grollte ich dir, — und nur auf dein inständiges Bitten vergab ich, was mich als Gattin des Teukros so schwer kränken mußte. Jetzt aber greife ich jenes Wort wieder auf. Ich will nun wissen: war das die überschwängliche Redensart eines Thoren, oder ... ist's mehr gewesen?"

„Mehr, beim allmächtigen Eros, mehr!"

„So beweise mir's denn! Ich flehe dich an, Kyparissos, bei allem, was heilig ist! Nicht in den Tod sollst du gehn: nur ins Ungewisse, in die Gefahr, die zur Rettung führt! Deine Liebe, die strafbar ist, wenn sie nicht selbstlos bleibt, — vermeng' sie mit deiner Freundschaft für Teukros! Zerbrich seine Fesseln! Gib mir ihn wieder, o gib mir ihn wieder!"

Kyparissos schaute sie an wie von Sinnen. Die Allgewalt ihres Zaubers war ihm nie deutlicher zum Bewußtsein gekommen. Sie selbst hatte jetzt die Erinnerung an jene Mondnacht heraufbeschworen, da er im Garten an ihrer Seite gewandelt, während sich Teukros bereits droben auf der Plattform des Turmes mit den Gestirnen beschäftigte. Leidenschaftliche Sehnsucht quoll in ihm auf — und mit der Sehnsucht die unsagbarste Bitternis. Welch' eine klägliche Rolle war ihm zu teil geworden, da Phaio ihm nur deshalb seine glutsprühenden Worte ins Gedächtnis zurückrief, um ihn zum Werkzeug ihrer Befreiungspläne zu machen! Und doch wieder: hatte sie nicht ein begründetes Recht auf ihn? Galt ihm die Freundschaft so gar nichts mehr, daß er der Gattin des Freundes zürnte, wenn sie in ihrer Todesnot zu ihm aufschrie? Oder war er schon heimlich mit dem Gedanken vertraut geworden: sein Unheil bedeutet vielleicht dein Glück ...?

Heiße Scham stieg in ihm auf, — und dennoch wand er sich unter dem Druck eines heftigen Widerstrebens.

„Willst du?" fragte sie angst-erfüllt. Und sie legte ihm beide Hände inbrünstig auf die Schultern und drängte ihr Antlitz so nah zu dem seinigen, daß er den Hauch ihres Atems spürte.

„Ja!" rief er mit Ungestüm. „Der Wille ist da! Nur zertrümmert der Wille nicht die Quadern der Zwingburg!"

„Warum nicht? Ein Held wie du, Kyparissos! Tapfer und klug und beharrlich! Ein zweiter Odysseus! Wiegle die Stadt auf! Trag' die Empörung in die Reihen der Söldlinge! ..."

„Du forderst Unmögliches! Jetzt, nach der Niederwerfung von Gaurion ..."

Da sank sie ihm jählings zu Füßen.

„Kyparissos!" schluchzte sie und umklammerte ihn mit zuckenden Armen. „Verlaß mich nicht in meiner grenzenlosen Verzweiflung! Du allein kannst mir noch helfen! Ich habe Vertrauen zu dir, als wärst du ein Gott! Bei allem, was du für mich empfunden hast — wenn du's empfunden: rette ihn, rette ihn!"

Sie schmiegte ihr thränenbeströmtes Gesicht wider sein Knie, so daß ihm das Blut aufkochte vor schauernder Seligkeit.

Er trat einen Schritt zurück.

„Ein herrliches Los," sprach er wie geistesabwesend. „Dazu bin ich dir gut ... In Todesgefahr soll ich mich stürzen, aussichtslos, ohne die mindeste Hoffnung! Und wenn es trotzdem gelingt? Gönnst du mir dann auch nur den Saum deines Kleides? Nein! Ich würde nach wie vor abseits stehn, die verzehrende Sehnsucht im Herzen, den ewigen Durst, der niemals gelöscht wird ..."

Er wandte sich ab. Es entstand eine Pause. Phaio hatte ihn langsam losgelassen. Nun griff sie wie irrsinnig in ihr welliges Haar. Die Bandverschnürung zerbarst: das reiche Gelock fiel ihr nach vorn über das Antlitz und schleifte am Boden.

Und wie sie nun endlich den Blick wieder hob, da war es, als ob sie tief in der Seele des Kyparissos zu lesen beginne,

— dämmernde Hoffnungen, die ſich in ihrer Herzloſigkeit nicht an das Licht des Tages hervorwagten, Träume von einer Zukunft, die ſich aufbaute auf dem Verderben des Teukros.

„Nein," dachte ſie heimlich erſchauernd, „du ſollſt nicht darüber im Zweifel ſein, wie unmöglich es iſt, den Verluſt eines ſolchen Gemahls je zu verſchmerzen!"

Es ſchwebte ihr ſchon ein Wort auf der Lippe, deſſen Schärfe den Kyparriſſos zerfleiſcht hätte. Dann aber ſah ſie ein, daß er bei alledem doch ihre letzte und einzige Hoffnung war. Sie durfte den Mann nicht beleidigen, dem ſie ſo Schwieriges und Gewaltiges abverlangte.

„Mein Freund," ſprach ſie mit großer Weichheit, „wie ſeltſam und ſonderbar! Du liebſt mich — und du willſt meinen Tod! Ja, Kyparriſſos! Denn glaube mir eins: erfüllt ſich das Schreckliche, ſtirbt mein Teukros, ſo werde ich auslöſchen wie ein Licht. Der Schmerz wird mich dahinraffen, eh' noch der neue Monat ins Land zieht!"

Kyparriſſos bebte an allen Gliedern. Dies alles ſchürte nur ſeine Leidenſchaft. Und nun reifte ihm ein Entſchluß, der längſt ſchon vorbereitet und durch zahlloſe Stunden der Selbſtbetrachtung genährt, nur auf den günſtigen Zeitpunkt gewartet zu haben ſchien, um ſich auszugeſtalten.

„Schweig!" rief er halb flehentlich, halb gebieteriſch. „Ich will es verſuchen ..."

Sie breitete mit einem ſeligen Aufſchrei die Arme aus. Kyparriſſos indeſſen verhielt ſich jetzt beinahe froſtig. Ein plötzliches Selbſtvertrauen war an die Stelle ſeiner bisherigen Zaghaftigkeit getreten, die Kühnheit des Seefahrers und des windſchnellen Reiters, für den es kein Hindernis gab. Seine Reichtümer fielen ihm ein und die Macht des Goldes, die ſich bei Skylax erprobt hatte und wohl auch bei den thrakiſchen Wachmannſchaften nicht völlig verſagen würde. Es ging freilich hier um den Kopf: wenn der Anſchlag mißlang, ſo würde ſich Kyparriſſos mit Pelias und Teukros in die Ehren des Blutgerüſts teilen können. Dafür aber ſollte der Lohn im Fall des Gelingens auch mit der Größe dieſer Gefahren im Einklang ſtehn.

„Danke mir einſtweilen noch nicht, Phaio!" ſagte er dumpf. „Es iſt eine ſchwere Bedingung dabei!"

„Sprich!"

„Eine Bedingung, die mein troſtloſes Elend in Wonne verwandeln, und — ich behaupte das kühn — auch dich mit der Zeit einem froheren Daſein zuführen ſoll, während Teukros ... Nun, er kann ja den Göttern danken, wenn ſie ihm überhaupt noch das Leben friſten ... Aber auch er wird nicht halb ſo ſchmerzlich unter dem Druck meiner Forderung leiden, als du im erſten Augenblick dir vielleicht einredeſt. Er hat ſeine Welt da droben, ſeine Unendlichkeit, die ihn ausfüllt ... Was du jetzt ſeine Liebe nennſt, iſt zum überwiegenden Teil Gewohnheit ..."

Verſtört blickte ſie zu ihm auf.

„Zittre nicht ſo bejammernswürdig!" raunte er ſtirnrunzelnd. „Du ahnſt, was ich will, und ſträubſt dich, weil du dein wahres Glück nicht erkennſt. Gleichviel! Das alles findet ſich ſchon. Höre denn alſo! Ich ſetze all' meine Kräfte, Gut und Blut und Freiheit und Leben daran, den Teukros zu retten! Ich verſtatte dir auch von dem Tag der Befreiung ab noch ein volles, unbeeinträchtigtes Jahr in ſeiner Gemeinſchaft, damit du nicht ſagen kannſt, ich hätte ihn nur aus dem Kerker geholt, um dich ihm wegzunehmen. Dann aber wirſt du zu ihm herantreten, ihm erklären, daß deine Liebe erloſchen iſt, und auf Grund dieſer Erklärung die Apopempſis verlangen. Er kann ſie dir nach dem Geſetz nicht verſagen. Und wenn euer Ehebündnis gelöſt iſt, dann wirſt du mein, Phaio, mein vor den Göttern und vor den Menſchen!"

„Elender!" ſtammelte Phaio entſetzt.

„Recht ſo! Lege dir keinerlei Zwang auf! Wirf mir Verrat, Feigheit, Niedertracht vor — was du begehrſt! Ich halte in Demut ſtill! Aber mein Wort bleibt geſprochen! Entweder — oder! Schwöre mir bei dem unſterblichen Rächer der Meineide, daß du nach Verlauf eines Jahres mir angehörſt, und ich rette den Teukros! Verweigre dich mir, und er ſtirbt!"

„Aus meinen Augen!"

„Phaio! Überlege dir's wohl! Ich gehe — auf Nimmerwiederkehr —, und wenn der Mond ſich gefüllt hat, blutet dein Teukros unter dem Beile des Henkers."

Sie wandte ſich ab.

Die Weltverbesserer. Nach dem Gemälde von E. Harburger.

„Verkenne mich nicht!“ fuhr er fort. „Nur die unermeßlichste Liebe drängt mich zu dieser scheinbaren Grausamkeit! Ich bin es müde, Tag für Tag in ewiger Qual zu verbringen! Und, Phaio, ich wiederhole es dir: so wenig mein sonstiger Wert an den des Teukros vielleicht heranreicht, so zuverlässig wirst auch du bei dem Tausch gewinnen! Teukros ahnt ja nicht, was er in dir besitzt! Du führst ein Dasein, wie die erbärmlichste deiner Sklavinnen! Lerne erst kennen, was ein Mann dir bedeutet, der dich auf Händen trägt, der jeden Atemzug mir dir teilt und alles Große und Herrliche doppelt genießt, weil du ihm zur Seite wandelst! Dann wird alles das hinter dir liegen, wie ein blasser, blutloser Traum! Du wirst einräumen: das echte, wahrhaftige Leben hat erst begonnen mit Kyparissos!“

„Laß mich!“ stöhnte sie, als er schwieg. „Lieber das Äußerste!“

„Wohlan! So gehab' dich wohl!“

Er schritt nach dem Ausgang.

„Kyparissos!“ rief sie in heller Todesangst.

„Du befiehlst?“

Aus seinen Mienen sprach eine Willensstarrheit, die sich durch keine Macht dieser Erde erschüttern ließ.

Fassungslos stierte Phaio ihn an. Das Wort erstarb ihr im Munde.

„Bis morgen hast du Bedenkzeit!“ sprach er mit erschreckender Frostigkeit. „Sobald du mich rufst, bin ich zur Stelle, um deinen Schwur in Empfang zu nehmen. Schickst du mir keine Botschaft, so verlass' ich nach Mittag die Insel, bis alles vorüber ist. Und nun: gib der Vernunft Raum, Phaio, und stoß' uns nicht alle unwiderruflich ins Elend!“

So überschritt er die Schwelle.

Achtzehntes Kapitel.

Phaio verbrachte eine entsetzliche Nacht. Das Bild des Blutgerüstes verfolgte sie wie ein Gespenst, und ebenso fürchterlich drohte der unerhörte Anspruch des Kyparissos. Beides war gleich unmöglich! Sie konnte den Abgott ihrer Liebe nicht sterben lassen, aber sie konnte auch nicht in die gräßliche Forderung seines Retters willigen. Das wäre Verrat gewesen und ehrlose Tücke; das hätte — von ihrem eignen Verderben abgesehen — dem Glücklich-Befreiten das Leben wertlos gemacht. Teukros verstand sie nicht, behauptete Kyparissos! Aber im Gegenteil! Er fühlte im tiefsten Grund seines Herzens, daß gerade sie die richtige Frau für ihn war! Eben weil er so abseits ging von den Pfaden der übrigen, brauchte er eine Gefährtin, die ihm frei und frank diese Eigenart gönnte, die nicht in kleinlicher Thorheit über Vernachlässigung klagte, wenn er für Augenblicke die Erde vergaß, um in den Himmel zu steigen. O, und er liebte sie! Das war nicht nur die Macht der Gewohnheit, sondern ein heißflutender Strom wirklicher Zuneigung . . .

Die Ampel im Thalamos brannte so bleich und so geisterhaft . . . Phaio saß aufrecht, den Oberkörper nach vorn übergebeugt, den fiebernden Kopf schwer auf die Hand gestützt. Sie mühte sich nun zum zwanzigstenmal, den Gang der Ereignisse, wie er sich abspielen konnte, wenn sie dem Kyparissos jenen schrecklichen Schwur leistete, ruhig zu überblicken. Kyparissos also würde die beiden Verurteilten mit Gewalt oder List, oder, wenn alles nicht half, mit babylonischer Zauberei aus der Zwingburg hervorholen . . . Man würde ins Ausland flüchten, etwa nach Tenos oder nach Attika . . . Die Henker des Kepheus hatten dann keine Macht mehr über die teuren Häupter . . . Jauchzendes Glück sprengte ihr fast die Brust, als sie so den Gedanken des Wiedersehns und der Freiheit ausdachte. Die Möglichkeit, daß der Versuch mißlingen könnte, fand nicht Raum in ihrer verzückten Seele. Und dann plötzlich schlug diese Stimmung wieder mit Allgewalt um. In grausamer Deutlichkeit trat ihr nun der Jammer vor Augen, der auf die Rettung folgen würde . . . Eine Leidenszeit ohnegleichen, ein trostloses Jahr der Lüge und der Verstellung, — und dann die Notwendigkeit, dem einzig geliebten Mann den Dolch der Verzweiflung und der Schmach in das Herz zu stoßen! Der Eid, beim Zeus Horkios geschworen, mußte gehalten werden: da gab es kein Ausweichen und kein Entrinnen!

Das Licht der Ampel ward mit jeder

Minute gespenstischer. Ein Hauch der Öde ging durch den vereinsamten Raum, ein seltsames Schwirren. Phaio glaubte das leise Dahinströmen der Zeit zu hören.

Dort auf dem Einfuß neben der Mauerblende stand die Metallschale mit den Lieblingsfrüchten ihres Gemahls, den rotgelben medischen Äpfeln. Wie oft hatte er einen von diesen Äpfeln mit ihr geteilt, wenn er zu später Stunde von seiner Sternwarte kam! Sie hatte dann meist schon lange in ruhigem Schlaf gelegen. Und während sie nun freudestrahlend zu ihm hinübersah, ging er wohl eine Weile noch auf und ab und plauderte in fröhlicher Harmlosigkeit oder erzählte ihr ernsthafte Dinge von seinen Forschungen. Wie glücklich war er und stolz, wenn sie ihm dann mühelos folgen konnte! Wenn sie verstand, was noch kein sterbliches Ohr gehört hatte! Und nun? Das alles lag ihr so fern, wie ein halb schon verlöschendes Bild aus den Tagen der Kindheit.

Dumpf atmend hielt sie den stieren Blick auf den Einfuß geheftet, bis ihr zuletzt das ganze Gemach in bleiernem Grau verschwamm, aus dem sich nur der mattblinkende Schein am Rand der Metallschale wie ein vereinzelter Stern abhob. Die Überreizung ihrer schauernden Nerven erreichte den Höhegrad. Von Zeit zu Zeit glaubte sie die Stimme des Kyparissos zu hören, der ihr sein furchtbares Entweder-Oder zuraunte nnd ihr bei allen Schrecknissen des Hades beteuerte, er werde ihr Wort halten. Dann, mit einem Mal, war ihr zu Sinne, als habe sie sein Verlangen endgiltig abgewiesen. Deutlich sah sie ihn, wie er sich kaltlächelnd zu seinem Leibsklaven wandte und den Befehl erteilte, alles zur Abfahrt zu rüsten ... Er wollte hinaus in die Fremde und nicht eher wieder heimkehren, bis sich das Schicksal vollendet hätte ... Und nun knarrte die Ankerwinde; die Ruderstangen hoben und senkten sich, und der einzige, der da noch helfen konnte, schwand ihr dahin wie ein Schatten ... Ja, dort stand er auf dem Verdeck des Zweireihers, ruhig und zielbewußt, und warf einen letzten Blick nach den Mauern der Zwingburg ... Sie beugte sich vor, sie streckte verzweifelnd die Arme aus: aber nun war es zu spät. Das Schiff glitt unaufhaltsam dahin, und die Segel versanken am Horizont, und sie kniete allein und verlassen auf den Steinblöcken des Hafendammes ...

Dies alles erlebte die unglückliche Frau so deutlich und greifbar, daß ihre Arme sich wirklich aufhoben und ihre Finger sich krallten, als könne sie den Enteilenden festhalten. Mit dem geängstigten Aufschrei „Ich träume!" fuhr sie empor. Und doch schlief sie nicht, sondern war sich vollkommen bewußt, sie kauere hier in dem einsamen Thalamos und starre hinüber nach dem fahl-blinkenden Punkt auf dem Rand der Metallschale.

Und das seltsame Schwirren und Rauschen um sie herum ward lauter und lebhafter. Es klang, als rede da jemand in weiter Ferne; als spreche ein unsichtbares Daimonion für die Zumutungen des Kyparissos. Starb Teukros, dann war alles nnd für immer vorbei. Im anderen Fall gönnte ihm doch das Schicksal noch eine glückliche Frist. Dies eine Jahr wenigstens konnte er freudig genießen, wenn Phaio die Kraft besaß, ihre Qual niederzukämpfen. Und dann: überschätzte sie nicht vielleicht doch ihre Unentbehrlichkeit? Ein Mann wie Teukros, ein Denker, ein Weltforscher besaß mächtige Hilfsquellen. Bei aller Zärtlichkeit seiner Liebe verwand er die Trennung am Ende doch leichter, als sie voraussetzte. Wenn sie jetzt zögerte, so geschah das vornehmlich aus Selbstsucht; sie sträubte sich gegen das Unabweisliche nicht um des Gatten willen, sondern um ihretwillen.

Und nun war es, als müsse sie in Gedanken auf diese Beschuldigung antworten. Die unsichtbare Stimme, die ihr das zuraunte, that ihr das grausamste Unrecht. Sie selbstsüchtig! Die Trennung, — ja! Auch dies furchtbare Opfer hätte sie bringen können für den Preis seiner Rettung. Alle Götter würde sie angefleht haben, daß sie ihm Frieden und Ruhe gäben und das Bild seiner trauernden Gattin austilgten aus dem Gedächtnis des Einsamen. Aber die Lebensgemeinschaft mit Kyparissos ...? Unmöglich! Und wenn das alles hundertmal nach dem Gesetz verlief, sie wäre niemals darüber hinausgekommen! Für sie blieb es demungeachtet ein schmählicher, unsühnbarer Treubruch, eine Entwürdigung ihrer selbst und des Gemahls, dem sie aus

Weibliche Büste. Von Carl Schlüter.

freier Wahl angehörte. Sie hätte dem Tag nicht mehr ins Antlitz blicken, sie hätte nicht leben können, wenn sie wie eine Sklavin, die den Besitzer wechselt, aus den Armen des Teukros hinübergeglitten wäre in die seines Freundes.

Jetzt hielt sie ihren Entschluß für unwiderruflich. Mochte geschehn, was da wollte: sie würde den Mut finden, dem Kyparissos ein zornsprühendes Nein zu antworten! O, wie sie den Mann haßte, der ihr bis jetzt als Freund so teuer gewesen! Aber er sollte sie kennen lernen. Die ganze Wucht ihrer Verachtung wollte sie ihm ins Gesicht schleudern; sie wollte ihm zurufen ...

In diesem Moment sah sie wieder die volksüberfüllte Agora, den Stahl des Henkers und die beiden geliebten Menschen, die ihr auf Erden am nächsten standen ... Der blut-überströmte Block warf grelle, rotflammende Lichter, — und alles, was ihr so unerschütterlich fest gedünkt, stürzte kläglich über den Haufen.

Mit Sonnenaufgang erhob sie sich, bleich, müde, an allen Gliedern zerschlagen. Sie hatte kein Auge geschlossen. Aber sie schien jetzt innerlich klar und beruhigt. Ein paarmal ging sie mit übereinander geschlagenen Armen durchs Zimmer. Dann rief sie nach Harma und ließ sich ankleiden.

Die schüchternen Fragen der blonden Sklavin beantwortete sie ausweichend. Wenn sich die Götter erbarmten, mochte wohl dem Äußersten vorgebeugt werden.

„Schone mich, Harma!“ fügte sie mattlächelnd hinzu. „Ich bin über die Maßen erschöpft.“

Sie ließ sich Wein bringen, leerte die

kleine Handschale bis auf den letzten Tropfen und trat dann hinaus in den Hof.

Das erste, was sie erledigte, war die Absendung eines Boten an Kyparissos.

Sie lächelte schwermütig, als sie dem rasch enteilenden Sklaven nachschaute. Dann setzte sie sich unter die Kolonnade, rückte ein Tischchen heran und ließ sich von Harma Schreibrohr und Pergament reichen. Tief über das krokusfarbige Blatt gebeugt, schrieb sie in langgezogenen, beinah gemalten Buchstaben.

Als Kyparissos kam, führte sie ihn wortlos in das zweithürige Wohngemach. Die Kammersklavin mußte mit eintreten, da die hellenische Sitte einen Empfang unter vier Augen verbot. Drinnen jedoch ward sie verabschiedet. Sie begab sich ins Nebengemach und drückte die Thür fest hinter sich zu.

Phaio, sobald sie mit Kyparissos allein war, ging auf ihn zu und überreichte ihm, was sie jetzt eben verfaßt hatte.

„Hier — lies!" sprach sie mit dumpfer Stimme.

Das Schriftstück lautete:

„Ich, Phaio, die Gemahlin des Teukros, schwöre dem Kyparissos beim allwissenden Zeus, dem Rächer der Meineide, daß ich unweigerlich die mir gestellte Bedingung erfüllen will, dafern er ein Jahr nach der Errettung des Teukros und des Poseidonspriesters bei seinem Wunsche verharrt und mir dieses Verharren ausdrücklich kundgibt. Ich werde alsdann dem Teukros erklären, daß meine Liebe zu ihm erloschen ist, und ehrlich darauf bestehen, daß die gesetzliche Apopempsis erfolgt. Sobald dies geschehen ist, bin ich bereit, dem Kyparissos als Gattin anzugehören. Zeus Horkios strafe mich an Seele und Leib, wenn ich diesen vollgiltigen Schwur breche! Er verfolge mich Tag und Nacht mit seinem unsterblichen Fluch und lasse mich auch dereinst im Hades nicht Ruhe finden!"

Kyparissos atmete kaum.

„Bist du zu Ende?" fragte sie, als er das Blatt sinken ließ.

„Ja ..." murmelte er wie ein Verstörter.

„Und ... ist alles so recht?"

„Alles, alles ... Phaio, du machst mich selig! Nichts auf der Welt soll mir zu tollkühn sein ... Aber weshalb bringst du das zu Papier ...?"

„Weil ... bei einer so wichtigen Sache jedes einzelne Wort von Bedeutung ist. Präge dir's gut ins Gedächtnis! Lies noch einmal, Kyparissos! — Denn dies Blatt hier vernichte ich ..."

„Was ist da noch einzuprägen? Ich rette die beiden, und du, holdselige Phaio, wirst mein! Das hast du geschworen, und das schwörst du mir noch einmal, indem du die Hand feierlich aufhebst zur allwissenden Gottheit."

Phaio erglühte vor Schmerz und Scham.

„Merke auf jede Silbe!" sagte sie kopfschüttelnd. „Ich gelobe dir, daß ich unweigerlich die mir gestellte Bedingung erfüllen will, dafern du ein Jahr nach der Errettung bei deinem Wunsche verharrst und mir dieses Verharren ausdrücklich kundgibst. Das ist wesentlich, Kyparissos! Ich will nicht durch meinen Eid gezwungen sein, dem Teukros mit jener lügenhaften Eröffnung das Herz zu zerreißen, wenn du vielleicht unterdes anderen Sinnes geworden bist. Ich verlange daher, daß du nach Ablauf des Jahres zu mir herantrittst und mir ausdrücklich erklärst: 'Ich liebe dich noch und fordere die Einlösung deines Schwurs!' Thust du das nicht, gleichviel aus welchem Grunde, so ist mein Eid hinfällig."

„Du sprichst da von einem Fall, der undenkbar ist ..."

„Undenkbar ist nichts auf der Welt."

„Doch! Das ist ganz unmöglich! Auch versteht es sich wohl von selbst, daß ich fordern muß, eh' du erfüllst ..."

„Ich weiß nicht ..."

„Gut! So sei dir's in aller Form hier bestätigt: Nur wenn ich fordere, sollst du verpflichtet sein!"

„Dann sind wir im reinen," sagte sie fast geschäftsmäßig.

„Hebe denn also die Schwurfinger empor und lies deinen Eid laut!"

Phaio willfahrte diesem Verlangen mit überraschender Ruhe. Die Stimme zwar dämpfend, sprach sie doch jedes Wort, das sie da niedergeschrieben, klar und vernehmlich, während die Rechte mit ausgestreckten Fingern nach oben wies. Als sie geendet, schob sie das knisternde Blatt in den Gürtel.

„Und nun, Kyparissos, ans Werk!"

Er bot ihr die Hand. Sie aber wich ihm angsterfüllt aus.

„Noch nicht!" sagte sie dann begütigend.

Er sollte nicht merken, daß sie vor seiner Berührung zurückschreckte, wie vor dem giftigen Hauch eines Pestkranken.

Neunzehntes Kapitel.

Vier Tage bereits schmachteten Pelias und Teukros im Burgverließ. Der Raum, in welchem sie eingesperrt waren, befand sich im Erdgeschoß, nach der Landstraße hin, — dürftig erhellt durch eine handbreite Luke und fest verschlossen durch eine wuchtige Eisenthür, vor der sich Tag und Nacht, außer dem Kerkermeister, drei Bewaffnete aufhielten.

Die Sonne war untergegangen. Die kleine Luke da droben strahlte noch lichtblau: in dem Verließ aber kroch die bräunliche Dämmerung aus allen Winkeln hervor. Der Kerkermeister schob den beiden Gefangenen das Nachtmahl herein: zwei Gerstenbrote und ein Gemisch von Wasser und Wein. Dann schlug er mit einer kräftigen Armbewegung die kreischende Thür zu. Das schwere Metall dröhnte, die Wände rechts und links zitterten nach . . .

Teukros kauerte stumpf und teilnahmslos in der Ecke, wo man aus Binsen und Spartgras ihm ein erbärmliches Lager geschüttet. Pelias, die Hände über dem Rücken gefaltet, das Haupt nach vorn geneigt, schritt, wie in tiefe Gedanken versenkt, auf und nieder.

Nach einer Weile blieb er vor Teukros stehn.

„Willst du nicht zulangen?" sprach er und wies auf das Brot und den Mischtrank. „Seit gestern früh hast du nicht einen Bissen genossen."

„Mich hungert nicht."

„Aber du schwächst dich, — und so verlierst du die leibliche Kraft, die doch so nötig ist für die geistige. Willst du dem Kepheus und seinen Spießgesellen das Schauspiel eines zusammenbrechenden Feiglings geben? Nähre dich, Teukros! Rauhhülsiges Brot gibt uns Männern das Mark!"

Teukros erhob sich.

„Du hast recht," sprach er, den Priester umarmend. „Die Standhaftigkeit ist ja das einzige, was uns noch bleibt. Ach, Pelias, hilf mir, daß ich sie festhalte bis zu dem letzten Augenblick! Laß mich an deinem Beispiel erstarken! Freilich, mit siebzig Jahren hängt man nicht halb so am Leben! Und du stehst ja allein in der Welt! Ich aber, der ich so selig gewesen, so über die Maßen begnadet . . . Der Kampf ist grausenhaft!"

„Wer weiß," murmelte Pelias, „ob nicht die glückverlangende Jugend leichter stirbt . . . Glaube mir, Freund, solange noch Hoffnung war, hab' ich mit tausend Griffen mich angeklammert an dies vergängliche Sein. Jetzt allerdings . . ."

Er seufzte aus tiefster Brust.

„Reich' mir die Hand, mein Sohn!" fuhr er mit festerer Stimme dann fort. „Es hat so kommen sollen! Du und ich — wir haben mancherlei gut zu machen. Ja, Teukros! Mein Tod wird eine Sühne sein für den traurigen Irrtum, der mich zur Unthätigkeit verdammte. Ich hielt den Beruf des Priesters für unvereinbar mit der gewaltsamen Auflehnung. O ich Verblendeter! All die Nächte hindurch, wenn ich hier auf der modrigen Matratze lag und nicht einschlafen konnte, stieg die Vergangenheit klar und leuchtend vor mir empor . . . Unter das Wirkliche mischten sich wache Traumbilder. Ich erblickte mich so, wie ich wohl hätte sein sollen, wenn ich die wahre Pflicht des Poseidonspriesters erkannt hätte . . . Nun ist's leider zu spät: aber dort auf der Agora, ehe mein Haupt unter dem Schwerte des Henkers fällt, will ich's dem Volk beichten. Ein helltönendes Wort will ich den Andriern zurufen, das in den Seelen vielleicht noch fortklingt, wenn ich schon lange vermorscht bin. Das Vaterland soll nicht im Zweifel darüber sein, daß ich die Mattherzigkeit meiner Zurückhaltung glühend bereue. Und wenn ich in diesem Bekenntnis mutvoll sterbe, so gewinne ich der verlornen Sache vielleicht neue Verteidiger . . ."

„Ich wollte dir's an Todesmut gleich thun," stammelte Teukros, „wenn Phaio nicht wäre . . ."

Pelias zog ihn liebevoll an sich.

„Nimm's bei alledem nicht zu schwer, mein Sohn! Jenseits der Erdscheibe strömt

ein barmherziges Wasser, das dir den Gram aus der Seele tilgt. Und auch Phaio wird Kraft und Mut finden, ihr Geschick zu ertragen. Ihre Seele ist stark und der Gottheit ergeben: die Unsterblichen werden sie trösten mit der Hoffnung des Wiedersehns."

„Du glaubst, Pelias? Ich für mein Teil, — ich würde das nie verwinden! Allwaltender Zeus, ein Leben ohne mein Sonnenlicht! Wie kam's nur, daß ich imstande war, halbe Tage lang von ihr fern zu bleiben! Daß ich auf meiner Turmwarte, im Beschauen der toten Sterne, den Blick in ihr süßes, lebendiges Antlitz versäumen konnte? Jede Stunde, um die ich mein Glück betrog, frißt mir jetzt an dem Herzen . . ."

„Mit Unrecht!" versetzte Pelias. „Du warst ihr ein treuer und zärtlicher Gatte. Nicht zur Liebe allein sind wir geboren, sondern vorab zum Denken, zum Schaffen, zum Handeln. Nein, Teukros! Alles, was dich gereuen darf, ist der Gleichmut, mit dem du, ein junger, kraftstrotzender Held, die Knechtschaft ertragen hast. Dieses eine jedoch büßest du reichlich ab, wenn du demnächst auf der Agora laut für die Freiheit zeugst!"

Die beiden Männer traten nun zu dem Wandvorsprung, wo neben dem Steinkrug mit der schal duftenden Mischung das Brot lag. Der Priester aß und trank mit vollkommenster Herzensruhe. Teukros, nachdem er zweimal den Holzbecher geleert, brachte nur etliche Bissen hinunter.

Inzwischen war es vollständig Nacht geworden. Das ganze Verließ schwamm in trostloser Finsternis. Nur an der Hochluke ließ ein matt-bläulicher Glanz den sternklaren Himmel vermuten.

Die Gefangenen streckten sich auf ihr Lager und hüllten sich in die zottigen Wolldecken. Pelias sprach ein stilles Gebet und empfahl sich der Gnade des Erdumfassers, der ja, wenn's ihm beliebte, mit einem einzigen Wogenschwall die Zwingburg zertrümmern und die Verurteilten auf purpurner Flut hinaustragen konnte ans Gestade einer glückseligen Landschaft, wo es kein Elend gab, keine Verachtung des Rechts und kein drohendes Blutgerüst. Ließ Poseidon geschehen, was Kepheus und seine Richter beschlossen hatten, so war das eben der Wille jener unerforschlichen Macht, die über Leben und Tod waltet: ihr demütig-frommer Schützling fügte sich.

Während so Pelias nach kurzer Frist einschlief, preßte Teukros sein zuckendes Angesicht wieder den Arm und vergoß — zum erstenmal, seit er in Haft war — glühende Thränen. Unbeschreibliche Sehnsucht ergriff ihn, rasende, herzzerwühlende Angst. Sein Hirn tobte in grellen Visionen. Es war, als ob ihn die gleichen Gespenster verfolgten, mit denen Phaio in jener unseligen Nacht gerungen hatte, ehe sie den Mut fand, ihren fürchterlichen Vertrag mit Kyparissos zu schließen.

Nun fuhr er mit halbem Leibe empor. Alle Kraft seines Wollens spannte er an, um die Gedanken auf einen bestimmten Punkt zu richten. Dort aus der Ecke tönten die regelmäßigen Atemzüge des Pelias. Ein innerlich klarer und gefestigter Mann, ruhte der hier zwischen den Quadern des Staatskerkers ebenso sanft wie daheim in dem friedlichen Schlafgemach. O, dieser ehrwürdige Priester mit dem goldreinen Gemüt und dem ehernen Heldenmut! Wer sich bezwingen könnte, wie er! Wer nicht immer zurückdenken müßte an das glückselige Einst, an den himmlischen Glanz der Vergangenheit, an die hold-lächelnde, ewig geliebte Phaio . . .!

Und nun stand sie wieder vor seinen Augen mit allem Reiz ihrer Güte und Weiblichkeit. Er sah sie im Säulenhof, wie sie rastete; im Frauengemach, wie sie webte und spann; auf der Plattform des Turmes, wie sie emporschaute in das nächtliche Sterngewühl. Und schmerzlicher immer brannte sein überreiztes Gehirn; — die Fruchtlosigkeit seines Ringens nach Selbstbeherrschung ließ ihn die Fäuste ballen.

Jetzt gewahrte er an der Luke ein rotgelbes Flimmern. Das letzte Mondviertel war aus der See getaucht und streute sein mildes Licht auf den handbreiten Spalt da droben. Eine Sekunde lang war dem Gefangenen zu Mute, als müsse er diesem Lichte entgegenjauchzen. Selene, die magdliche Göttin, grüßte ihn! Aber nun fiel ihm ein, daß dieser Gruß ein Todesgruß war. Zugleich mit dem sich rundenden Mond sollte sich auch sein Schicksal erfüllen! Da sank er zurück. Ein sonderbares Gefühl der Stumpfheit legte sich auf

sein Denken und Fühlen — und allgemach übermannte ihn so der Schlaf; nicht die erquickliche Rast, wie sie dem Pelias die Glieder löste, sondern ein Zustand bleierner Mattigkeit, der einen Rest des Bewußtseins zurückließ. Phaio, die See und der Mond lebten in diesem Rest von Bewußtsein fort, abenteuerlich durcheinander gewirrt, unerreichbar und rätselhaft.

Eine Stunde vielleicht mochte so Teukros geträumt haben, als ein kurzer, wildgellender Schrei ihn erweckte, auf den ein Rasseln folgte, ein Klirren und Stampfen... Die eiserne Thür ging weit auf. Qualmender Fackelschein fiel in die Zelle — und vor ihm stand Kyparissos mit zwei thrakischen Kriegsknechten.

Teukros glaubte sich noch unter dem Bann seiner Phantasmen, bis er dann endlich begriff. Er sprang hastig empor. Auch der Poseidonspriester hatte sich aufgerichtet und starrte, wie zweifelnd, in das rötlich bestrahlte Antlitz des Mannes, der ihm die Rettung brachte.

„Kommt!" drängte Kyparissos. „Fragt nicht! An jeder Minute kann unser Leben hangen!"

Er schritt voraus. Teukros und Pelias folgten ihm wie betäubt. Draußen im Thürgang lag der dritte der Wachtknechte, mit Hanfseilen verschnürt, im Mund einen Wollknebel. Der Kerkermeister war abwesend. Am Ende des Korridors schlug Kyparissos die Fackel aus und warf den glimmenden Stummel weit hinter sich. Von hier führte ein querlaufender Gang ins Freie — auf den sogenannten Weg der Verdammten, der über Tag fast nur von den dienstthuenden Thrakern betreten wurde. Auch hier lagen zwei thrakische Kriegsknechte wohlgeknebelt im Strauchwerk; mehrere Sklaven des Kyparissos hielten sich abseits unter den Steineichen.

„Vorwärts!" flüsterte Kyparissos.

Und nun ging es zunächst landeinwärts. Die Heerstraße zwischen der Burg und der Wohnung des Teukros mußte vermieden werden, da sie vollständig frei lag. Die Flüchtlinge erreichten die Ölwälder, in deren Schutz sie dann nordwärts abbogen.

Während der ersten Viertelstunde sprach niemand ein Wort. Kyparissos schritt an der Spitze, — um einige Ellen voraus, wie ein Pfadfinder. Nun aber drängte sich Teukros überquellenden Herzens zu ihm heran, faßte die schlanke, seltsam kühle Hand des Befreiers und raunte ihm bebend zu:

„Mein herrlicher Freund! Mein treuester auf der Erdenrunde! Wie hast du das alles möglich gemacht?"

„Ich habe mein Gold gewagt, nichts weiter!" versetzte der Edelling.

„Dein Gold und dein Leben!"

Kyparissos gab keine Antwort. Teukros drückte ihm leise die Finger.

Mitten im Walde, hinter zwei mächtigen Urstämmen, lag eine Hütte, nur für die Arbeiter während der Ölernte bestimmt. Von hier zweigte der Fußsteig über den Bergkamm nach Gaurion ab. Die beiden thrakischen Söldlinge machten am Eingang des Häuschens Halt und überreichten dem Kyparissos die Schwerter, mit denen jetzt Pelias und Teukros bewaffnet wurden. Dann traten sie ein und vertauschten die Rüstungen mit der bereit gehaltenen Bauerntracht: dem ionischen Ärmelchiton, dem Stab und dem Flachhute. Nur das zweischneidige Messer bargen sie unter dem Wollmantel — für alle Fälle; denn schon die sechshundert Stateren, die jeder bar in dem Gürtel trug, machten sie etwas besorgt. Nach bewerkstelligter Einkleidung schlugen sie ohne Verzug den gaurischen Bergpfad ein. Sie wollten das Fischerdorf Ichthyoëssa und von dort aus die Insel Euboia erreichen.

Alle übrigen wandten sich ostwärts. Der gaurische Bergpfad wäre für Pelias zu beschwerlich gewesen. Auch würde die große Zahl der Flüchtlinge in Gaurion wie in Ichthyoëssa Aufsehn erregt haben.

Nach halbstündigem Marsch gelangte man in die Nähe des alten Zeustempels. Da drunten, wenige Stadien entfernt, lag das Wohnhaus des Teukros, ein dunkles Gebilde, das sich blauschwarz gegen die mondlicht-flimmernde See abzeichnete ... Und dort — weit, weit hinter dem Ufergestrüpp der Nordbucht — glänzte etwas durch die Nacht: die Segelbarke des Kyparissos, wo Harma und der getreue Verwalter Symaithos die besten Schätze des Hauses bereits untergebracht — Schmuck und Edelsteine, die Buchrollen und die astronomischen Aufzeichnungen des Teukros und etliche Beutel mit andrischen, attischen und persischen Goldmünzen.

Nun ging der Marsch thalabwärts dem Hause zu.

Dicht am Garten, wo sich ein schmaler Bau, die Wohnung des Gärtners, vorschob, standen die sechs besten Pferde des Kyparissos, — und neben dem vordersten eine schlanke Frauengestalt.

„Phaio!“ klang es wie ein gedämpfter Wonnelaut von den Lippen des Teukros...

Da sank sie lautlos in seine Arme und legte den Kopf wie gebrochen an seine Schulter, — zitternd, zuckend, als sei dies nicht der erste Augenblick eines Wiedersehns, sondern der letzte eines verzweifelten Abschieds.

„Genug!“ flüsterte Kyparissos. „Ehe nicht das Meer zwischen uns und der Insel liegt —“

Phaio riß sich erschreckt los.

„Ja, fort!“ rief sie mit jählings erwachender Todesangst. „Fort, fort, eh' sie uns nachsetzen!“

Kyparissos verteilte die Pferde. Den stärksten der sechs Renner bestieg Teukros. Er nahm sein bebendes Weib vor sich in den bequemen Breitsattel. So hatte es Phaio von Kyparissos verlangt.

Noch zwei Minuten — dann war die Kavalkade zum Abreiten fertig. Pelias und die drei Sklaven sprengten voran. Teukros mit seiner heimlich erschauernden Last folgte. Den Schluß bildete Kyparissos.

Im schärfsten Trab segte man über die Heerstraße — bis zu der Stelle, wo sie nach Westen und Norden sich gabelte. Kyparissos machte hier einen Augenblick Halt. Die rechte Hand über die Brauen legend, um von dem Schein des Mondviertels nicht geblendet zu werden, lugte er scharf in der Richtung der Stadt aus. Seit dem Verlassen der Zwingburg war ungefähr eine Stunde verstrichen; der Umweg, der doch so nötig war, hatte viel kostbare Zeit geraubt. Jetzt schon trat vielleicht in dem „Weg der Verdammten“ die Ablösung an . . .

Die Ebene bis an die Zwingburg dehnte sich bleich und schläfrig unter dem Schimmer des Nachtgestirns. Kein Hauch in der Luft, kein Punkt in der Ferne, der sich geregt und bewegt hätte.

„Also geglückt!“ murmelte Kyparissos in wildem Triumphgefühl.

Er wußte jetzt selbst nicht, was diese hochschwellende Lust ihm bedeutete. War es der rein menschliche Stolz des Gelingens? Die ehrliche Freude über die Rettung zweier ihm teuren Menschen? Oder die Aussicht auf den bedungenen Lohn, der ihm nie so begehrenswert und so herrlich erschienen, als in der langen Minute, da Phaio sich an die Brust ihres wiedergefundenen Gemahls schmiegte . . .?

Jetzt eben wollte er seinem Tier von neuem die Schenkel eindrücken, als er am Fuße der Zwingburg ein Glänzen und Blitzen bemerkte. Auf und nieder ging die seltsame Lichterscheinung, wie das Flimmern der Mastlaterne bei wogender See. Das waren die Helme von heransprengenden Reitern. Kein Zweifel: die Flüchtlinge wurden verfolgt.

Kyparissos spornte den schnaubenden Kappadokier zur rasendsten Eile an.

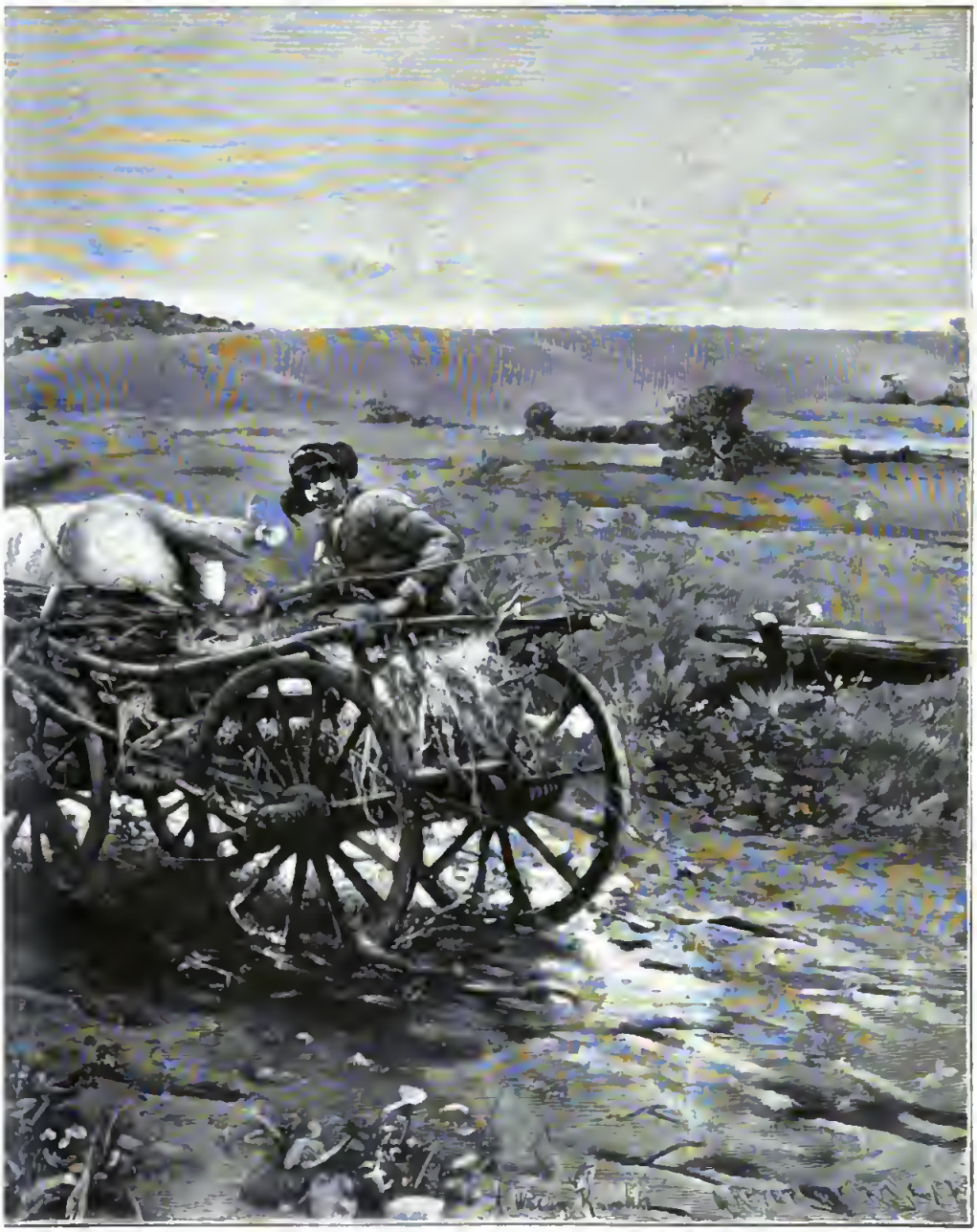
„Vorwärts!“ rief er den Freunden zu, die er nach kurzer Frist eingeholt hatte. „Ich glaube, es gilt!“

Teukros wandte den Kopf. Man gewahrte jetzt einen weißlichen Fleck, der sich mehr und mehr als die Vorderansicht eines pfeilschnell dahinsausenden Schimmels enthüllte. Mit den Schimmeln der Leibwache jedoch gab es kein Wetteifern. Diese stahlsehnigen, fast gazellenartig gebauten Vollbluthengste schlugen bei sonst gleichen Bedingungen selbst die Renner des Kyparissos. Zum Glück hatte man ja einen tüchtigen Vorsprung.

„Vorwärts! Vorwärts!“ schrie Kyparissos noch einmal, da er bemerkte, daß sich der Raum zwischen den Fliehenden und den Verfolgern mit jeder Minute verringerte.

Pelias, der das bequemste Pferd ritt, und vielleicht auch das schnellste, hatte die drei Sklaven jetzt überholt. Das Haupt mit dem langflatternden Bart nach vorn übergeneigt, saß er so fest und sicher, als wäre das Reiten sein tagtägliches Brot gewesen, obschon er in Wahrheit seit mehr als zwölf Jahren kaum einen Sattel gedrückt. Der prächtige Fuchs dagegen mit Teukros und Phaio schien durch die zwiefache Last doch allmählich gehemmt zu werden. Kyparissos bemerkte mit Stirnrunzeln, daß der Poseidonspriester und die drei Sklaven immer weiter voraussprengten, während er selbst, um Teukros und Phaio

Wettfahren. Nach dem Gemälde von
(Photographieverlag von Franz



von A. von Wierusz-Kowalski.
ng Hanfstaengl in München.)

vor sich behalten zu können, die Schnelligkeit seines Tieres beständig mäßigen mußte.

Der vorderste in der Schar der fürstlichen Leibwächter hatte sich jetzt von seinen Gefährten schon erheblich getrennt. Die übrigen folgten in einer Entfernung, die Kyparissos auf wenigstens tausend Ellen schätzte. Im Notfall . . .

Und Kyparissos entblößte sein Schwert...

Den allgütigen Göttern sei es gedankt: die blau-graue Linie dort mit dem phantastischen Weiden- und Erlengebüsch — das ist die Nordbucht! Und drüben, an ihrem äußersten Ende, flimmert im Mondschein das gelbliche Segel der zwanzigrudrigen Barke . . . Noch fünf Minuten: dann springt Pelias vom Pferd und hastet dem Nachen zu, der mit zwei Fergen bemannt hinter den Binsen liegt . . .

In demselben Moment aber hört Kyparissos ein Schnaufen und Stampfen in unmittelbarster Nähe. Nach links blickend, gewahrt er die weitgeöffneten Nüstern des Koppaschimmels. Eine fremdartig-rauhe Stimme donnert ihm zu:

„Halt, oder du stirbst!"

Wie der Blitz wirft Kyparissos sein Pferd herum. Das Tier stößt einen ächzenden Laut aus; die Hufe knirschen; ums Haar wäre der Edelling vorn über den Bug geflogen. Der Kolcher, dessen hochsausende Klinge im Mondlicht wie eine feurige Schlange gezuckt, empfängt das Breitschwert des Edellings mitten in die herandrängende Gurgel. Er sinkt lautlos zur Erde. Aber auch sein Stahl ist nicht vollständig fehl gegangen. Kyparissos blutet über der linken Schulter, wo ihn der faltige Wollmantel gegen die Wucht des Streiches geschützt hat. Ohne den Mantel wäre der Arm schlankweg vom Rumpfe getrennt worden.

„Ein Zwischenfall!" rief Kyparissos, als Teukros den Kopf wandte. „Nur immer vorwärts! Die Sache ist abgethan!"

Man war am Ziele. Teukros schwang sich, fiebernd vor Aufregung, aus dem Sattel und hob Phaio herunter. Die drei Sklaven harrten bereits mit Pelias im Fährkahn.

„Hilf mir vom Gaul!" bat Kyparissos mit verzweifelter Selbstbeherrschung. „Mein linker Arm ist vollständig lahm! Dieser verwünschte Kolcher . . ."

Er griff mit der rechten Hand in die Luft und fiel dann seitwärts über die Mähne. Den Lippen des Teukros entrang sich ein Klageruf. Mit starkem Griff hob er den Bewußtlosen auf und trug ihn wie ein schlafendes Kind nach dem Kahne. Als die Verfolger ansprengten, war die Segelbarke mit allen Verfolgten eben jetzt abgestoßen. An Bord aber, so schien es, führte sie einen Sterbenden.

Zwanzigstes Kapitel.

Kyparissos ward unweit des Steuers auf ein rasch hergerichtetes Lager gebettet. Beim Schimmer der Hornlaterne, die einer der Sklaven aus dem Antlos geholt hatte, beugten sich Pelias und Teukros über den Freund her und mühten sich, des heiß hervorquellenden Blutes Meister zu werden. Die Wunde ging von der Schulter abwärts schräg in den Oberarm. Der Knochen schien unverletzt; wohl aber war eine größere Schlagader nahezu durchgehauen.

Glücklicherweise besaß Pelias, wie alle Priester des Erdumfassers, heilwissenschaftliche Kenntnisse und Fertigkeiten. Mit Hilfe des Teukros und eines der Sklaven unterband er zunächst den Arm dicht an der Achsel. Hiernach gelang es ihm, auch das verletzte Gefäß abzuschnüren. Zuletzt wusch er die Wunde mit Seewasser, legte ein paar ölgetränkte Tuchstreifen auf und stellte mit Flauslappen und geflochtenem Bast einen kunstgerechten Verband her. Der Ohnmachtsanfall war unterdes schon gewichen. Samischer Wein und das Bewußtsein, daß man einstweilen in Sicherheit war, thaten das übrige. Der Verwundete schlug seufzend die Augen auf, dankte mit halblauter Stimme und lächelte ganz eigentümlich, als Teukros, und nächstdem auch Pelias und Phaio, diesen Dank ihm zurückgaben und ihr Leid über sein Mißgeschick in die leidenschaftlichsten Worte kleideten.

Dann sprach Pelias ein ernstes 'Genug!' Wenn sich auch Kyparissos im Augenblick wohl fühlte, mußte doch jede Erregung vermieden werden.

Indes nun Teukros dem Kyparissos mit Hilfe Harmas ein Kissen unter das Haupt schob und ihn mit wärmeren Decken

verſah — denn es war kühl, und infolge des Blutverluſtes ſtellte ſich Fröſteln ein — ging Phaio mit Pelias an den Ruderbänken vorbei nach der Kielſpitze. Der Gedanke, daß eigentlich ſie die Verantwortung trage für dieſen Unglücksfall, drückte ihr ſchwer auf die Seele.

„Iſt Gefahr vorhanden?“ fragte ſie leiſe.

„Nicht unmittelbar. Wenn er ſich ruhig hält und bald in geregelte Pflege kommt ...“

„Wie lange braucht es nach Tenos?“

„Bei dem Kurs, den wir einſchlagen, kann ich das ſchwer beſtimmen. Aber ich denke doch: ſpäteſtens noch im Laufe des Vormittags.“

„Iſt das zeitig genug?“

„Ich hoffe, mein Kind. Bis dahin muß nur dafür geſorgt werden, daß er im Schlaf den verwundeten Arm nicht drückt und den Verband nicht ſchädigt.“

Harma unterbrach dieſes Zwiegeſpräch.

„Herrin, du wirſt ermüdet ſein ... Darf ich dein Lager bereiten?“

„Mein Lager? Ich brauche keins. Pelias und Teukros müſſen doch Raſt halten nach dieſen fürchterlichen Erlebniſſen! Wer alſo wacht bei dem Verwundeten, wenn nicht ich?“

Harma erbot ſich beſcheidentlich. Phaio indes lehnte mit großer Beſtimmtheit ab.

„Um unſeretwillen hat er ſich preisgegeben: alſo kommt es auch uns zu, die Folgen ſeiner Aufopferung wieder gut zu machen. Setz' mir nur einen Schemel hin und ſchaff' einen Teppich herbei! Du, wenn du willſt, kannſt in der Nähe dich lagern. Nur daß Wein mir zur Stelle iſt, und ein Gefäß mit Waſſer und etliche Tücher ...“

„Du haſt recht, meine Tochter, wenn du das ſelbſt übernimmſt,“ ſagte der Prieſter. „Ich für mein Teil bin zu erſchöpft ... Sollteſt du wider Erwarten mich nötig haben, ſo rufſt du mich.“

Phaio gab ihm die Hand. Pelias ging, hüllte ſich in den Mantel und ſtreckte ſich auf den Teppich. Dankerfüllt gegen die Götter ſchloß er die Augen und ließ ſich von dem Geplätſcher der Kielwogen ſanft einſchläfern.

Phaio unterdes ſchritt nach dem Hinterdeck. Dort trat ſie zum Steuermann.

„Guter Freund,“ ſprach ſie, „wie lange wird die Fahrt dauern?“

„Bis gegen Mittag, wenn ſich der Wind ändert.“

„Und ſonſt?“

„Etliche Stunden länger.“

„Wieſo das?“

„Du ſiehſt, Herrin, wir ſteuern einſtweilen nordoſtwärts, um von der Zwingburg aus nicht bemerkt zu werden. Der Wind ſtreicht nun über das Schiff, — geradewegs nach der Kielſpitze. Schau' nur, wie er ſich ſenkrecht auf das geblähte Segel wirft! Deshalb geht es dahin, wie mit Flügeln, zumal auch die Ruderer noch friſch bei Kraft ſind. Draußen auf hoher See aber müſſen wir ſüdwärts ſteuern, und dann ſteht uns die Briſe leider entgegen.“

„Schlimm!“ ſagte die junge Frau.

Der Steuermann warf einen Blick nach dem öſtlichen Himmelsrand.

„Doch mag's ja ſein, daß der Wind gegen Morgen umſchlägt,“ fuhr er bedächtig fort. „Wenn ſich da drüben der ſchmale, bläßliche Streif über die Sterne legt, — das deutet auf Boreas.“

„Sturm?“

„Nicht immer ...“

„Poſeidon möge uns gnädig ſein! Aber man darf dir vertrauen. Du biſt ja kein Neuling. Solange mir's denkt, ſtehſt du im Dienſte des Kypariſſos ...“

„Seit fünfzehn Jahren. Der Vater des Kypariſſos warb mich auf Samos.“

„Du biſt ein Freigeborner?“

„Frei wie du ſelbſt — und der vollbürtige Sohn eines Edlen. Der leidige Krieg aber hat uns zu Grunde gerichtet.“

„Nun darfſt du wohl auf geraume Zeit hinaus feiern! Was dir und den deinen der leidige Krieg war, das iſt für den trefflichen Kypariſſos die That dieſer Nacht. Künftighin wird er nicht mehr im ſtande ſein, Schiffe zu halten, wie in den Tagen des Reichtums ...“

Der Steuermann zuckte die Achſeln.

„Für einen Mann wie Kypariſſos den Seefahrer würde man darben, wenn's nötig wäre. Aber er führt noch an Bord mehr als genug.“

Phaio hörte das mit großer Befriedigung. Sie hatte den Drang verſpürt, dem Steuermann gegenüber die Selbſtloſigkeit des Kypariſſos irgendwie zu er-

wähnen. Aber das hinderte nicht, daß ihr die Botschaft erwünscht kam, Kyparissos habe durchaus nicht alles geopfert, sondern „mehr als genug" mit hinübergerettet in die Ungewißheit der Zukunft.

Da klang von der Stelle her, wo Kyparissos ruhte, ein leises Stöhnen. Phaio erschauerte. Mit einem Mal überkam sie der ganze furchtbare Ernst ihrer Lage. Kyparissos hatte ja weit mehr geopfert, als sein prunkvolles Heim und das reiche Besitztum: vom Schwerte getroffen, lag er am Boden, — und wenn das Schiff eingeholt wurde, fiel das Haupt des Verwundeten ehrlos unter dem Beile des Henkers! Gleichzeitig mit der Größe des Wagnisses trat ihr indes auch der Beweggrund klar vor die Seele, — und ein klaffender Riß ging verzweiflungsvoll durch ihr gesamtes Empfinden. Sie hätte sich über Bord stürzen mögen, nur um die Nähe des Mannes zu meiden, der ihr einen so hassenswerten, fürchterlichen Vertrag aufgenötigt. Im nächsten Moment aber schämte sie sich dieser Regung als einer schnöden Gefühllosigkeit. Sie gelobte sich, ihn um keinen Preis zu verlassen, bis er heil und gesund sei; denn, was auch gegen ihn vorlag: ihren Teukros hatte er mutvoll und mit eigner Lebensgefahr befreit und beim Verteidigen dieses Werkes die Wunde empfangen, die ihm jetzt dies peinvolle Stöhnen erpreßte ...

Sie wandte den Blick. Sie sah, wie Teukros sich über ihn herbeugte, wie Kyparissos die Lippen regte, — müde und bleich, als ob er von neuem das Bewußtsein verlöre.

Da schwand in ihrem erschütterten Herzen der Groll, wie Nebeldunst, wenn sich die Sonne hebt. Über dem Nächsten vergaß sie das Fernliegendere; über dem Schmerz die Schuld, über dem Mitleid die Sorge.

„Geh' zur Ruhe, mein Freund!" sprach sie zu Teukros. „Ich hab' es mit Pelias vereinbart: ich wache bei Kyparissos."

Teukros widerstrebte ihr nicht. Er sank fast um vor Erschöpfung. Noch einmal zog er die Glücklich-Wiedergefundene an sich, küßte sie auf die Wange und ging nach dem Vorderdeck, wo ihm die Sklaven ein Schiffsbett hergerichtet.

Phaio hüllte sich in den Mantel, setzte sich neben dem Lager des Kyparissos auf einen Holzschemel und lehnte die Schultern wider das Korbgeflecht einer Vorratskiste.

Das Schiff glitt unter dem regelmäßigen Schlage der Ruder und dem Hauch des Südwestwinds schwalbengleich in das endlose Meer hinaus. Die Insel Andros, vom Silberlichte des Mondes matt überflutet, wich schattenhaft in die verschimmernde Ferne. So sehr auch Phaio das Auge anstrengte: kein Segel ward sichtbar, das etwa eine Verfolgung hätte annehmen lassen. Die Wogen hier draußen gingen allmählich höher; die Kielspitze hob und senkte sich lebhafter; ein Rauschen und Murmeln klang durch die Nacht, als rege sich unter den Wassern das heimliche Treiben der Seegötter. Doch war Kyparissos derart gebettet, daß er von der Bewegung des Schiffes nur wenig verspüren konnte.

So verstrichen etliche Stunden. Phaio ließ ihren Schützling keine Sekunde lang aus den Augen. Mit sanfter Stimme ermahnte sie ihn, ruhig zu liegen, wenn er, von seiner wachsenden Unraft gequält, sich hin- und herschob oder im Halbschlaf den Versuch machte, auf dem rechten Arm sich emporzurichten. Ein paarmal verlangte Kyparissos zu trinken. Sie reichte ihm dann die Schale mit wasserverdünntem Wein und hielt ihm den Kopf hoch, während er langsam und mit geschlossenen Augen das Labsal einsog und bei der sanften Berührung ihrer stützenden Hand glückselig erschauerte. Phaio fühlte genau, was in dem blassen, hinfälligen Manne da vorging; doch sie beherrschte sich.

Jetzt fingen die Sternbilder an, sich langsam nach links zu drehen. Das Schiff änderte seinen Kurs Gleich darauf zeigte im Ost sich ein dämmernder Strich, erst gelblich, dann fahl-rosenrot. Das Mondlicht verlor seinen Glanz; die Wogen rollten dahin wie geschmolzener Stahl — und hinter seltsamen Dunstgebilden graute der Tag; — nicht jener freudige, farbenglühende, der über die Welt breitflutende Ströme von Leben und Licht gießt, sondern ein matter, bleierner, atembeklemmender ... Und wie es nun heller wurde, ballte sich an der Stelle, wo die rotglühende Scheibe hervortauchen sollte, schwarzes Gewölk, und fern im Nordosten stand eine qualmende Mauer...

Die Züge des Kyparissos nahmen in dieser Beleuchtung etwas Gespenstisches und

Leichenartiges an. Oder war das nicht nur die Wirkung des eigentümlichen Dämmerscheins ...? Die Augen schienen ihm tief eingesunken; der halbgeöffnete Mund war bläulich und seltsam verzerrt; der Atem ging unregelmäßig und schwer ...

Phaio hüllte sich fester in ihren Mantel. Eine plötzliche Angst ergriff sie, — und neben der Angst regte sich ein grausenhaftes Gefühl der Genugthuung ...

Wenn er stürbe! Alles wäre dann gut und klar! Sein Name würde in der Erinnerung des Teukros und aller andrischen Vaterlandsfreunde fortleben als der eines Helden, der sich todesmutig für seine Freunde geopfert! Und ...

Sie legte die Hände aufs Antlitz.

Und ... für Teukros und sie gab es dann eine beruhigte, kampflose Zukunft, ein glückseliges Leben Hand in Hand, — mochten die Dinge sonst sich gestalten, wie sie da wollten ...

Wenn er stürbe!

So sehr sie dagegen ankämpfte, dieser Gedanke bohrte sich fest. Sein Tod war die einzige Lösung. Den Eidschwur, den sie in ihrer Verzweiflung geleistet, konnte sie weder brechen noch halten. Zu unerschütterlich war sie davon überzeugt, daß beides ein nie zu sühnender Frevel sei. Von Zeus verfemt, ewig ruhelos durch den Hades zu schweifen, — lieber die grausamste Erdenqual! Ihrem Teukros aber entgegenzutreten mit der schmachvollen Lüge, die sein Glück und das ihre für alle Zeit untergraben sollte: das war dem Fluche des Zeus ebenbürtig! So blieb nur das eine: ihr freiwilliges Abscheiden aus dieser Welt, ehe noch Kyparissos heischte, was er zu heischen berechtigt war ... Und — dies eine konnte ihr dennoch erspart werden, wenn Kyparissos ... starb ...

Sie malte sich aus, wie sie dann ehrlich und aus bester Gesinnung um den Freund trauern, wie sie ihm alles vergeben würde ... Kein Mensch sollte je ahnen, was Kyparissos erstrebt hatte ... Nur Lorbeerkränze und freundschaftliche Cypressen würden sich um sein vergöttertes Haupt schlingen ... Und alles, alles wäre dann friedsam geschlichtet ...

Da — was war das? Eine Vorspiegelung ihrer bethörten Sinne? Oder schaute sie Wirkliches? Von dem Arm des Verwundeten rann ein schmaler Blutguß hernieder ... Der Verband mußte sich durch das unaufhörliche Schwanken des Schiffes oder durch die eignen Bewegungen des Kyparissos allmählich gelöst haben. Langsam rieselnd durchtränkte das Blut die Tuchstreifen und Wolldecken, quoll auf die Matte herab und bildete schon auf den Verdeckplanken eine dampfende Lache.

Phaio, von ihren aufrührerischen Gedanken beherrscht, hatte den Anfang dieses unheimlichen Rieselns und Rinnens nicht wahrgenommen. Jetzt starrte sie unbeweglich auf die gefahrdrohenden Folgen ihrer Versäumnis — und kehrte zu jenen Gedanken zurück, wie der Eisenstab zum Magnet ... War das nicht eine Fügung der Uranionen? Grausam gegen das Opfer, ja, — aber im Grunde doch weisheitsvoll und gerecht?

Sie atmete kaum. Ihre Züge verzerrten sich. Der Trieb der Selbsterhaltung packte sie mit betäubender Übermacht.

„Laß es dahinströmen!“ rief eine gräßliche Stimme in ihrer Brust. „So entgehst du dem Unheil, und er selber tritt makellos vor den Totenrichter!“

Und die Blutlache ward größer und größer, und das Antlitz des Verblutenden fahler und schattenhafter.

Da schlug er die Augen auf, — große, dunkle, schwermütig-blickende Augen. Beim Schimmer des erwachenden Tages sah er das Weib an, das er so glühend geliebt und so sinnlos begehrt hatte. Ein bitteres Lächeln glitt, kaum bemerkbar, um seinen Mund. Er seufzte aus tiefster Brust ... Und dann schloß er von neuem die langschattenden Wimpern und lag still und friedlich, wie ein schlummerndes Kind.

„Mörderin!“ klang es da in der Seele der Phaio.

Und stürmisch emporfahrend rief sie hinaus nach dem Vorderdeck:

„Pelias! Teukros! Zu Hilfe!“

Nein und tausendmal nein! Sie konnte den Mann, der sich um ihretwillen so mutvoll geopfert hatte, nicht elend verkommen lassen. War es vom Schicksal beschlossen, daß nur der Tod hier die Lösung brachte, so wollte sie selbst diesen Tod sterben. Alles übrige, auch die Zukunft des Teukros, lag im Schoße der Götter.

Nach zehn Minuten war der Schaden

an dem Verband wieder ausgebessert. Die Folgen des abermaligen Blutverlustes wogen nicht ganz so schwer, als sich die fiebernde Einbildungskraft der Phaio dies ausgemalt; immerhin drückten sie den Zustand des Kyparissos merklich herab.

Phaio war schier verzweifelt. Niemand sah ihr zwar an, wie sie ihr pochendes Herz in Selbstvorwürfen zermarterte: aber je mehr sie das alles verbarg, um so qualvoller litt sie darunter. Der kurze Moment des thatenlosen Hinstarrens auf die Blutlache erschien ihr jetzt wie eine unsühnbare Schuld. Was sie dem Kyparissos auch vorwerfen mochte: ihr eigner Frevel wog das Verbrechen des bleichen Mannes da hundertfach auf. Und Kyparissos hatte ja unter dem Banne des Eros gehandelt, sie aber unter dem Banne der Lebensgier . . .!

Allgemach ward sie dann ruhiger. Noch einmal bot sie dem Verwundeten einen Erquickungstrank, glättete ihm das Tuch über dem Kopfpolster und setzte sich nun, die Hände im Schoß gefaltet, näher zu ihm heran, als müsse sie jeden Atemzug ängstlich beobachten. Sie fühlte es wohl: stumm und dienstwillig am Schmerzenslager des Dulders die Pflicht zu erfüllen, die sie vorhin so grausam vernachlässigt hatte, — das war das einzige Heilmittel für ihr krankes Gewissen.

Es war nun vollständig Tag. Harma erschien, um die Gebieterin zur Ruhe zu mahnen. Phaio indes wich und wankte nicht. Hier war ihr Posten; hier wollte sie ausharren, bis ihr die Augen von selbst zufielen.

Zehn von den zwanzig Ruderknechten der Barke lagen, seit man den Kurs geändert, im Antlos und schliefen. Jetzt, eine Stunde etwa nach Sonnenaufgang, wurden sie von dem Obmann sämtlich heraufbeordert. Der Wind war umgeschlagen, wie dies der Steuermann richtig vorausgesehn hatte. Gleichzeitig jedoch war er so heftig geworden, daß es geboten erschien, das Segel zu reffen.

Pelias, der nach dem Zwischenfalle mit Kyparissos noch eine Weile geruht hatte, lag jetzt unweit der Kielspitze andachtsvoll auf den Knieen. Die Arme ausbreitend, sandte er ein heißes Gebet zu dem Erdumfasser Poseidon, der die Flüchtlinge mit göttlicher Huld dem Haß der Verfolger entzogen hatte, jetzt aber zu grollen schien und sein rauschendes Element in höher und höher getürmten Schaumkämmen dahinwälzte. Der Himmel umzog sich mit unheimlicher Schnelligkeit. Ein Pfeifen, ein Klirren und Rasseln ging durch die Luft; die Planken des Schiffes ächzten und stöhnten, die Ruder knarrten — und vorn am Bug spritzte das Wasser weit über Deckhöhe.

Nun begann für das gerüttelte Schiff ein taumelnder Tanz, der den Matrosen zwar, wie es schien, keinen sehr schreckhaften Eindruck machte, den armen Verwundeten aber mit jedem neuen Empor und Hinab schroff aus der Lage schob und ihm die heftigsten Schmerzen bereitete . . . Auf Phaios Veranlassung trug man ihn nach dem Antlos: aber auch hier waren die Stöße, wenn schon in etwas verringerter Weise, bemerklich, so daß Kyparissos nur mühsam die bohrende Qual verbiß. Sein Antlitz rötete sich; die Stirn glühte; Phaio mußte ihm Tücher, mit Wasser und Wein benetzt, auf das brennende Haupt legen.

Endlich, nach mehr als vier Stunden, ließ der Sturm nach. Kyparissos fieberte. Phaio hielt seine Hand, als könne sie ihm so Leben und Kraft in die Adern flößen. Ihr ganzes Trachten und Sinnen war auf die Linderung seiner Leiden gerichtet, so daß sie kaum wahrnahm, wie nun die Barke ruhiger und gleichmäßiger ihre Bahn zog.

Auch der Himmel hatte sich rasch geklärt. Fern am nordwestlichen Horizont sah man ein bläuliches Wölkchen: die Insel Tenos, wo Kyparissos treue Gastfreunde besaß: den greisen Archonten Epicharmos und dessen Sohn Dardanos.

Teukros trat zu Pelias heran, der leuchtenden Auges hinausblickte auf das näher und näher kommende Ziel . . . Das Segel rauschte jetzt wieder am Mast hinauf: mit verdoppelter Schnelligkeit durchfurchte das Schiff die breitwogende blaugrüne Salzflut. Und die Luft wehte so frisch und labend, und die Möwen hoben die schneeglänzenden Schwingen so kühn und verheißungsvoll, daß Teukros vor neu aufquellendem Kraftgefühl heimlich erbebte.

„Pelias, mein Freund," sprach er und legte dem Priester die Hand auf die Schulter, „wie sehr hattet ihr recht — du mit deinen mahnenden Worten und Phaio mit

ihrem ebenso mahnenden Schweigen! Wär' ich dem Kepheus als Opfer gefallen, ich hätte nur das geerntet, was ich gesät habe! Selbst der Forscher und Denker darf sich von seinem Volke nicht lostrennen! Mit ihm allein atmet und lebt er!"

„So ist es!" murmelte Pelias bewegt. „Und niemals erkennen wir klarer, was uns die Heimat bedeutet, als wenn wir sie ewig verloren haben!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Breit von der Sonne beglänzt, lag die Hauptstadt Tenos mit ihrem prächtigen Hafen und der stolzen Akropolis vor den Augen der Flüchtlinge. Die Barke schwenkte in sanftem Bogen um den gewaltigen Steindamm, zog dann ihr Segel ein und ließ den dreizahnigen Anker hinab. Nach kurzer Frist legte am Aufstieg ein kleiner, hellrot bewimpelter Kahn bei. Ein Beamter des Hafenaufsehers begab sich an Bord, um sich über die Ankömmlinge und den Zweck ihrer Reise zu unterrichten, ehe er die Erlaubnis zum Landen erteilte.

Die Auskunft, die er von Teukros erhielt, war nicht nur befriedigend, sondern ein Sporn zu ganz besonderer Gefälligkeit. Der Beamte verließ das Fahrzeug mit dem Versprechen, er werde sofort dem Archonten Epicharmos durch einen Eilboten Nachricht senden.

Die Gastfreundschaft zwischem dem achtzigjährigen Epicharmos und dem so viel jüngeren Kyparissos führte noch auf den Großvater des Kyparissos zurück. Epicharmos zwar, als er vor sechsthalb Jahren auf Andros geweilt hatte; war nicht im Hause des Kyparissos, sondern bei einem der beiden Volkskönige abgestiegen; denn er kam nicht als Privatmann, sondern als Oberhaupt eines befreundeten Staates. Kyparissos jedoch, eh' er die großen Seefahrten antrat, hatte auf Tenos etliche Monate lang bei Epicharmos als Gast geweilt und mit dem Sohn des Archonten, dem frischen, lebensprühenden Dardanos, der nur drei oder vier Jahre älter und, gleich ihm, unvermählt war, ein herzliches Freundschaftsbündnis geschlossen. Es litt daher keinen Zweifel, daß Epicharmos die Andrier mit vollendeter Liebenswürdigkeit aufnehmen würde.

Während der Eilbote nach dem Palast rannte, ward Kyparissos vorsichtig ausgeschifft und in den halbüberdeckten Hof einer Strandschenke gebracht, wo fünf, sechs Matrosen und ähnliche Leute bei ihrem Frühstück saßen. Der Verwundete, bleich wie ein Wachsbild, lag regungslos auf den Polstern, die der eifrige Wirt von seinen verblüfft dreinschauenden Sklavinnen hatte herausschaffen lassen. Kyparissos trank eine Schale voll Wasser und Fruchtsaft, die Phaio ihm an den graublauen Mund hielt. Die Matrosen, die eben noch in boiotischer Mundart ein zweideutiges Lied gesungen, waren alsbald verstummt. Der Anblick der jungen Frau und des todwunden Mannes, der kaum dieser Welt noch anzugehören schien, benahm ihnen die derb-lustige Laune. Es war also eigentlich überflüssig, daß nun der Wirt sie im stillen bedeutete, ihr Getunke möglichst rasch zu erledigen und den Raum freizugeben für die erlauchte Gesellschaft, die da so unverhofft sein niedriges Dach beehrte.

Jetzt trat auch Pelias, der noch allerlei auf dem Fahrzeug geordnet hatte, über die Hofschwelle. In demselben Moment sprang von dem äußersten Tisch hinten am Küchenthore ein junger Mensch auf, stürzte mit einem hallenden Freudenschrei auf den Priester zu und ergriff seine Hand, die er mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte.

„Du, Thasios?" stammelte Pelias. „Eine Sorge also doch weniger! Ich habe maßlos um dich gebangt, mein Knabe! Wie kommst du hierher? Du wolltest nach Ichthyoëssa und von dort nach Euboia..."

„Das ging nicht. Die Thraker hielten bei Krusia den Paß besetzt. So machte ich Kehrt und rannte auf gut Glück nach Pogla. Dort fand ich ein Kauffahrteischiff, das nach Tenos bestimmt war. Der Eigner brauchte just einen Ersatzmann für einen Halbmatrosen, der am Fieber gestorben war... So griff ich denn zu und kam glücklich in Sicherheit."

„Und die übrigen?"

„Alkmaion ist auch hier gelandet, mit einem kyprischen Weinfahrer... Ich sah ihn beim Tempel der Aphrodite. Von den zwei anderen weiß ich nichts. Aber die werden sich schon ihren Weg gebahnt haben,

Studie von Friedrich Hiddemann.

zumal sie ja Zeit hatten und nicht verfolgt wurden, wie du, Herr, und ich und Alkmaion ..."

„Verfolgt — und ergriffen," murmelte Pelias.

Mit kurzen Worten erzählte er nun dem getreuen Thasios, der ihm so mutig bei der Bestattung zur Hand gegangen, der mit Alkmaion den Kahn gerudert und die entehrende Tafel vom Pflock gezerrt, was unterdes sich ereignet hatte. Der junge Mensch hörte ihm angstvoll zu; Thränen traten ihm in die Augen.

„Und was planst du jetzt?" fragte der Priester.

„O, mir steht jetzt die Welt offen!" lächelte Thasios. „Den Freibrief hab' ich hier in der Tasche, dazu Geld genug, um irgendwo ein paar Äcker zu kaufen ... Auch kann ich ja lesen und schreiben und fände wohl hier in der Stadt lohnende Unterkunft. Aber — ich weiß nicht ... Soll ich dir's frei bekennen? Am liebsten blieb' ich bei dir, Herr!"

Gerührt schaute ihm Pelias in das hübsche, offne Gesicht.

„Wenn du fürlieb nehmen willst mit dem Geringen, was ich dir bieten kann ..."

„Also ich darf ...?" jubelte Thasios.

„Ja, mein Sohn! Ich sehe, dein Herz treibt dich dazu: kann ich mir Besseres wünschen? Teile denn das Los des Verbannten: ich will dir dafür ein Vater und Freund sein!"

Nach Verlauf einer halben Stunde erschien Dardanos in eigner Person. Er war von zwei Ärzten und einer großen, bequemen Sänfte begleitet. Ein schmerzliches Lächeln flog über die Züge des Kyparissos, als er, selber so schwach und so hinfällig, den blühenden Gastfreund erblickte, der die Vollkraft und Lebenslust in eigner Person war. Er nickte dem Dardanos leise zu, war jedoch unfähig, auch nur ein einziges Wort über die Lippen zu bringen.

„Du siehst mich aufs tiefste erschüttert, Herr," wandte sich Dardanos an Teukros. „Welche Erlebnisse! Längst schon hab' ich den Wunsch gehegt, Teukros den Sternforscher einmal von Antlitz zu Antlitz begrüßen zu dürfen. Da muß sich nun diese Begegnung unter so schwer-traurigen Umständen verwirklichen! Nun, was hilft alles Wehklagen! Auf Sturm folgt Sonnenschein, und die Götter lächeln auch wieder, wenn sie gezürnt haben. Epicharmos, mein Vater, stellt euch natürlich die besten Räume seines Palastes gern zur Verfügung. Hier — meine Hand zum Willkomm!"

Teukros, von der herzlichen Art des Mannes warm angemutet, schlug mit großer Lebhaftigkeit ein.

„Ich danke dir," sprach er bewegt. „Dem Vertriebenen, der schon den Block des Henkers gestreift hat, thut es wohl, Freunde zu finden, bei denen er von der Qual der Vergangenheit ausruhen kann. Dies hier ist meine Gattin Phaio, und dies Pelias, der Priester des Erdumfassers, ihr ehemaliger Vormund."

Dardanos neigte den Kopf.

„Auch dich heiß' ich willkommen," sagte er zu der sanft errötenden Frau. „Und dich, Pelias —, und euch alle, die ihr den gastlichen Strand unserer Insel betreten! Die Freunde des Kyparissos sind auch die meinen!"

Dann zu den Ärzten gekehrt, die den Verwundeten sorgfältig untersucht hatten:

„Nun, was denkt ihr? Wollt ihr ihm den Verband erst erneuern?"

„Herr," versetzte der ältere von den zwei Heilkundigen, „ich glaube, man wartet damit, bis wir an Ort und Stelle sind."

„Gut! So laßt uns ohne Verzug aufbrechen! Tretet heran, Leute! Hebt ihn vorsichtig auf! Mitsamt seinen Teppichen! Nicht so ungestüm, Rhodocheiros! So! Und nun Platz da!"

Sechs Paar Hände zugleich faßten die Wolldecke an und schleppten so den schon wieder halb bewußtlosen Kyparissos zu dem bereitstehenden Tragbett.

Nachdem Phaio und Harma ihm das Kissen zurechtgerückt und den Vorhang des Baldachins nach der Sonnenseite geschlossen hatten, setzte sich nun der Zug in Bewegung. Voran schritten die beiden Ärzte; dann folgte die Sänfte; hiernach Phaio, Harma, der Hausverwalter Symaithos und Pelias; zuletzt Teukros mit Dardanos und den Sklaven, die einen Teil der Gepäckstücke mitführten.

Der Palast des Archonten lag auf einer mäßigen Anhöhe, südlich von der Akropolis. Eine vortreffliche Kunststraße führte in Schlangenlinien bequem hinauf, zu Anfang das Viertel der Großkaufleute, dann die pinienumwogte Gartenvorstadt Anthemoëssa durchschneidend.

Während man so dahinschritt, fand Teukros Muße, dem Dardanos die Ereignisse der letzten Tage ausführlicher zu erzählen. Er that dies mit ergreifender Schlichtheit und Anschaulichkeit. Von Zeit zu Zeit unterbrach ihn Dardanos mit einem Ausruf des Staunens und der Entrüstung. Als Teukros zu Ende war, blieb Dardanos stehen, schlug sich mit der Hand auf die Stirn und brach in die Worte aus:

„Dieser Kepheus ist wahnwitzig!"

In der That, niemand auf Tenos hätte sich solcher Ausschreitungen des andrischen Selbstherrschers versehen. Wohl hatte man hier den Sturz der Volkskönige, mit denen man viele Jahrzehnte lang die besten Beziehungen unterhalten, schmerzlich beklagt; auch war die Schnödigkeit des Vertrauensbruches, durch welchen Kepheus die Macht an sich gerissen, der Gerusia von Tenos und allen ehrlichen Bürgern ein Dorn im Auge. Schließlich aber hatte man doch die neuen Verhältnisse weniger ungünstig angesehen, zumal Kepheus allerlei ganz verständige Maßnahmen traf und sich hier und da mit den altangesessenen Geschlechtern von Andros halbwegs zu versöhnen schien. Dardanos insbesondere war in dieser Meinung durch Kyparissos bestärkt worden. Die beiden Briefe, die Kyparissos ihm kurz vor Ausbruch des Nedymnischen Krieges geschrieben,

erwähnten den Kepheus ohne jede Gereiztheit; ja, der zweite sprach sogar von der Absicht des Kyparissos, der Einladung des Gewaltherrschers zu einem großen Fest Folge zu leisten. Nun mit einem Mal diese unglaubliche Wendung! Das schrie ja zum Himmel auf wie ein Vatermord! Von der Erdrosselung des Nedymnos und der Mißhandlung des Leichnams war man auf Tenos schon unterrichtet. Was aber folgte, das war für Dardanos neu. Ganz besonders empörte ihn die ungriechische Hartherzigkeit und Roheit, mit der man die selbstverständliche Handlungsweise des Teukros zum todwürdigen Verbrechen stempeln wollte. Das überstieg in der That alles, was man auf griechischem Boden jemals erlebt hatte!

Teukros und Dardanos, in dies Gespräch vertieft, gingen langsamer als die übrigen. Die Erinnerung an die erlittene Pein hatte den Teukros, der Zorn über die grausame Willkür des Selbstherrschers hatte den Dardanos voll in Beschlag genommen. Für Augenblicke vergaßen sie beide, was jetzt zu allererst wichtig war: den Zustand des Kyparissos. Teukros schilderte den nächtlichen Marsch durch den Ölwald, die Flucht auf den sausenden Rossen, den letzten, unheilvollen Zusammenprall ... Sein Auge sprühte. Dardanos hatte das Gefühl, als lausche er einem Gesang des Homer.

Der Metallrand des Sänftendachs blinkte schon hoch über den Stechpalmen der dritten Wegwindung, als an die Ohren der beiden Zurückgebliebenen ein betäubender Lärm scholl. Aus der Querstraße links kam eine sonderbare Gesellschaft: Männer in samischer Tracht, mit Eselsköpfen aus grauschwarzem Nilpapier, und hinter ihnen ein Troß lautjohlender Jünglinge, auf den Häuptern hellfarbige Festbinden und schwere Komastenkränze. Die Jünglinge führten langstielige Ölbaumruten, mit denen sie auf die drollig springenden Mißgestalten ungestüm einhieben. Und die grauschwarzen Eselsköpfe schüttelten sich, stießen ein wüstes Geschrei aus und riefen von Zeit zu Zeit durch die Nüstern:

„O Samos, wie friedlich blüh'n deine Weinberge!"

„Was soll das bedeuten?" fragte der Andrier. „Feiert man hier das Dionysosfest zweimal?"

„Nicht doch," erwiderte Dardanos. „Heute ist der Gedenktag von Alkanthara..."

„Alkanthara ...? Ich entsinne mich nicht ... So heißt doch wohl ein tenisches Bergdorf?"

„Siehst du die braunroten Häuser dort zwischen den Weinpflanzungen? Ganz oben, rechts von der Felskuppe? Das ist Alkanthara. Und dort in den Rebengeländen am Quell des Pan hat sich vor etlichen Jahren der Vorfall ereignet, auf den die Komasten da mit ihrem nicht sehr witzigen Aufzug anspielten. Ein halbes Dutzend übermütiger Samier wurde von unseren Weinbauern gründlich zerprügelt, weil sich die Fremdlinge allerlei Unziemlichkeiten gegen die Frauen erlaubt hatten ..."

„Ja wohl, davon hab' ich gehört ..."

„Einer von jenen Auftritten, wie sie leider sehr oft hier in Scene gehen ... Die Ausländer, wenn sie den blaßroten tenischen Wein trinken, der sich so harmlos hinunterschlürft und so feurig zu Kopf steigt, schlagen mitunter stark über die Schnur. Damals aber bekam die Sache dadurch einen besonderen Anstrich, daß die Geprügelten Leute von sehr hoher Geburt waren. Einer von ihnen war Ximmias, der Sohn des Selbstherrschers Inachos ..."

„Ich staune! Ein Fürstensohn, und diese Verletzung des Gastrechts!"

„Nicht wahr, das befremdet? Unsere Weinbauern haben's ihm denn auch weidlich heimgezahlt. Mit zertrümmertem Nasenbein ward Ximmias hinweggetragen. Vier Wochen lang hat er mit der Geschichte zu thun gehabt."

„So dächt' ich, das wäre nun ausreichend. Einen besiegten Gegner soll man nicht obendrein noch verhöhnen."

„Das würde auch kaum geschehen, hätte der Fall nicht unangenehme Erörterungen mit dem samischen Selbstherrscher nach sich gezogen. Inachos verlangte für seinen Sohn Ximmias Genugthuung. Er schrieb kurz und bündig an den Archonten, die Winzer, die doch, beim Zeus, nur ihr Hausrecht geübt hatten, müßten erheblich an Freiheit und Gut bestraft werden. Das hat mein Vater natürlich abgelehnt. Die Sache war pflichtgemäß untersucht worden; es stand fest, daß Ximmias und seine Leute der einzig schuldige Teil waren: also fertig damit ..."

„Nun, und Inachos?“

„Da gab's denn eben das lästige Hin und Her, das die Tenier so sehr verdrossen hat. Mein Vater antwortete, man ehre auf Tenos von alters her die Pflichten der Gastlichkeit, erwarte jedoch von den Gästen, daß sie die Rechte der Bürger achteten. Er bedaure den Vorfall tief, wälze aber die ganze Verantwortung auf die Fremdlinge selbst ab. Was soll ich dir sagen? Inachos schäumte vor Wut, und wenn nicht unsere Hauptstadt so wohlbefestigt und die tenische Flotte so ausgezeichnet im Stande wäre, ich glaube, er hätte uns einen kriegerischen Besuch abgestattet. So aber hielt er es für geratener, mit kleinlichen Nadelstichen zu kämpfen, statt mit Schwerthieben ... Er legt uns Zölle auf, wenn wir in Samos vor Anker gehen, nörgelt bei jeder Gelegenheit, schädigt uns, wo er kann, und trägt eine Unliebenswürdigkeit zur Schau, die mich empören würde, wenn sie nicht gar so lächerlich wäre. Und wie mir, so ergeht es den meisten. Der Jahrestag von Alkanthara schafft diesem Mißbehagen dann Luft. Die schlechtesten Sklaven werden als Samier verkleidet und mit Ruten gehetzt. Die Sache ist auf dem besten Wege, zum Volksfest zu werden . . .“

Die Straße, noch immer steigend, führte jetzt über den Rundplatz der Nike. Uralte, knorrige Ölbäume standen hier zwischen dem wuchernden Grün des medischen Apfelgesträuchs und des Lorbeers. Da, wo die Straße den Platz wieder verließ, hatte man einen köstlichen Blick über die Stadt und die Rhede bis weit hinaus an das rhabdische Vorgebirge. Die hellen Landhäuser jenseits der Bucht blinkten freundlich im Sonnenlicht; Tempel und Ringschulen grüßten aus ihren Umfriedigungen; der ebenmäßige Bau des Deigmas, wo die Großkaufleute von nah und fern ihre Waren ausstellten, schmiegte sich malerisch an die Pinien und Steineichen der Bergwand. Alles das schien so tief eingetaucht in Ruhe und Glück, in Frieden und Wohlstand, daß Teukros mit einem Male von unsäglichem Heimweh erfaßt wurde. Die Flüchtigkeit und Zerbrechlichkeit der menschlichen Dinge übermannte ihn schier. Vor wenigen Tagen noch im Vollgenuß aller Güter, war er jetzt kaum viel mehr als ein Schiffbrüchiger ...

Und nun packte ihn wieder jene dumpf wühlende Pein, die ihn schon im Verließe der Zwingburg gepackt hatte: die bittere Erkenntnis, daß er dies Unheil verdient habe. Klarer als je warf er sich jetzt seine Schuld vor. Das alles war nur die gerechte Strafe dafür, daß er sich mit den Pflichten gegen sein Vaterland selbstsüchtig abgefunden, daß er nicht Sinn und Verständnis gehabt für die bedeutsamen Forderungen des Augenblicks.

Nun erreichte man den Archontenpalast. Kein asiatisch-prunkhafter Bau, wie die Marmareia, aber doch ein beneidenswertes Daheim, frisch, farbenglühend, und, gleich allem auf Tenos, einen behäbigen Wohlstand atmend.

(Schluß folgt.)

Am Altare.

(Abdruck verboten.)

Du standest am Altare so still und weiß,
Der Kranz auf deinem Haare erbebte leis,

Du legtest zitternd deine in seine Hand
Und sprachst das Wort, das kleine, das euch verband.

Wird deine erste Lüge die letzte sein?
Weh! Deine starren Züge versprechen: „Nein!“ —

Ich sah dich am Altare in Seide stehn,
Da hab' ich auf der Bahre dein Glück gesehn.

Wilhelm Langewiesche.

Eine Fahrt durch Korſika.

Von

Ida Boy-Ed.

Illuſtrationen von H. Neſtel.

I.

(Abdruck verboten.)

Baſtia.

In meiner Kindheit beſaß ich ein Buch, welches meine Phantaſie mehr beſchäftigte wie alle Märchenbücher. Es handelte von Napoleon und ſeinen Brüdern und ihrer Jugendzeit auf Korſika. Er ſelbſt war auf dem erſten Blatt abgebildet; unter einer unwahrſcheinlich gelbgrünen Palme, in maleriſcher Poſe an einem unwahrſcheinlich weißen Marmortiſch ſtehend, trug er — dank der Freiheit des Zeichners — als zwölfjähriger Junge ſchon die gleiche Tracht, in welcher man ihn nachmals immer abgebildet ſah, da Europa vor ihm erzitterte. Die Komik dieſes Bildes blieb für mich verloren, es hatte im Gegenteil einen unnennbaren Zauber für mich, und es zu-

Hafen von Baſtia.

Prozeſſion

erſt war die Veranlaſſung einer großen, immer wachſenden Sehnſucht nach dem Anblick der Inſel, die dem dämoniſchen Manne Heimat geweſen.

Obgleich ich es liebe, mich ſchweigend und einſam unter dem großen Menſchenſtrom mit forttreiben zu laſſen, der die Alpen hinüber und herüber zieht, glaubte ich doch, eine Reiſe nach Korſika nicht allein unternehmen zu können. So mußte ich lange warten, bis Zeit und Reiſegeſellſchaft ſich gefällig zueinander fügte. Endlich, vor wenig Jahren, kam die Stunde, wo ich an Bord eines kleinen Rubatinodampfers, im Hafen von Livorno, ſtand, das Herz voll freudiger Erwartung, denn der Abend desſelben Tages ſollte mir in Korſika niederſinken.

Es war ein ſonniger, wonniger Apriltag. Nach einer, von Gewittern durchtobten, wilden Nacht lachte ein blauer Himmel hernieder, und das Meer wühlte wie in freudiger Bewegung. Unter dem in Italien üblichen Aufwand von Geſchrei und Gebärden, ward die Ausſchiffung bwirkt, zwei-Stune den ſpäter, als der Fahrplan ſie vorgeſehen. Kaum verließen wir den Hafen, der durch Molobauten dem offenen Meer abgewonnen iſt, als wir bemerkten, daß die „freudige Bewegung" der See unſere kleine Nußſchale von Dampfer heftig tanzen machte. Der Maſt ſchien vor dem Himmel wahre Pendelbewegungen zu machen. Der Rückblick, landwärts, war von grandioſer Schönheit. Das grau-grüne Häuſergebreite Livornos ſah über das Molo hinweg. Gegen die Felsblöcke, auf welchen die Hafeneinfaſſung ſich erhob, donnerten die Wogen, am Leuchtturm, der auf einem

Ein Sarazenenturm.

Felsbröcklein ſich aus der Flut hob, tobten die Wellen weißſchäumend bis zu ſeinem Dach hinauf.

Ich war noch nie ſeekrank geweſen, trotz mancher ſtürmiſchen Fahrt. Aber die merkwürdigen Pendelbewegungen des Maſtes vor dem blauen Himmel — zuletzt ſchien es, als ſchwinge er weit ausgreifend im eigenen Hirn! Und — klatſch — ſtürzten die Wogen über Bord und ſpülten die, welche ſchon geſtreckt und elend auf Deck lagen, gegen die Reeling.

Mir fiel ein Vers von Dingelſtedt ein, dem weltmänniſch blaſierten Dichter.

„Verwünſchte See- und Lebensfahrt
Wozu ſie mich noch wahrt und ſpart,
Die anderen brechen. Ich allein
Kann nicht einmal mehr ſeekrank ſein."

Es war mein letzter klarer Gedanke. Die nächſten Stunden bewieſen mir, daß ich noch nicht gegen ſämtliche Erſcheinungsformen des Daſeins ſo abgehärtet war, wie Dingelſtedt.

Um drei Uhr hatten wir in Baſtia ſein ſollen. Abenddämmer füllte die Kajüte, als der Steward zu mir kam und bat, ich möge ein wenig „Luft nehmen". Das Meer war ruhiger geworden, wir befanden uns ſchon im Schutz der korſiſchen Gebirge.

Da ſaß ich denn auf Deck und ſchaute um mich. Wir befanden uns inmitten einer märchenhaften Inſelwelt. Eilande, die ganz zu überſehen aus dem Meere ragen, haben einen Reiz zugleich des Geheimnisvollen und des Ungeheuerlichen für mich. Die Engheit ihrer Grenzen, gegenüber dem unermeßlichen Weltraum erinnert an die Kürze des Menſchenlebens gegenüber der unausdenkbaren Ewigkeit.

Frauen vom Lande.

Graue Schatten deckten mit bleiernem Farbenton Himmel und Waſſer. Dunkelblau umdämmert, erhoben ſich hinter uns Monte Chriſto und Capraja aus den Fluten, blaſſer noch zeichnete Elba ſeine eckige Kontur vor dem Himmel.

Und vor uns erhob ſich nah, drohend, dunkel das Gebirg von Korſika. Am Uferſaum, eng zu Füßen der ans Meer ſich drängenden Felſen, unterſchied man das Häuſergehäufe einer Stadt. Ein banges Gefühl bemächtigte ſich meiner, die Furcht vor der Entzauberung langjähriger Träume; auch Senecas Epigramm auf Korſika fiel mir ein. Aber kann nicht ſelbſt ein Philoſoph ungerecht ſein, beſonders wenn er das Opfer der Ungerechtigkeit iſt, wie Seneca war, da er auf Betrieb einer Meſſalina verbannt wurde? Fort von dem üppigen Hof des Kaiſers Claudius, wo man ihn unlauterer Beziehungen zu Julia zieh.

Ein Familiengrab.

Inzwiſchen waren ſchwere Boote an das jetzt ankernde Schiff gekommen. Der Hafen von Baſtia wird durch eine winzige Bucht gebildet, die von den alten Stadtteilen umkränzt iſt. Der Rubatinodampfer, der

noch die Nacht nach San Bonifacio weiterfahren mußte, blieb draußen, wir wurden durch Boote eingeholt, die auf dem dunklen, unruhigen Meer ſchaukelten und bald mit lärmenden Menſchen und Gepäckſtückenü berfüllt waren.

Es war ein Bild wie ein Doréſches Nachtſtück. Die Einfahrt war bewacht, links von der Feſtung, die auf ſchroff emporſteigendem Felſen trotzt, rechts vom kleinen Leuchtturm, den das Molo trägt. Alles war nur in großen, dunklen Umriſſen erkennbar und wirkte durch Enge, Höhe und Finſternis ſehr geheimnisvoll. Ein Menſchengewühl erwartete uns am Quai: Männer, Kinder, Douaniers; die Beleuchtung kam aus einigen Handlaternen, aus denen ein huſchendes Licht über bleiche, ſchwarzbärtige Geſichter fiel. Kleine Knaben erboten ſich flüſternd zu Schmugglerdienſten.

Im ſcheunenartigen Zollgebäude fanden wir uns ſehr raſch und höflich abgefertigt und fuhren dann mit der einzigen Droſchke ins Hôtel de la France, durch enge, ſchwarze Gaſſen bergan.

Wir konnten lange vor dem Hotel warten, bis ſich jemand ſehen ließ. Endlich kam ein Mann, ſchön, ſtolz, voll edlen Anſtandes, mit einem Napoleonskopf — es war der Kellner. Er führte uns über ſteinerne Treppen und dunkle Korridore, bis wir in wahrhaft feudalen Prachtgemächern ſtanden, die mehr Behagen als romantiſche Abenteuer verhießen. Indeſſen war, nach der ſchweren Meerfahrt, das erſtere willkommener. Während des trefflichen Mahles brachte man die Koffer. Einer fehlte.

Der Kutſcher, den wir beſchuldigten, ihn nicht aufgeladen zu haben, verſicherte in Victor Hugoſcher Sprache voll Feuer und Pathos, daß er unſchuldig ſei, und der Kellner mit dem Napoleonskopf ſchwor bei der Ehre ſeines Vaterlandes, daß hier nie geſtohlen werde. Am anderen Morgen wanderten wir von Behörde zu Behörde, und die auserleſene Höflichkeit der Beamten war uns eine angenehme Erfahrung; mit einer geradezu beſtrickenden Liebenswürdigkeit war man beſtrebt, uns wieder zu dem verlorenen Gepäck zu verhelfen, das ſich denn auch in einer Ecke des Zollſchuppens vorfand.

Die Sümpfe von Biguglia.

Dieſer erſten, unfreiwilligen Wanderung durch die Straßen, ließen wir noch viele folgen. Welche Bilder! Wie düſter und wie ſchön. In den alten Straßen geht man auf ſchmalen Pfaden wie in Schluch-

ten; rechts und links ragen die ſieben- und neunſtöckigen Häuſer auf und laſſen nie einen Sonnenſtrahl in dieſe Tiefe. Braſſerien (Schänkwirtſchaften) ſcheinen in jedem Haus zu ſein, ein Thorbogen führt in ein fenſterloſes, kellerartiges Gewölbe. Da ſitzen an Tiſchen banditenhafte Geſtalten und trinken, im Hintergrund brät die Wirtin Vögel oder Fiſche am ſich drehenden Spieß.

Wenige Läden bieten ſchlechte Ware dar. Bei den Uhrmachern liegen Dolche aus. Als ich bei einem Händler ſolche beſehe und nach den Preiſen frage, zeigt er mir einen beſonders ſchönen mit den Worten: „Madame, es iſt eine ausgezeichnete Waffe, wenn jemand, wenn Ihr Feind den im Leibe hat — — —.“ Auf einem alten Platz fällt uns die Faſſade eines Palazzo auf. Seine Mauern ſind gebräunt und riſſig, aus ſeinen Fenſterhöhlen hängen Lumpen, aber noch in ſeiner Jammergeſtalt ſieht man die Linien einſtiger Schöne. Vor dem Palazzo ſteht ein Brunnen; er muß aus der Zeit ſtammen, wo Piſa die Herrin der Korſen war, ſein Marmor iſt gelblich, ſeine Waſſer rauſchen, und blaſſe, ſchwarz gekleidete Frauen neigen ihre Häupter darüber, indem ſie Kupfergefäße füllen. Ganz fern, ganz fern, ſieht von oben ein Stückchen atlasblauen Himmels in dieſen Häuſerſchacht. — Eine Prozeſſion begegnete uns, wir drückten uns an die Wand, um ſie vorbei zu laſſen. Weiße Kutten verhüllten Geſtalt und Häupter der Männer, und die blanken Augen blitzten durch die eingeſchnittenen Löcher. Der Weihrauchduft blieb in der Straße noch ein Weilchen hängen und überhauchte die Dünſte der Armut.

Eines Tages fuhren wir auf der Straße am Meeresufer, dem Örtchen Brando zu, um die dortige Stalactitenhöhle zu ſehen. Der Kutſcher unterhielt uns unterwegs eifrig von der noch immer wachen Vendetta, von den Banditen, deren einige ſich noch in der unnahbaren Felſenwildnis der Serra aufhielten, und von der Sicherheit der Fremden und beſonders der Damen. Die Fahrt war wundervoll, an der trefflichen Straße erhoben ſich, von Agaven- und Kakteenhecken umſäumt, ſaubere Gehöfte, dazwiſchen, als Merkmale einſtiger Räubereien, Sarazenentürme — zuweilen Trümmerhaufen, zuweilen wohlerhaltene Rundbauten. Die berühmte Grotte enttäuſchte uns, ſie ſteht an Ausdehnung der Baumannshöhle weit nach, und ihren Formationen hat zu erſichtlich Kunſt nachgeholfen. Bei der Bezahlung des Eintrittsgeldes kam es noch zu einem großen Streit; die Hüterin weigerte ſich in den beleidigendſten Ausdrücken gegen Italien, italieniſches Geld anzunehmen und ſprach dabei das ſchönſte Italie-

Digitized by Google

niſch. Wir hatten von franzöſiſchem Geld aber nur Hundertfranksnoten bei uns, die man ſelbſtredend nicht wechſeln konnte. Erſt der Kutſcher half aus der Not.

Bei der Heimkehr begegnete uns auf dem Boulevard du Palais, der zum Präfekturgebäude emporführt, ein Bataillon franzöſiſcher Infanterie, ſchmetternde Muſik voran, faſt im Geſchwindſchritt der Berſaglieri. Die Offiziere trugen braune Glacéhandſchuhe. Übrigens machte ihre ernſte Haltung einen vorzüglichen Eindruck, im Gegenſatz zu dem oft kokettierenden Schönheitsbewußtſein der italieniſchen und dem oft hochfahrenden Standesbewußtſein der deutſchen Leutnants.

Der andere Tag ſah uns auf einer Fahrt nach St. Florent. Eine trefflich gepflegte, von Marboeuf ſchon Ende des vorigen Jahrhunderts erbaute Straße zieht ſich von Baſtia empor zu den Einöden der Serra, windet ſich von dieſen ſchlangengleich hinab in das Nebbio und zu dem lieblichen Golf von St. Florent, den eine winzige Feſtung mit dreihundert Mann Beſatzung bewacht. An den Abhängen und in den Tiefen ſah man Gärten voll üppiger Vegetation. Melancholiſch ragen faſt in allen Cypreſſen auf, die irgend ein architektoniſch reizvolles Mauſoleum umſtehen — Der Korſe begräbt ſeine Toten auf ſeiner eigenen Scholle, und dieſe verſtreuten Begräbnisplätze ſind es vor allem, die der korſiſchen Landſchaft ihren ernſten Charakter geben. Auch ſieht man, im Gegenſatz zu Italien, wo die Cypreſſe überall wächſt, ſie auf Korſika *nur* um Grabſtätten.

Die ganzen Wunder der Flora Korſikas offenbarten ſich auf dieſer Fahrt. Schattige Haine von Korkeichen drängten ſich an den Weg, Myrthen und Lorbeeren bildeten das Unterholz, der Boden war rot von Cyclamen. Am ſonnenwärts gelegenen Hag zogen ſich Oliven und Kaſtanienwälder hin. Ein Duft wie von tauſend Gewürzen und Kräutern machte ſich bei jedem Atemzug bemerkbar, und Napoleon, der bekanntlich ſeiner Heimat nie viel Wohlwollen erwies, ſehnte ſich nach ihrem Geruch zurück. Auf St. Helena ſprach er einſt: „Ich erinnere mich noch jetzt an den Duft, den meine Heimatinſel aushaucht.“

Der Weg ſtieg höher, aber die rötlichen ſteilen Felſen ragten nur mit ihren

Hirtenwohnung von Timorzo am Monte Rotondo.

Pinus laricio bei den Hirtenwohnungen von Timorzo.

oberſten Spitzen nackt in den Äther. Sie trugen einen Wundermantel: Lavendel, mannshoch und in Blüte, Eriken von derſelben Höhe, goldgelb überflimmerter Ginſter, das ſcharf duftende Rosmarin bildeten eine Wirrnis. Dann kamen ganze Strecken, wo unabſehbar ein niederes, grünes Gebüſch den Boden deckte, und ein von ihr ausgehender, nach Terpentin und Tabak riechender Dunſt faſt unerträglich die Luft erfüllte — die ſyriſche Raute.

Auf Felsſchroffen einmal ein Dorf, elend, eng, kaum in feinen Linien von dem Felſen loszuſondern, an dem es klebt. Sonſt rings tödtliche Einſamkeit und darüber in den Lüften ein ſchwebender Adler. Von der Höhe hatte man den Blick über beide Küſten und ſah die lange, ſchmale Halbinſel, die mit dem Cap Korſe nördlich endet, ſich ins Meer hinaus lagern. Jenſeits der Serra, in der Niederung des Landes Nebbio, ward das Auge durch Landſchaften bibliſchen, oder wenn man will, homeriſchen Charakters überraſcht. Träge Bäche ſchleppten ihren unreinen Lauf unter Oleandergebüſch dahin. In einer Höhle, die von überhängenden Felsſtücken gebildet war, lagerte mit ſchwerem Körper breitſtirniges Rindvieh um ein ſchwälendes Feuerchen. Der Hirtenjunge lag auf dem Bauch davor

Am Lago di Monte Rotondo.

und hatte die Ellenbogen aufgeſtützt. Neben der Höhle breitete eine Gruppe Fächerpalmen ihre Blätter aus, und man hörte den tropfenden Regen darauf niederknattern.

In St. Florent wurden wir erwartet, eine Depeſche hatte den dortigen Wirt auf Gäſte vorbereitet. Nun harrte unſer ein merkwürdiges Mahl. Erſtens: Eier in der Schale, als internationales Auskunftsmittel in Ernährungsfragen auch hier willkommen, dann rohe Muſcheln, zu deren Genuß wir noſſen wird. Der Wein zum Mahl ward — wie in den Volskerbergen — aus dem Ziegenſchlauch geſchenkt und war ſchwarz wie Tinte.

In dem traurigen kleinen Orte ſahen wir wunderſchöne Männer und Frauengeſtalten. Die letzteren trugen, wie auf der ganzen Inſel, den „Pelone," ein langes, ſchwarzes Tuch, welches über den Kopf gelegt wird und faſt bis zum Kleiderſaum niederwallt. Eine ernſte Tracht, die zu den

Scenerie vom Monte Rotondo.

uns nicht entſchließen konnten. Wir haben in Norddeutſchland ein Sprichwort: „Wat de Buer nich kennt, dat it he nich." Hierauf kleine, ſchwarz eingekochte Vögel, die vor Oliven kaum zu ſehen waren. Und nun ein Fiſch von grotesker Form, mit Glotzaugen im dicken Kopf und gefiederten Floſſen; er ſchwamm in einer Brühe von Tomaten und aufgeweichten Brotſcheiben. Dann ein „Beefſteak" von Ziegenfleiſch und zum Nachtiſch Broccio, ein Quark von Ziegenmilch, der mit Rum und Zucker gebleichen Geſichtern und dem einſamen Land trefflich paßt. Die Männer tragen ſchwarze oder braune Samtjacken, ein ebenſolches Beinkleid, Stulpenſtiefel und zuweilen die genueſiſche rote Mütze. Das Völkchen in St. Florent ernährt ſich von Fiſcherei. Die Getiere des Meeres haben hier ſchon die glutvollen Farben der Tropen, wir ſahen Fiſche von roter, grüner und blauer Farbe mit metalliſchem Glanz, auch der loup de mer wird gefangen, ein Fiſch mit einer Haut wie ein Seehund und einer Farbe wie Tigerfell.

Digitized by Google

Tavignanothal.

Wir fuhren über das Gebirge hinab in die Sümpfe von Biguglia. Im Süden durch den Monte San Pietro geſchützt, zu deſſen Füßen das maleriſche Orezza mit ſeinem ſchönen Kloſter liegt, weſtlich und nördlich von den Felſenhöhen der Serra umgrenzt, hat angeſchwemmtes Land hier einen fruchtbaren, aber ungeſunden Uferſaum gebildet. Durch Eucalyptus-Anpflanzungen ſcheucht man das Fieber, und dieſer Wunderbaum, ein Wohlthäter der Menſchheit, verrichtet auch hier ſein Segensamt.

Der ganze Norden Korſikas hatte eine unerſchöpfliche Anziehungskraft für mich, es wurde mir ſchwer, Baſtia, den Mittelpunkt unſerer Ausflüge, zu verlaſſen. Und doch hieß es eines Morgens in aller Herrgottsfrühe ſich auf die Wanderſchaft begeben, d. h. zunächſt die Eiſenbahn zu benutzen, die eben damals eröffnet war und bis Corte, der Hauptſtadt des einſtigen ſelbſtändigen Korſikas, ging. Zu dem Stationsgebäude, welches hart vor einem Tunnel liegt, führten noch keine Wege, man kletterte durch kotige Gäßchen dahin. Wir bedauerten im Lauf der Fahrt, nicht in der geringſten Klaſſe zu ſitzen. In Ländern, wo gewiſſe Kulturformen noch neu und ungewohnt ſind, iſt es immer gewinnreicher ſich ganz an das urſprüngliche Volk zu halten: der modiſch gekleidete Menſch mit dem Anſpruch für mehr angeſehen zu werden als er iſt, hat in der ganzen Welt die gleiche Prägung. Die Typen der korſiſchen Bourgeoiſie, welche das Coupé mit uns teilten, waren nicht eben erfreulich.

Einer von den drei Herren maß uns, da er wohl verſtand, daß wir deutſch ſprachen, mit feindſeligen Blicken, eine Augenſprache, die ich ebenſo erwiderte, aber nicht ſeiner Nationalität halber, ſondern weil er Salami bei ſich hatte, der furchtbar nach Knoblauch roch. Und bei ſchlechten Gerüchen hört meine Menſchenfreundlichkeit völlig auf. Er redete mit ſeinen zwei Bekannten viel Politik; doch mit maßvollen Gebärden kritiſierten ſie alle drei die Re-

gierung. Einer von ihnen erwähnte ſeiner ſieben Kinder — nun, wenn man ſieben Kinder hat, iſt es ſelbſtverſtändlich, daß man maßvoll wird.

Kaum ſetzte ſich der Zug in Bewegung, ſo verſchluckte ihn der Tunnel, um ihn erſt in der Niederung von Biguglia wieder auszuſpeien. Dann ging es hinein in das Golothal. Die korſiſche Gebirgsbahn kann durch ihren immerhin kühnen Bau den nicht in Erſtaunen ſetzen, der die alpinen Bahnen kennt. Aber eines iſt's, das hier beklemmend ſich auf die Seele legt: die ungeheuere Einſamkeit!

Wie ſelten ſieht man eine Spur menſchlicher Anſiedelung zwiſchen den grauen Granitſchluchten hervorſchimmern. Ganz ſelten drängt ſich ein Häuflein Blockhäuſer an den brauſenden Fluß, man bemerkt einige Male Erdhütten, halb ausgehöhlt aus dem Boden und mit Raſenſoden gedeckt. Ziegen, die umherklettern, künden, daß dort Hirten wohnen. Faſt nie eine Wegesſpur, oder eine andere Brücke als die, welche der Notbehelf aus ungehobelten Stämmen über den Fluß geſchlagen. Von der großen Flut der Menſchheit, die ſich über die Welt ergießt, ſind nur einige Tröpflein hierher verſprengt. Das himmelan ragende Geſtein iſt mit ſpärlichem Grün geziert, das ſich in Spalten und auf Stufen Boden ſucht. Aber in der engen Tiefe des Golothales haben Eichen, Lärchen und Lorbeeren doch Platz gefunden, den weißſchäumenden Fluß dunkel zu umranden.

Der Zug hatte in Corte Anſchluß an die Poſt, welche in ſiebenſtündiger Fahrt das Gebirge überſchreitet, um jenſeits, in Bocognano, wieder die Bahn nach Ajaccio zu erreichen. Wir dachten in Corte zu bleiben, denn wir hofften trotz der frühen Jahreszeit den Monte Rotondo beſteigen zu können, von deſſen urweltlicher Wildheit, von deſſen Ziegenhirten und Höhlen uns romantiſche Bilder vorgaukelten.

Die Station Corte liegt fernab von dem Städtchen, wir mußten einen Wagen nehmen. Das ernſte Bild, welches ſich vor uns aufthat, ſenkte Schweigſamkeit in die erſtaunte Seele. Ein Thalbecken, rings von grauen Felſen ummauert, und gegen Südweſten vom Schneegipfel des Monte Rotondo überragt, that ſich auf. Und inmitten dieſes Beckens, erhebt ſich auf einem Felskegel Corte; um die ragende Citadelle ſcharen ſich die graubraunen und rötlichen Häuſer. Der Fuß der Stadt wird umſpült von den Waſſern der Reſtonica, die

Corte.

in wilden Stürzen vom Monte Rotondo heruntergeeilt kommt und ſich hier mit dem ſchäumenden Gequirl des Tavignano vermählt, der desſelbigen Weges, nur etwas nördlicher hierher eilte.

Und hier erhebt ſich der Geiſt der Vergangenheit über den Mauern der Stadt und ſchlägt das Buch der Geſchichte auf. Jedes Blatt in ihr iſt blutdurchtränkt. Auf jedem ſteht der Bericht fürchterlicher Kämpfe. So lange die Inſel Wert als Beſitzobjekt für raubgierige Staaten hatte — und das hatte ſie von je — ward um ſie geſtritten. Aber immer von neuem erhob ſich die leidenſchaftliche Freiheitsliebe, der heiße Stolz dieſes Inſelvolkes gegen die fremden Tyrannen. Genua und Piſa, England und Frankreich ſind über die Inſel gegangen als Gewalthaber und Gehorſamheiſchende, mit jenen ehernen Schritten kriegeriſcher Grauſamkeit, die zugleich mit der Freiheit auch den Wohlſtand zertraten. Aber immer wieder wuchſen aus dem blutgedüngten Boden Männer empor, die ihre Heimat rächten, als ſei das Blut kadmeiſche Saat geweſen. Namen wie Siampolo da Leca, Sampiero, Saffori, Pasquale Paoli drängen ſich der Erinnerung auf. Ihr Andenken iſt ſo lebendig im Volk, daß ich z. B. auf einer Kürbisflaſche, die ich mir kaufte, das eintätowierte Bild Sampieros fand.

Aber nicht nur die Fremdherrſchaft hinderte wie düſtere Schatten das Emporwachſen des Volkes zum Licht der Humanität; ſeine eigenen, raſenden Leidenſchaften waren ſein Unglück. Familien vernichteten einander, die Vendetta wurde durch Generationen fortgeſetzt und machte die Menſchen vogelfrei.

Rückſeite der Feſtung Corte.

Erſt dem Einfluß des edlen Pasquale Paoli gelang es, ſein Volk maßvollere Beherrſchung angeborener wie augewöhnter Mordgier zu lehren. Aber wenn auch heute die Vendetta vom Geſetz beſtraft wird, ausgeſtorben iſt ſie noch nicht; nur ſie zuckt heimlicher ihren Stahl und vorſichtiger.

Die Dankbarkeit der Korſen hat Pasquale Paoli in Corte ein Denkmal geſetzt. Dieſer merkwürdige Mann, welcher ſein Vaterland aus den Händen der Genueſen befreite und 1755 die oberſte Regierung des kleinen Staates übernahm, hatte etwas

von einem römischen Volkstribun, aber auch manchen Zug eines modernen Sozialreformators an sich. Die Verfassung, welche er seiner Heimatinsel gab, ward als Muster von Volkstümlichkeit gepriesen. Er gründete in Corte, dem Sitz seiner demokratischen Regierung, auch eine Universität, auf welcher Napoleons Vater, Carlo Maria Bonaparte, studierte, die aber bald wieder einging. Carlo Bonaparte ward später Paolis Sekretär. Bis 1769 hat Paoli seine Insel gegen die Fremdherrschaft behauptet, bis sie sich nach harten Kämpfen Frankreich ergab. In eben demselben Jahr, inmitten furchtbarer Kriegsunruhen, nach einer von Todesgefahr umgebenen Flucht, gebar Lätitia ihren Sohn Napoleon!

Denkmal Paolis in Corte.

Er selbst schrieb später, 1785, von seinem Quartier in Valence aus an Paoli, den er damals noch hochverehrte: „Ich ward geboren, als das Vaterland starb.“ Napoleon arbeitete zu jener Zeit an einer Geschichte der Korsen, die er aber nicht vollendete; das Manuskript befindet sich in der Bibliothek zu Paris. Auch später, dem Konvent gegenüber, hat Napoleon sich als eifriger Verteidiger Paolis bewiesen, während der zukünftige Cäsar als Oberst eines korsischen Regimentes sich thatkräftig in den Gang der Ereignisse mischte. Bald darauf überwarfen sich die beiden und wurden Todfeinde.

Und dann nahm das Schicksal seine Wendung! Der Stern des greisen Patrioten erblaßte, Paoli versank und starb in Verbannung. Napoleon aber vergaß über dem Glanz der Kaiserkrone und den Welthändeln sein kleines Vaterland. Ja, er bewies ihm eine, an Verachtung grenzende Gleichgültigkeit. Einst, als man ihm einen Korsen vorstellte, fragte er höhnisch: „Nun, wie steht's in Korsika, morden die Korsen einander noch immer?“

Doch haben die Korsen dem einen wie dem anderen ihre Denkmale gesetzt. Vor der Statue Paolis in Corte aber muß man sich gestehen, daß dieser Mann es besser verdient hat, als jener stolze Cäsar. Der eine opferte sich für sein Volk; der andere opferte Völker für sein ungeheueres Ich. Bettina von Arnim sagt einmal: „So oft wir einem rücksichtslosen, alles verzehrenden Egoismus begegnen, zeigt sich uns eine Art Respekt vor so elementarer Ganzheit, der mit dem moralischen Urteil nichts zu thun hat.“ Frei gestehe ich es, aus der kindischen, bewundernden Träumerei, die jenes Buch mit dem komischen Bild in mir entfacht, hat sich in das spätere Leben mir doch der „Respekt vor dieser elementaren Ganzheit“ hinübergerettet.

Alle geistigen Fäden historischer Erinnerungen spinnen hinüber von Corte nach Ajaccio. Nun drängte es uns zum Aufbruch, das erste, das eigentliche Reiseziel, Napoleons engste Heimat, trat wieder als erreichenswert vor die Seele.

Digitized by Google

An eine Beſteigung des Monte Rotondo war wegen der ſturmverwehten Pfade, der ſtürzenden Tauwaſſer nicht zu denken. Wir tröſteten uns mit der Gewißheit, am Monte d'Oro der gleichen wilden, nordiſchen Vegetation, der gleichen Scenerie zu begegnen, welche uns der Monte Rotondo geboten haben würde.

Wir mieteten einen Wagen für 40 Frank der die Verpflichtung übernahm, uns in ſieben Stunden bis nach Bocognano zu fahren.

Der öde, verſteinerte Ort, in ſeine trotzigen Stummheit anzuſchauen wie eine verlaſſene Unglückliche, blieb hinter uns zurück.

Ein paar Stunden in Korea.

Von

Adolf Menſing.

(Abdruck verboten.)

I.

Als S. M. S. „Hertha" im Mai des Jahres 1870 in Nagaſaki anlangte, hatte das gute Schiff bereits eine Reiſe hinter ſich, wie ſie intereſſanter, ſelbſt bis zu dieſer Stunde, von einem anderen unſerer Kriegsſchiffe wohl nicht gemacht worden iſt.

Trotzdem wurde die Nachricht, daß der damalige Geſandte des Norddeutſchen Bundes in Japan, Herr v. Brandt, mit dem Perſonal ſeiner Miſſion und begleitet von einem höheren Beamten des japaniſchen Auswärtigen Amtes auf „Hertha" zu einer Reiſe nach Korea ſich einſchiffen würde, mit Jubel begrüßt. War doch dieſes geheimnisvolle Land das letzte der an die See grenzenden Hermitenländer und damals noch faſt ſo unbekannt wie Centralafrika, trotzdem es ſeit Jahrhunderten chineſiſcher Kultur, Wiſſenſchaft und Religion bei ihrem Eindringen in Japan als Brücke gedient hatte und von den beiden Erbfeinden des äußerſten Oſtens beim Austragen ihrer Streitigkeiten mehr wie einmal zum Kampfplatz gewählt worden war.

Die einzigen lebenden Europäer, welche damals längere Zeit in Korea ſich aufgehalten hatten, waren einige Jeſuitenpatres. Neun Miſſionare dieſes Ordens, unter ihnen zwei Biſchöfe, hatten während der großen Chriſtenverfolgung im Frühjahr 1866 das Martyrium erlitten. Nur dreien war es gelungen, dem Blutbade zu entrinnen.

Um den Tod der Miſſionare zu rächen, hatte der Geſandte Frankreichs am Hofe zu Peking dem Admiral Roze, Chef des franzöſiſchen Geſchwaders in den chineſiſchen Gewäſſern, den Auftrag erteilt, Genugthuung zu fordern und im Verweigerungsfalle eine Züchtigung der koreaniſchen Regierung vorzunehmen.

In Verfolg dieſes Auftrags hatte der Geſchwaderchef im September 1866 perſönlich eine Rekognoscierung der bis dahin faſt ganz unbekannten Weſtküſte Koreas vorgenommen. Es gelang ihm, ohne größeren Widerſtand zu finden, bis nahe an die Landeshauptſtadt vorzudringen. Hier blieb er vierundzwanzig Stunden liegen, informierte ſich über die bei einer kriegeriſchen Expedition in Frage kommenden Punkte und kehrte dann nach Tſhifu zurück.

Im folgenden Monat, Oktober 1866, brach Admiral Roze von neuem nach Korea auf. Sein Geſchwader beſtand diesmal aus ſeinem Flaggſchiffe, der Fregatte „Guerrière," den Schraubenkorvetten „Laplace" und „Primauguet," den Aviſos „Déroulède" und „Kienchan," ſowie den Kanonenbooten „Tardif" und „Lebréthon." Am 13. d. Mts. ankerte das Geſchwader im ſüdlichen Einlaufe zum Saléefluß bei der Boiſéeinſel, und ſchon am nächſten Tage wurden die Landungscorps der „Guerrière" und der beiden Korvetten, ſowie ein Detachement der damals in Yokohama garniſonierenden Marinefüſiliere auf der Inſel Kanghoa unter dem Schutze der vier kleineren Fahrzeuge des Geſchwaders ausgeſchifft und rückten die Truppen gleich bis auf drei Kilometer an die gleichnamige Bezirkshauptſtadt heran. Durch das ſchneidige Vorgehen der Franzoſen völlig überraſcht, leiſteten die Koreaner erſt hier einigen Widerſtand.

Nachdem die Umgebung rekognosziert

Frische Ware. Nach dem Gemälde von Otto Lingner.

und festgestellt war, daß die Stadt mit einer vier Meter hohen, mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben war, wurde am 16. Oktober Kanghoa mit stürmender Hand genommen. Eine große Anzahl Kanonen, mehr als 10 000 Gewehre, entsprechende Mengen von Munition und anderen Kriegsvorräten, sowie Silberbarren im Werte von 200 000 Franken fielen hierbei in die Hände der Sieger.

Die koreanische Regierung knüpfte Verhandlungen an, durch welche jedoch weitere militärische Maßnahmen einen Aufschub nicht erlitten. Von diesen verlief ein Angriff eines Landungscorps von 160 Mann auf eine von 800 koreanischen Tigerjägern besetzte, mit einer hohen Mauer umgebene Pagode sehr ungünstig. Durch das bis dahin äußerst „schlappe" Verhalten der Koreaner ein wenig sorglos gemacht, näherte man sich dem flügellosen Thore in Marschordnung und empfing plötzlich auf weniger als hundert Meter Entfernung eine Salve der völlig verdeckt gehaltenen und nun auf einmal an die Brustwehr eilenden Jägersleute. In wenigen Minuten lag ein Fünftel der Franzosen verwundet am Boden.

Ein Sturm auf die Pagode würde selbst mit einer weitaus stärkeren Truppe nur dann möglich gewesen sein, wenn Artillerie zur Hand gewesen wäre. So blieb dem Detachement nichts übrig, als unter dem Hohngeschrei der auf die Mauer gesprungenen Besatzung den Rückzug anzutreten, welcher, da auch das Packpferd mit dem Proviant zum Feinde übergegangen war, ein wenig kläglich verlief.

Da der Admiral auch aus anderen Anzeichen erkannte, daß der kriegerische Geist der Regierung und des ganzen Landes, statt sich zu mindern, fortdauernd wuchs, so ließ er am Tage nach der verunglückten Expedition die Stadt Kanghoa niederbrennen und kehrte dann nach Tschifu zurück; trotzdem er sich sagen mußte, daß ein so schleuniger Rückzug den Koreanern nicht wohl anders als Flucht erscheinen konnte, und die christlichen Religionsgenossen, zu deren Schutze er doch gekommen war, den grausamsten Verfolgungen nunmehr erst recht ausgesetzt sein würden.

Seit jener Zeit war koreanischer Boden von dem Fuße eines Europäers nicht wieder betreten worden. Das wenige, was aus dem schweigenden Lande zu uns gedrungen, war entweder gelegentlich der an einigen Tagen im Jahre an der chinesischen Grenze abgehaltenen Messen in die Öffentlichkeit gelangt oder über die Hafenstadt Fusan an der Südostküste Koreas, in deren nächster Nähe die den Verkehr mit Japan vermittelnde japanische Militärkolonie Sorio lag.

Auf dem langen Wege hatte dieses zudem noch eine sehr romantische Färbung angenommen. Korea sollte ein unermeßlich reiches Land sein, das nur darum sich so strenge gegen die übrige Welt abschlösse, ja sogar die Ausbeutung der vielen Gold- und Silberminen im eigenen Lande verboten hätte, um nicht die Habgier fremder Nationen zu reizen. Von großen Königsschlössern erzählte man uns und von herrlichen Tempeln, in denen neben riesigen Idolen, als Zeichen der höchsten Ehrerbietung vor den Ahnen, Hunderte mit Gold ausgegossener Schädel ständen. Und dieses Wunderland sollten wir nun selbst betreten und vielleicht Gelegenheit haben, alle diese Herrlichkeiten mit eigenen Augen zu schauen!

Unser nächstes Ziel sollte die schon erwähnte japanische Militärkolonie bei Fusan sein. Mit dieser hat es eine eigene Bewandtnis und ich darf wohl das, was ich damals und seither über sie in Erfahrung gebracht, hier in Kürze erzählen: liefert doch ihre Geschichte den besten Schlüssel zum Verständnis der Verhältnisse, welche den jetzigen Krieg zwischen Japan und China zur Folge gehabt haben.

Die ersten geschichtlich nachweisbaren Beziehungen zwischen Japan und Korea liegen fast zwei Jahrtausende zurück. Damals gehörte der nordwestliche Teil dieses Landes zu China, während der Rest in vier voneinander unabhängige Königreiche zerfiel. Der kleinste dieser Staaten, Mimana, erbat sich nun im Jahre 32 v. Chr. gegen seinen Nachbar Shiraki den Schutz des damals schon mächtigen Japans und erlangte diesen auch gegen das Versprechen der Anerkennung der Oberhoheit und der Zahlung eines Tributs.

Dieses Abhängigkeitsverhältnis wurde durch den Zug der Jingu Kogo, Japans berühmter Heldenkaiserin, nach Korea erweitert und befestigt (202 n. Chr.). Sie zwang an der Spitze eines mächtigen Heeres auch die übrigen Staaten: Shiraki, Koma

und Kudara, die Oberhoheit Japans anzuerkennen.

Später machten diese mehrmals Versuche, das verhaßte Joch abzuschütteln, welche bald von teilweisen Erfolgen begleitet waren, bald in das Gegenteil umschlugen. So kam es im Laufe der folgenden Jahrhunderte dahin, daß Mimana eine japanische Kolonie wurde, und Kudara in das Verhältnis eines Schutzstaats zu Japan trat. Die beiden anderen Staaten erlangten dagegen, wenn nicht nominell, so doch thatsächlich wieder ihre Unabhängigkeit. Noch später ging Mimana zum größten Teile in Shiraki auf.

Auf diese Weise entstanden die „drei Königreiche," die „Sankan" der japanischen Geschichte. Diese wurden wiederum im Jahre 1391 n. Chr. zu dem Königreiche Korea vereinigt, welches seit dieser Zeit als Einheitsreich bestanden hat. Die den Einzelstaaten obliegenden Vasallenpflichten gegen Japan gingen auf den Gesamtstaat über, gerieten aber allmählich in Vergessenheit, bis der gewaltige Toyotomi Hideyoshi, der „Taiko Sama" des japanischen Volkes, unter dem 106. Mikado im Jahre 1590 den ersten Versuch machte, Japan durch einen Einfall in „das Land des großen Ming" (China) zur Vormacht des äußersten Ostens zu erheben. Er verlangte von Korea, ihm bei Ausführung dieser Absicht als Vortrab zu dienen. Als es sich weigerte, sandte er ein gewaltiges Heer von zweifellos über 100 000 Streitern, welches Mitte April 1592 in Fusan, dem Haupthafen des alten Mimana, Tshusima gegenüber, landete. Schon am 17. Tage nach der Landung nahm das Heer Besitz von Tiungtshiu am oberen Hangkjang, einer der festesten Städte des Reiches, und nun floh alles, selbst die königliche Familie, nordwärts der chinesischen Grenze zu. Drei Tage später zogen die Japaner, von denen übrigens die Hälfte Christen waren, in die Landeshauptstadt Hanshon (Söul) ein. Und als der Sieg am Rintshikiang (Lintsjökiang) errungen, und das feste Pinshan, das heutige Pyönggyang, gefallen war, konnten sie sich rühmen, das ganze Reich bis zur chinesischen Grenze, mithin ein Gebiet von der Größe Englands und Schottlands zusammengenommen, besetzt zu halten.

Trotzdem gaben die Koreaner ihre Sache nicht verloren. Ihr Mut belebte sich neu, als ihre Flotte über die japanische auf offener See einen großen Sieg davontrug. Eine chinesische Armee kam den Bedrängten zu Hilfe, nachdem Korea die Oberhoheit Chinas förmlich anerkannt hatte. Und als der Winter eintrat, sahen die Japaner sich genötigt, nach dem Süden zurückzugehen, trotzdem sie eine eigentliche Niederlage nicht erlitten, im Gegenteil, ihren alten Waffenruhm in manchem harten Streiten neu bewährt hatten. Der Feind folgte. Es kam zu weiteren Kämpfen, welche unentschieden blieben. Dann kamen die Friedensverhandlungen.

In den Präliminarien kam man zunächst überein, daß Japan seine Armee in die von ihm besetzten und befestigten zwölf Hafenplätze zurückzuziehen habe und daß die Waffen, solange die Verhandlungen dauerten, ruhen sollten.

Der Hof der Ming verstand es meisterhaft, aus diesen Abmachungen Vorteil zu ziehen. Er erkannte richtig, daß das kleine Japan nicht mächtig genug sei, um eine Armee von 50 000 erlesenen Kriegern in einem fremden, feindlichen Lande über dem Meere jahrelang zu unterhalten, ohne seine Kräfte zu erschöpfen. Er sorgte daher — ohne sich viel durch Rücksichten auf Würde und Ehre beirren zu lassen — dafür, daß Hideyoshi in dem festen Glauben blieb, die Abgesandten der geschlagenen Feinde bald zu seinen Füßen zu sehen. So brachte gemeine Schlauheit es dahin, daß Japan sich nicht widersetzte, wenn die Verhandlungen jahrelang hingezogen wurden.

Als dann aber eingetreten, was der verschlagene Chinese vorhergesehen, und außerdem noch sein Heer durch das Heranziehen sämtlicher verfügbarer Truppen bedeutend verstärkt und ganz Korea, mit Ausnahme der festen Hafenplätze im Südosten, von ihm besetzt war, ließ er die Maske fallen.

Beim Beginn der Feindseligkeiten hatte Hideyoshi die Abtretung des halben Koreas und eine jährliche Tributzahlung auch von China gefordert. Bis dahin hatten die Gesandten des Ming nie erkennen lassen, daß sie mit dieser Forderung nicht einverstanden seien. Nun erhoben sie auf einmal den Anspruch, daß das siegreiche Japan das eroberte Land räumen und die dort erbauten Festungen schleifen solle!

Der „Taiko Sama" ergrimmte in wildem

Zorne, als er merkte, wie er hintergangen sei, und auf sein Gebot zogen seine Helden im Jahre 1597 noch einmal in hellen Scharen über das Meer, um vereint mit ihren dort verbliebenen Waffenbrüdern den verachteten Gegner zu bekämpfen.

Über diesen Heereszug ist uns nur eine einzige Relation bekannt geworden, die der Feder — vielmehr dem Pinsel eines Mitkämpfers, des Herrn O-o-gawutsi, „Zugeteilter des Thores der Leibwache zur Linken" entstammt. Dieser schwört „bei den großen und kleinen Göttern des Nipponreichs und bei den drei Sitzen des Kriegsgottes Hatschiman," daß alles, was er schreibt, die reine Wahrheit sei. Da würde es doch sehr unhöflich sein, wenn wir, die Nachgeborenen, die von ihm angeführten Ziffern ohne anderes Beweismaterial wesentlich reduzieren wollten. Den geneigten Leser aber dürfen wir vielleicht doch daran erinnern, wie man früher in Japan bei einem Handel gewöhnlich ein Drittel des geforderten Preises bot und auf ungefähr die Hälfte handelseins wurde, trotzdem der Fordernde im Anfang sich auch zu verschwören pflegte, daß er nicht einen Tempo weniger nehmen könnte und ohnehin zusetzen müßte. Und wenn nun der eine oder andere geneigt sein sollte, die mitzuteilenden Ziffern durch zwei oder bei sehr entwickelter Skepsis durch drei zu dividieren — würden wir uns da wundern dürfen, wenn man nur den Rest seines Berichts als lautere Wahrheit hinnehmen möchte? — Vermutlich dürften sogar die Manen O-o-gawutsis einem solchen Kompromiß mit dem Zeitgeiste ihre Einwilligung nicht versagen, denn der war zweifellos ein sehr tapferer und ordentlicher Mann, der es uns nachgefühlt haben würde, wie schwer es uns werden muß, böse Zweifel zu unterdrücken, wenn wir hören, daß man vor dreihundert Jahren schon Armeen von 150 000 Mann in kleinen Segelfahrzeugen über das Meer schickte, während wir heutzutage uns schon auf den Transport von 30 000 oder 40 000 Soldaten viel zugute thun. —

Doch nun zur Sache: Nach unserem Gewährsmann zählte die unter dem Fürsten Hideaki gestellte Armee 163 000 Reiter. Ob Alle ihre Pferde nach Korea mitgenommen haben, sagt er uns leider nicht. Dem Heere war die Weisung erteilt, nicht bloß jung und alt, Männern und Weibern, Priestern und Laien, selbst den gemeinen Bergbewohnern insgesamt die Köpfe abzuhauen!

Auch diesmal landete das Heer bei Fusankai. Von hier segelte die Flotte zu der Bambusinsel in Terrutai und erfocht, neun Tage später, den glänzenden Seesieg bei Kara Sima. Die koreanischen Schiffe sollen viel größer als die japanischen und bis 250 Fuß lang gewesen sein, so daß es den Japanern trotz aller Tapferkeit nicht gelungen sein würde, den Feind zu vernichten, wenn sie es nicht verstanden hätten, die schwimmenden Kastelle der Feinde durch Raketen in Brand zu stecken. — In Europa wandte man solche zu diesem Zwecke zum ersten Male beim Bombardement von Kopenhagen im Jahre 1807, d. h. nach 210 Jahren an! —

Als dann noch die Festung Nanon gefallen war, stand das japanische Heer bald wieder in der Nähe der Landeshauptstadt. Dann aber veranlaßte der nahende Winter und das Anrücken mächtiger chinesischer Armeen die Truppen Taiko Samas zum Rückzuge nach dem Süden. Hier bauten sie an der Küste Urusans, des koreanischen Jorsan, eine mächtige Feste. Bis auf die Wohnhäuser war diese fertig, als „zwei chinesische Könige mit 100 000 Reitern" über das noch vor den Thoren lagernde japanische Heer fielen und ihm eine schwere Niederlage beibrachten. Erst hinter den Wällen der Festung konnten die Reste sich wieder setzen. Hier hielten sie sich aber tapfer, obgleich es an Lebensmitteln, an Wasser, an Munition aufs äußerste mangelte. Erst nach 14 Tagen konnte Hideaki der halbverhungerten Besatzung zu Hilfe kommen. In dem entscheidenden Gefechte, in welchem, wie berichtet wird, 18 000 Japaner, 13 000 Chinesen niedermachten, soll Hideaki mit eigener Hand 13 Feinde getötet haben. Die chinesische Armee lief davon; aber auch die Besatzung Urusans mußte nach der Heimat eingeschifft werden, so furchtbar hatte sie durch Hunger und Durst gelitten. Der Feldzug war somit unentschieden geblieben, obgleich nach den Angaben unseres Gewährsmannes nicht weniger als 185 738 koreanische und 20 014 chinesische Köpfe erbeutet sein sollen, deren Nasen eingesalzen und später in Kioto beigesetzt wurden.

Während des nun wieder eintretenden Stillstandes in den Operationen starb Taiko Sama (1598). Bis zum Tode noch war er in Gedanken bei seinen wackeren Streitern in Korea: „Laßt nicht meine Armeen vernichtet werden in fremdem Lande!“ waren des Sterbenden letzte Worte.

Sein Nachfolger im Amte des Kuwambaku, Iyeyasu, der erste Shogun der Tokugawadynastie, zog das Heer dem Wunsche seines Vorgängers gemäß zurück bis auf die Garnisonen einzelner Festungen. Eine diplomatische Regelung der Beziehungen mit Korea erfolgte aber erst 1605. In dem zu Kioto geschlossenen Frieden ließ Japan zwar den Anspruch auf die Abtretung koreanischer Provinzen fallen. Es behielt sich aber das Recht vor, in einer Reihe von Hafenplätzen dieses Landes militärische Niederlassungen zu unterhalten und hierher Handel zu treiben. Außerdem sollte Korea einen jährlichen Tribut von 30 gegerbten Menschenhäuten*) liefern.

Dieser barbarische Zoll wurde im Laufe der Zeit in eine jährliche Abgabe von Silber, Reis, Stoffen und Ginseng verwandelt. Die Gesandtschaften brauchten seit 1790 auch nicht mehr nach Kioto, sondern nur nach Tshusima zu gehen. Selbst das ausgedungene Besatzungsrecht wurde nach mehreren Richtungen hin eingeschränkt. Aber zum wenigsten in Fusan, dem Landungsplatze seiner siegreichen Armeen, hatte es Japan in guten und bösen Tagen stets ausgeübt, um zu erweisen, daß es nicht gewillt sei, seine Ansprüche auf eine Art Oberherrlichkeit über Korea unter irgend welchen Bedingungen völlig aufzugeben.

Und indem die Nachfolger des erlauchten Iyeyasu diesen Grundgedanken der japanischen Politik unverbrüchlich treu blieben, wußten sie das ganze japanische Volk hinter sich. Denn auch hier zeigte sich wieder die Wahrheit des alten Erfahrungssatzes, daß ein Volk es nie vergißt, wenn das, was es mit seinem guten Schwerte gewonnen, durch die Ränke der „Plusmacher“ ihm wieder abwendig gemacht wird. — Die Koreaner aber fühlten ihrerseits das Vorhandensein dieser Kolonie wie einen Dorn im Fleische, und als sie beim Ausbruch der Wirren in Japan, welche mit der Exilierung des Shoguns endeten, ihre Zeit gekommen wähnten, da verweigerten sie 1869 nicht allein die Huldigung, sondern nahmen ihren ehemaligen Herren gegenüber eine so drohende Haltung an, daß die japanische Regierung im Jahre 1873 — also zwei Jahre nach dem Besuche der „Hertha“ — mit Rücksicht auf die schwierige Lage im Innern des Reichs sich entschloß, alle höheren Beamten und Offiziere zurückzuziehen und die Kolonie ihrem Schicksale zu überlassen. Kaum aber war diese Nachricht in die Öffentlichkeit gedrungen, als ein Schrei der Entrüstung durch ganz Japan ertönte, und die öffentliche Meinung, vor allem die Kaste der Samurai, in immer drohender werdender Sprache den Krieg forderte. Um diesen zu vermeiden, sandte die Regierung, nachdem sie zwei Jahre lang gegen die Stimme des Landes taub geblieben war, Ende 1875 eine Gesandtschaft nach Söul. Diese wurde aber schlecht empfangen, angeblich weil der Gesandte zu einer Audienz im Frack und weißer Halsbinde erschienen war.

Durch dieses Benehmen fühlte sich aber die Regierung in Tokio besonders verletzt, denn mit dem Anlegen des schwarzen Fracks und dem Cylinderhut glaubten die Japaner damals die letzten Höhen der Civilisation erstiegen zu haben. Es erfolgte die Entsendung des Generals Kuroda mit einem Geschwader von sieben Schiffen. Seinem geschickten und energischen Auftreten gelang es im Februar 1876, Japan durch Abschluß eines Vertrags nicht unbedeutende Handelsvorteile zuzuwenden. Die kriegerischen Elemente in der Heimat aber waren durch das Aufgeben des militärischen Charakters der Kolonie Sorio verletzt. Sie fühlten heraus, daß in dem Traktate an vieles gedacht war, nur nicht, wie die den japanischen Waffen angethane Schmach, wenn auch nach langen Jahren erst, gesühnt werden möchte.

Und daß dieses Gefühl in der Volksseele lebendig geblieben und unter den Sorgen um das tägliche Brot, unter den Kämpfen um den Ausbau der Staatsverfassung, unter der Arbeit und Mühe bei der Einführung der westlichen Civilisation mit ihren stehenden Heeren, ihren philosophischen Systemen, Mikroskopen und elektrischen Lichtern bis auf den heutigen Tag

*) Ch. Dallet, Histoire de l'église de Corée, Bd. I S. XIV.

nicht verloren gegangen ist, dafür dürfte, wenn anders die Zeichen nicht trügen, die einmütige Erhebung vollgiltiges Zeugnis ablegen, mit der Dai Nippon in dieser Zeit dem Rufe seines Kaisers Folge leistet.

Dann könnte aber das kleine Sorio, dessen endgiltiges Schicksal dieser Bewegung ersten Anstoß gab, leicht noch eine welthistorische Bedeutung erlangen.

II.

Am 1. Juni 1870 langte S. M. S. Hertha, von Tshusima kommend, vor Fusan an. Draußen hatte, trotz blauen Himmels und blitzenden Sonnenscheins, eine frische Brise geweht, sodaß wir unter Segel ohne Dampf gut vorwärts kamen. Nun waren diese fest gemacht, und wir liefen, von der Schraube allein getrieben, in die prächtige Haseneinfahrt ein. Diese wird rechts von dem einige hundert Fuß steil zum Meere abstürzenden Kap Young, links von der Insel Zeto Yeto begrenzt, welche durch einen stattlichen, mehrere hundert Meter hohen Pik schon von weitem her kenntlich ist.

Nach dem Rate des Entdeckers dieses Hafens, des englischen Kapitäns Broughton, uns in der Mitte des Fahrwassers haltend, gelangten wir ungefährdet in die innere Bucht, welche von hervorragender Schönheit ist. Nach rechts zu einem weiten Halbrund sich dehnend, nach links durch die schräg an das Festland herantretende Insel zu einem schmalen Ärmelmeere verengt, bietet die weite Bucht den mächtigsten Flotten gegen alle Winde gesicherte Ankerplätze.

Im Hintergrunde, der Festlandsküste des Hafens parallel, zieht eine Bergkette von Süd nach Nord, deren lustige Gipfel bis zu Höhen von 600 Meter emporstreben. Zwischen ihr und der Meeresküste breitet sich eine allmählich steigende Ebene, auf der wir schon aus weiter Ferne die gerade im schönsten Grün prangenden Reisfelder unterscheiden konnten. Dies ist aber das einzige Detail des sich bietenden landschaftlichen Bildes, welches uns an das erinnert, was wir in Japan zu finden gewohnt waren. Denn während dort fast jeder Berg, jeder Hügel bis zum Gipfel mit jenem wunderbaren Laubwalde bedeckt ist, in dem ein deutscher Forscher bei einer Bergbesteigung, ohne vom Wege abzuweichen, 97 verschiedene Holzgewächse zählen konnte und an einem anderen Tage in zwei Stunden deren 36 in Blüte stehend fand, während dort jedes Küstendorf und selbst der kleinste Tempel von lichten Kiefernhainen oder prächtigen Kryptomerien umgeben ist, so finden sich auf dieser Ebene nur hier und da zerstreut, wie verloren, einige dürftige Reihen immergrüner Bäume, während die Berge selbst mit hohem, hellgrünem Grase bekleidet sind, aus dem an vielen Stellen der nackte, graue Fels zu Tage tritt. Nur auf Zeto Yeto sind auch die Seiten des kegelförmigen Piks mit allerlei Buschwerk bedeckt, während der Gipfel eine Krone hoher Bäume trägt.

Aber nicht allein das umgebende Land erweckt in uns das Gefühl des anders Gearteten, des Nüchternen, auch das, was die Meeresfläche trägt, wirkt in ähnlichem Sinne auf uns: in Japan, selbst in entlegenen Buchten doch immer eine Anzahl malerischer Dschunken mit ihren mächtigen Masten und den im Winde sich bauschenden Segeln neben einer Unzahl von Booten, von welchen kaum je eines in unsere Nähe kommt, ohne uns freundlich zu grüßen; — hier dagegen nur weit entfernt, im Hintergrunde, eine kleine, vor Anker liegende japanische Dschunke, die aussieht, als ob sie ihre letzte Reise anzutreten im Begriff stände, und in der Nähe ein plumpes, koreanisches Boot, in welchem ein kaffeebrauner, halbnackter Kerl an uns vorüberrudert, mürrisch und verdrossen, ohne uns eines Blickes zu würdigen.

Von größeren koreanischen Ansiedelungen bemerken wir vier Dörfer oder Flecken, welche die nördliche Bucht umsäumen und auf der Karte den Sammelnamen Fusan-Kai führen. Zusammen mögen sie etwa 10000 Einwohner haben. Ihre von der Sonne hell beschienenen Häuser schimmern aus der Ferne zu uns herüber.

Die japanische Kolonie Sorio liegt am anderen, südlichen Ende des Hafens, dort, wo die Hauptkette der Berge einen Ausläufer zum Meere senkt und, der Insel Yeto gegenüber, eine kleine, breite Landzunge ins Meer schiebt. Von dem Platze, auf welchem wir in der Nähe der Niederlassung ankern, können wir erkennen, wie der Hafen bis auf die eine altersschwache Dschunke völlig verödet ist.

Den Häusern der Niederlassung sah

Die Königin Jane Seymour. Zeichnung von Hans Holbein in der Kgl. Bibliothek des Windsorschlosses.
Studie zu dem Gemälde in der Wiener Galerie.
(Nach einer Aufnahme von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.)

man den Verfall ſchon von weitem etwas an. In ſolcher Umgebung lugten dennoch ihre weißen Giebel gar heimlich und einladend aus dem Schwarzgrün des Kieferhains hervor, der die Kolonie faſt rings umſchließt und deren Zuſammengehörigkeit mit Dai Nippon ſofort erkennbar macht.

Der günſtige Eindruck, welchen Sorio vom Ankerplatz auf uns gemacht hatte, hielt jedoch, nachdem wir das Land betreten hatten, nicht lange vor; die Stadtmauer eine Ruine, ihre Thore flügellos, die breiten Straßen lautlos und verödet wie die einer Totenſtadt, während große Lücken an ihnen gar traurige Kunde gaben von der einſtmaligen Größe und dem jetzigen Verfall der Kolonie.

Kein einladendes Theehaus zeigte ſich uns, nicht einer jener „Kurio"-Läden, in welchem wir noch allzu gern den Reſt unſeres Gehalts für jenen Tand anlegten, den der Neuankömmling ſo ſehr bewundert und den der Kenner als Schundware verachtet. Und wo waren die keuchenden Kulis, die kreiſchenden Karren, wo war das ganze ſo eigenartige Leben und Treiben, welches uns die Hafenplätze des Mutterlandes ſo intereſſant gemacht hatte? Statt deſſen einige, wenige Neugierige, die ſchweigend und ſcheu uns anſtieren und recht wohl in dieſe Luft voll leichten Moderdufts und in die öde Stille paſſen.

Selbſt die Art und Weiſe, wie wir von den Spitzen der Behörden begrüßt werden, hat unter der langen Entwöhnung vom Verkehr mit Höherſtehenden gelitten. Statt der gewinnenden Höflichkeit, die als Grundton des japaniſchen Ceremoniells überall durchklingen ſoll, eine ſcheue Befangenheit, ein wenig Kriecherei, ein gut Stück Mißtrauen und anſtatt vornehmer Haltung das, was in Gefängniſſen an ihrer Stelle gefunden wird. Aber dürfen wir uns in der That hierüber wundern, wenn Sorio doch nichts anderes iſt, als ein großes Gefängnis, deſſen Mauern einzeln niemand überſchreitet, dem ſein Leben noch einigermaßen lieb iſt? Man ſehe die Armen nur an, wie ſie, nachdem die Scheu überwunden, uns umdrängen und mit welcher Neugierde ſie uns folgen, uns, die wir vor wenigen Tagen noch in den blühenden Orangenhainen Kiuſius wandeln konnten und ihnen gewiß nicht allein von den Tagesneuigkeiten, ſondern auch von allen den Genüſſen der Heimat zu erzählen vermöchten, die ſie ſeit ſo langer, langer Zeit entbehrt haben! Daß wir mit ihnen lieber von den unciviliſierten Koreanern und von den Leiden und Freuden ihres Daſeins, als von der Pracht blühender Kirſch- und Pflaumenbäume und der ſie umringenden feſtlichen, fröhlichen Menge uns unterhalten wollen, können ſie kaum faſſen, und nur allmählich gelingt es uns, einiges Nähere über die Niederlaſſung in Erfahrung zu bringen.

Die Umwallung Sorios folgt einer Linie, die ungefähr die Form eines Kreisausſchnitts von etwa einem Viertel der Geſamtgröße des Kreiſes beſitzt. An der Spitze des Ausſchnitts liegt der kleine Hafen.

Die Feſtungsmauer war urſprünglich etwa vier Meter hoch und drei Kilometer lang, doch beſaß ſie kaum noch militäriſchen Wert, denn an hundert Stellen konnte überhaupt nicht mehr von einem ſenkrechten Bauwerk, höchſtens noch von einem Steinaufwurf die Rede ſein, auf dem Sträucher und junge Bäume emporwucherten. Die Anzahl der Koloniſten ſamt ihren Familien wurde auf 400 Köpfe beziffert, von denen etwa die Hälfte der Kaſte der Samurai angehören ſollte. Meiner Anſicht nach dürfte ſelbſt dieſe Anzahl noch zu hoch gegriffen ſein.

Ein- oder zweimal im Monat fand vor einem der Thore eine Art Markt ſtatt, auf welchem der geſamte Austauſch von Waren zwiſchen Japan und Korea in wenigen Stunden vor ſich geht. Eingeführt wurde damals vor allen Dingen Kupfer, während der Hauptartikel der Ausfuhr Papier war. Die umgeſetzten Mengen ſollten ſehr geringe ſein und dennoch Neigung zu weiterem Einſchrumpfen zeigen. Man glaubte, daß die koreaniſche Regierung hierbei die Hand im Spiele habe und daß der Beamte, welcher mit der Oberaufſicht über die Händler bei dieſen Märkten betraut war, angewieſen ſei, durch Chikanen aller Art den Handel noch mehr einzuſchränken.

Eine ſo kärgliche Ausbeute einer langen, mittels Dolmetſcher und „Pitſchen Japaniſch" geführten Unterhaltung ſchien uns ein ſehr kärglicher Lohn für längeres Warten zu ſein, zumal wir doch zu einem „Ausfluge" mit dem Bemerken eingeladen waren, daß das Mitnehmen unſerer Revolver wünſchenswert ſei. So ſahen wir denn mit

Ungeduld dem Augenblicke entgegen, wo der offizielle Gegenbesuch unseres Gesandten bei dem Vorstand der Kolonie ihr Ende erreicht hatte. Endlich trat dieser Moment ein, und einige Minuten später befanden wir uns auf dem Wege nach Fumto, einem einige Seemeilen südlich von Sorio liegenden Städtchen, dem nächsten Ziele unserer Wanderung.

Ich habe immer gemeint und bin noch heute der Ansicht, daß an keiner anderen Stelle unserer Erde ein so schroffer Übergang von einer Welt zur anderen zu finden ist, wie der, welchen wir beim Durchschreiten des flügellosen Südthors empfinden mußten; daß es bei der chinesischen Mauer nicht der Fall gewesen, will ich besonders bezeugen. Denn trotz Moderduft und Verfall, trotz trauriger Öde und Vernachlässigung war Sorio doch unverkennbar ein Stück eines Reiches alter Kultur, jenes Landes, in welchem der Kleinbetrieb beim Ackerbau auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht und jedes Stückchen Erde, das sich nur einigermaßen dazueignet, der sorgsamsten Bearbeitung unterzogen wird.

Hier dagegen sahen wir viel Unland, und, außer einigen besser angebauten Reisfeldern, nur Äcker, auf denen zwischen Unkraut und Steinen eine kümmerliche Ernte der in jenen Breiten gewöhnlichen Getreidearten: Hirse, Sorghum, Roggen und Weizen heranwuchs.

Von menschlichen Wohnungen sahen wir nur hier und da in der Entfernung einzelne Hütten, welche aber einen so abstoßenden, jämmerlichen Eindruck machten, daß wir uns hüteten, ihnen nahe zu kommen.

Nur ein einziger etwas breiterer Weg schien in der ganzen Ebene vorhanden zu sein. Er zog nicht fern vom Ufer nach Süden. Seine Unterhaltung dürfte augenscheinlich allein der Sonne und dem Regen anvertraut gewesen sein, und ob er, trotz der Nähe der damals einzigen Seehandelsstadt Koreas, jemals einen Wagen gesehen, war entschieden zweifelhaft.

Unsere Ankunft war bald bemerkt und wir der Gegenstand regster Neugierde der Arbeiter geworden, welche hier und da ohne großes Ackergerät und Zugtiere im Felde beschäftigt waren. Sie verließen ihre Arbeit. Die einzelnen vereinigten sich zu Gruppen, die allmählich so nahe an uns herankamen, daß wir mit ihnen durch einen des Koreanischen kundigen Samurai eine Unterhaltung anknüpfen konnten. Nur hierauf schienen sie gewartet zu haben, um uns mit einem Schwall von Fragen zu überschütten, unbekümmert darum, ob sie eine Antwort darauf erhielten oder nicht. Einige gespendete Cigaretten schienen unseren rasch erworbenen Freunden indessen herrlich zu munden, und als einer von ihnen entdeckt hatte, daß wir die Kunst verstanden, durch einfaches Streichen eines Hölzchens an einem Steine Feuer zu machen, da wollte des Staunens kein Ende nehmen. Bei der Fortsetzung unseres Spazierganges wurden unsere Personen und unsere Kleider einer sehr genauen Inspektion unterworfen. Noch sehe ich, wie ein großer, vierschrötiger Kerl, welcher bei mir den Ärmel eines Unterhemdes entdeckt hatte, diesen sorgsam mit zwei spitzen Fingern hervorzog und nun seine Freunde herbeirief, um das unbekannte Gewebe zu betrachten und sich, lebhaft gestikulierend, schreiend und lachend darüber zu streiten, ob die Herstellung von Tricot wohl ganz ohne schwarze Kunst möglich sei. Die Majorität schien entschieden die Ansicht zu vertreten, daß es hierbei ohne ein bißchen Teufelsspuk unmöglich abgehen könne.

Ob aber das Interesse, welches diese biederen Landbewohner für uns an den Tag legten, wirklich größer war, als das, was wir beim Anblick einer Menschenrasse empfanden, welche uns allen bis dahin völlig unbekannt geblieben war? Ihre Vertreter standen jedenfalls an Größe und Kraft des Körperbaus sowie in Bezug auf gerade, mannhafte Haltung uns Kaukasiern wesentlich näher als der japanische oder südchinesische Feldarbeiter. Auch schien es, als ob sie nicht in gleichem Maße wie diese von Sorgen bedrückt wären und als ob sie noch für etwas anderes Sinn behalten hätten, als für den täglich sich erneuernden Kampf um das Brot für den morgenden Tag.

Mit ihren dunkelbraunen Gesichtern, ihrem schwarzen, groben, ungepflegten, zu einem faustgroßen Schopfe zusammengedrehten Kopfhaar, dem mangelhaften Bartwuchs und ihren unschönen, doch nicht abstoßenden Zügen machten sie nicht gerade einen sympathischen, noch weniger aber einen unangenehmen Eindruck, zu dem ihr etwas tölpelhaftes, aber freundliches Wesen

ganz gut paßte. Bekleidet waren diese Feldarbeiter mit einer gesteppten, den Nacken frei lassenden Jacke mit sehr weiten Ärmeln, welche, statt durch Knöpfe, an der rechten Seite mit zu einer Schleife gebundenen Bändern geschlossen wird, und mit einer „aufgekrempelt" getragenen Hose, welche die nackten oder höchstens mit groben Strohsandalen bekleideten Füße bis über die Knöchel sehen läßt. Beide Kleidungsstücke werden aus ungebleichtem, grobem Baumwollenstoff hergestellt und der Anzug ganz allgemein, durch einen meistens aus Ölpapier hergestellten Tabaksbeutel vervollständigt.

Man hat den Koreanern den Vorwurf gemacht, entsetzlich schmutzig zu sein. Dem gegenüber möchte ich hervorheben, daß die Leute, die wir sahen, nicht schmutziger waren als manche Feldarbeiter, die ich in Deutschland, England und Frankreich gesehen habe, und wesentlich reinlicher als manche andere, deren Nationalität ich lieber verschweigen möchte. Auch der am leichtesten beleidigte Sinn fand diese Koreaner ebenso erträglich und jedenfalls nicht entfernt so ekelhaft wie die chinesischen Kulis, die bekanntlich den widerwärtigsten Gerüchen mit Erfolg Konkurrenz machen und nur vom Patschuli geschlagen werden.

Die Zahl unserer Begleiter vergrößerte sich allmählich. Auch Frauen schienen nicht übel Lust zu haben, ihre Arbeit im Felde zu verlassen und selbst nachzusehen, was da „los sei." Aber einige Worte ihrer Gatten oder Väter, scheinbar grob wie ein Scheit Holz, genügten, sie in respektvoller Entfernung zu halten. Es war ganz augenscheinlich, daß die männliche Autorität in jenem Lande damals noch zu vollstem Rechte bestand. Sonst aber wurden unsere Begleiter gegen uns allmählich sehr gütig und so zutraulich, daß wir nur mit einem gut Teil Energie und nicht ohne Mühe uns wahren konnten, wenn sie von den reichlichen Püffen und Knüffen, welche sie gutmütig miteinander auswechselten, einen Teil auch uns zukommen lassen wollten. Dabei bettelten sie immer zudringlicher, aber lachenden Mundes um Streichhölzer, Cigaretten, Nadeln, Kleingeld, blieben aber gut gelaunt, wenn wir ihnen zu verstehen gaben, fürs erste hätten sie reichlich genug! Ihre Beute trugen sie in feierlicher Weise in den gespreizten Fingern, als ob sie sorgten, daß die Herrlichkeiten in ihren groben Fäusten zerbrechen möchten. Wenn es aber galt, die erworbenen Schätze einem neu hinzukommenden Freunde zu zeigen und zu erklären, so schien der glückliche Besitzer sich seiner neuen Würde voll bewußt zu werden und setzte dann in etwas überlegener Haltung und geheimnisvollem Tone auseinander, was er alles gesehen und kennen gelernt hätte. Und der Reden und Gegenreden, sowie die Ausrufe ungläubigen Staunens wollten dann schier kein Ende nehmen.

So ließ sich bei unserer Expedition zunächst alles gut an, bis wir nach etwa dreiviertel Stunde Gehens, auf einem Felsstück am Wege sitzend, einen ergrauten Mann trafen, der, seine Pfeife rauchend, uns schon auf weite Entfernung ins Auge gefaßt hatte. Ein Blick in sein intelligentes, blasses Gesicht, auf seine schlanken, ruhigen Hände genügte, in ihm einen Mann einer Volksklasse, fast möchte ich sagen: einer Rasse, erkennen zu lassen, welche weit über unserer Begleitung stand. Denn während jene nur spärlichen Bartwuchs und kurzes, glattes, dickes Barthaar hatten, besaß dieser einen ziemlich langen und dichten, seinen gekräuselten Vollbart.

Bekleidet war er mit einem bis auf die Füße reichenden Rock aus gebleichter Baumwolle, engen Hosen aus demselben Stoff, chinesischen Schuhen und jenem wunderlichen Hute, der Korea eigentümlich und desgleichen sonst auf der Erde wohl nicht zu finden ist. Der Form nach besitzt er eine gewisse Ähnlichkeit mit einem halben Fuß Ofenrohr, welches man auf ein Kuchenblech von zwei Fuß Durchmesser gesetzt hat. Er wird aus einem Gestell aus fein gespaltenem Bambus gefertigt, welches mit einem durchsichtigen Gewebe aus Pferdehaaren überzogen wird. Unter ihm läßt sich deshalb die Kopfform deutlich erkennen, und es liegt auf der Hand, daß der Hut weder gegen Regen noch gegen Kälte, höchstens ein wenig gegen die Sonne schützen kann. Ein Stirnband, welches gleichfalls aus durchsichtigem Pferdehaargewebe hergestellt wird und eine Breite von etwa 5 cm hat, zeigt uns, daß sein Träger verheiratet ist.

Der „Schulze," wie wir die nun auftauchende Erscheinung rasch tauften und der wohl einer der mit dem Dienste der Küstenwache beauftragten „Prätorianer" ge-

Stürmischer Beifall. Nach einer Zeichnung von W. L. Metcalf.

wesen sein mag, hatte keinerlei Waffen bei sich. Er verstand trefflich, seinem Gesichte den Ausdruck gleichgiltiger Ruhe zu geben, sah aber trotzdem so energisch aus, daß unser Zug unwillkürlich bei ihm anhielt.

Nun wurde der Dolmetsch vorgerufen. Er setzte in der leisen und zierlichen Redeweise, welche nach japanischer Sitte in solchen Fällen unerläßlich ist, auseinander, wie ein sehr, sehr vornehmer Herr, der Vertreter eines sehr mächtigen Reiches über dem Wasser, auf einem großen Kriegsschiffe hierher mit dem Wunsche gekommen sei, das ehrenhafte Land kennen zu lernen.

Ruhig hörte der „Schulze" zu; gleichmütig blieb er sitzen, rauchte ein paar kräftige Züge und erwiderte dann mit sehr kräftiger und sehr energischer Stimme, daß der Dolmetscher dem hohen Herrn dann nur sagen möge, das Betreten koreanischen Bodens sei Fremden aller Nationen ohne Unterschied des Ranges verboten. Er ließe ihn daher dringend auffordern, sofort und so schleunig als möglich dahin zurückzukehren, woher er gekommen sei. Nun mußte der Dolmetsch einwenden, daß die Koreaner doch selbst Schiffbrüchigen gegenüber Gastfreundschaft übten und daß der hohe Herr wohl erwarten dürfe, nicht schlechter behandelt zu werden, wie ein gewöhnlicher Matrose.

Von Schiffbrüchigen wäre hier nicht die Rede, erwiderte unser Freund. Er könne von seinem Platze aus unser Schiff sehr gut sehen und recht wohl erkennen, daß dieses nicht in Not wäre. Wir möchten uns nur schleunig, recht schleunig dorthin zurückbegeben!

Mit einem solchen Bären war augenscheinlich zunächst nichts anzufangen. Wir wollten aber doch die Hoffnung nicht gleich aufgeben, ihn noch anderen Sinnes werden zu sehen, besonders, wenn auch wir zeigten, daß man uns so ohne weiteres nicht abspeisen könne. Da fiel uns denn gerade zur rechten Zeit ein, daß der Tag doch eigentlich sehr heiß sei und daß wir eine Rast zweifellos sehr wohl verdient hätten. Auch schien es uns, als ob wir eine Ruhepause gar nicht besser ausfüllen könnten als durch eine kleine Schießübung mit unseren Revolvern. Man setzte sich deshalb und ruhte aus. Wir Jüngeren aber hatten rasch eine Scheibe improvisiert, und bald knallten unsere Revolver lustig darauf los.

Nun waren aber unsere Patronen schon über ein Jahr an Bord gewesen und hatten — damals hatte man noch Lefaucheurrevolver — darunter sehr gelitten. Bei einzelnen war das Pulver feucht, bei anderen das Zündhütchen durch Grünspanbildung unbrauchbar geworden. So konnten denn auch die Resultate unseres Schießens hervorragend günstige nicht wohl sein.

„Aber immer noch gut genug für Koreaner," dachte wenigstens einer der Schützen. Der hatte sich aber sehr geirrt. Denn wenn auch unsere Begleiter in ihrem Leben eine Schußwaffe vielleicht noch nie hatten abfeuern sehen, so blieben sie doch dicht um uns Schützen geschart stehen und kniffen höchstens beim Schießen ein wenig die Augen. Versagte dann das „dumme Ding" gelegentlich „'mal wieder," so grinsten sie uns verständnisinnig an. Wenn aber einmal ein Schuß das Ziel um ein besonders schönes Stück verfehlte, was doch unter den Umständen dem besten Schützen passieren konnte, so wagten diese Kerle noch obendrein Redensarten augenscheinlich ganz anzüglichen Inhalts zu machen! Drum wurde uns das Schießen auch bald wieder leid, und wir versuchten nun den Weg der offenbaren Bestechung, indem wir in verschwenderischer Freigebigkeit ganze Schachteln mit Streichhölzern, Bleistifte, selbst einen Taschenkamm mit Spiegel auf dem Altare des Vaterlandes opferten. Wir erreichten auch unseren Zweck, insofern die Herren „Ökonomiker" noch weitaus zutraulicher wurden, als vorher. Man sah ordentlich die helle Freude aus ihren Augen blitzen!

Schon glaubten wir unser Spiel gewonnen zu haben, da hatte aber auch die Geduld des „Schulzen" ihr Ende gefunden. Er richtete sich kerzengerade in die Höhe und gab seinen Unterthanen in energischer und würdevoller Haltung den Befehl, alle Geschenke zurückzugeben und dann zu ihm auf die andere Seite des Wegs herüberzutreten.

Den großen Kindern wurde es augenscheinlich sehr schwer, diesen Befehl auszuführen. Das sah man ihren betrübten Mienen deutlich an. Sie wurden kleinlaut und still; aber nicht einer wagte, den erhaltenen Befehl unausgeführt zu lassen. Und da wir nicht zu bewegen waren, unsere Geschenke zurückzunehmen, so legten sie

traurig eines nach dem anderen in unserer Nähe nieder und stellten sich dann hinter ihrem Oberhaupte auf.

Nun sollte der Dolmetsch wieder seine Kunst zeigen und noch einmal den Versuch machen, das Herz des Schulzen zu erweichen. Wie wir uns aber nach dem umsahen, war er verschwunden. Augenscheinlich hatte er das Gefühl gehabt, als ob unser Ausflug ganz leicht eine kritische Wendung nehmen könnte, und sich deswegen, trotz seiner zwei Schwerter, rechtzeitig aus dem Staube gemacht. Da ohne seine Hilfe eine Fortsetzung der Verhandlungen uns unmöglich, die Anwendung von Gewalt aber selbstverständlich ausgeschlossen war, so blieb uns nichts übrig, als etwas ärgerlich und erbost an Bord zurückzukehren. So ganz ohne weiteres sich der Macht der Thatsachen zu beugen, schien den Mächten, die Gewalt über uns hatten, aber auch nicht ratsam. Es wurde deshalb für den nächsten Morgen ein scharfes Schießen mit unserem schweren Schiffsgeschütz in Aussicht genommen, bei welchem eine an einem steilen Uferhange der Insel Zeto Yeto aufgestellte Scheibe als Ziel dienen sollte.

Um 9 Uhr morgens fiel der erste Schuß, der die Scheibe bei einer Entfernung von etwa 600 m gleich in der Mitte traf. Als dann der Schall donnernd von Ufer zu Ufer hallte und in den Bergen vielfachen Wiederhall fand, da durfte man glauben, daß ein paar solcher Schüsse genügen würden, um den mit derlei Schießgerät völlig unbekannten Koreanern einen heilsamen Schrecken einzuflößen. Aber auch hierin sollten wir getäuscht werden. Denn kaum war das letzte Echo der ersten Schüsse verhallt, als wir auf dem ganzen Bergzuge im Hintergrunde der Festlandseite ungezählte weiße Punkte bemerkten, welche die Berge hinab dem Ufer zuzogen. Es waren Koreaner, die noch auf weite Entfernungen an ihrer weißen Kleidung kenntlich waren und die schnell nach der — wie sie annehmen mochten — bedrohten Bezirkshauptstadt zogen und dort zu einer tausendköpfigen Menge sich sammelten, augenscheinlich entschlossen, einem etwaigen Angriffe tapfer entgegenzutreten. —

Gegen Mittag war unsere Übung beendet, und nun wurde ein Boot abgeschickt mit dem Auftrage, die Scheibe abzubrechen und die verfeuerten Geschosse zu suchen. Aber noch ehe das Boot die Strecke bis ans Ufer zur Hälfte zurückgelegt hatte, waren aus dem benachbarten Gebüsch koreanische Kugeldiebe erschienen, welche die umherliegenden Übungsgranaten von nahe an sechzig Pfund Schwere dem Boote „vor der Nase“ wegstahlen. So frech benahmen sich die Burschen, daß wir einen blinden Schuß feuern mußten, um sie zu verjagen. Dieser verscheuchte die Diebe denn auch auf einige Minuten. Sie mochten fürchten, daß wir das scharfe Schießen wieder aufnehmen würden. Bevor sie sich zurückgewagt, war das Boot zur Stelle. Bis auf einige wenige Geschosse, welche tief in die Erde eingedrungen waren und ausgegraben werden mußten, fand dieses aber nur wenig zu bergen, so schnell und gründlich hatten die Braven aufgeräumt.

Als das Boot an Bord kam, wurde der Anker gelichtet, und bald war „Hertha“ wieder unterwegs. Auf unserem Wege zur See passierten wir so dicht unter Fusan, als die Rücksicht auf die Sicherheit des Schiffes dieses gestattete. So hatten wir noch Gelegenheit uns zu überzeugen, daß im Laufe des Tags die Menge der zusammengeströmten Koreaner auf Tausende gewachsen war.

Dann ging's wieder zurück in die blaue, wogende See dem gastlichen Japan zu — ein wenig enttäuscht, nicht viel weiser. Und doch möchte ich die Eindrücke, welche mir die paar Stunden in Korea hinterlassen haben, um vieles nicht missen.

Sie sind — das weiß ich wohl — zu flüchtige und so lückenhaft, daß sie nicht gestatten, selbst ein bescheidenes Urteil über Land und Leute im allgemeinen zu begründen. Aber ob sie nicht ausreichen, die Frage zu rechtfertigen, ob man recht thut, zwei Millionen kriegsfähiger Männer eines Volkes, das mir alle Fehler, aber auch viele Vorzüge primitiver Rassen zu besitzen scheint, bei der Beurteilung der kriegerischen Möglichkeiten im äußersten Osten ohne weiteres als „Non Valeurs“ anzusehen, wie man das in der mir zu Gesicht kommenden Tagespresse allgemein thut, — die Berechtigung dieser Frage hoffe ich durch meine Erzählung begründet zu haben.

Die Geheimnisse der künstlichen Pflanzenvermehrung.

Von

Max Hesdörffer.

Illustrationen von Clara Krebs.

(Abdruck verboten.)

Die Pflanzen in der freien Natur, und im Kleinen auch die Schmuckgewächse an den Zimmerfenstern, bieten dem Naturfreunde reiche Gelegenheit zum Anstellen fesselnder Beobachtungen. Aber nichts ist im Leben der Pflanzen so interessant, wie die Vorgänge bei ihrer Vermehrung. Von der Selbstbefruchtung der Blüten, von der Befruchtung durch die vielgestaltigen Insekten, bis zum Reifen des Samens, zum Keimen des kleinen Sämlings und dem kräftigen Heranwachsen der jungen Pflanze, giebt es nicht wenige interessante Momente. Welche Freude verursacht es schon der Blumenliebhaberin, die einen von der süßen, fleischigen Hülle befreiten Dattelkern der Erde anvertraut, zu sehen, wie nach zwei bis drei Monaten das erste Blatt dem dunklen Erdreich entsprießt, oder wie aus einem Kern der Orange sich zwei bis drei zierliche Wildlinge entwickeln und dann unter sachgemäßer Pflege mit jugendlicher Frische emporwachsen.

Geheimnisvoller und fesselnder, als die Vermehrung aus Samen, sind die mannigfachen, künstlichen Vermehrungsarten, die in den großen gärtnerischen Betrieben in ausgedehntester Weise zur Anwendung gelangen. Der Mensch, der von jeher bestrebt war, sich die verschiedenartigen Geschöpfe der Natur dienstbar zu machen, durch künstliche Kreuzungen verschiedener Tiere derselben Gattung sogenannte Bastarden zu züchten, die er für schöner, oder auch für nützlicher als die Urformen hält, ist auch vor der Umgestaltung und Verbesserung der Nutz- und Ziergewächse nicht zurückgeschreckt. In ausgedehnter Weise werden diese Befruchtungsversuche und die damit verbundenen Züchtungen neuer Pflanzenformen ausgeführt, seitdem vor etwas mehr als hundert Jahren Sprengel, der schlichte Spandauer Schullehrer, in seinem Buche: „Das entdeckte Geheimnis im Bau und in der Befruchtung der Blumen," Klarheit in das Wesen der natürlichen Pflanzenvermehrung gebracht hat. Weit mehr, als durch die Kultur, d. h. durch die Bietung der günstigsten Wachstumsbedingungen, ist durch künstliche Befruchtungen im Laufe vieler Jahrzehnte eine kaum berechenbare Zahl der interessantesten Pflanzenneuheiten, vorzugsweise in den deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Gärtnereien, gezüchtet worden. Was die Gärtner durch künstliche Befruchtung und auch durch sonstige Kunstkniffe in der Kultur neuer Gewächse erreicht haben, läßt sich am besten an der Rose veranschaulichen. Die erste in Frankreich gezogene, öfter blühende Rose kam im Jahre 1812 unter dem Namen Rose du Roi in den Handel, und heute, nach etwas mehr denn achtzig Jahren, lassen sich in den Gärten gegen fünftausend gefüllte Rosensorten auftreiben, die jährlich durch 130—150 Neuheiten vermehrt werden.

Die Natur läßt sich ja, im Grunde genommen, unberechtigte Eingriffe der Menschen in ihre Geschöpfe nur bis zu einem gewissen Grade gefallen. So zeigt es sich denn, daß die Neuheiten, sogenannte Sorten, zu deren Erzielung die Gärtner auf verschiedenem Wege gelangen, nur zum geringsten Teile noch auf natürliche Weise, d. h. durch Aussaat ihrer Samen, vermehrt werden können. Sie sind nicht konstant, wie der technische Ausdruck lautet, d. h. sie arten aus. Wer z. B. glaubt, wenn er die Kerne eines edlen Apfels der Erde anvertraut, daß die aus diesen Kernen hervorgehenden Apfelbäumchen wieder die Früchte der Mutterpflanze tragen, der irrt sich sehr. An der Nachzucht solcher Gartensorten zeigt sich immer wieder das Bestreben der Pflanzen, in ihre Urformen zurückzuschlagen. Als Ergebnis der Aussaat einer edlen Apfelsorte werden wir also größtenteils nur wertlose Wildlinge vor uns haben. Allerdings kommt es auch vor, daß sich unter den aus solcher Saat herangezogenen Pflanzen etliche mit

brauchbaren Früchten befinden; hier und da tritt vielleicht auch eine auf, die ihre Stammmutter an wirtschaftlichem Werte mehr oder weniger übertrifft. Solche wertvolle Sämlinge wird dann der Fachmann auf künstlichem Wege konstant zu vermehren suchen und schließlich als neue Züchtungen in den Handel bringen.

Also unter den Pflanzensorten der Gärten befindet sich nur ein kleiner Teil, zu dem z. B. fast sämtliche Sommerblumen gehören, der auf natürlichem Wege konstant zu vermehren ist. Ein anderer Teil läßt sich, wie wir gesehen haben, wohl durch Aussaat fortpflanzen, aber die Ergebnisse dieser Aussaat sind dann so, daß der Züchter nur selten seine Rechnung dabei finden wird. Es gibt aber auch nicht wenige, in den Gärtnereien entstandene Pflanzensorten, und zu ihnen gehören gerade die in blumistischer Hinsicht hervorragendsten, die vollständig unfruchtbar sind und rasch verschwinden würden, wollte man sie sich selbst überlassen. Einen kleinen Teil dieser Gewächse bilden die weißbunten, von denen einige so viel Weiß im Blatte haben und deshalb so arm an grünem Farbstoff (Chlorophyll) sind, daß sie nicht mehr die Kräfte besitzen, Blüten zu treiben und Samen zu reifen. Die meisten unfruchtbaren Pflanzen stellen die gefüllt blühenden. Es ist bekannt, daß die Füllung der Blumen, in der wir Gärtner ebensowohl, als die Liebhaber mit wenig Ausnahmen Vervollkommnungen sehen, in den Augen der Wissenschaft nur Verkümmerungen sind. Die Füllung der Blüten wird durch Umwandlung der männlichen Organe, der Staubfäden, in Blumenblätter erreicht. Je mehr Staubfäden einer Blüte sich nun in Blumenblätter verwandeln, um so weniger Aussicht ist vorhanden, daß auf die Blüte die Frucht folgt, daß also der Verlauf ein naturgemäßer sei. Wo die weiblichen Organe der Blüte noch unverkümmert sind, da kann der Gärtner nachhelfen, indem er mit einem feinen Haarpinsel Blütenstaub von einer einfachen Blüte derselben Gattung auf die gefüllte überträgt. Das ist aber auch in sehr viel Fällen nicht mehr möglich, und wo es möglich ist, da zeigt sich nicht selten wieder das Ausarten der Nachzucht. Also zur Fortpflanzung gewaltiger Massen unserer Nutz- und Zierpflanzen, vom Rebstock, von den Bäumen des Obstgartens, von den Gehölzen im Ziergarten bis herab selbst zu unbedeutenden Topfpflanzen, ist der Züchter auf künstliche Vermehrung angewiesen.

Die verschiedenen Verfahren der künstlichen Pflanzenvermehrung sind heute in hohem Grade entwickelt und werden vielfach deshalb selbst da angewendet, wo auch das natürliche Vermehrungsverfahren ausgeübt werden könnte. Welche Schwierigkeiten macht es nicht, aus einem winzigen, oft staubfeinen Samenkörnchen, das bei hoher Wärme und der sorgsamsten Pflege nicht selten wochen- und monatelang, in einzelnen Fällen sogar Jahr und Tag im Boden liegen muß, bis es endlich zur Keimung gelangt, eine kräftige Pflanze heranzuziehen! Dazu gehört oft viel Arbeitskraft, Zeit und Geduld. Was aber dem Pflanzenzüchter von heute fehlt, das ist die Zeit. Er muß, um konkurrenzfähig zu sein, alles aufbieten, rasch zum Ziele zu gelangen. Er muß von einzelnen Gewächsen, die er nur in wenigen Exemplaren im Herbste zur Überwinterung in die Glashäuser bringt, im Frühjahr Tausende verkaufsfähiger Stücke herangezogen haben. Diese Massenvermehrung der beliebtesten Marktpflanzen, die im Sommer zur Schmückung der Blumenbeete, der Balkons und Fensterbretter ausgedehnteste Verwendung finden, ist nur auf künstlichem Wege möglich.

Die verbreitetste der künstlichen Vermehrungsarten ist die Vermehrung durch Stecklinge. Dieses Verfahren in etwas umständlicher Form ist ja in weiten Kreisen der Liebhaber bekannt. Als noch die heute in so hoher Blüte stehende deutsche Kunstgärtnerei in den Kinderschuhen lag, als noch Hunderte von Gewächsen, die jetzt die Forschung aus fernen Ländern uns zugeführt, die Kunst des Gärtners geschaffen hat, unbekannt waren, als selbst die wenigen Gewächse, mit denen unsere Urgroßmutter die Fenster schmückte, in weitem Umkreise entweder gar nicht oder nur zu hohem Preise käuflich beschafft werden konnten, da vererbten sich die Nachkommen einer Pflanze in der Familie auf viele Generationen. Auf dem Lande ist das vielfach heute noch der Fall, und wir treffen da noch Pflanzen, die aus modernen Kulturen lange schon verschwunden sind. Die Mutter gab der Tochter einen Ableger, richtiger einen Steckling, den sie in Erde pflanzte, oder in den Hals

eines mit Wasser gefüllten Glases steckte, dessen Öffnung dann mit warmem Wachs zugestrichen wurde; auf diese Weise gelangten unsere Voreltern zum Ziele. Heute wird die künstliche Pflanzenvermehrung durch Stecklinge im großen Maßstabe in modernen Glasbauten, sogenannten Vermehrungshäusern, ausgeführt.

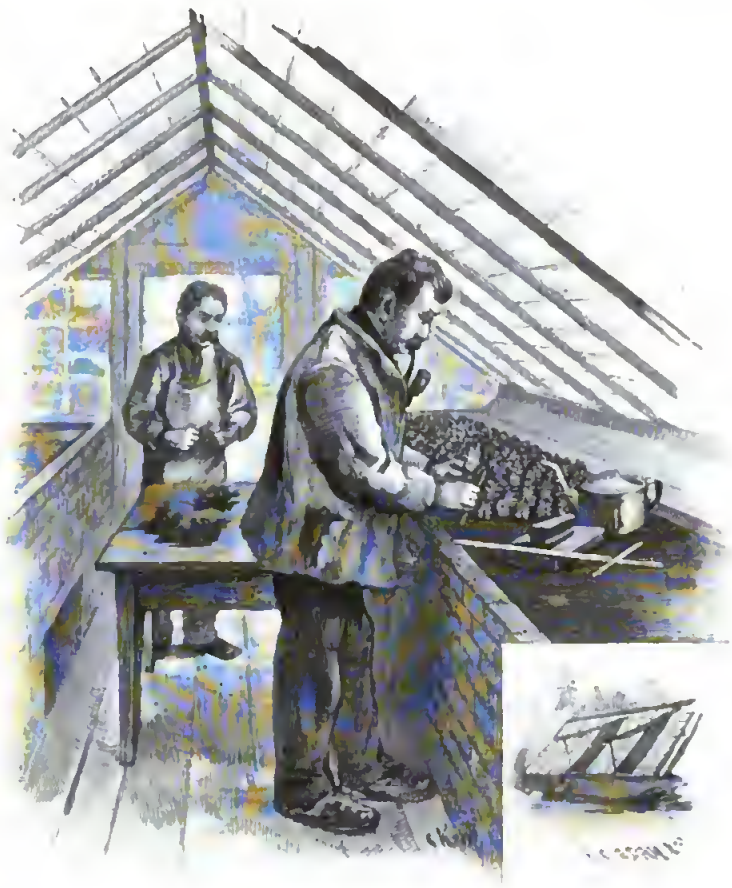


Abb. 1. Im „Vermehrungshause."

Auf unserer ersten Abbildung sehen wir im Innern eines solchen Vermehrungshauses die Gehilfen bei der Arbeit. Das Haus ist ein kleiner Glasbau, mit sogenanntem Satteldach. Es ist im Interesse einer konstanten Wärme so tief in die Erde hineingebaut, daß das Glasdach auf dem Boden zu ruhen scheint. Durch die Mitte des Hauses führt ein kleiner Weg, gerade breit genug, daß sich zwei Personen ausweichen können. Rechts und links liegen die sogenannten Vermehrungsbeete; sie bestehen aus zwei Backsteinwänden, in Brusthöhe durch Eisenstangen verbunden, die mit Ziegel- oder Schiefersteinen so belegt werden, daß Erde nicht durchfallen kann. Durch diese Beete führen die Röhren der Warmwasserheizung, das Innere mit Wärme erfüllend und dieselbe an die Ziegelsteine abgebend. Auf diesen Ziegelsteinen nun liegt das zur Aufnahme der Stecklinge bestimmte Erdreich, statt dessen auch oft nur rein gewaschener Sand und in neuester Zeit auch wohl nur Torfmüll verwendet wird. Diese Materialien werden gleichmäßig ausgebreitet und mit einem Brette angedrückt. Die Wärme im Vermehrungsbeete wird je nach Empfindlichkeit der zu vermehrenden Gewächse auf 20—28 Grad R. erhalten. Zu Regulierungen dieser Temperatur dienen die an der Außenwand der Beete angebrachten Luftklappen, auf unserer Abbildung gleichfalls sichtbar. Sie werden geöffnet, wenn die Wärme zu hoch wird, die Hitze verliert sich dann im Innern des Glashauses, und geschlossen, wenn das im Vermehrungsbeete steckende Thermometer eine zu niedrige Wärme anzeigt. In einem gut gepflegten Vermehrungsbeete stehen die Stecklinge in Reih und Glied, wie Orgelpfeifen. Der Gehilfe drückt mit geradem Stab die Linie in das weiche Füllmaterial des Beetes ein und steckt dann in dieselbe unter Verwendung eines spitzen Holzes die einzelnen Stecklinge.

In den ersten Januartagen, wenn die Sonne wieder öfter und länger den oft wochenlang trüben und bewölkten Himmel durchbricht und ihre Strahlen auf die blanken Scheiben der Glashäuser wirft, beginnt der Frühling im gärtnerischen Betriebe. Draußen liegt noch die freie Natur in starren Ban-

den, steinhart ist das Erdreich gefroren, und Bäume und Kräuter verharren in völliger Ruhe. Welch anderes Bild bietet sich aber drinnen in den warmen Glashäusern! Da blüht's und treibt's, daß es eine Lust ist. Der Gärtner, der nun ans Vermehren denkt, holt aus seinen kalten Kästen und aus seinen wenig geheizten Treibhäusern die sogenannten Mutterpflanzen hinein ins warme Vermehrungshaus. Es ist ein keineswegs beneidenswertes Los, das diesen Mutterpflanzen bevorsteht. Sie werden geschnitten und geputzt, und dann kommen sie in eine Temperatur, die für sie unnatürlich hoch ist, in eine feuchte Luft, in der sie zu anderer Zeit im Jahre nicht gedeihen würden, und die Wirkung dieser forcierten Behandlung äußert sich in den aus allen Augen hervorsprießenden, saftiggrünen Trieben. Und wenn diese Triebe die nötige Länge erreicht haben, dann werden sie unbarmherzig heruntergeschnitten und ins Vermehrungsbeet gesteckt. Wieder treiben die Pflanzen, und wieder naht der Gärtner mit dem scharfgeschliffenen Messer, und so geht es oft durch Wochen und Monate, bis schließlich nicht selten die völlig erschöpfte Mutterpflanze ihre letzte Ruhestätte auf dem Komposthaufen findet. Die Nachkommen einer einzigen Mutterpflanze können sich bei künstlicher Vermehrung nach drei bis vier Monaten auf Tausende belaufen.

Die Stecklinge, die man auf solche Weise von der im Winter getriebenen Mutterpflanze schneidet, nennt man krautartig. Sie müssen, auch wenn sie von Holzgewächsen stammen, geschnitten und gesteckt werden, solange sie weich, also noch nicht verholzt sind. Der gebildete, tüchtige Gärtner, der über eine größere Summe von Kenntnissen verfügt, als man in der Regel anzunehmen geneigt ist, muß genau wissen, in welchem Stadium der Steckling brauchbar ist und wie er ihn zu schneiden hat. Es finden ganz außerordentlich verschiedenartige Abweichungen statt. Eine Pflanze wächst krautartig, die andere halbholzig, eine dritte wieder nur aus ganz verholzten Stecklingen. Hier muß der Steckling lang, dort kurz sein, in diesem Falle muß man den Schnitt unter einem Blattpaare, in einem anderen aber über einem solchen führen, dann giebt es wieder Stecklinge, bei denen die Blätter eine mehr oder weniger starke Einkürzung fordern, und wieder andere, die man überhaupt nicht schneidet, sondern von der Mutterpflanze losreißt. Und so verschiedenartig, wie der Schnitt auszuführen ist, so verschiedenartig ist auch wieder die Behandlung des unbewurzelten Stecklings. Im Vermehrungsbeete erfordern ja in der Regel die Stecklinge gleiche Pflege. Die Bodenwärme wird Tag und Nacht auf der erforderlichen Höhe erhalten; wo es sich um besonders empfindliche Pflanzen handelt, wird das Beet noch mit Fenstern belegt, die man täglich zweimal abnimmt und trocken abwischt. Das Vermehrungsbeet wird ein- bis zweimal am Tage mit warmem Wasser besprengt, und die Wege werden wiederholt aufgegossen, damit stets die erforderliche feuchtwarme Temperatur im Innern des Hauses herrscht.

Das Arbeiten in solch einem Vermehrungshause ist gerade keine angenehme Sache. Während der Körper durch die draußen herrschende Kälte abgehärtet ist, wird die Wärme den Gehilfen im Innern des feuchtwarmen Hauses, das zudem in der Regel noch so niedrig ist, daß ein nicht sehr kleiner Mensch kaum aufrecht zu stehen vermag, außerordentlich sauer. Dabei muß man immer die Augen offen halten und überall nach dem Rechten sehen. Die kleinen Stecklinge müssen sorgfältiger als Kinder behandelt werden, und Feinde mannigfacher Art drohen bei Tag und Nacht den erhofften Erfolg zu zerstören. Schnecken und Kellerasseln zerfressen die zarten Triebspitzchen, am schlimmsten aber haust in diesen Räumen ein niederer Fadenpilz, der sogenannte Vermehrungspilz, der, kaum sichtbar, das ganze Beet überspinnt und die Stecklinge dicht über der Erde durchfrißt. Hundert Stecklinge, die am Abend kraftvoll und unbeschädigt in Reih' und Glied standen, liegen vielleicht schon am Morgen um und sind dann für immer verloren. Ist dieser kaum sichtbare Feind der Vermehrung einmal aufgetreten, so spottet seine Ausbreitung jeglicher Maßnahme.

Das Arbeiten im Vermehrungshause hat natürlich auch seine leichten Seiten. Wer mit Leib und Seele an seinem Beruf hängt, der überwindet alle Mühen und Hindernisse, und als Lohn winkt ihm dann die Freude am Gedeihen der Pfleglinge.

Es ist kaum glaublich, wie rasch sich so ein von der Mutterpflanze losgelöstes Zweig-

lein zur selbständigen Pflanze entwickeln kann. Zwei bis drei Tage dauert es oft nur, bis der krautartige Steckling im warmen Vermehrungsbeet Wurzeln schlägt. Die holzigen Stecklinge stehen wieder länger, oft Wochen und Monate, bis sie Wurzeln zu fassen beginnen. Noch ehe die Stecklinge reif zum Einpflanzen sind, hat der Züchter draußen im Freien die Vorbereitungen zur Weiterkultur getroffen. Er hat den Schnee aus den leeren Mistbeeten geschaufelt, dieselben mit frischem Pferdedung angelegt, nach dessen Erwärmung die zur Aufnahme der Töpfchen bestimmte Erde eingebracht und dann die Fenster des Mistbeetes gut mit Strohdecken gegen das Eindringen des Frostes geschützt. Zeigen nun die Beete die richtige Temperatur, so werden die bewurzelten Stecklinge im Vermehrungshause ausgenommen, einzeln in winzige Töpfchen gesetzt und dann an einem milden, sonnigen Tage in der wärmsten Mittagsstunde hinaus ins Mistbeet gebracht, in dem sie als selbständige Pflanzen weiter kultiviert werden sollen. Manche der beliebtesten Marktpflanzen haben sich, vom Zeitpunkte des Steckens an gerechnet, im Verlauf von zwei Monaten zu stattlichen, blühenden Topfgewächsen entwickelt. Immer von neuem werden die geräumten Stellen im Vermehrungsbeete hergerichtet und dann mit frischen Stecklingen gefüllt. Für die Vermehrung jeder Pflanzenart ist die bestimmte Zeit vorgesehen. Während Januar und Februar für die Hauptmonate der Stecklingsvermehrung gelten können, gibt es aber auch Gewächse, die sich nur im Hochsommer und Herbste erfolgreich durch Stecklinge fortpflanzen lassen.

Abb. 2. Der Gummibaum und seine Vermehrung durch Stecklinge.

Auf den Gebieten der Stecklingsvermehrung kennt man allerdings noch mannigfache Abweichungen vom geschilderten Verfahren im Vermehrungsbeete. Nicht wenige Stecklinge pflanzt der Züchter gleich in Töpfe ein, die teils kühl gestellt, teils aber auch einen erwärmten Untergrund, einen „warmen Fuß“ erhalten. Zu den Pflanzen, die so vermehrt werden, gehört der allbeliebte Gummibaum. Unsere zweite Abbildung veranschaulicht ihn in allen Stadien seines Daseins. Rechts steht die aus einem Steckling gezogene einjährige kräftige Pflanze, daneben die Mutterpflanze, die dem scharfen Messer zum Opfer gefallen ist. Nicht nur die Spitze dieser Mutterpflanze, sondern jedes einzelne ihrer Blätter liefert, wie unsere Abbildung weiter zeigt, einen besonderen Steckling. Das Blatt wird mit dem dazu gehörigen Stammstück geschnitten, dann zusammengerollt und in dieser gerollten Stellung durch einen Bastfaden festgehalten. Nunmehr pflanzt man jedes Blatt in ein kleines Töpfchen, richtet es auf und hält es durch einen durchgesteckten Stab in dieser aufrechten Lage. Rasch bewurzelt sich bei warmem Stand-

ort und mäßiger Feuchtigkeit das Stammstück, und aus dem schlummernden Lebensauge im Blattwinkel geht ein junger Trieb hervor, aus dem sich bis zum Herbst bei richtiger Kultur eine Pflanze von Meterhöhe und darüber entwickelt hat. Rechts oben auf unserem Bilde steht eine junge Dame, die nach altem Brauch die Spitze ihres Gummibaumes in ein mit Wasser gefülltes Gläschen gesteckt hat. Dies alte Verfahren ist beim Gummibaum das einzige, im Zimmer zum Erfolg führende.

Neben der Vermehrung durch Stecklinge und beblätterte Stammstücke findet in den moderneu gärtnerischen Betrieben auch das Verfahren der Blattvermehruug Anwendung und zwar früher häufiger, denn jetzt. Mehr Pflanzen, als man sich träumen läßt, können durch ihre mit den Stielen losgelösten Blätter vermehrt werden. Früher, als sich die herrlichen Sorten unserer Alpenveilchen und Gloxinien aus Samen noch nicht konstant fortpflanzen ließen, wurden sie viel in größeren Massen durch Blätter vermehrt. Heute findet dieses merkwürdige Verfahren im größeren Maßstabe nur noch bei der sogenannten Königsbegonie (Begonia Rex) Anwendung und zwar in einer abweichenden Form. Ein mit etwas Stiel losgeschnittenes, vollständig ausgewachsenes Blatt bekommt mit scharfem Messer seine sämtlichen Hauptadern durchgeschnitten. Das so zerschnittene Blatt wird nun derart in eine mit Glas zu bedeckende Schale, oder in das Vermehrungsbeet gelegt, daß die Schnittfläche des Stieles in die Erde kommt. Um ein Zusammenrollen zu verhindern, beschwert der Züchter die große Blattfläche mit kleinen Topfscherben oder Steinchen. Nach mehreren Wochen sprießen fast aus allen Schnittstellen und namentlich über dem Stiel, am Ausgangspunkte der Blattadern, zahlreiche der reizenden, bunten Begonienpflänzchen hervor, die losgelöst und eingepflanzt werden. Unsere dritte Abbildung zeigt die vollständig entwickelte Königsbegonie, ein zum Einpflanzen hergerichtetes Blatt von der Rückseite, und schließlich ein in eine Schale eingelegtes Blatt, aus dem die junge Nachzucht bereits an einigen Stellen herauswächst.

Abb. 3. Blattvermehrung der Königsbegonie.

Ein recht interessantes Vermehrungsverfahren ist auch dasjenige durch Ableger. Es giebt nicht wenige Gewächse, die sich das allerdings etwas gewaltsame Vermehren durch Stecklinge nicht gefallen lassen. Würde man bei diesen etwas anspruchsvollen Pflanzen gleich, wie dies sonst üblich, den ganzen Trieb abschneiden und in die Erde stecken, so könnte man gefaßt sein, daß er keine Wurzeln schlägt, sondern früher oder später fault. Unsere Vorfahren vermehrten in solchen Fällen, indem sie an den einzupflanzenden Steckling einige Haare banden, in dem Glauben, daß sich dieselben in Wurzeln verwandeln würden, oder, indem sie in die Schnittflächen ein — Weizenkorn steckten, dessen Keimung die Wurzelbildung befördern sollte, welch letzteres allerdings — vielleicht mit Recht — als thatsächlich angenommen wird. Im Volksmunde versteht man unter Ableger nur das, was der Gärtner Steckling nennt, in Wirklichkeit aber ist der Ableger ein Trieb, der zur Hälfte von der Mutterpflanze losgelöst wird. Diese also noch halb mit der Mutterpflanze in Verbindung stehenden Triebe vertraut der Züchter auf verschiedene Art der Erde an. Das losgelöste Stück bewurzelt sich dann nach kürzerer oder längerer Zeit, worauf es vollständig abgeschnitten und als selbständige Pflanze eingesetzt wird. Es ist nun recht interessant zu beobachten, wie oft Arten einer einzigen Gattung teils nur durch Stecklinge, teils auch wieder nur durch Ab-

leger vermehrt werden können. Dieser Fall liegt beispielsweise bei der Nelke vor. Die modernste und beliebteste Klasse der immer blühenden sogenannten Remontantnelke, deren Blüten namentlich während des Winters in ungeheurer Zahl auf dem Blumenmarkt abgesetzt werden, ist diejenige, die aus Stecklingen wächst. Auf unserer vierten Abbildung sehen wir unten zwei Remontantnelken-Stecklinge in etwas sonderbarer Weise geschnitten, denn die Erfahrung lehrt, daß sie besser wachsen, wenn die Schnittfläche einmal oder durch zwei Schnitte kreuzweise gespalten wird. Wir sehen auf dem genannten Bilde u. a. auch einen Topf mit gepflanzten Nelkenstecklingen. Dieser Topf ist sonderbar hergerichtet worden. Nachdem soviel Erde eingefüllt war, daß ein kleiner, nicht mit Wasserabzug versehener zweiter Topf so hineingestellt werden konnte, daß die Ränder beider Töpfe gleich hoch waren, wurde der Zwischenraum zwischen beiden Töpfen mit der entsprechenden Erde ausgefüllt. In diese Erde nun, und zwar dicht an den Rand des inneren kleinen Topfes, sehen wir die Stecklinge gepflanzt. Das Gießen geschieht in der Weise, daß der kleine Topf mit Wasser gefüllt wird, welches sich durch die poröse Topfwandung ganz allmählich der Erde mitteilt. Bei solchem Verfahren wurzeln die Stecklinge der Remontantnelke sogar im Zimmer, wie denn die Praxis den Beweis dafür geliefert hat, daß die dicht an den Rand eines Topfes gepflanzten Stecklinge sich am schnellsten und sichersten zu bewurzeln pflegen. Ganz anders, wie die Remontantnelken und die aus Samen konstant zu vermehrenden Margaretennelken verhalten sich die edlen, im Sommer blühenden Sorten der Gartennelke. Trotzdem die Gartennelke schon seit Jahrhunderten eine von der Mode nur wenig beeinflußte Lieblingsblume der Deutschen ist, trotzdem schon vor Jahrzehnten Berufsgärtner und Liebhaber in der Kultur derselben Hervorragendstes leisteten, ist es nicht gelungen, die herrlichen Blüher der verschiedenen Klassen so zu züchten, daß sie sich aus Samen konstant fortpflanzen lassen. Wohl liefert die edle gefüllte Gartennelke namentlich nach künstlicher Befruchtung reichlich Samen, aber aus diesem Samen gehen neben einer verhältnismäßig geringen Zahl guter, indessen von der Mutterpflanze in ihrem Blühen oft erheblich abweichender Blüher, nicht wenig gärtnerisch ganz wertlose Nelken mit einfachen Blumen hervor. Da nun die Gartennelke auch aus Stecklingen nur sehr schwer, oder gar nicht wächst, so müssen die Züchter das sehr mühevolle, aber sichere Verfahren der Vermehrung durch Ableger in Anwendung bringen. Dicht über einem Blätterpaare beginnend und durch den Knoten des nächstfolgenden Blätterpaares führend, wird mit haarscharfem Messer durch die Mitte des abzulegenden Triebes ein Schnitt geführt. Den so eingeschnittenen Trieb bettet man in die Erde und hält ihn durch ein kleines Holzhäkchen in derselben fest. Der Liebhaber, der seine Nelkenlieblinge in Töpfen

Abb. 4. Nelkenstecklinge. Abgesenkte Nelken.

pflegt, findet zu diesem Absenken nur den erforderlichen Raum, wenn er die Mutterpflanze in einen erheblich größeren Topf versetzt. Auf der Abbildung 4 sehen wir eine junge Dame, die eben einen bewurzelten Nelkenabsenker aus der Erde nimmt, der weit genug vorgeschritten ist, um als selbständige Pflanze gedeihen zu können. Weitere, höchst wahrscheinlich gleich gut bewurzelte Senker warten in dem gleichen Topfe noch der Abnahme.

So verschiedenartig, wie die Ausführung der Stecklingsvermehrung, ist auch die Anwendung des Vermehrungsverfahrens durch Ableger. Der Obstzüchter wendet dies Verfahren beim edlen Weinstock an, wie dies unsere fünfte Abbildung zeigt. Im zeitigsten Lenz, noch bevor die Rebe auszutreiben beginnt, wird in der Nähe der Mutterpflanze ein kleiner, aber solid geflochtener Weidenkorb eingegraben. Nachdem etwas Erde in diesen Korb gefüllt wurde, biegt man den abzusenkenden Trieb schlangenförmig hinein, ohne ihn vorher anzuschneiden, genau so, wie dies auf dem Bilde dargestellt ist. Der Korb wird nun vollständig mit Erde gefüllt, und die im Laufe des Sommers auszuführenden Maßnahmen beschränken sich dann auf die Feuchterhaltung des Bodens an der betreffenden Stelle. Im Herbst wird nun etwas tief im Korbe der Senker von der Mutterrebe losgeschnitten und der Korb hierauf ausgegraben. Wie der Senker dann aussieht, zeigt gleichfalls unsere Abbildung. Er hat sich so reichlich bewurzelt, daß sogar die Wurzeln überall aus dem Weidengeflecht hervor gewachsen sind. Die Züchter edler Tafeltrauben, die die jetzt so beliebten kleinen, mit stattlichen Früchten behangenen Rebstöcke zur Dekoration seiner Tafeln liefern müssen, wenden, um dies ermöglichen zu können, ganz nette Kunstgriffe an. Sie leiten durch das entsprechend erweiterte Abzugsloch eines nicht zu kleinen Topfes einen kräftigen, mit Fruchtaugen besetzten Rebentrieb hindurch, graben dann den Topf mit dem noch in vollständiger Verbindung mit der Mutterpflanze stehenden Trieb in die Erde ein und binden den Trieb vielleicht noch an einen Pfahl auf. Der so behandelte Trieb entwickelt sich ebenso kraftvoll, als wäre nichts mit ihm geschehen; er blüht und bringt bei entsprechender Behandlung der Mutterpflanze tadellose Trauben. Sind diese zur vollständigen Reife gelangt, so wird der Topf ausgegraben und der mit Früchten behangene Ableger dicht am Auszugsloch des Topfes abgeschnitten, worauf wir ihn dann als selbständige Pflanze vor uns haben, die allerdings den geführten Schnitt nicht so leicht nimmt, ihre Blätter aber trotzdem so lange frisch erhält, wie dies notwendig ist. Daß Reben auch durch Stecklinge vermehrt werden können, zeigt gleichfalls die Abbildung. Zwei dieser Stecklinge sind genau so geschnitten, wie dies auch sonst bei in der Ruheperiode geschnittenen und gleich ins Freie auszupflanzenden Stecklingen von Holzgewächsen üblich ist. Zwei andere Stecklinge sind

Abb. 5. Absenker und Stecklinge der edlen Rebe.

sogenannte Augenstecklinge. Ein Steckling besteht aus dem Auge, d. h. der Lebensknospe, wie sich solche in dem Winkel eines jeden Blattes entwickelt, mit dem entsprechenden Stammstück. Der zweite Steckling stellt sich nur als ausgeschnittenes Auge dar. Solche Augenstecklinge mit oder ohne Stammstück werden im warmen Vermehrungshause mit Leichtigkeit zum Bewurzeln und Treiben gebracht.

Die Vermehrung durch Absenker wird nicht selten auch bei tropischen Gewächsen ausgeführt. In den warmen Häusern unserer Gärtnereien entwickelt sich gar manches wertvolle Exemplar in so vorzüglicher Weise, daß es bald ans Glasdach anstößt und dann Raum zu weiterem Gedeihen nicht mehr findet. Es ist nicht angängig, diesen durch ihre Größe unbequem werdenden Gewächsen einfach die Köpfe abzuschneiden, auch wenn sie sich sonst durch Stecklinge vermehren lassen. Der Steckling darf immer nur eine ziemlich bescheidene Größe haben, sonst kann er sich, da er anfangs ohne Wurzeln ist, nicht erhalten, er welkt oder fault. Die unbequem gewordene Tropenpflanze wird nun, wenn überhaupt bei ihr das künstliche Vermehrungsverfahren anzuwenden ist, zunächst angeschnitten, und zwar in ähnlicher Weise wie etwa ein Nelkensenker.

Abb. 6. Vermehrung ganzer Kronen. Stammabschnitte und Rhizome.

Dicht unter den letzten Blättern des betreffenden Triebes ist er mit schrägem Schnitt so anzuschneiden, daß er noch etwa zur Hälfte mit dem Stamm in Verbindung bleibt. Damit nun die künstlich hervorgebrachte, oft recht erhebliche Wunde nicht wieder zuheilt, wird sie durch ein in die Schnittfläche hineingeschobenes Stäbchen auseinander gehalten. Am rechten Trieb der Abbildung 6 ist dies zu sehen. Der Züchter nimmt nun entweder für diese Vermehrungsart besonders hergestellte, zu öffnende Metalltöpfe, oder einen Thontopf, den er in zwei gleiche Teile zerbrochen hat, legt diesen Topf etwas unterhalb der angeschnittenen Stelle so an, daß sich die Schnittfläche in seinem Innern befindet, und bindet ihn hierauf fest, wie dies gleichfalls die Abbildung veranschaulicht. In den Topf wird nun Erde gefüllt, mäßig angedrückt und nur sehr wenig

feucht gehalten. Nach vier bis sechs Wochen, vielleicht auch etwas später, brechen aus dem in der Erde befindlichen Stammteil, oft auch aus der Schnittfläche, kräftige Wurzeln hervor, die sich bald üppig entwickeln, ja sogar über den Topfrand hinweg in die feuchte Luft des Kulturraumes hineinwachsen. Nun wird der Topf abgenommen, die bewurzelte Krone ganz abgeschnitten und in ein entsprechendes Gefäß gepflanzt, das hierauf wenigstens einige Zeit in ein erwärmtes Beet eingefüttert werden muß. Allerdings kann nicht mit jeder Pflanze auf die eben geschilderte Art verfahren werden, denn es gibt auch Gewächse, die derselben und der künstlichen Vermehrung überhaupt vollständig unzugängig sind. Zu diesen Gewächsen gehören fast alle Palmen; sie lassen sich nur durch Samen fortpflanzen. Eine Palme, welcher man den Kopf abschneidet, würde ebensowenig wieder austreiben, wie sich der Kopf selbst bewurzelt. Die Pflanze, an welcher wir die künstliche Vermehrung mit dem Topf zur Darstellung gebracht haben, ist eine Cordyline, bekannter unter dem falschen Namen Dracaena. Die Cordylinen haben für den sich mit den Geheimnissen der künstlichen Pflanzenvermehrung beschäftigenden Naturfreund noch ein besonderes Interesse dadurch, daß sie zur künstlichen Vermehrung vollständig zerschnitten werden können. In der Erde bilden sie sogenannte Rhizoma, weiße, ziemlich fleischige Wurzelstöcke mit stumpfspitzigem Ende, die immer weiter in den Boden hineinwachsen. Hat man nun so einer Pflanze auf die oben geschilderte Art den Kopf genommen, so topft man dieselbe aus, schüttelt die Erde von den Wurzeln ab und schneidet zunächst die Enden der Rhizoma herunter. Wird ein solches Rhizom in der entgegengesetzten Richtung, in der es wächst, also mit dem stumpfspitzigen Ende nach oben, in das Vermehrungsbeet, oder in einen warm zu stellenden Topf eingepflanzt, so geht aus ihm rasch eine junge Pflanze hervor. Was jetzt von der Cordyline noch übriggeblieben, also der ganze Stamm mit dem dazu gehörigen, seiner Enden beraubten Wurzelstock, wird gleichfalls der künstlichen Pflanzenvermehrung noch dienstbar gemacht. Mit scharfem Messer schreibet der auf die Massenvermehrung angewiesene Züchter Wurzelstock und Stamm in 2—3 cm lange Stücke und vertraut dieselben der Erde an. Weil nun diese Stammstücke, die man Stammabschnitte nennt, sehr leicht im Erdreich trotz hoher Temperatur von verderbenbringender Fäulnis ergriffen werden, so bestreut man die Schnittflächen mit Holzkohlenpulver. Diese Stammstücke, von denen wir neben Rhizomen mehrere auf Abbildung 6 liegen sehen, tragen eine ringförmige Zeichnung. Die Ringe geben die Stellen an, an denen vorher die Blätter saßen. An jedem Ring nun befindet sich ein unsichtbares, schlummerndes Auge, aus dem unter den veränderten günstigen Bedingungen im Erdreich ein Trieb hervorgeht. Bald sprießen aus dem mit Stammstücken ausgelegten Gefäß überall junge Triebe hervor, die der Züchter erst einige Zeit wachsen läßt; dann aber nimmt er die Stammstücke aus der Erde und schneidet die jungen Triebe möglichst so los, daß sie einige Wurzeln behalten, um sie darauf einzupflanzen. Die ihrer Ausschläge beraubten Stammabschnitte können noch ein zweites, vielleicht auch noch ein drittes Mal der Erde anvertraut werden, bis sich aus allen lebensfähigen Augen Triebe entwickelt haben. Auch das Verfahren der Vermehrung durch Stammabschnitte wird in verschiedener Weise zur Ausführung gebracht. Bei der Monstera, dem Philodendron der Liebhaber, jener bekannten, selbst im Innern des Zimmers noch gut gedeihenden Zimmerpflanze, die im tropischen Urwald mit Hilfe dieser gewaltigen Luftwurzeln als Liane an den Stämmen der Riesenbäume emporklimmt, erscheinen die einzelnen Blätter namentlich unter günstigen Bedingungen in ziemlich beträchtlichen Abständen. Zwischen je zwei Blättern befindet sich also ein entsprechend großes Stammstück. Im Winkel des Blattes, d. h. da, wo es entspringt, liegt die an der Pflanze nur selten zur Ausbildung gelangende Lebensknospe, und ein Stückchen unterhalb befindet sich eine Stelle, aus der selbst im Zimmer bei nicht zu trockener Luft eine Wurzel hervorsprießt. Mit der Zeit wird die Monstera unscheinbar. Die Blätter fallen von unten nach oben ab, und der kahle Stamm mit dem oben begrünten Wipfel bietet keinen hübschen Anblick mehr. Solch unschönes Exemplar liefert nicht nur

in seiner Spitze einen stattlichen Steckling, sondern der Stamm kann auch in so viel Stücke zerschnitten werden, als er Ringe zeigt. Jeder Ring gibt die Stelle an, welche früher ein Blatt zierte. Während nun bei der Cordyline aus einem Stammstück zahlreiche Triebe hervorgehen, und deshalb bei ihr die künstliche Pflanzenvermehrung rasch große Pflanzenmassen zu liefern vermag, gibt das Stammstück der Monstera nur eine Pflanze, die zudem nicht losgelöst werden kann, weil die Hauptwurzel ein Stück unterhalb entspringt. Mit dem ganzen, oft ziemlich dicken Stammstück muß die junge Monstera eingesetzt werden. Die Schnittflächen des Stammstückes bewurzeln sich weder, noch verheilen sie jemals. Auch ein solches Stammstück mit der aus ihm hervorgegangenen jungen Pflanze ist auf Abb. 6 zu sehen.

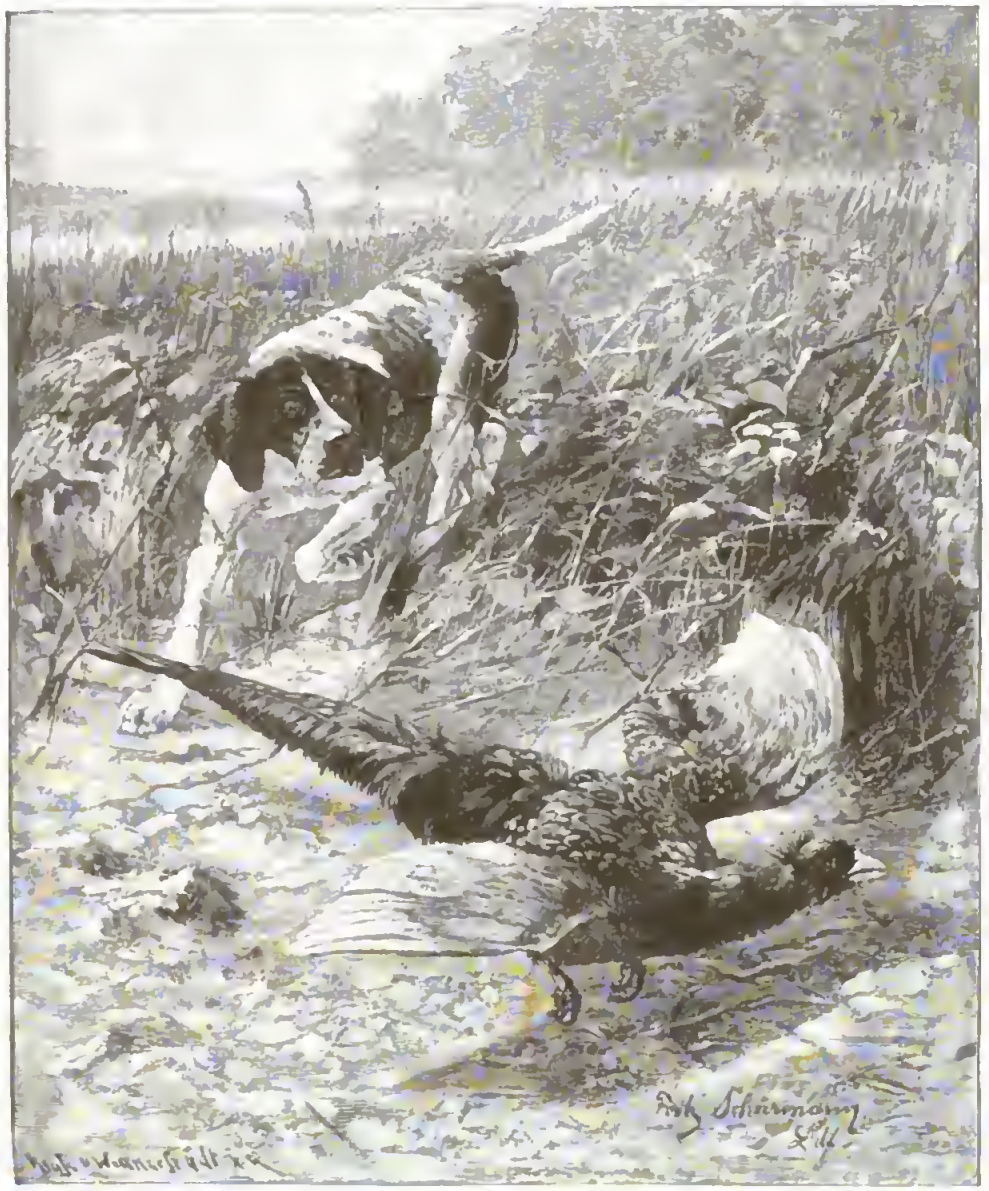
Welcher Gartenbesitzer oder Landwirt kennt nicht die Quecke, jenes lästige, zu den Gräsern gehörende Unkraut, das sich bei guter Bodenbearbeitung, wenn nicht seine Wurzeln sorgfältig ausgenommen werden, in geradezu unheimlicher Weise vermehrt. Der Arbeiter, der den Boden bearbeitet und die Queckenwurzeln nicht aussucht, nimmt dadurch gegen seinen Willen eine künstliche Pflanzenvermehrung vor. Die Quecke gehört nämlich zu jenen Gewächsen, welche die Fähigkeit besitzen, sich auch durch Wurzelstückchen fortpflanzen zu können; aus jedem mit Lebensknospe versehenen Stück

Abb. 7. Das Teilen von Topfgewächsen.

der Queckenwurzel geht eine kleine Quecke hervor. Unter unseren gärtnerischen Kulturpflanzen gibt es allerdings nicht viele, die durch solche Wurzelschnittlinge vermehrt werden. Immerhin gehören zu ihnen einige beliebte Gewächse, ich erinnere nur an die wundervollen Blüher des Spätherbstes, die Bouvardie und die japanische Anemone (Anemone japonica).

Weit häufiger, als das Vermehren durch Wurzelschnittlinge wird das allerdings etwas brutale Vermehren durch Teilung vorgenommen. Wie sich niedere tierische Lebewesen durch Teilung zu ungeheuren Massen fortpflanzen, so thun dies auch zahlreiche Gewächse. Manche Pflanzen, die wir als ein Exemplar kaufen, so der Adiantumfarn oder das zu den Gräsern gehörige Frauenhaar (Isolepis gracilis) bestehen aus Hunderten dicht zusammengedrängter Pflänzchen, die sich bei richtiger Behandlung fortdauernd weiter vermehren. Bald nun finden aber die im Innern dieser kompakten Pflanzenmasse stehenden Individuen weder Nahrung, noch Raum zum Weiterwachsen, und der Gärtner schreitet deshalb und auch zum Zwecke der Vervielfältigung zur Teilung. Ein solches Frauenhaar, das auf diese Weise vermehrt werden soll, topft man einfach aus, faßt es beim Schopfe und zerreißt es in zwei gleiche Teile, von denen jeder wiederum in zwei bis drei Teile zerrissen werden kann. Da nun bei diesem Zerreißen auch die Wurzeln arg mitgenommen werden und deshalb die langen Grashalme nicht ernähren können, so werden auch diese auf einige cm Länge zurückgeschnitten und die so verunstalteten Teile des ehemals üppigen Frauenhaares einzeln in Töpfen gepflanzt. Abb. 7 stellt die ganze Leidensgeschichte des Frauenhaares dar. Bald füllen sich die Töpfe mit Wurzeln, zwischen den zerschnittenen Halmen brechen neue hervor, und im Verlauf weniger Wochen sind aus der alten Pflanze vier bis sechs junge Exemplare herangezogen, die ihr an Üppigkeit nicht nachstehen. Das Vermehren durch Teilung findet ausgedehnteste Anwendung. Der auf Abb. 7 dargestellte Gehilfe hat gerade eine in den Tropen heimische, zu den Ananasgewächsen gehörige Pflanze durch Teilung und zwar infolge Auseinanderreißens des Wurzelstockes in zwei verwandelt. Die unverwüstlichste aller Zimmerpflanzen, die Plectogyne, viele Orchideen, im Freien dann Ziersträucher und Stauden werden u. a. durch Teilung fortgepflanzt.

Ein künstliches Vermehrungsverfahren und zwar für den Liebhaber vielleicht das interessanteste und daneben auch die meiste Übung erfordernde ist das Veredeln. Gewaltig groß ist die Zahl jener Gewächse, die ausschließlich nur durch Veredlung konstant fortzupflanzen sind. Alle Kern- und Steinobstsorten werden ohne Ausnahme auf verschiedene Art veredelt, ebenso Zierbäume, edle Rosen und nicht wenige Luxuspflanzen der Glashäuser. Seitdem die Reblaus in unseren Weingärten so ungeheure Verheerung anrichtet, werden sogar die Trauben auf Wurzeln der gegen jenen Schädling widerstandsfähigen amerikanischen Rebe veredelt. Es gibt so viele verschiedene Veredlungsarten, und bei ihrer Ausführung ist so vieles zu beachten, daß der Raum eines ganzen Heftes unserer Zeitschrift nicht zu oberflächlichen Schilderungen ausreichen würde. Um durch Veredeln vermehren zu können, muß man Wildlinge haben. Wer also Äpfel veredeln will, der hat aus Kernen gezogene Wildstämme nötig. In diese Wildstämme wird ein Trieb, oder auch nur ein Auge einer edlen Apfelsorte eingesetzt. Entwickelt sich nun der Edeltrieb, so schneidet man die Wildlingspflanze über demselben ab. Die verbreitetste, am einfachsten auszuführende und sicherste Veredlungsart ist das Okulieren, d. h. das Einsetzen einzelner Augen. In ausgedehntester Weise wendet man das Okulieren bei Rosen an. Die Ausführung geschieht wesentlich in der Weise, daß in die Rinde des Wildlings ein T-förmiger Schnitt gemacht wird. Mit dem Rücken des Okuliermessers löst dann der Veredler die Rinde vom Holze und schiebt zwischen Rinde und Holz das Edelauge ein. Die ganze Veredlungsstelle wird nun mit Bast so verbunden, daß nur das Auge frei bleibt. Im Frühling und Sommer treibt das Auge noch im laufenden Jahre, späterhin veredelt man auf das „schlafende Auge," das dann erst im kommenden Frühling zum Austreiben gelangt. Auf der achten Abbildung sind neben einem in der Rosenschule okulierenden Gehilfen auch Edelreiser und Edelaugen dargestellt. Rechts



Vor dem Fasan. Nach dem Gemälde von Fritz Schürmann.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Abb. 8. Okulieren in der Rosenschule. Eine Winter-Veredlung.

sehen wir unter Glas eine sogenannte Winterveredlung, eine Rose, die im Winter auf den Wurzelhals der Hundsrose veredelt wurde. Das Okulieren wird bekanntlich nur im Sommer ausgeführt, wenn die Bäume in vollem Saft stehen, denn dann ist nur das Lösen der Rinde möglich. In der übrigen Zeit im Jahre finden andere Veredlungsarten Anwendung. Seitdem die Rose in Hunderttausenden von Exemplaren abzusetzen ist, haben sich die Rosenzüchter auf die Winterveredlung der niedrigen Rose eingerichtet. Vom Dezember ab bis zum Frühjahr veredeln sie durch Propfen und Kopulieren auf den Wurzelhals der Hundsrose in niedrigen warmen Glashäusern. Diese Häuser sind nach der Art derjenigen für Stecklingsvermehrung eingerichtet, nur daß die Beete durchweg mit Glasfenstern geschlossen werden. Jeder einzelne Wildling steht in einem Topf, die Krone wird vollständig heruntergeschnitten und in den verbleibenden Wurzelhals dann das Edelauge oder der Edeltrieb eingesetzt. Nachdem nun die Veredlungsstellen fest mit Bast oder Fäden verbunden sind und die Schnittflächen gut mit Baumwachs verstrichen wurden, bedeckt man jede Veredlung, wie dies unsere Abbildung zeigt, mit einem kleinen Glascylinder und stellt dann die so bedeckten Töpfe in das Veredlungsbeet, das, wie gesagt, nochmals durch Glasfenster von der Außenluft abgeschlossen wird. Auch hochstämmige Rosen veredelt man im Winter durch Anplatten im Hause, ferner buntblätrige Ziergehölze und namentlich auch Stachel- und Johannisbeeren, die als Hochstämme gezogen werden. In der im Felde gelegenen Baumschule beginnt das Veredeln schon im Februar. Kirschen, Zierbäume u. a. werden dann gepfropft, und nicht selten verrichtet der Gärtner diese Arbeit bei Eis und Schnee.

Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

(Felix Dahn, der Sieger von Sedan.)

(Abdruck verboten.)

Ich übertreibe, wenn ich Felix Dahn den Sieger von Sedan nenne; aber ich übertreibe mit gutem Grunde, mit der Berechtigung zu übertreiben, die jedermann hat, der von den Ereignissen überrascht wird. Macht ein Mensch, dem man nichts dergleichen zugemutet hat, einen leidlichen Vers, so ist man geneigt, seine dichterische Ader zu überschätzen; begeht ein kluger Mann eine Tharheit, die bei einem Dummen gar nicht überroschen würde, so gerät er gleich in den Verdacht, seinen Verstond verloren zu haben, und verliert ein Hasenfuß einmol nicht sofort die Contenance, so sagen wir von ihm, er habe sich heldenhaft benammen. Das Unvermutete fordert zur Übertreibung heraus. Felix Dohn ist bekanntlich Professor und Dichter. Wenn man von ihm hörte, daß er einen neuen Gesichtspunkt für die Rechtsanschauungen irgend eines alten deutschen Stammes ousgestöbert oder eine neue Dichtung vollendet habe, so würde das niemand überraschen und nur diejenigen interessieren, die ein Interesse für altdeutsches Recht aber für Dohnsche Dichtungen haben. Hört man aber, daß Felix Dahn einen storken persönlichen Anteil an der Schlacht von Sedan genommen hat, so überrascht diese Nachricht jedermann, und sie interessiert auch jedermann. Leute, die vielleicht auf den Genuß verzichtet hätten, von einer neuen Dahnschen Dichtung zu hören, mußte ich gleich durch die Überschrift darauf aufmerksam machen, doß sie von einer beinahe blutigen Wohrheit unterhalten werden sollen. Jetzt darf ich hoffen, daß auch sie mir und einem Gebot der Gerechtigkeit folgen werden. Denn man thut Felix Dahn Unrecht, wenn man ihn nur als Professor und Dichter feiert; auch als Helden soll man ihm in Zukunft den Platz anweisen, der ihm gebührt. Und es ist mir eine angenehme Genugthuung, eine Kleinigkeit dazu beitragen zu können, daß ihm sein Recht geschehe.

Diese Genugthuung wird mir nicht dadurch geschmälert, daß Felix Dahn durchaus zu den großen Männern gehört, die aus dem Schatten in die Sonne drängen und für sich selber sorgen. Brauchte der Held Felix Dohn einen Dichter, so hat er ihn in sich selbst gefunden. Aber dieses Heldengedicht, das sich „Erinnerungen von Felix Dahn“ nennt (Viertes Buch, I. Abteilung 1863—1870, Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel) ist für den Geschmack der meisten Leser ein sehr langatmiges und nur stellenweise höchst kurzweiliges Epos geworden. Und deshalb soll mich auch Dohns Geringschätzung der Kritik, die er auch in diesem Bande wieder ousspricht, trotzdem er sich selbst darin als ein Kritiker von schlechter Erziehung erweist, nicht daran hindern, meines Amtes zu walten. Ebensowenig wie Dohns Behauptung, daß er diese „Erinnerungen“ lediglich zu seinem Vergnügen geschrieben habe. Mir liegt ja nicht sein Monuskript, sondern das gedruckte Buch vor, das von jedermann durch den Buchhondel für teures Geld zu beziehen, also offenbar ouch für die Öffentlichkeit bestimmt ist.

Also, um die Uebertreibung von vornherein auf das vom Felix Dahn selbst beliebte Maß zurückzuführen, — nicht „Felix Dahn, der Sieger von Sedan,“ sondern „Felix Dohn als Held von Sedon.“ Auch das ist eine Überroschung. Denn, wie jedermann bekannt, haben vor Sedan die deutsche Armee mit der französischen Armee, Soldaten gegen Soldaten, gerungen. Felix Dahn aber ist niemals in seinem Leben Soldat gewesen. Trotzdem deutete er schon in früheren Bänden an, daß er als Kämpfer an der Schlacht von Sedan teilgenommen habe. Sehen wir, wie die Dichtung dieser Andeutung auf die Beine hilft, und wie das ungeheure Geschick in diesem Bande dem schwächlichen freiwilligen Krankenträger Felix Dahn das Gewehr in die Hand drückt.

Wie das Idyll eines alten Fräuleins beginnt diese Riesenepopöe: „Ungerecht wäre es und unschön, wollte ich nicht dankbar anerkennen, daß nach der Übersiedelung in die freundliche Mainstadt Würzburg (Michaelis 1863) in fast allen Stücken erfreulichere Gestoltung meines Lebens eintrat — für eine Reihe von Jahren. Befreit von der Furcht, die allein geliebte Laufbahn mit einer geradezu verhaßten vertauschen zu müssen, von der Nötigung, täglich viele Stunden der Wissenschaft zu entziehen und dem geldverdienden Artikelschmieden zu opfern, tief dankbar für die gerade nach im letzten Augenblicke gekommene Erlösung — so bescheiden an sich der Vermögensfortschritt wor — ging ich nach Würzburg mit dem begeisterten Entschluß, als Lehrer und Forscher mein Allerbestes, viel mehr als blaße ‚Pflicht und Schuldigkeit‘ zu thun. — Es fand sich eine meinen Wünschen gar lieblich entsprechende kleine Wohnung vor dem Sandertore, jenseits des Sandervasens, im Süden der Stadt. — Der Blick aus dem Westfenster meines Arbeitszimmers über Garten und Anger auf den Fluß und über diesen hin nach dem herrlichen Guttenberger Wald war wunderschön, tief poetisch; das Nordfenster in der Stirnseite des Hauses gewährte die Ausschou ouf die molerische Veste Marienburg zur Linken und — gerade aus — auf die alte Bischofsstadt Sankt Kilians mit ihren vielen Kirchtürmen. In der Folge, da sehr bald die Erhöhung meines Gehalts von 600 auf 800 Gulden, dann (10. Juni 1865) die Beförderung zum Ordinarius, und auch sonstige Erhöhung meiner Einnohmen eintraten, so daß ich behaglich, ja reichlich leben konnte, mietete ich noch das dritte Stockwerk hinzu: und nun wor das Wohnen in dem freilich sehr unmodernen, aber idyllischen Hause in der That höchst angenehm; mein Ar-

beitszimmer und die daran staßende Bücherei lagen jetzt, abgeschieden van allem Lärm der Hauswirtschaft, im aberßten Stack mit nach weiterem Ausblick als zuvar in die eigenartig liebliche Landschaft."

Man muß sich erinnern, daß Felix Dahn im varhergehenden Bande in vallster Hamletstimmung über Sein oder Nichtsein reflektierte und zu dem Schluß kam, daß Nichtsein ihm als des Daseins schönere Hälfte erschien, um die Behaglichkeit dieser angenehmen Situation mit ausreichendem Gehalt aall nachzuempfinden. Und eine Weile bleibt's, trotzdem die Preußen 1866 Würzburg beschießen, bei dieser Idylle. Gute Menschen können sich dem Zauber der Dahnschen Persönlichkeit nicht entziehen, lernwütige Studenten drängen in seine Varlesungen, hübschen jungen Mädchen karrigiert er die Schulhefte, unb über kleine Steine des Anstaßes schreitet der Gewaltige mit mächtigem Fuß. Wunderbar berührt nur, daß Felix Dahn im varigen Bande den Leser glauben machte, die ihn aus wirtschaftlichen Gründen überfallende Melancholie sei die Einleitung zu einer furchtbaren Katastraphe gewesen, während wir statt des Gefürchteten nun den Helben jahrelang harmlos das Leben genießen sehen. Die Freude darüber, daß die Götter ihrem Liebtinge eine Pause der Erhalung gönnten, ehe sie ihn zu neuen Prüfungen an den Marterpfahl banden, hilft dem Leser nur halb über sein Erstaunen hinweg. Dem Leser wenigstens, der weichen Herzens ist wie ich und der das Opfer nicht nach indianischer Maxime abwechselnd leiben und van seinen Quälern zu neuen Martern gestärkt sehen mag.

Vielleicht wäre ich deshalb auch über diese Idylle lautlos hinweggegangen, wenn sie nicht künstlerisch sa wirksam wäre. Nichts ist bekanntlich wirksamer als der Kontrast. Gänzlich harmlas lebt Felix Dahn gute Tage, als schan das Ungeheure über ihm ist, — das Ungeheure natürlich nicht in Gestalt der Schrecken des französischen Krieges, die für einen Helden keine Schrecken bedeuten und der zudem aan einem Palitiker, wie Felix Dahn allezeit gewesen ist, varausgesehen werden mußte. Das Ungeheure für einen Helden ist niemals die Schlacht, der er jauchzend entgegengeht, sandern immer nur eine Versuchung, der er widerstehen sall. Und diese Versuchung naht Felix Dahn nun endlich in Würzburg, als er affenbar gänzlich unvarbereitet war. Felix Dahn sagt van sich selber: „Ich habe die Kassandrabegabung, drahende schwere Geschicke zu ahnen aber richtiger: es liegt in dem tragischen Zug in mir begründet, daß ich im Zweifel eher an tragisch-heraische als an kampflase Entscheidung van Widerstreiten glaube." Ich möchte behaupten, daß die „Kassandrabegabung" dach bie richtiger gewählte Bezeichnung für Dahns eigentümliche Naturanlage wäre. Denn dieser dunkle Schimmer des Zukünftigen ließe es erklärlich erscheinen, warum Felix Dahn ber Versuchung eine ganze Weile aus dem Wege ging, trotzbem er nach gar nicht wußte, daß die Versuchung eine Versuchung für ihn werden würde. Warum sallte ein Mann ahne Kassandrabegabung sich sanft weigern, die Bekanntschaft eines Freifräuleins zu machen, das dichtet und die Harfe spielt? Felix Dahn aber weigerte sich eine ganze Weile, ehe das anscheinend ganz Ungefährliche geschah, ehe er bieses Freifräulein kennen lernte und, ein verheirateter Mann, in die Lage kam, gegen eine überwältigende und erwiberte Leidenschaft ankämpfen zu müssen. Ich muß mir hier eine Einschaltung gestatten, um nicht mißverstanden zu werden. Es würde mir niemals einsallen, die Thatsache, daß diese Leidenschaft zu einer Scheidung Dahns van seiner ersten Frau führte, auch nur öffentlich zu erwähnen, nach viel weniger würde ich mich berechtigt glauben, Felix Dahn um dieser Thatsache willen zu verurteilen. Denn das ist meiner Meinung nach eine Priaatangelegenheit, die mich nichts angeht unb die mich nicht einmal interessieren würde, wenn ihre Kenntnis nicht notwendig wäre, um zu verstehen, wie Felix Dahn der Held van Sedan wurde. Aus diesem Grunde mußte die Thatsache auch hier erwähnt werden, und ich gehe über sie nach viel kürzer hinweg, als Felix Dahn selbst es thut. Da ich mir nicht anmaße, die Empfindungen eines anderen Menschen zu kritisieren, so fällt mir auch gar nicht ein zu behaupten, daß Felix Dahn seinen Gemütszustand während der Periade dieser unglücklichen Leidenschaft in allzu düsterem Schwarz male. Genug, daß das Ungeheure nun ba ist, daß Felix Dahn ganz und gar verzweifelt, an seinem Wert, an seiner Kraft und vallenbs an seiner Zukunft. „Es ging in den Sammer 1870. Ich war am Erliegen," schließt Dahn das betreffende Kapitel.

„Da brach im Juli der Krieg aus: er hat mich gerettet," beginnt das nächste. Und hier, scheint mir, darf auch die Kritik wieder beginnen und der Leser dem Autor mit anderem Interesse zuhören, wie mit jener lahmen Aufmerksamkeit, mit der man die indiskreten Selbstbekenntnisse eines fremden Menschen anhört. Was erwartete Felix Dahn vam Kriege? Wie kannte ihn der Krieg aus einem Seelenkanflikt retten, dessen Lösung nur in seiner eigenen Kraft lag? Felix Dahn selber schreibt: „Aus der ausschließenden Versenkung in das eigene Weh ward ich nun auf das heilsamste emporgerissen durch den hallenden Heerruf: ‚Vaterland!' — Ein unmännlicher Schwächling, der jetzt nach in seine, des einzelnen, eignen Schmerzen versunken geblieben wäre, indes um das Geschick seines Volkes, um das Wahl unb Wehe Deutschlanbs mit dem Einsatz des Lebens van hunderttausend Deutschen die ehernen Schicksalswürfel rollten! Es trug mich wie auf Adlerflügeln empar!" Das klingt schön, männlich und überzeugend. Aber Felix Dahn fährt fart: „Safart — am Tage der Kriegserklärung — schrieb ich gleichzeitig an den bayerischen und an den preußischen Kriegsminister und meldete mich als Kambattant: — exerzieren hatte ich gelernt, ich schaß vartrefflich: ich bat, mich in ein beliebiges Fußaalkregiment einzureihen, aber safart mit gegen ben Feind marschieren zu lassen. Ich wallte dem folgen, ber mich zuerst

annahm, und so sicher gehen wie möglich: drum bot ich mich beiden an. Fieberhaft gespannt erwartete ich die Antwort.“ Ich zweifle gar nicht, daß Felix Dahn diese beiden Offerten wirklich expediert hat; ihm hat allezeit die Tinte locker gesessen. Aber über die Antwort kann er doch unmöglich im Zweifel gewesen sein, und ein Professor der Würzburger Universität kann doch unmöglich glauben, daß ein Kriegsminister beim Ausbruch eines Krieges nichts Wichtigeres zu thun habe, als die Gesuche von Freiwilligen um Einrangierung in die Armee zu prüfen. Die Verdoppelung des Gesuches verdoppelt nur die Radomontade, die einfach schon lächerlich genug gewesen wäre, und die Thatsache, daß Felix Dahn zum Militärdienst untauglich befunden war, ist ebensowenig ein Milderungsgrund wie die charmanten Hinweise auf die Exerzierstunde, die er als Knabe gehabt hatte, und auf seine eminente Begabung zum Kunstschützen. Diese ganz offenbare Radomontade läßt es gar nicht mehr wunderbar erscheinen, daß Felix Dahn schleunigst wieder von der sittlichen Höhe herunterkiettert, auf die ihn der hallende Heerruf „Vaterland!“ scheinbar erhoben hatte. Es versank ihm nämlich nicht das eigne Leid in der begeisterten Liebe zum Vaterland, wie man glauben konnte, sondern der Krieg schien ihm ein Mittel, um dem eigenen Leide zu entfliehen, — er wollte auf dem Schlachtfeld sterben, wie er immer und immer wieder betont. Nicht, daß ich diesen Gedanken als unmännlich boykottieren wollte, oder daß ich viel Gewicht darauf legte, eine mehr oder weniger sittliche Höhe an den Motiven Felix Dahns zu konstatieren. Aber Männer, die einen seelischen Konflikt ernsthaft durch den freiwillig gesuchten Tod zu lösen suchten, haben, wenn ihnen das nicht glückte, vor Felix Dahn noch niemals davon gesprochen und Wesens davon gemacht.

Man mag darüber denken, wie man will, darin wird man mir Recht geben, daß Felix Dahn gerade denjenigen Weg einschlug, auf dem er am allerwenigsten Chance hatte, der Held von Sedan zu werden. Erstaunlich genug, daß er auf seine beiden Briefe überhaupt eine Antwort erhielt, aber, wie er erzählt, bekam er sie wirklich. „Endlich, am 9. August, trafen die beiden Schreibrn — fast gleichzeitig — ein, am Vormittag das aus München, am Nachmittag das aus Berlin: ihr Inhalt war für mich niederschmetternd: beide Kriegsminister lehnten — in der höflichsten Weise ab und zwar, als ob sie's in ‚vorgängiger verabredeter‘ Verbindung gethan hätten, fast wörtlich in der Begründung übereinstimmend: 1. man habe übergenug an Mannschaften und 2. ich könne dem Vaterland an meinem Schreibtisch und mit meiner Feder viel ersprießlicher dienen als im Frid mit dem Gewehr. Das zweite schmerzte mich tief; sie wußten eben nicht, die Excellenzen, wie vortrefflich ich schoß! Die Vereitelung des Gedankens, den ich als den allein richtigen und rettenden erkannt hatte“ (Felix Dahn meint den Tod in der Schlacht) „drohte nahezu, mich in die alte ratlose Verzweiflung zurückzuwerfen. Aber nein! Ich raffte mich empor und sagte mir: ‚Hinein muß ich. Geht es nicht als Soldat, so muß es in anderer Weise gehen! bin ich nur einmal ‚drin,‘ d. h. vor dem Feind, dann wird sich schon alles erreichen lassen.‘“

Als einziges Mittel, dem Schlachtentode näher zu kommen, übernahm Felix Dahn die Führung eines Proviantzuges nach Hagenau im Elsaß. Es war ihm Ernst mit seiner Sterbestimmung, denn am 11. August 1870, als er diese Reise antrat, von der er lebendig zurückkehren sollte, schrieb er die Verse:

„Vergiß dich selbst, dein Glück, dein Leid,
Sei gegen Graun und Furcht gefeit,
In Schreck und Kampf ein Held von Erz,
Dem Schmerz ein Balsam sri dein Herz,
Sei still und stark im Schlachtgedröhn: — —
Und stirbst du so, dann stirbst du schön!“

Der Vers „dem Schmerz ein Balsam sei dein Herz“ bedarf näherer Erklärung, die ich nicht zu geben vermag, da ich im Kommentieren großer Dichter gänzlich ungeübt bin. Felix Dahn wird sich schon etwas dabei gedacht haben. Für die Echtheit der Stimmung des Gedichtes bürgt es mir, daß der Dichter auch heute noch nicht auf den Gedanken kommt, daß zwischen dieser Stimmung und dem Führer einer Proviantkolonne nur ein einziger Schritt ist, — der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen.

Noch zwei kleine Züge, die die Echtheit der Stimmung verbürgen. „Ich bedurfte,“ erzählt Dahn selbst aus den Stunden vor seiner Abreise, „noch eines kleinen Handkoffers für Wäsche, ging zu Freund Lexer und bat ihn, mir seinen recht taugsamen zu verkaufen. ‚Warum verkaufen?‘ fragte er verwundert: ‚ich leihe ihn dir gern.‘ — ‚Ja,‘ erwiderte ich, ‚weißt du, es ist nur — für alle Fälle‘ — ... Da durchschaute er, was ich verbergen wollte, umarmte mich und sagte mit seiner lieben weichen Stimme: ‚So? — Nun, wo der Felix liegt, kann der Koffer auch liegen bleiben.‘ Es war das letzte Wort, das ich in Würzburg vernahm.“

Ein schönes Freundeswort, nicht wahr? Ein Wort, wie man es nur einem Helden mit auf den Weg geben kann und einem Koffer, die man beide verloren gibt oder die man beide ungefährdet glaubt. Ich hätte an Lexers Stelle Felix Dahn und meinem Koffer auch nichts Besseres zum Abschiede zu sagen vermocht.

Und nach dem letzten Wort in Würzburg der letzte Blick. Felix Dahn erzählt weiter:

„Alsbald ging ich auf die Bahn; mein Weg führte durch den Zwinger, an Theresens Haus vorbei. Ich trug auf dem linken Arm die weiße Binde mit dem roten Kreuz. Sie saß am Fenster. Sie sah es. — — —“

Nichts weiter. Dahn gibt sich nicht einmal die Mühe, den in dem Leser aufsteigenden Gedanken, grrade die weiße Binde mit dem roten Kreuz sei vielleicht Theresen als eine Bürgschaft erschienen, daß der Geliebte lebendig zurückkehren werde, durch ein einziges Wort zu widerlegen. Auch andere Gründe sprechen noch für die Echtheit der Dahnschen Gefühle. So ungeeignet für die Führung eines Proviantzuges und eines freiwillig übernommenen Amtes, wie Felix Dahn sich erwies, konnte sich nur ein

Mann erweisen, der dieses freiwillig übernammene Amt durchaus nur als kleinliches Mittel für einen höheren Zweck betrachtete. Felix Dahn that nämlich als Führer des ihm anvertrauten Praviantzuges alles mögliche, was ganz unnötig war — als er zu Mannheim an den Rhein kam, kniete er zum Beispiel nieder, netzte die Stirn mit dem kühlen Naß und that ein schweigend Gelübde — aber das Notwendigste, nämlich die Aufmerksamkeit auf den Praviantzug, ließ er ja außer acht, daß er sich plötzlich in Ludwigshafen fand, während die ihm anvertrauten Wagen in Mannheim aus dem Zuge ausgehängt waren. Sein „Schreck war stark gewesen," wir wallen's ihm gerne glauben. Da ihm nun aber das Schicksal bestimmt hatte, der Held van Sedan zu werden, ließ es ihn auch wieder zu seinen Wagen zurückfinden, und die Reise kannte fortgesetzt werden. Ich gehe kurz über sie hinweg, da selbst Felix Dahn unterwegs nichts anderes passierte, als was anderen Begleitern van Liebesgaben auch passiert ist. Die Verschmelzung der Liebesgabenkolanne mit einer Sanitätskalanne unter Führung des Majars van Gralmann brachte Felix Dahn der Erfüllung seines Wunsches, den Schlachtentad zu sterben, schan näher. Denn Felix Dahn hatte das Glück, in diesem Manne ein wunderbar seines Verständnis für sein innerstes Seelenleben zu finden. Man höre, was Dahn über dieses Verstehen ahne Worte erzählt: „— — er erwies mir während unseres ganzen gemeinsamen Wirkens eine wahrhaft väterliche Liede: er erriet mich und die Beweggründe meiner Teilnahme an dem Zug, meiner Handlungsweise im Felde. Ich bat ihn vor meinem Anschluß an seine Schar um ein paar Warte besonderer Zwiesprach und erklärte ihm hierbei, daß ich selbstverständlich in allen Dingen, wie die Genossen, mich zu unbedingtem militärischen Gehorsam ihm gegenüber verpflichte: nur falls wir in eine Schlacht, ein Gefecht gelangten, behielt ich mir var, die Wagen zu verlassen und allein auf eigene Faust ja weit vorzugehen, als nur immer möglich sei, um zu helfen. Er sah mich erstaunt an mit seinen schönen Augen: dann reichte er mir die Hand und sprach kopfnickend: ‚Nun, wenn Sie es nicht anders wollen, so mag es sein.' Oft und aft ergriff er die Gelegenheit während der vielstündigen Wanderung neben unseren Wagen her, mit mir allein zu plaudern. Ein paarmal mahnte er mich mit sinnigem Blick, umzukehren, auf meinen Lehrstuhl, an meinen Schreibtisch: aber bald gab er's auf. Ich weiß wirklich nicht, wodurch ich mir seine herzliche Zuneigung gewannen: denn es gab viel nützere Genassen unserer Schar und übertraf mich auch keiner an (— nur allzu ungestümem! —) Eifer, dach gar mancher an praktischer Verwendbarkeit."

Wallte jemand aus dieser Stelle schließen, daß Herr van Gralmann, der ein Herr von stark militärischem Charakter und zugleich angenehmster gesellschaftlicher Bildung war, den unpraktischen, unnützen und ihm mit seinem Geschwätz über Setbstverständliches, wie den militärischen Gehorsam, lästig gewardenen Dichter gern auf gute Manier lasgewarden wäre, ja spricht dafür mehr innere Wahrscheinlichkeit als für ein ja feines psychologisches Verständnis, daß er Dahn auf der Todessuche gesehen haben sallte, ohne von den Würzburger Verhältnissen eine Ahnung zu haben. Aber Herr van Grolmann ist tat — die Zeugen des Dahnschen Heldenzuges sind übrigens alle tat oder „unbekannt verzogen" — und ja ist es unmöglich, ihn darüber zu befragen, ob der Dichter sich nicht vielleicht doch in ihm geirrt habe.

Endlich kammt der Augenblick, für den Felix Dahn sich kantraktlich ausbedungen hat, sich van dem Sanitätszuge entfernen zu dürfen — die Schlacht van Sedan tabt, Major van Gralmann hat die Kolanne ja weit vorgeführt, als ihm statthaft erscheint; da kammt Felix Dahn, mit dem Entschluß zu sterben in der Tasche. Er schildert diese denkwürdige Scene folgendermaßen: „Ich trat nun, es war etwa 8½ Uhr, — unauffällig — an den Major heran und sagte ihm leise: ‚Jetzt! — Jetzt bitte ich . . .' Er verstand mich. ‚Sie wallen es? Sie wollen var?' — ‚Ja.' — ‚Aber . . .' — ‚Sie haben es versprochen.' — ‚Gut. Gehen Sie! Gehen Sie mit Gatt!!' — Ich verließ nun — allein — die Wagen."

Eine Scene wie auf der Bühne — nicht wahr? Dann aber setzt das Epas wieder ein:

„Eine Zeitlang folgte mir ein junger Arzt Dr. Küster (oder Köster?)" — wie ich schan erwähnte, sind alle Zeugen des Helden gestarben, „unbekannt verzagen," oder ihre Namen haben sich dem Helden in dieser Art verwischt. — „Aber ich lief ja schnell, daß er bald zurückblieb. Ich kann es nicht erklären, was mich erfaßte, was mich vorwärts trieb: es riß mich den krachenden Schüssen entgegen mit nie gekannter Begeisterung, mit der Sehnsucht nach heißester Todesgefahr. Wie ich näher und näher dem feindlichen Feuer kam, wie die ersten Granaten hoch ab meinem Haupte platzten und die Stücke um mich her verstreuten, schrie ich laut auf vor Freude, vor einer Art van Wallust, nahm den Hut ab und rannte, was ich rennen konnte, nach rascher varwärts, ‚hinein!' Und dabei durfte, dabei kannte ich ja nichts thun, nicht kämpfen! Aber die Varstellung, in einer deutschen Schlacht in französische Kugeln hineinzurennen, in nächster Todesgefahr das Gattesgericht Odhins über mich ergehen zu lassen, berauschte mich mit niegekanntem Entzücken. ‚Eine verrückte Gemütsverfassung,' wird man sagen, ‚und ein ganz zwecklases Thun.' Mag sein. Aber was ich schildere, ist durchaus wahr und nicht übertrieben."

Da ich nicht Psychiater bin, will ich die von Dahn aufgeworfene Frage, ab verrückt oder nicht verrückt, unberührt lassen. Eines aber läßt er ganz gewiß unerwähnt, vielleicht aus Bescheidenheit: Während er ja rannte und immer nach mehr rannte, hinein, hinein, sang er, wie ich beschwören möchte, mit jubelnder Siegerstimme einen eigens zu diesem Zweck gedichteten Sang an Odhin, und es ist nur Neid des deutschen und des französischen Generalstabsberichtes, wenn sie nicht des schrecklichen Eindrucks erwähnen, den dieser Sang auf die Feinde gemacht hat.

Der Leser aber wird fragen, wie lange denn nun eigentlich Felix Dahn gerannt ist, hinein, hinein, bis er die siegende Heldenbrust an einem französischen Bajonett aufspießte. Ja, ein Mensch der feinsten ästhetischen Genüsse wie Felix Dahn, der sorgt auch dafür, den Genuß nicht zu schnell auszulosten. Beim Rennen blieb er, aber das Schlachtfeld war groß, und da er Haken schlug und mal nordwärts, mal südwärts, mal ostwärts, mal westwärts rannte, immer dorthin, wo nach dem Generalstabswerk die entscheidenden Momente ausgefochten wurden, so geriet er in die allernächste Nähe der französischen Bajonette erst in dem Augenblick, als in Sedan die weiße Fahne aufgezogen wurde. Es war zugleich der Augenblick, in dem Felix Dahn alle Bedenken über die völkerrechtlich besiegelte Bedeutung des von ihm getragenen roten Kreuzes beiseite setzte und sich entschloß, selbst kämpfend einzugreifen. Man muß diese Schilderung — Seite 490–510 etwa — bei Felix Dahn selbst lesen; es lohnt sich, und nichts bedauere ich mehr, als daß mir nicht der Raum zur Verfügung steht, sie ganz zu citieren. Also Felix Dahn reißt sich die Rote-Kreuz-Binde vom Arm, ergreift ein Gewehr und geht mit bayerischen Jägern zum Sturm vor. Er erlebt auch den Augenblick „höchster" Gefahr, erhält einen geheimnisvollen Schlag und fällt in den Straßengraben auf etwas Rotes. Fast glaubt er, daß es mit ihm zu Ende sei, aber nach einigen Sekunden kommt er wieder zur Besinnung und findet sich unverwundet. „Es war nur ein matter Granatsplitter. Ich spürte wenig Schmerz. Erst am Abend und in der Nacht schwoll der Arm an. Es war lediglich eine Quetschung: noch jetzt aber spür' ich manchmal ‚den Treff:' die getroffene Stelle schmerzt zuweilen, zumal, so bilde ich mir ein, wann das Wetter umzuschlagen beginnt. Ich hatte erreicht, was ich gesucht, die äußerste Gefahr." Also doch nicht den Tod, sondern nur ein Zeichen von Odhin, ob er die Vereinigung Dahns und Thereſens billige oder nicht billige. Das ist eine kleine Enttäuschung für den Leser, aber Dahn macht sie wett, indem er nicht, wie er ja nun mit gutem Gewissen könnte, beruhigt nach Hause geht, sondern weiter Pallisaden stürmt. „Wir standen hart vor dem Thor der Festung, d. h. des Vorwerks, und die vordersten Jäger versuchten bereits, das Pfahlwerk zur Rechten zu überklettern. Auch ich legte Hand an einen solchen dicken, hohen Pfahl: aber ich zweifelte sehr stark, ob mich, zumal das Gewehr in der Hand, meine verjährte Turnkunst da hinüberführen werde. Da sah ich mit dem Glas, mit welchem ich nach der Schanze spähte," — (Dahn scheint hier drei Hände zu haben, in einer das Gewehr, die zweite sprungbereit an der Pallisade, in der dritten das Glas) „von der immer noch Gewehrschüsse aufblitzten, etwas Weißes hin- und herwehen, wie ein Handtuch oder ein Tischtuch," — (warum kann es nicht auch ein Bettlaken gewesen sein, das einem Tischtuch an Größe ähnlicher ist als ein Handtuch?) „das, zum Trocknen aufgehängt, im Winde schwankt. ‚Herr Oberleutnant,' rief ich, ‚sehen Sie das Weiße? Ist das eine Fahne?' — ‚Herr Gott,' rief der Offizier, ‚ja! die wollen sich ergeben! Feuer einstellen! Nicht mehr schießen!' — Der Hornist blies ein Zeichen. In der That verstummte das Feuer fast im Augenblick ganz. Ich war — vielleicht — der erste Deutsche, der diese weltgeschichtliche Fahne auf dem Wall von Sedan sah."

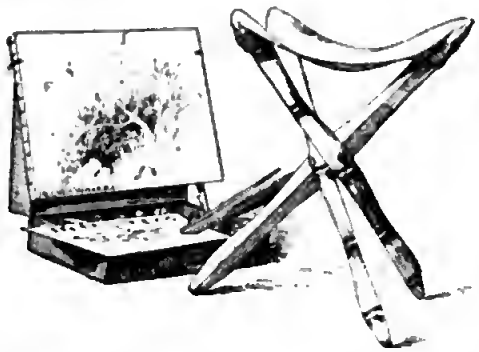
Also Felix Dahn! Hatte ich nicht recht, ihn den Helden von Sedan zu nennen? Und hatte er nicht recht, von seinem Teil an der Schlacht der nichtsahnenden Welt Kunde zu geben? Zweifellos. Und dennoch bedauere ich, daß er von diesem Recht Gebrauch gemacht hat. Denn ebenso zweifellos werden Leute, die er seine Feinde nennt, und solche, denen er ganz Wurst ist, kommen und nachweisen, daß alles das, was er da von sich erzählt, ganz unmöglich ist. Sie brauchen nur auf die unzweifelhafte Thatsache hinzuweisen, daß er, ein Herr von schwächlicher Körperkonstitution, viel größere Strecken durchrannt sein will, als ein Trakehner durchrennen könnte, ohne vor Erschöpfung zusammenzubrechen, um alle zu überzeugen, die überhaupt zu überzeugen sind. Und wenn man mal von der Unmöglichkeit des von Dahn Erzählten überzeugt ist, dann sinkt sein Heldenlied viele, viele Stufen tief auf das Niveau des ungeheuerlichsten Schlachtentatein, das jemals vorgetragen ist. Was mich anbetrifft, ich habe mich bei Dahns Schlacht von Sedan — mit Unterbrechungen — zu vortrefflich amüsiert, um undankbar zu sein. Und meine Ausstellungen beschränken sich auf zwei Punkte: Woher nimmt Felix Dahn, der nach seiner eigenen Aussage, und zwar lediglich um zu erfahren, wie sich Odhin zu der Scheidung von seiner ersten Frau und seiner Wiederverheiratung stellte, in der Schlacht von Sedan das rote Kreuz vom Arm riß und gegen französische Soldaten focht, woher nimmt dieser also belastete Felix Dahn die Stirn, um die französischen Franktireurs, die, von Vaterlandsliebe verblendet und mißleitet, auf deutsche Soldaten schossen, mit allen Namen der Verachtung zu belegen? Und woher nimmt Felix Dahn, der in seinen Romanen an versteckter Sinnlichkeit das mögliche leistet und in diesem neuesten Produkt seiner Muse neben seinen eigenen „Erinnerungen" auch eine ganz hahnebüchen verworrene, unkorrekte und altjungfernhaft dreite Schilderung der Schlacht von Sedan gegeben hat, woher nimmt dieser also betastete Felix Dahn die Stirn, von Zolaschem Mist und Zolascher Mistgabel zu sprechen? Zola hat bekanntlich auch die Schlacht von Sedan geschildert. In einem grandiosen Schlachtenbilde, in dem er seiner Nation — für Deutsche schreibt Zola überhaupt nicht, und wenn man ihm gerecht werden will, darf man das nicht vergessen — die Ursachen ihrer Niederlage spiegelt. Felix Dahn aber hat die Schlacht von Sedan geschildert, um für sich — Ungtandwürdiges behauptend — ein Blättchen von jenem Lorbeer zu reklamieren, den das deutsche Heer dort erfochten hat. Und gegen die Frivolität dieses Beginnens kann man nicht laut genug protestieren. Denn daß der Fluch der Lächerlichkeit allein in Deutschland nicht tötet, dessen ist Felix Dahn ein lebendiger Zeuge.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

In die Serie der in Faksimile wiedergegebenen farbigen Kunstblätter, mit der wir im laufenden Jahrgang eine, aus vielen Äußerungen zu schließen, den Lesern willkommene Abwechselung in den Titelbildern der Hefte eingeführt haben, reiht dieses Heft ein Blatt des Münchener Professars Alexander Wagner ein. 1838 in Ungarn gebaren, kann Alexander Wagner doch mit Recht ein Münchener genannt werden, denn die Kunststadt an der Isar, in der der junge Wagner unter Pilatys Leitung seine künstlerischen Studien machte, hat ihn bis heute gefesselt. Sie ist ihm zweite Heimat gewarden, ahne daß der Künstler deshalb seine erste Heimat zu vergessen nötig hatte. Noch heute behandelt er, wie unser Skizzenblatt zeigt, ungarische Motive mit Vorliebe, mit dem starken Gefühl für das Charakteristische, das man aus Jugenderinnerungen schöpft. Mit Bildern aus der ungarischen Geschichte, dem „Gastmahl des Attila," „Matthias Corvinus als Sieger im Turnier," „Episode aus der Belagerung von Belgrad" und anderen, die alle starkes dramatisches Leben haben, begründete der Künstler seinen graßen Ruf. Besanders aber reizte ihn die künstlerische Darstellung des Pferdes, das er virtuos wiederzugeben weiß. In seiner Eigenschaft als Lehrer an der Münchener Akademie hat Professar Alexander Wagner außerdem seit fast dreißig Jahren eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelt, die ihm manchen der jüngeren Künstler zu Dank verpflichtet. Auf unserem Skizzenblatt „Ungarischer Pferdehirt" scheinen Reiter und Roß in eins verwachsen, beide von dem einen Gedanken beseelt, vorwärts zu kammen. Ein Landsmann Alexander Wagners ist Géza Peske, der Maler des Bildes „Ungebetene Gäste." Naseweise Dinger, die jungen Hühner, die offenbar noch keine Ahnung davon haben, daß auch in jungen Kätzchen schan der Instinkt des Raubtiers lebendig und um sa gefährlicher ist, weil ihn noch keine Erziehung unterdrückte. Auch Peske lebt in München. Die Vorliebe Alexander Wagners für das Pferd teilt der gleichfalls in München akklimatisierte Pole A. von Wierusz-Kowalski, ein Schüler van Wagner und Josef Brandt. Das Dreigespann in schnellster Gangart die schlechten Wege der palnischen Tiefebene durchmessend, auf dem Wagen oder Schlitten lachendes palnisches Landvolk, das ist seine Specialität, die er ziemlich einseitig, aber immer mit scharfer Charakteristik und anziehendem Kalarit behandelt. Jagd- und Tierfreunden gilt das Bild „Vor dem Fasan" des Düsseldarfers Fritz Schürmann. Ein deutscher Vorstehhund, var dem eben der Fasan in die Höhe purrt. In dem Löwenkopf van Karl Rungius glauben wir das Porträt eines Berberlöwen aus dem Berliner zaalagischen Garten wiederzuerkennen, eines alten Herren, der wundervoll majestätisch und dabei etwas mißvergnügt aussieht, aber dach so gefällig gegen das Publiknm ist, daß er zu brüllen anfängt, wenn sein Wärter ihn dazu auffordert. — Ban unseren Genrebildern seien zuerst Meister Harburgers wundervoll charakterisierte „Weltverbesserer" genannt. Edmund Harburger mußte in seiner ersten Jugend, trotz entschiedener Anlage und ausgesprachener Vorliebe für die Kunst, das Bauhandwerk erlernen, weil ihm die Mittel fehlten, eine Akademie zu besuchen. Erst 1866 kannte der Zwanzigjährige mit Unterstützung eines Bruders das Handwerk aufgeben und in München seine künstlerischen Studien beginnen. Er wurde Schüler van Lindenschmit, aber er ging schan mit seinem ersten Bilde, dem „Darfbarbier," seinen eignen Weg, der ihn weit van den Idealen des berühmten Histarienmalers entfernte. Seine Staffe gab ihm das Kleinleben der Gegenwart, seine Madelle wurden die „kleinen Leute" der Müncheuer Bevölkerung, den Reiz seiner Bilder machte neben der treffenden Charakteristik seiner dem Leben nachgezeichneten Figuren die humoristische Auffassung. Auch die „Weltverbesserer" sind Typen aus jenen Kreisen, die der Künstler, so vielseitig er in seinen Motiven wie in der Art seiner Technik auch ist, dach mit Varliebe behandelt. Die beiden Gäste in der kleinen Bierstube eines aberbayerischen Dorfes sind affenbar mit dem Lauf der Welt nicht zufrieden. Es geht ihnen, wie's gegenwärtig vielen anderen Menschen auch geht. Darin aber haben sie vor manchen, nicht var allen, etwas voraus, daß sie beide wissen, wie's anders gemacht werden müßte. Daß sie in diesem Punkte ebensa einig sind, wie in ihrem Mißvergnügen, scheint freilich sehr fraglich. Der nachdenklich die Daumen drehende Zuhörer sieht nicht ganz sa aus, als ob er mit den Mitteln und Wegen zur Abhilfe, van denen sein lebhaft sprechender Nachbar sich einzig noch Rettung verspricht, sa ganz übereinstimmte. Er weiß es affenbar nach besser als der Mann mit der Tabakspfeife, wa der Schuh auf den Leisten geschlagen werden muß, und er hält nur varläufig nach mit seiner Ansicht zurück. Wenn er aber erst anfängt, kann's einen „höllischen Diskursch" geben. Das scheint die behäbige Wirtin, die gar keine Ursache hat, mit dem Lauf der Welt unzufrieden zu sein, auch zu wissen. Sie sieht diesem Augenblick gelassen entgegen, denn die Situatian hat keine Schrecken für sie. Wahrscheinlich hat sie schon ast mit einem energischen: „Trinkt's Euer Bier und geht!" dazwischen fahren müssen und zu ihrer Genugthuung erfahren, daß die Weltverbesserer an der Autarität der Wirtin zum galdenen Lamm noch nicht zu rütteln wagen. — Jugend, Gesundheit und Lebenslust blitzt der halländischen Fischersfrau auf dem Bilde „Frische Ware" van Otta Lingner aus den Augen. Ihre Ware — Hummer, Steinbutt und andere Seefische — ist ebensa frisch und appetitlich wie sie selbst; sie hat nicht nötig, sie anzupreisen, die Käufer kommen von selbst. — W. L. Metcalf gibt uns die Scene wieder, die Bühnenkünstler

am liebsten spielen. Das Stück aber ein Akt wenigstens ist zu Ende, der Vorhang ist heruntergelassen. Aber die Spieler verlassen noch nicht die Bühne, sie stehen wartend und lauschend. Wird man applaudieren? Ah, natürlich, man klatscht wie rasend, ganz selbstverständlich hingerissen von dem glänzenden Spiel so hervorragender Künstler. Und nun geht der Vorhang wieder in die Höhe, die beiden fassen sich zierlich an der Hand und verneigen sich mit anmutiger Bescheidenheit. Sie kennen beide die Kunst, sich so zu verneigen, daß das Publikum nicht aufhört zu klatschen, daß es sie noch einmal und noch einmal herausruft, — die Kunst, aus einem Hervorruf drei zu machen. W. L. Metcalf hat die Scene mit feiner Ironie wiedergegeben, und doch so naturwahr, daß sein Bild für die Wiedereinführung des Hervorrufs an all' den Bühnen plaidiert, die ihn, aus falscher und übel angebrachter Vornehmheit, in den letzten Jahren abgeschafft haben. Die Bühnenkunst verträgt die Zurückhaltung des Künstlers nur in sehr weisem Maße, und in der That gibt es ja auch nur wenige Bühnenkünstler, denen Zurückhaltung als eine Tugend erscheint. Warum sie gerade dort aus falscher Vornehmheit üben, wo ihre Drangabe ein gutes und von der Tradition geheiligtes Mittel ist, den Zuschauer in eine wärmere Stimmung zu bringen? — Friedrich Hiddemanns Studie zeigt die Kraft und Innerlichkeit, die aus allen Bildern des Meisters, die zum überwiegenden Teil Vorgänge aus dem westfälischen Bauernleben dieses und des vorigen Jahrhunderts darstellen, sprechen. Sie mag uns, in ihrer porträtmäßigen Charakteristik, zu den Porträts unserer Bilderreihe überleiten. Da finden wir eine Porträtskizze der Königin Jane Seymour von Hans Holbein, eine erste Umrißstudie, in der Bibliothek des Windsorschlosses aufbewahrt, zu dem jetzt in der Wiener Galerie befindlichen Gemälde, das Holbein der Jüngere im Jahre 1537 malte, ein Jahr, nachdem Johanna Seymour, das Hoffräulein der zweiten Gemahlin Heinrichs VIII, Anna Boleyn, selbst Gemahlin des Königs geworden war. Die Hochzeit fand am 20. Mai 1536 statt, nachdem Anna Boleyn, der Untreue angeklagt, aber nicht überwiesen, tags vorher ihren kurzen Traum von Glück, Macht und Ehre mit dem Tode auf dem Schaffot gebüßt hatte. Auch Johanna Seymour blieb nicht lange Königin von England; sie starb schon am 14. Oktober 1537 im Wochenbett, nachdem sie einen Sohn, den späteren König Eduard VI, geboren hatte. Außer diesem Porträt malte Hans Holbein noch ein zweites al fresco im Schloß zu Whitehall, das Johanna Seymour an der Seite Heinrichs VIII und dahinter die Eltern des Königs darstellte. Von dem durch einen Brand zerstörten Bilde sind nur eine kleinere, in Hampton-Court befindliche Kopie und der Karton der männlichen Figuren im Besitz des Herzogs von Devonshire erhalten geblieben. — Das Bildnis eines Kavaliers von J. B. Greuze zeigt, im Gegensatz zu den weiblichen Bildnissen des im XVIII. Jahrhundert hochgeschätzten und von modernen Kunstliebhabern vielleicht überschätzten französischen Malers, deren kokette Haltung oft ins Unnatürliche überschlägt, eine gelungene und mit einfachsten Mitteln, aber vollster Sicherheit erreichte Charakteristik; der Porträtierte ist der Vertreter einer Aristokratie, die von der französischen Revolution verschlungen wurde. — Meister Adalf Menzel ist niemals Porträtmaler von Fach gewesen, aber er hat niemals versäumt, was Porträtmaler von Fach oft versäumen, nach dem individuellen Zuge zu forschen, der einem Antlitz geistiges Leben verleiht. So bietet er denn auch in seinem Studienkopf etwas Besonderes, — neben der nachdenklichen Stimmung des Augenblicks das innerste Wesen der jungen Dame. — Carl Schlüter hat nicht ohne Glück seiner weiblichen Porträtbüste einen Hauch von klassischer Größe zu geben versucht, indem er auf alles Paktieren mit der Mode der Gegenwart verzichtete. Das sollten ihm andere Bildhauer nachmachen, deren Büsten, auch wenn sie überlebensgroß ausgeführt sind, doch gewöhnlich Nippes bleiben. O. P.



Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Pischer & Wittig in Leipzig.

Studie zu dem Ölbilde „Lautenschläger". Von W. von Lindenschmit.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

IX. Jahrgang 1894/95. Heft 6, Februar 1895.

Der kleine Martin.

Novelle
von
Karl Emil Franzos.
(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Eine Minute später trug ich ihm endlich in fliegender Hast in seinem Privatcomptoir meine Sache vor. Barber sah mich durchdringend an, nahm den Depotschein zur Hand, prüfte ihn und bohrte dann wieder seinen Blick in den meinen. Er war sichtlich unschlüssig; er hat mir später gestanden, daß ihn nur meine Erregtheit bedenklich gemacht. Als ich nun aber gar ungeduldig hervorstieß: „Sie sind doch einverstanden? Ich brauche das Geld —“ da gab er mir den Schein zurück und sagte sehr höflich:

„Sie müssen mich entschuldigen. Aber ich habe das Geld nicht im Hause.“

Und da begann es eben neun zu schlagen.

Als ich zitternd auf die Straße stürzte, sah ich eben den alten Piotrowski im Thor des Zollamts verschwinden.

Ich schloß unwillkürlich die Augen. Nun war doch alles verloren! Und da — hörst du? — da schoß mir der Gedanke durchs Hirn — —“

Er hielt inne und ächzte leise auf.

Ich war tief erschüttert.

„Martin,“ sagte ich und faßte seine Hand, „dieser That hast du dich nicht zu schämen. Nicht einmal vor den Menschen, geschweige denn vor dem allgütigen Gott ... Aber wie kam's auf? ... Es kann ja nur ein unseliger Zufall gewesen sein!“

Er antwortete nicht. Nach einer Weile sprach er mühsam weiter:

„Du weißt, der Weg vom Zollamt zum Landesgericht ist nicht kurz — immerhin zehn Minuten. Und als ich in meinem Bureau war — da konnt' ich's nicht sofort thun — mir zitterte die Hand, daß ich die Kasse nicht öffnen konnte ... So war's halb zehn, als ich endlich die Treppe zum Zollamt emporeilte. Auf dem Absatz stieß ich mit Piotrowski zusammen. So erregt ich selbst war, ich sah doch sofort, daß ihm etwas Furchtbares begegnet sein mußte: der alte Mann zitterte an Händen und Füßen ...

„Was gibt's?“ stieß ich hervor.

„Fort,“ murmelte er. „Er ist fort!“

„Wer — Koslowski?“

Er nickte.

Mir wirbelte das Hirn ... „Aber er kommt wohl noch. Es ist ja kaum halb zehn!“

„Er kommt nicht, Herr Adjunkt. Er ist heut' nacht durchgebrannt — kein Guldenzettel liegt in der Kasse — nur das leere Portefeuille haben wir wieder; das hat seine arme Frau heut' morgen dem Finanzdirektor zurückgebracht ... Warum sind Sie so erschrocken, Herr Adjunkt? Weil Sie mir gestern den Rat gegeben haben? Machen Sie sich darüber keine Gewissens-

bisse! Ich habe gefragt, Sie haben geantwortet! Nur hätte ich alter Esel nicht einen so jungen Mann fragen sollen — nichts für ungut. — Aber selbst der Herr Finanzdirektor hat eben gesagt: ‚Piotrowski,' hat er gesagt, ‚ich hätte Ihnen wahrscheinlich einen anderen Rat gegeben, als der Hilbrich, aber machen Sie sich nichts draus!' Denn ich habe ihm gesagt, daß ich mit Ihnen beraten habe, verzeihen Sie, Herr Adjunkt, aber das mußte ich thun!"

Wie gleichgiltig mir das in diesem Augenblick war! Aber sie — was wurde nun aus ihr?! Ich eilte hinab, die Straße empor — zu ihrer Wohnung, unwillkürlich, als müßte es so sein ...

Als ich die Klingel zog, öffnete sie mir selbst. „Sie!" stammelte sie. „Sie wissen!?... Aber gehen Sie! ... Ich dachte, es wäre schon die Kommission ... Die Herren müssen gleich dasein ... Es muß ja alles versiegelt werden ... Das Haus eines Verbrechers ..."

„Olga," sagte ich und faßte ihre Hand. „Ich wollte Ihnen sagen: solang' ich lebe, sind Sie und das Kind nicht verlassen."

Diese Hand lag schwer und eisig in der meinen; sie zog sich nicht zurück.

„Ich danke Ihnen," sagte sie lautlos. „Aber ich denke, es wird nicht nötig sein ..."

„Was reden Sie da?!" rief ich und faßte ihre Hand fester. „Um Himmelswillen, was reden Sie da?"

Nun erst verstand sie mich.

„Nein," sagte sie, „so meint' ich's nicht. Als ich heute im Morgengrauen entdeckte, daß er fort war, und seinen Zettel las, übermannte mich die Verzweiflung und der Ekel, und ich dachte daran ... Für mich wär's ja auch sicherlich das Beste, aber für das Kind vielleicht nicht. Vielleicht — es ist ja möglich, daß ihm die Menschen einst seinen Namen verzeihen. Und darum nehm' ich's auf mich. Verhungern werden wir nicht, ich kann ja unter Menschen gehen, die uns nicht kennen ... Man muß sich derlei wohl überlegen ... Ich hab's schon einmal thun wollen, am Morgen nach jener Nacht, wo Sie ... und welche furchtbare Sünde wäre das gegen Sie gewesen! Mein Tod hätte immer auf Ihrem Gewissen gelastet — und Sie waren ja schuldlos, hatten nur gethan, wie Ihnen Ihr Zartsinn, Ihre Sorge um mich gebot ... Wahrscheinlich wär's auch jetzt eine Sünde — ich weiß nicht, welche Richter mir die Menschen sein werden, aber mit Gott will ich's nicht verderben ..."

Und dies alles sagte sie fast ruhig, langsam, mit schwerer Zunge, aber deutlich.

„Auch das Gericht der Menschen haben Sie nicht zu fürchten," sagte ich.

„O doch!" erwiderte sie mit unsäglicher Bitterkeit. „Wissen Sie, wie sein Abschiedsgruß an mich lautet?"

Sie wies nach dem Ankleidezimmer, dessen Thüre offen stand, wie gestern nacht. Auf dem Tisch lag ein Zettel.

„Lieber sterben, als mich von deinem Geliebten retten lassen. Hilbrich mag sein Geld behalten und zu den neunzehntausend Gulden thun, die ich dir im Portefeuille zurücklasse, da habt Ihr beide genug. — Sucht im Pruth! Ich wünsche ein Begräbnis ohne Priester."

Ich starrte auf das Blatt nieder; ich traute meinen Augen nicht. Ein Teufel in Menschengestalt — ich faßte es kaum.

Während wir so standen, klangen Schritte auf dem Korridor. Die Herren der Kommission. Der Finanzdirektor, ein Rat des Zollamts, zwei Gerichtsbeamten.

Der Direktor war sehr befremdet, als er mich gewahrte. „Herr Adjunkt von Hilbrich" sagte er langgedehnt, im Tone peinlichen Erstaunens.

Ich zuckte zusammen. Denn nun erst fiel mir bei: Allmächtiger Gott, ich trug ja das Geld noch in der Brusttasche! Ich fühlte, wie ich dunkelrot und dann blaß wurde.

Des Direktors Blick wurde immer strenger und finsterer. „Sie sprachen mir heut' morgen von einem Zettelchen," wandte er sich an Olga.

„Hier," sagte sie. Kein Wort dazu.

Er las; nun sah ich, daß auch er die Farbe wechselte.

„Es ist alles Lüge!" stammelte ich unwillkürlich.

„So — o?" sagte er langgedehnt. „So — ?" wiederholte er. Dann stand er eine Weile unschlüssig, vielleicht nur Sekunden, mich dünkte es unerträglich lang.

„Die Herren nehmen nun wohl das Inventar auf," wandte er sich endlich an die anderen. Und zu mir gewendet:

„Bitte, Herr Adjunkt —“

Er ſchritt mir ins nächſte Zimmer voran. Den Zettel behielt er in der Hand.

„Haben Sie mir nichts zu ſagen?“ fragte er und blickte mich forſchend an.

„Nichts ...“ ſtammelte ich. „Warum?“

„Warum ich frage?“ erwiderte er ſtreng. „Weil ich nicht alles, was auf dieſem Zettel hier ſteht, für Lüge halte.“ Und dann fügte er wieder milde, faſt väterlich hinzu:

„Herr von Hilbrich, ich bin Ihres Vaters Freund und habe auch Sie immer als trefflichen jungen Mann geſchätzt — haben Sie mir wirklich nichts zu ſagen?“

„Herr Direktor,“ war meine Antwort, „ich weiß nichts von dem Gelde. Aber meine Ehre und Seligkeit ſetze ich darauf, daß es auch die arme Frau nicht hat. Der Schurke hat's mitgenommen! Wozu dieſe teufliſche Verleumdung, das verſteh' ich freilich nicht.“

Der alte Herr nickte.

„Daß ſo weit alles in Ordnung iſt, hab' ich nicht gezweifelt,“ ſagte er. „Und warum der Kerl gelogen hat, iſt mir klar: Er hoffte dann läſſiger verfolgt zu werden, uns ſeinen Selbſtmord plauſibler zu machen, dachte, daß wir hier mit dem Suchen Zeit verlieren würden. Aber wie iſt der Satz: ‚Hilbrich mag ſein Geld behalten‘ zu verſtehen?“

Ich ſchwieg.

„Das iſt Privatſache,“ ſagte ich endlich, „die wohl auch der Strafrichter unbeachtet laſſen darf, weil ſie mit dem Verbrechen des Koslowski nichts zu thun hat.“

„Das iſt eben die Frage,“ erwiderte er. „Die Thatſachen ſprechen nicht dafür. Sie erfahren vom Reviſor Piotrowski den Zweck ſeiner Reiſe, erſchrecken darüber, raten ihm, bis heute zu warten. Warum? Der Zettel hier deutet Ihren Beweggrund an. Dann treffen Sie dieſe Dame hier auf dem Balle bei mir, begleiten Sie aus alter Freundſchaft heim — ich habe es ſelbſt geſehen, Herr Adjunkt — ſtehen ihr auch heute bei —“

So weit hatte ich ihn ſprechen laſſen. Der Mann hat recht, dachte ich, es ſieht ſo aus, als ob Olga meine Geliebte wäre, und ich ihren Mann deshalb hätte retten wollen. Nur daran dachte ich, und daß es meine Pflicht war, die Ehre der Unglücklichen zu ſchützen.

„Sie urteilen nach dem Schein,“ ſagte ich, „und ſollen darum nun die volle Wahrheit wiſſen! Mein Ehrenwort — alles!“

Und ich erzählte ihm, wie ich dem Menſchen mein Geld angeboten, warum ich dazu bereit geweſen und mit welcher Verabredung wir heut nacht geſchieden. Die Erklärung des Koslowski hatte ich zum Glück bei mir und gab ſie ihm.

Darum glaubte mir der alte Mann, noch mehr, ich ſah es ihm deutlich an, wie er gerührt wurde ... Und daß er gerührt wurde, das — ſiehſt du — richtete mich zu Grunde!“

„Wie?!“ rief ich erſtaunt.

„Ja, daß er gerührt wurde,“ wiederholte Martin. „Ein winziger Zufall, wenn man derlei überhaupt Zufall nennen will ... Wenn ich ſo über mein Leben nachdenke, ſo haben überhaupt keine großen Sachen darüber entſchieden, nur Kleinigkeiten. Schon daß gerade der alte Piotrowski ausnahmsweiſe noch einmal nach Czernowitz geſchickt wurde ... Und nun, daß der alte Herr ſeine Rührung verbergen wollte ... „Unſinn,“ ſagte er barſch, „deshalb Ihr Letztes opfern wollen, weil ſie einſt das Mädchen geliebt haben! Wo haben Sie's denn liegen? Wohl hier in der Sparkaſſe? Auch ein Unſinn! Drei Prozent! Sollten Rente kaufen, trägt wenigſtens fünf! ... Alſo, die Sache iſt in Ordnung — ich glaube Ihnen — Sie ſind ein braver Mann, Hilbrich. Aber Rente müſſen Sie kaufen!“

Und darauf ich, noch immer ahnungslos, welche Wendung das Geſpräch nun nehmen würde:

„Ich danke, Herr Direktor! Aber Rente habe ich ſchon!“

„Keinen Dank! Abgethan! Auch dem Unterſuchungsrichter will ich den Kommentar zu dieſem Zettel ſchon ſelber geben. Alſo, Sie haben ohnehin Rente? Wo liegt denn Ihr Depot? Den hieſigen kleinen Bankiers trau' ich alleſamt nicht.“

„Es liegt in der Lemberger Filiale der Nationalbank ... Wie gütig Sie für mich bedacht ſind ...“

„Oh, bitte ... Ein junger Menſch, der alles verſchenken will!“ Er reichte mir die Hand zum Abſchied. „Alſo in Lemberg? Ganz vernünftig ... Aber“ —

er hielt inne — „aber dann hätten Sie ja das Geld ohnehin nicht bis heute früh herbeischaffen können ...“

Und erst als er dies sagte, fühlte ich, wie meine Wangen plötzlich zu brennen begannen.

„Warum werden Sie so rot?“ fragte er befremdet, und blickte mich wieder scharf an. „Warum?“ wiederholte er. „Sie verbergen mir etwas! Und Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben, mir alles zu sagen! Mit dem Lemberger Depot konnten Sie doch den Koslowski nicht heut' früh hier retten wollen? Er ist wohl erst geflohen, als er erfuhr, daß Sie das Geld nicht schaffen könnten?!“

„Nein,“ sagte ich. Aber darauf blickte er mich so ungläubig an, obwohl es doch die Wahrheit war — und mir wirbelte das Hirn — seit einigen Stunden war so viel auf mich eingestürmt — und er war so väterlich gegen mich — und er hatte ja mein Ehrenwort, ihm alles zu sagen ...

Da sagte ich ihm alles.“

Seine Stimme brach sich, er verstummte. Erst nach einer Weile konnte er fortfahren:

„Ich weiß kaum, wer von uns beiden damals fassungsloser war, ich oder der alte Mann ... „Nein, nein,“ rief er und streckte die Hände abwehrend gegen mich aus. „Ich will's nicht gehört haben!“ Aber er hatte es nun doch gehört ...

„Gehen Sie in Ihr Bureau,“ sagte er endlich, „legen Sie das Geld in die Kasse zurück ... Ich will überlegen, vielleicht kann es doch ein Geheimnis zwischen uns bleiben ...“

Die Stunden im Bureau ... und wie ich mit fieberndem Hirn saß und meinem Schicksal entgegenharrte ... Sieh, Schlimmes war vorher über mich gekommen, und Schlimmes folgte, aber das — glaub' ich — das waren doch meine schwersten Stunden ...

Endlich schlug es sechs; ich atmete erleichtert auf und wollte heimgehen. Mein Vorgesetzter, der Landesgerichtspräsident Baron Schrenk, meines Vaters Nachfolger, stand nicht im Rufe, lange zu zögern; offenbar hatte der Finanzdirektor doch die Anzeige unterlassen. Aber im selben Augenblick, wo ich gehen wollte, trat ein Kanzlist bei mir ein und brachte mir ein Billet Schrenks. Es enthielt nur zwei Zeilen auf seiner Visitenkarte: „Der erbetene Urlaub wird Ihnen von morgen ab bewilligt; die Kassenschlüssel wollen Sie mir versiegelt durch Überbringer zusenden.“ Ich war ein verlorener Mann.

An diesem Abend bin ich nicht heimgegangen, sondern ziellos durch die Straßen geirrt. In Erinnerung ist mir nur, daß ich mich einmal, auf einem freien Platze, bückte, eine Haub voll Schnee aufraffte und an meine Stirn legte, weil sie so schmerzhaft glühte ... Auch glaube ich, daß ich in der Nähe von Olgas Wohnung war, aber wieder umkehrte und hinabschritt, dem Flusse zu ... Endlich ist mir hasten geblieben, wie plötzlich jemand, ein Offizier, meinen Arm faßt und sagt: „Hilbrich?! Was ist's mit Ihnen?“ Das ist aber auch meine letzte klare Erinnerung an jenen Abend, und an die nächsten vier Tage habe ich keine. Ich weiß nur, daß ich auf meiner Stube saß und unablässig darüber nachsann, was nun schimpflicher sei, Leben oder Sterben ... Was kann ein Mensch ertragen! Vier Tage und Nächte, und ich bin nicht einmal krank geworden, geschweige denn wahnsinnig ...“

Wieder hielt er inne.

„Martin,“ sagte ich, „da verstehe ich vieles nicht. Warum warst du so zerknirscht? Du wolltest ja die Kasse nicht bestehlen, hättest den Betrag unter allen Umständen binnen Tagesfrist aus deinem Erbteil ersetzt! Indes, das kann ich noch zur Not begreifen, ich weiß ja, wie feinfühlig immer dein Gewissen war, und ebenso verstehe ich, daß du schweigend littest, statt aufzuklären, dich zu verteidigen. Aber die anderen! Vor allem dieser alte Biedermann von Finanzdirektor, den du als so wohlwollend schilderst! Ich glaube, es hätten nicht viele an seiner Stelle die Anzeige gegen dich gemacht. Und auch Schrenk hätte dich zum mindesten vernehmen müssen ...“

„Nein! nein!“ erwiderte er. „Gegen Schrenk ist nichts zu sagen. Gegen den Direktor vielleicht auch nicht — ich glaube noch heute, der alte Herr hatte nur eben den Kopf verloren. Andere freilich urteilen wie du: er war Koslowskis Vorgesetzter und hatte ihn ruhig gewähren lassen; jetzt hatte er Vorwürfe zu befürchten und wollte daher an mir beweisen,

wie pflichttreu er sei ... Nun, gleichviel, Schrenk dachte jedenfalls milder und that zunächst nur das Nötige, indem er mir die Kasse abnahm. Es war mein Glück, daß Koslowski am selben Abend, wo dies geschah, von den Gendarmen in Nowosielitza gefangen wurde, eben als er die russische Grenze überschreiten wollte, das Geld wurde bei ihm gefunden; nun bedeutete jener Zettel keinesfalls mehr eine Anklage gegen mich. Darum schien Schrenk auch meine Vernehmung überflüssig, meine Strafe sollte sein, daß ich einige Tage im Ungewissen blieb; nur eines hielt er doch für nötig, meinen Vater zu unterrichten, damit er den Sohn warne, künftig klüger und vorsichtiger zu sein. Wie schlimm dies uns beide traf, ahnte er wohl nicht. Auch meinem Vater war die Stunde, wo er Schrenks Brief erhielt, eine der schwersten seines Lebens. Sein Sohn, ein Hilbrich, hatte sich an der Kasse vergriffen, alles, was sonst im Brief stand, hielt er für Beschönigung und kam darum selbst angereist. Es war wohl gut für uns beide, daß er zuerst mit den anderen sprach, ehe er zu mir kam.

Am 4. März, es dämmerte eben, trat er in meine Stube; ein anderer, als ich ihn zuletzt in Brünn gesehen, jählings ein alter Mann geworden. Aber auch ihn schien mein Anblick zu erschrecken. „Es ist alles in Ordnung," begann er, „nun aber höre ..." Aber ich konnte nicht, ohnmächtig sank ich ihm in die Arme ...

Erst am nächsten Tage sprachen wir uns ruhiger aus. Aber auch da konnten wir uns nicht recht verstehen. Was mein Vater aufs schärfste verurteilte: daß ich für Koslowski oder vielmehr für Olga mein ganzes Vermögen hatte opfern wollen, schien mir keinen Tadel zu verdienen. Hingegen urteilte er über mein Vergehen im Amte viel milder, etwa wie du. Ich weiß nicht, warum er's that. Vielleicht war dies wirklich, wie streng er auch sonst dachte, seine Überzeugung, vielleicht sprach er nur so, um mich von meinem Entschluß abzubringen. Denn so wüst damals mein armer Kopf war, das eine stand mir fest: im Staatsdienst durfte ich nicht länger bleiben. Vielleicht war meine That wirklich nicht gar so schmählich, vielleicht erschien mir diese Verkettung der Umstände mit Recht mehr als Unglück, denn als Verbrechen, aber das Vertrauen meiner Vorgesetzten hatte ich doch für immer verwirkt, und vor allem — ich verdiente mein Amt nicht mehr. Dagegen nützten auch die Vorstellungen meines Vaters nichts, daß ja nur zwei Männer um die Sache wüßten, die beide schweigen würden, daß ich mich nach einer anderen Provinz versetzen lassen könne. Nur auf einen Einwand, so nahe er lag, war ich nicht vorbereitet. Als er mich fragte: „Und wovon willst du denn leben?" blieb ich still, weil mir die Sorge um die Zukunft plötzlich mit Zentnerlast auf die Seele fiel. Daran hatte ich nicht gedacht! Und ich hatte nun so viel Geld nötig, mehr als bisher — was sollte ohne meine Hilfe aus Olga und dem Knaben werden? Als mein Vater nun zu drängen fortfuhr, erbat ich mir Bedenkzeit. Das genügte ihm. „Ich weiß ja," sagte er, „welch lächerlich schwacher Mensch du bist. Und diese Schwäche ist um so gefährlicher, weil sie dir gar so edel vorkommt. Aber bis zum moralischen Selbstmord kann sie doch unmöglich gehen?" Und so reiste er halbwegs beruhigt ab.

In der That nahm ich nun meine Thätigkeit am Landesgericht wieder auf und bin Schrenk das Zeugnis schuldig, daß er es mir möglichst leicht machte. Man glaubte ihm, daß ich ihm bei meiner plötzlichen Erkrankung selbst die Kassenschlüssel zurückgesendet; auch daß er mich nun wieder dem Straffenate zuteilte, wußte er den Leuten plausibel zu machen. Aber daß es gerade der Straffenat sein mußte! Geblieben wäre ich ja keinesfalls, nur hätte ich bei einer anderen Verwendung, während der wenigen Wochen, nicht solche Höllenqualen gelitten. Da hatte ich zuerst die Untersuchung gegen einen Straßenräuber zu führen — das ging noch an, aber dann kam ein Dieb an die Reihe und als Dritter gar ein armer Teufel, der sich in der Not an der Kasse seines Herrn vergriffen hatte ... Das ging nicht, du siehst ein, das ging nicht! ...

Und doch — was thun, wie meine Pflicht gegen *sie* erfüllen?! Sie war nun eine Bettlerin, alles hatte ihr der Staat genommen, seinen Schaden zu decken, die Einrichtung, sogar ihr bißchen Schmuck, ihre seidenen Fähnchen — sie hatte ja nichts

in die Ehe gebracht, alles hatte ihr Mann angeschafft. Und sie hatte keinen Helfer, keinen Freund, niemand als mich, der ich an ihrem Elend die Schuld trug ..."

„Nahm sie Deine Hilfe an?" fragte ich.

„Schwer genug, so entsetzlich ihre Lage war. Endlich that sie es doch, sonst wäre sie und das Kind verhungert: das Gericht hatte ihr nichts gelassen, als die Bettstatt und die notwendigste Kleidung. Fort konnte sie noch nicht; die Untersuchung gegen ihren Mann dauerte lange, weil immer neue Unterschleife ans Licht kamen, und sie mußte die Verhandlung abwarten, zu der sie der Staatsanwalt als Zeugin geladen hatte; sie durfte sich nicht der Aussage entschlagen, wieder um ihres Kindes willen, denn in der Stadt waren die schlimmsten Gerüchte über ihre Verschwendungssucht verbreitet, und schwieg sie, so war ihr nicht allein in Czernowitz, sondern überall anderwärts die Existenz abgeschnitten. Aber im besten Fall währte es noch lange, bis sie irgendwo ihr Stück Brot fand ... Sollte nun mein kleines Erbteil uns alle drei ernähren?!

In dieser Lage erfuhr ich durch einen Zufall, daß die Leute in Humora die Niederlassung eines Advokaten wünschten. Ich überlegte nur kurz: das war die Rettung. Anwalt konnte ich werden, denn da stand es jedermann frei, ob er mir sein Vertrauen schenken wollte oder nicht, und daß ich es nie täuschen würde, wußte ich. Freilich hatte ich weder Geschäftsklugheit, noch Erwerbsinn; zum Anwalt in einer größeren Stadt taugte ich wohl nicht, aber in Humora hatte ich ja keinen Konkurrenten und der Verdienst betrug jedenfalls mehr, als mein jetziges Gehalt. Und dann — als Anwalt war ich unabhängig, brauchte mich nicht an das Gerede der Welt zu kehren — und nun gar in Humora ... Auch dachte ich: die Verurteiluug des Mannes ist ja ein gesetzlicher Scheidungsgrund, freilich kann Olga doch nicht heiraten, weil Koslowski und sie Katholiken sind, aber sie muß ja nicht immer katholisch bleiben ... Das war so meine Hoffnung" fügte er leise hinzu.

„Darum also bist du Advokat hier geworden. Und jene Hoffnung ..."

„Du siehst ja," sagte er, noch immer leise, aber in einem Ton der Klage, der mir das Herz zerriß, „du siehst ja, was daraus geworden ist ..."

Darauf war es eine Weile still. Endlich fragte ich:

„Wo lebt sie jetzt?"

„Sie ist tot ... Schon seit acht Jahren ... Und meinetwegen ..."

Er stieß die Worte mühsam hervor, nun versagte ihm die Stimme ganz. Wieder währte es lange, bis er fortfuhr:

„So kannst du nicht verstehen, wie es sich mit uns beiden fügte ... Du sollst alles wissen, von mir und ihr — der erste, der die volle Wahrheit erfährt ...

Zwar, was zunächst folgte, das hättest du von vielen in Czernowitz hören können. Denn es war pikant, so ein richtiger Skandal, und dafür haben die Leute ein gutes Gedächtnis. Aber ich will nicht bitter werden, der Schein sprach gegen uns. Und das war meine Schuld.

Im Juni 1878 übersiedelte ich hierher mit meinem alten Hierasos. Man nahm mich wohl auf; mit dem Arzt, der ein vortrefflicher Mensch ist und sich bis dahin ganz vereinsamt gefühlt hatte, war ich schon nach einem Monat befreundet. Ich hätte also zufrieden sein können, wenn mich nicht die Sorge um Olga gequält hätte. Die saß noch immer in Czernowitz, nun ganz verlassen, und es gab keine Kränkung, keine Demütigung, die man der Ärmsten erspart hätte. In Czernowitz konnte sie keinen Heller verdienen, und wie entsetzlich es ihr war, von dem, was ich ihr aufgedrungen, etwas für sich zu verwenden, wußte ich; sie hungerte buchstäblich. Ein großer Jammer, aber wie helfen?

Da sitze ich eines Abends mit meinem Freund, dem Doktor, drüben im Wirtshaus beim Abendessen: „Warum sind Sie so traurig?" fragt er. „Freilich — ein Mensch, der immer nur Wasser trinkt — aber davon allein kommt's doch wohl nicht?" Und da erzählte ich ihm alles. Er wußte auch sofort Rat. Einer seiner Freunde — Elvert hieß er — hielt in Suczawa ein Institut für Töchter des rumänischen Adels; die Stelle einer Lehrerin des Deutschen und Englischen war gerade frei. Ich griff dies mit Feuereifer auf. Freilich wäre es besser für sie, dachte ich, wenn sie anderwärts eine Stelle fände, weit weg von Czernowitz, wohin ihre Geschichte nicht gedrungen

ist — aber wer weiß, ob und wann sich die findet? Und jeder Tag früher, wo sie aus der Hölle erlöst wird, ist ja Gewinn!

Aber nein, ich will dich nicht anlügen. Dies alles sagte ich mir wirklich, aber der Plan des Doktors gefiel mir namentlich deshalb so gut, weil es gerade Suczawa war — in zwei Stunden konnte ich bei ihr sein, sie sehen; mir schien es recht wie ein Wink des Himmels, der mich in meinen Hoffnungen bestärkte.

Schon am nächsten Tage fuhr ich mit dem Arzte nach Suczawa und sprach mit Elvert. Er hatte große Bedenken, die Frau gelte nun einmal als Verschwenderin; man sage ihr sogar nach, daß sie um die Verbrechen ihres Mannes gewußt. Aber als wir in ihn drangen, gab er doch nach — „weil ich gerade in Verlegenheit bin," gestand er. „Aber nur zur Probe . . ."

Das genügte mir; ich reiste sofort nach Czernowitz, ein Brief schien mir in einer so wichtigen Sache nicht ausreichend, auch wollt' ich sie wiedersehen. Sie machte es mir leichter, als ich gedacht. „Ich habe nichts zu verlieren," sagte sie, „schlimmer als hier kann's nirgendwo für mich sein." Erst als ich mich erbot, ihr in Suczawa eine Wohnung zu mieten, ich hätte es ja so nahe, wurde sie nachdenklich, und in ihr blasses, verhärmtes Antlitz schlugen allmählich die Flammen. Doch äußerte sie nichts und bat nur beim Abschied: „Sagen Sie Herrn Elvert, daß er mit mir zufrieden sein wird; ich werde nur meiner Pflicht und meinem Kinde leben." Ich verstand sehr wohl, was sie meinte, und fuhr doch zufrieden heim.

Diese Stimmung änderte sich auch in der nächsten Zeit nicht. Es mag dir sonderbar klingen, wenn du unser beider Lage erwägst, aber dieses erste halbe Jahr in Humora ist mir eigentlich als eine glückliche Zeit in Erinnerung. Ich wußte, wie zufrieden Elvert mit ihr war und daß das arme gequälte Geschöpf allmählich aufzuatmen begann; ich konnte sie wenigstens alle Monate einmal sprechen — häufiger wagte ich es nicht — und mir persönlich blieb kaum etwas zu wünschen übrig. Ich entbehrte die Stadt nicht und hatte meine Arbeit und meine Hoffnungen . . .

Von der Verhandlung gegen den Koslowski war noch immer nichts zu hören, so daß ich allmählich kaum noch daran dachte.

Da sollte ich peinlich genug daran erinnert werden. Ende Januar 1879 erhielt ich eine Vorladung, zu dieser Verhandlung am 5. Februar in Czernowitz als Zeuge zu erscheinen.

Du kannst dir leicht denken, wie mir dabei zu Mute wurde. Ich war während der ganzen Untersuchung nicht als Zeuge vernommen worden; nur der Verteidiger konnte meine Ladung veranlaßt haben. Er versprach sich also etwas davon für seinen Klienten.

Was? — Das konnte ich mir freilich nicht recht denken, aber schon, daß ich über die Ereignisse jener Nacht im Gerichtssaal befragt werden sollte, war mir bitter genug. Und meine Besorgnis mehrte sich noch, als ich aus den Zeitungen erfuhr, wer die Verteidigung führte. Du wirst dich seiner auch noch erinnern, es war unser Mitschüler, Hornstein —"

„Gewiß," sagte ich. „Ein kleiner, verbissener Kerl. Wir konnten ihn alle nicht leiden."

„Nun, er war als Mann nicht angenehmer geworden. Zudem wußte ich, daß ihm bei seinen Verteidigungen jedes gesetzlich mögliche Mittel recht war, Aufsehen zu erregen. Vielleicht tauchte gar noch einmal jener Zettel Koslowskis auf. Aber das war ja fast undenkbar — was konnte dies dem Angeklagten nützen?!

Olga war scharfsichtiger. Als ich sie besuchte und von meiner Vorladung sprach, wurde sie bleich. „Das geht gegen mich," sagte sie. „Er wird Ihre Selbstlosigkeit anzweifeln —" und mehr noch als die Worte verriet mir die dunkle Röte, die plötzlich ihr Gesicht überflammte, ihre Befürchtung.

Ich suchte sie zu beruhigen — auch durch den Hinweis auf Schrenk, der die Verhandlung selbst leiten sollte. Er war sehr unparteiisch und ließ die Verteidigung frei gewähren, war aber nicht der Mann, solchen Mißbrauch zu dulden. Das war aber auch meine einzige Hoffnung, und bang sah ich der Verhandlung entgegen.

Es sollte noch schlimmer kommen, als ich fürchtete.

Ich wurde gleich nach den amtlichen Zeugen und vor Olga vorgerufen. Hornstein

verlangte meine Beeidigung; es geschah. Er allein stellte auch Fragen an mich.

Vor allem, ob ich mit Koslowski näher befreundet gewesen? Ich mußte verneinen. Ob ich je in seinem Hause verkehrt? Nein. Warum nicht? Weil mich Koslowski nie eingeladen. Und nun wandte sich Hornstein an den Angeklagten: „Ihr Haus war ein so gastliches. Alle jungen Beamten verkehrten bei Ihnen. Warum luden Sie gerade Herrn Dr. von Hilbrich nicht ein?"

Schrenk griff ein, so gleichgültige Fragen könne er nicht zulassen. Aber Hornstein wandte ein, die Verteidignng müsse auf diese Frage größten Wert legen; der Zusammenhang mit der Hauptsache werde „sofort klar werden." Und so mußte der Präsident wohl oder übel dulden, daß Koslowski erwiderte:

„Deshalb nicht, weil ich wußte, daß meine Frau mit Herrn Dr. von Hilbrich vor unserer Verlobung eine zärtliche Beziehung unterhalten hatte. Sie hatte ihn sogar einmal, was ich freilich zu spät von ihrem eignen Vater erfuhr, nachts allein auf seinem Zimmer besucht. Ich denke, das ist Grund genug."

Durch den Zuschauerraum ging ein Flüstern und Kichern; mir begann es vor den Augen zu flimmern.

Und nun wandte sich Hornstein an mich. „Ist das wahr, Herr Zeuge?"

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als Schrenk wieder dazwischen fuhr: müßigen Skandal dulde er nicht. „Aber vielleicht äußert sich der Herr Zeuge freiwillig," erwiderte Hornstein.

Was sollt' ich sagen? Ein Nein war ja ein Meineid. Aber wenn ich schwieg, so richtete ich den Ruf der Unglücklichen zu Grunde.

„Das Schweigen genügt mir," sagte Hornstein lächelnd. Und als ich nun sprechen wollte, unterbrach mich Schrenk, das gehöre nicht hierher; ebenso müsse er den Verteidiger bitten, nun endlich zur Sache zu kommen.

Hornstein verbeugte sich. Dann fragte er, wann und durch wen ich zuerst von dem Verdacht gegen Koslowski erfahren. Ich sagte es. Ob mich Piotrowski um Rat gefragt? Ja! Warum ich ihm abgeraten? Weil ich Koslowski dessen nicht für fähig gehalten. „Und auch nicht," fragte Hornstein jede Silbe scharf hervorstoßend, „aus Wohlwollen für die Freundin und für Sie selbst?!"

Für mich?! Ich begriff nicht, wohin dieser neue, schärfste Pfeil zielte.

„Für Sie selbst," wiederholte er. „Zeigte der Revisor Herr von Koslowski nicht sofort an, so gelang es ihm vielleicht den Schaden gut zu machen. Dann konnte er Ihre Freundin auch fernerhin ernähren, während sonst diese Sorge auf Sie fiel. Und thatsächlich haben Sie sie ja, seit er es nicht mehr konnte, ernährt. Das ist doch richtig?"

Abermals fand ich kein Wort der Abwehr. Du weißt ja, wie wenig schlagfertig ich von je war und nun gar wie hilflos gegen jede Gemeinheit. Abermals mußte mir Schrenk zu Hilfe kommen. Wenn der Herr Verteidiger so fortfahre, würde er ihm das Wort entziehen müssen.

„Dann will ich," sagte Hornstein, „um jeden Konflikt mit dem Herrn Präsidenten zu vermeiden, den Herrn Zeugen nicht fragen, warum er gerade in jener Nacht seinen Antrittsbesuch im Hause Koslowski gemacht hat, sondern ihn nur bitten, uns den Inhalt seiner Unterredung mit dem Angeklagten zu erzählen."

Aber nun hatte ich mich endlich gefaßt und erkannte darum, daß diese Worte nicht bloß tückisch, sondern auch schlau waren: sie sollten den Verdacht meiner Liebschaft mit Olga verstärken und mir zugleich die Möglichkeit abschneiden, von dem Wagen vor dem Hausthor zu erzählen. Diesen Gefallen durfte ich ihm nicht erweisen. Ich berichtete, was mich bewogen, Olga seit Jahren wieder zum erstenmale anzusprechen, und wie ich den Bauer, den der Angeklagte zur Flucht nach Mamornitza gemietet, fortgeschickt.

Der Staatsanwalt, dem es bisher bei meiner Vernehmung ganz bange geworden, atmete auf.

„Das ist ja sehr interessant," sagte er. „Sie, Angeklagter, haben bisher stets versichert, der Gedanke an Flucht sei Ihnen erst im Morgengrauen gekommen?"

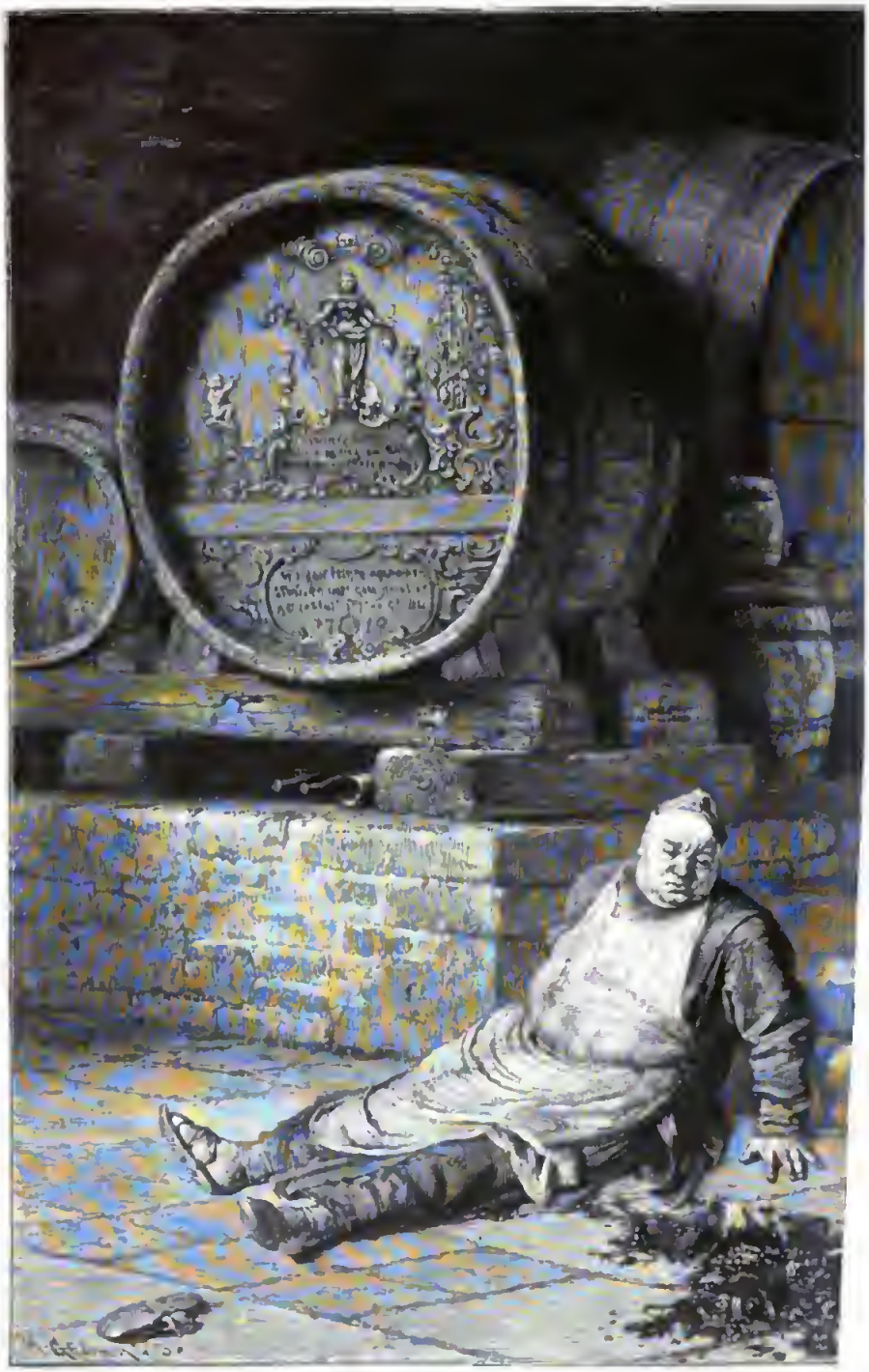
„So war es auch," antwortete Koslowski mit größter Sicherheit. „Von dem Wagen weiß ich nichts. Er existiert wohl nur in der Phantasie des Herrn Zeugen und meiner verehrten Frau Gemahlin. Denn

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Der verunglückte Bruder Kellermeist

Publication authorized by the artist.

geiler. Nach dem Gemälde von Ed. Grützner.



Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Der verunglückte Bruder Kellermei'

Publication authorized by the artist.

meister. Nach dem Gemälde von Ed. Grützner.

Digitized by Google

daß die dasselbe aussagen wird, läßt sich leicht denken."

Der Präsident verwies ihm scharf, die Glaubwürdigkeit eines beeideten Zeugen anzutasten. Dann fragte er mich nach meiner Unterredung mit Koslowski. Ich erzählte sie, erwähnte das Portefeuilles, das auf dem Tische gelegen, betonte die Erklärung, die ich Koslowski abgefordert, und bat, sie verlesen zu lassen.

Schrenk that es. „Da sehen Sie, Angeklagter," fügte er bei, „welche kurzen Beine Ihre Lügen haben. Der Gedanke an Flucht kam Ihnen erst am nächsten Morgen, aber das Portefeuille hatten Sie schon um Mitternacht bei sich! Und diese Erklärung hier beweist schlagend, wie ungerechterweise Sie Ihre arme Frau und den Herrn Zeugen verdächtigen!"

„Das Portefeuille lag damals noch in der Kasse," erwiderte Koslowski, „und die Erklärung beweist schlagend die Richtigkeit meiner Anklage. Herr von Hilbrich legte mir als Gegenpreis für seine Hilfe die Verpflichtung auf, einen Posten in der Provinz anzunehmen; ich sollte gehen, meine Frau bleiben. Allerdings spricht die mir abgezwungene Erklärung nur von mir; sich den schmutzigen Handel ausdrücklich bescheinigen zu lassen, war der Herr zu klug. Ich gab nach, weil mir das Messer an der Kehle saß, dann aber sagte ich mir: Du bist ein Verbrecher; die Verlockung einer unglückseligen Stunde hat dich dazu gemacht, aber durch solche Schande deine Rettung zu erkaufen, wäre das größere Verbrechen ..."

Ich beteuerte, das sei alles Lüge und Verleumdung.

Da aber griff Hornstein ein. „Alles?" fragte er in seiner kalten, scharfen, abgehackten Sprechweise. „Die Thatsachen sprechen nicht dafür. Die zärtliche Beziehung zu der Dame, ihren nächtlichen Besuch bei ihm kann der Zeuge nicht leugnen — und die Fortdauer der Neigung?! Wem zuliebe hätte er sonst das Opfer seines Vermögens bringen wollen?! Will er uns aber an eine reine Neigung glauben machen, so spricht gerade diese letzte Thatsache dagegen. Wer eine Frau liebt und achtet, sucht sie nicht länger an einen Defraudanten zu fesseln, den sie obendrein nie geliebt hat. Die Wahrheit ist: es schien ihm so bequemer, vielleicht auch billiger. Jetzt hat er's recht unbequem. Er hat der Freundin eine Stelle in Suczawa verschafft, aber sie ist schlecht bezahlt, und zudem sind's zwei Stunden bis Humora ..."

Durch den Zuhörerraum ging ein Kichern. Mir brauste das Blut in den Ohren. „Niederträchtige Verleumdung!" rief ich.

Hornstein wandte sich an den Präsidenten. „Der Herr Zeuge beschimpft mich. Das wundert mich nicht und trifft mich nicht. Aber um die Würde dieses Orts zu wahren —"

Und in der That mußte mich Schrenk nun rügen!

Damit endigte meine Vernehmung, und ich verließ den Gerichtssaal als schwer bemakelter Mann. Hornsteins Zweck war erreicht. Die treulose Frau war keine glaubwürdige Belastungszeugin mehr."

„Die Unglückliche!" sagte ich „— was muß diese Verhandlung erst über sie gebracht haben!"

Er nickte. „Es war wohl sehr schlimm. Ich weiß es nicht genau, ich war ja nicht dabei, auch hat sie mir nie davon gesprochen, in den Zeitungen standen nur wenige Zeilen. Aber so viel ist gewiß, sie war tapferer als ich und wehrte sich. Freilich konnte es ihr nicht viel nützen. Koslowski hatte sie ohne Mitgift geheiratet, ja sogar die Schulden ihres Vaters bezahlt; ihre Toiletten, der Haushalt hatten viel Geld gekostet — das waren Thatsachen, und meine unlautere Beziehung zu ihr schien eine Thatsache. Das häusliche Unglück, die verschwenderische Frau — Hornstein konnte auf mildernde Umstände plaidieren ..."

„Aber es nützte ihm doch nichts?!"

„Wenig. Das Urteil lautete auf sechs Jahre Zuchthaus. Aber wir — Olga und ich — waren mit verurteilt und zu schwererer Strafe, zu lebenslangem Elend ...

Auch diesmal sah sie schärfer als ich; sie erkannte unser Schicksal sofort, ich hoffte noch. Selbst in jener entsetzlichen Stunde, wo ich im Zeugenzimmer ihrer Rückkehr aus dem Gerichtssaal harrte, sah ich ein Fünkchen Licht vor meinem umflorten Blick: Koslowski mußte ja doch verurteilt werden, und dann war sie frei ...

Aber sie kam nicht, obwohl wir es so besprochen hatten. Ein Zeuge nach dem anderen verließ das Zimmer, schließlich saß ich allein da. Endlich wagte ich es, den Gerichtsdiener nach ihr zu fragen. „Die Dame ist längst fort," sagte er mit dreistem

Lächeln. „Aber sie erwartet Sie wohl am Bahnhof!“

Der Ein-Uhr-Zug nach Suczawa mußte längst fort sein. Ich konnte nicht glauben, daß Olga abgereist sei, ohne sich in solcher Stunde mit mir ausgesprochen zu haben. So stolperte ich denn des Nachmittags gedrückt in den Straßen umher; wo sollt' ich sie suchen? Als ich in der Dämmerung wieder auf dem Platz vor dem Landesgericht stand, strömten eben die Leute aus dem Thor; die Verhandlung mußte zu Ende sein. Ich wagte niemand zu fragen und bog in eine Nebenstraße ein. Da kam ein Bekannter vorbei, der Dr. Flicker — du weißt wohl noch, der Demokrat? „Na,“ sagte er und klopfte mir auf die Schulter, „der Koslowski hat nun sein Teil, aber du auch, du Don Juan! Du wirst das Frauenzimmer jetzt wohl heiraten müssen, den dünnen Haubenstock mit dem Essiggesicht. Prost Mahlzeit!“

Ich blickte ihn an. Er trat betroffen zurück. „Aber, Martin,“ stammelte er begütigend, „ich mein's ja gut! Natürlich heiratest du sie nicht, das wäre ja dein Unglück!“

Ich wandte mich schweigend ab und ging dem Bahnhof zu. „Ich werde sie heiraten,“ dachte ich, „und es wird mein Glück sein. Ich werde sie mir erkämpfen — euch allen zum Trotz!“ Mit jedem Schritt wurde meine Seele freier. Und jetzt, gleich jetzt wollte ich es ihr sagen; nun endlich mußte ich sprechen, handeln.

Aber sie war nicht auf dem Bahnhof. Unruhig ging ich durch die Wartesäle, dann vor dem Zug auf und nieder. Das erste, zweite Läuten — mir ward immer bänger zu Mute. Sie hatte es wirklich übers Herz gebracht, allein heimzukehren, aus Scheu vor dem Gerede der Leute. Und wenn diese Scheu — ich wagte es nicht auszudenken ...

Der Schaffner drängte, ich stieg ein. Der Zug glitt in die Nacht hinaus.

Ich war zum Glück allein im Coupé, ich konnte auf- und niedergehen, laut vor mich hinsprechen, das löste mir die Spannung der Nerven. Nach einer Weile fand ich auch Olgas Abreise nicht befremdlich — hätte sie unserem Ankläger den Triumph bereiten sollen, etwa Arm in Arm mit mir das Gerichtsgebäude zu verlassen?! Und als ich nun die heiße Stirn an der Scheibe kühlte und hinaussah, wurde ich vollends still.

Es war eine wundersame Nacht, windstill, fast taghell, so sehr leuchtete der Schnee im Licht des Mondes. Überall das schöne, milde Leuchten, soweit das Auge blickte, es flutete vom Himmel nieder, stieg von der Erde empor, und dazwischen schimmerten zuweilen goldene Pünktchen auf, die erhellten Fenster der Hütten, an denen wir vorbeisausten. Ich öffnete das Fenster und badete mein Haupt in diesem reinen Licht, dieser kühlen und dabei milden Luft — es begann zu tauen. Mir ward immer tröstlicher zu Mute — kaum daß ich noch der Niedertracht gedachte, die uns getroffen. Wir waren ja reinen Herzens, und wenn uns die Menschen verurteilten, der Allgerechte, in dessen Hut wir standen, wußte es besser und that auch an uns, wie wir verdienten.

Erst als der Zug in Hatna hielt, der letzten Station vor Suczawa, und die Schläge der Dorfuhr durch die tiefe Stille an mein Ohr klangen, kehrte mir die Sorge für das Nächste zurück. Mitternacht, — vor einer Stunde war ich nicht in Suczawa. Ich mußte in der Stadt übernachten und sie am Morgen aufsuchen.

So hatte ich es vor, aber mein Herz gebot es mir anders. Als ich endlich den Hausknecht des Gasthofs aus dem Schlafe gerüttelt und mich in der kalten, unwirtlichen Stube umsah, in die er mich geführt, fühlte ich, da konnt' ich nicht bleiben. Vergeblich bot er mir an, den Ofen zu heizen — wenn es nur die feuchte Kälte der Stube gewesen wäre! Aber wie sollte ich den Schlaf finden, ehe ich sie gesprochen!

Ich stellte mein Kofferchen hin und trat wieder in die helle Nacht hinaus. Unwillkürlich schlug ich den Weg nach dem Häuschen ein, wo sie mit ihrem Knaben, dem vierjährigen Willy, eine Stube bewohnte. Nach einigen Schritten blieb ich stehen; wahrscheinlich war auch sie nun schlaflos wie ich, aber wie durfte ich sie jetzt zu stören wagen? Dann ging ich doch weiter, aber nur um nach einer Weile wieder umzukehren.

Da klang von fern, aus einer Seitenstraße Fiedelklang in mein Ohr; ich ging darauf zu, die Leute tanzten noch, es war ja Karneval. Drinnen rannen mir die Stunden vielleicht rascher. Ich trat ein,

ſetzte mich hin, trank Kaffee und ſah zu, wie die Unteroffiziere mit den Köchinnen von Suczawa dahinhüpften.

Eine Stunde etwa hielt ich es in Qualm und Lärm aus, dann ging ich. Wieder in der Richtung nach ihrer Wohnung. Und wieder hielt ich an. Es war noch tiefe und nun auch dunkle Nacht, im Weſten ſank eben die Mondſcheibe, auch hatte ſich ein warmer Wind erhoben, und am Himmel ſtieg dunkles, ſchweres Gewölk auf. Ich zog die Uhr. „Kaum drei Uhr," ſagte ich laut vor mich hin. „Biſt du wahnſinnig?" Und dann ging ich abermals vorwärts wie mit Ketten gezogen, bis ich das Häuschen ſehen konnte.

Es lag ſehr entlegen am Rand der Stadt und gehörte Elvert, der es dem Gärtner ſeines Parkes als Wohnung eingeräumt; einige hundert Schritte zur Rechten ſchimmerte mir der ſtattliche Bau des Inſtituts durch die entlaubten Äſte entgegen. Als ich dem Häuschen näher kam, ſah ich im Garten dahinter einen helleren Schein; die Fenſter waren erleuchtet, ihre Fenſter. Mir begann das Herz zu pochen wie ein Hammer; ich faßte mit beiden Händen ans Stacket und blieb ſchwer atmend ſtehen. Dann öffnete ich die Gartenthür und ſchritt auf die Fenſter zu. Aber der Raum war ſonſt unbegangen, mein Fuß verſank im Schnee. Er war weich und kniſterte nicht, es taute immer mächtiger, auch wuchs der Wind immer mehr und ſtrich nun in warmen, großen Wellen brauſend dahin, ich hatte nicht die Abſicht, mich unhörbar heranzuſchleichen, nun kam es doch ſo.

Endlich ſtand ich vor dem Fenſter und konnte die Stube überſehen; die Gardinen waren nicht herabgelaſſen — wozu auch? hier kam ſonſt nie jemand vorbei. Auch ſtand ihr Bett noch unaufgeſchlagen in der Ecke, daneben lag Willy in ſeinem Bettchen und ſchlief, ich konnte den blonden Krauskopf deutlich ſehen. Olga aber war nicht zu gewahren. Offenbar ſaß ſie dicht am anderen Fenſter, wo ihr Schreibtiſch ſtand.

Ich that die wenigen Schritte — wirklich, da ſaß ſie und ſchrieb, langſam, immer wieder innehaltend, einen Brief. Ich konnte ihr Antlitz deutlich ſehen, kaum zwei Schritte war ihr Haupt von dem meinen entfernt — wie müde ſie ausſah, wie entſetzlich müde! Hager, vergrämt und ſchlaff hatte ich die geliebten Züge ja ſchon oft genug geſehen — ſo hoffnungslos traurig waren ſie mir noch nie erſchienen. Ein heißes Mitleid quoll in mir auf, ſtürmiſcher, als je mein Begehren nach ihr geweſen — mit Mühe hielt ich an mich.

Sie ſchrieb und ſchrieb — dazwiſchen legte ſie zuweilen die Feder aus der Hand, die Hand auf die Stirne — dann wieder eine Zeile, und abermals ſtarrte ſie vor ſich hin ... der Brief mußte ihr ſchwer fallen, ſehr ſchwer, und ſein Inhalt war ſehr traurig; ich glaube nicht, daß ich je auf einem anderen Antlitz eine ſo gramvolle Düſterkeit geſehen habe.

Endlich war ſie zu Ende, unterzeichnete den Brief und las ihn nochmals. Dann griff ſie abermals zur Feder und unterſtrich einige Worte am Schluſſe — einmal, zweimal.

Nun ließ ſie die Feder ſinken und ſtarrte mit gerunzelten Brauen und feſtgeſchloſſenen Lippen vor ſich hin. Die Augen öffneten ſich immer weiter, die Lippen preßten ſich immer feſter zuſammen — die Frau mußte furchtbar leiden — was ſie da geſchrieben, ſchnitt ihr wie ein Schwert durchs Herz. Nun aber ging ein Zucken durch das ſtarre Antlitz; die blutloſen Lippen öffneten ſich, und ihnen entfuhr ein Schrei, — ein halblauter, unterdrückter Schrei, ich vernahm ihn nur wie aus der Ferne, und doch ſtand mein Herz ſtill vor Entſetzen, und ich fühlte mich wie gelähmt. Aber damit hatte ſich auch der Krampf der Starrheit gelöſt, ihr Haupt ſank auf die Lehne, und die Thränen überfluteten das Antlitz.

Nun endlich wollte auch ich mich ermannen, ihr ein Zeichen meiner Anweſenheit geben. Da gewahrte ich plötzlich etwas, was mich faſt ebenſo entſetzte wie vorhin ihr Klageruf: im Zimmer ſtand ein großer gepackter Koffer, daneben ein offenes Handkofferchen auf zwei zuſammengerückten Stühlen ... Sie wollte heimlich abreiſen, ehe ſie mich geſprochen, und das war ihr Abſchiedsbrief an mich, und die Worte, die ſie eben unterſtrichen, beſagten, daß ſie nie mein Weib werden könne, niemals ... Ich wußte es genau, ſo genau, als hätte ſie es mir geſagt, als hätte ich bereits den Brief geleſen. Und das durfte nicht ſein — durfte nicht ſein ...

Ich hob die Hand, ans Fenſter zu pochen. Aber noch ehe ich es that, zuckte

sie plötzlich zusammen und warf einen Blick nach dem Fenster, vielleicht, weil in diesem Augenblick ein jäher Windstoß pfeifend heranbrauste und der Regen niederzuprasseln begann, oder vielleicht auch empfand sie nun meinen Blick, ohne mich zu sehen. Sie stieß einen leisen Schrei aus, dann beugte sie sich über die Kerze, um sie zu löschen.

„Ich bin's, Hilbrich," rief ich laut, um Wind und Regen zu übertönen.

Sie blieb einen Augenblick schwer atmend stehen, dann trat sie ans Fenster und öffnete einen der Flügel. Er ging schwer auf, sie mußte sich anstämmen, bis er aufging, in ihr Antlitz stieg eine leise Röthe und vielleicht nicht von der Anstrengung allein. Endlich konnte sie mir durch die Spalte sagen:

„Es ist halb vier — bitte, kommen Sie um acht, da ist's schon Tag."

„Ich gehe nicht," sagte ich entschlossen, „bis ich Sie gesprochen habe. Um sieben geht der Zug, mit dem Sie abreisen wollen . . ."

Wieder errötete sie. „Ja!" sagte sie dann entschlossen. „Und es ist das Beste, wenn wir uns nun noch einmal die Hand geben und auseinander gehen. Dieser Brief hier —"

„Ich habe es verdient," erwiderte ich, „daß Sie nicht über Ihr Schicksal entscheiden, ehe Sie mich gehört haben. Denn Sie wissen wohl, daß es auch mein Schicksal ist."

Sie ließ die Hand, die sie mir hingereicht, sinken.

„Sie haben recht", sagte sie. „Das haben Sie verdient. Ich wollte es uns beiden erleichtern, aber es scheint, daß uns nichts auf der Welt leicht fallen soll. Treten Sie an die Hausthüre — ich werde Sie einlassen."

Sie schloß das Fenster wieder und griff nach Tuch und Leuchter. Dann aber besann sie sich, blieb stehen und winkte auch mir, zu bleiben. Wieder errötete sie, diesmal überflutete die jähe Glut auch Stirn und Nacken.

Sie nahm das Tuch, deckte es über das Bettchen des Knaben, und öffnete dann beide Flügel des Fensters.

„Es geht nicht anders," sagte sie. „Meine Hausleute könnten Sie sonst hören, und das darf nicht sein. Bitte — rasch — das Kind erkältet sich sonst!"

Im nächsten Augenblick stand ich in der Stube. Sie schloß das Fenster, ließ die Gardinen nieder, verriegelte die Thür, nahm das Tuch von dem Bettchen und setzte sich zu Häupten des Kindes nieder, als suchte sie da ihren Schutz. Mir winkte sie auf dem Stuhl zu seinen Füßen Platz zu nehmen.

„Bitte, sprechen Sie nicht laut," sagte sie. „Die Gärtnersknechte schlafen nebenan. Freilich — der Sturm draußen . . . Sie sind erst mit dem Nachtzug gekommen. Da kennen Sie wohl schon das Urteil? Nur — Gefängnis — nicht wahr?"

Sie sagte es angehaltenen Atems, und die Augenlider gingen ängstlich blinzend auf und nieder, wie die eines Menschen, der gewärtig ist, im nächsten Augenblick einen tödlichen Streich zu empfangen.

„Nein," sagte ich. „Zuchthaus — sechs Jahre."

Sie atmete tief auf. „Gottlob!" — es klang wie ein Schrei aus zusammengepreßter Kehle, die plötzlich wieder Luft gewinnt. „Mein Kind! Mein Kind ist vor ihm sicher!"

Ich verstand ihren Jubel, er hatte nichts mit Rachsucht gemein. Hätten die Richter ihrem Gatten mildernde Umstände zugebilligt und ihn nur zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, dann fehlte ihr der gesetzliche Scheidungsgrund, dem jedenfalls stattgegeben werden mußte.

„Ja," sagte ich. „Sie und das Kind. Sobald das Urteil rechtskräftig geworden ist, lassen Sie die Scheidungsklage einreichen. Daß Horustein im Prozeß seine Praktiken von heute wiederholen wird, kann uns nur erwünscht sein; wir brauchen ja keine Enthüllung zu scheuen . . . Übrigens ist es mir unbegreiflich, wie Ihr Vater einst dem Koslowski von jener Unterredung, die wir im Januar vor fünf Jahren hatten . . ."

„Mein Vater? Ich selbst war es! Er drang immer wieder in mich, sein Weib zu werden — weiß Gott warum, vielleicht aus Eitelkeit, meines bißchens Bildung wegen, vielleicht weil er damals gute Vorsätze hatte und meiner Sparsamkeit vertraute — und endlich war ich so weit, „Ja" zu sagen, aber da gebot mir mein Gewissen: „Gesteh ihm vorher alles! . . ." Und nun —"

Ein Schauder überflog sie. „Wie häßlich! . . . Aber," fuhr sie dann ängstlich fort, „daß Sie nun hier sind — die Fußspur im Garten und —"

Sie blickte nach dem Boden, auf dem sich meine nassen Stiefel abgedrückt hatten.

Ich beruhigte sie. „Es taut gewaltig, dazu der Regen — die Spur draußen ist schon längst verwischt, und die auf der Diele läßt sich rasch beseitigen. Übrigens hätte ich ja bis morgen gewartet — aber da Sie fort wollen ... Warum? Um Himmelswillen, warum?"

„Weil ich muß", erwiderte sie. „Hören Sie mich ruhig an, Sie werden begreifen, daß ich nicht anders kann. Zweierlei stand mir fest, als ich den Gerichtssaal verließ. Ich mußte mich von diesem Menschen frei machen; der Verbrecher durfte kein Recht auf mein Kind haben. Glückte Hornstein seine Absicht, so ging es schwer, aber es mußte gehen!"

Ich nickte. „Aber das zweite? Von hier fortzugehen?"

„Ja. Und alles zu vermeiden, was den Argwohn der Leute erhöhen könnte. Sie nicht mehr zu sehen, zu sprechen, und, wenn es zum äußersten käme, lieber die öffentliche Barmherzigkeit für mein Kind anzurufen, als wieder Geld von Ihnen anzunehmen. Warum? fragen Sie. Nicht um meinetwillen. Wer gelitten hat, was ich gelitten, hat alle Furcht verlernt. Größeres Leid, tiefere Schmach können mich nicht mehr treffen. Aber an mein Kind muß ich denken! Der Vater ein Verbrecher — das kann ich ihm nicht abnehmen. Aber die Mutter eine Ehebrecherin — gegen diesen Verdacht muß ich mich um seinetwillen wehren, solange noch ein Atem in meiner Brust ist. Sie müssen dies ..."

Sie hatte es mit erhobener Stimme gesprochen, in der Erregung, oder weil der Sturm so wild ums Haus tobte. Als er nun plötzlich schwieg, tönte ihre Stimme so laut durch die Stille, daß sie erschreckt innehielt. Man konnte deutlich die leisen Atemzüge des schlafenden Kindes hören.

„Verstehen?" flüsterte ich erregt. „Nein! Billigen? Noch weniger! Und so haben Sie Ihre Stellung sofort aufgegeben?"

„Nein", erwiderte sie ebenso leise. „Eine Frau in meiner Lage darf leider nicht so tapfer und konsequent sein. Ich ging gestern nach meiner Heimkehr zu Elvert, erzählte ihm alles und schloß mit der Bitte, mich so lange hier zu dulden, bis ich eine andere Stellung gefunden. Er ist nicht hartherzig, schon weil er so klug ist und die Menschen kennt, aber ebendarum konnte er diese Bitte nicht erfüllen. „Ich stelle Ihnen," sagte er, „das glänzendste Zeugnis aus, das je eine Lehrerin von mir erhalten hat, schreibe in Ihrem Interesse, an wen Sie wollen, und zahle Ihnen sofort ein dreimonatliches Gehalt aus. Aber Sie dürfen nicht eine Stunde länger als Lehrerin meines Instituts wirken und erweisen mir einen Dienst, wenn Sie sofort abreisen." Sie sehen, es ist nicht ganz mein freier Wille. Aber es ist so das Beste."

„Auch für mich!" rief ich bitter.

„Für Sie gewiß! Was bindet Sie an mich? Ihr Mitleid und die Erinnerung an einst. Ihr Mitleid belügt Sie, Sie glauben mich noch zu lieben! Diese Lüge hat Sie aus Ihrer Laufbahn gerissen, Ihren Namen befleckt — soll sie Ihnen auch noch lebenslanges Unglück bringen?"

„Mein Herz belügt mich nicht," erwiderte ich, „und unglücklich werde ich nur, wenn ich Sie nicht erringen kann ..."

„So denken Sie heute. In zwei Jahren würden Sie die Fessel empfinden ..."

„Das glauben Sie selbst nicht," rief ich außer mir.

Ihr Antlitz wandelte sich, sie sah mich hilflos an, um ihren Mund zuckte es.

„Das ist wahr," murmelte sie. „Ich glaube es nicht, weil ich Sie kenne. Aber eben weil Sie weich und gut sind — zu weich und gut für diese harte Welt — darum muß ich Sie vor sich selber schützen. Zum Glück trennen uns unbesiegbare Hindernisse. Ich meine nicht unseren Glauben, ich will Ihnen nicht vorlügen, daß mich ein innerer Grund hindert, Protestantin zu werden. Meine Mutter war es ja. Aber werde ich nun, nach diesem Wandel, Ihr Weib, so ächtet uns die Welt!"

„Da sehen Sie zu schwarz," erwiderte ich. „In einigen Monaten findet sie andere Opfer, und wir sind vergessen. Aber auch, wenn Sie recht hätten, was kümmert uns die Welt? Denken Sie jener Stunde vor fünf Jahren! Damals waren Sie tapfer, ich feige — wir haben diese Feigheit furchtbar gebüßt. Heute stellt uns das Schicksal noch einmal vor die Entscheidung über unser Leben — seien nun Sie nicht feig! Retten wir für uns, was noch zu retten ist!"

„Es ist kein Glück mehr zu retten,"

ſagte ſie, „wenigſtens für Sie nicht. Aber auch, wenn ich ſelbſtſüchtig ſein wollte — ich darf nicht. Mein Kind! Mein Kind!“

Der Aufſchrei gellte durch den Raum. Denn draußen hielt der Sturm eben wieder den Atem an; ſchliefen die Knechte nebenan nicht allzu feſt, ſo mußten ſie davon erwachen. In der That hörten wir von drüben ein Geräuſch. Wir lauſchten angſtvoll, nichts regte ſich mehr; es war wohl nur eine Täuſchung geweſen. Und jetzt ſetzte der Sturm wieder ein.

Aber furchtbarer als zuvor; er war zum Orkan geworden. Ein dröhnendes Brauſen und Heulen in den Lüften, dazwiſchen das dumpfe Knattern fallender Bäume, zerſplitternder Äſte; die Fenſter klirrten, die Wände bebten, als ſollte uns das Haus über dem Kopf zuſammenſtürzen. Der kleine Willy, der bisher in feſtem Schlafe gelegen, fuhr empor, riß erſchreckt die Augen auf — es waren die großen braunen Augen der Mutter — und fing leiſe zu weinen an. Olga beugte ſich über ihn und ſuchte ihn zu beruhigen, aber die Thränen verſiegten erſt, als auch ich mich über ihn beugte. Das Kind hatte mich nicht oft geſehen; wir waren dennoch gute Freunde geworden. „Onkel Martin!“ ſagte es und ſtreckte mir die dicken Ärmchen entgegen. „Lieber Onkel Martin!“ Da hielt ich mich nicht mehr, ſank neben ſeinem Bettchen nieder und barg mein Haupt in den Kiſſen; ich fühlte, wie mir die Augen übergingen.

Als ich mich wieder aufrichtete, ſah ich, daß auch ſie leiſe ſchluchzte, den Arm um das Kind geſchlungen, das Antlitz in ſein Deckchen gepreßt.

„Olga,“ murmelte ich und rührte leiſe an ihre Hand. „Olga ... gerade um des Kindes willen!“

Nur Gott im Himmel weiß, was das Weib, das mich liebte, damals geantwortet hätte. Aber ſie konnte mir nicht mehr antworten, denn in dieſem Augenblick wurde laut an die Thür gepocht, und eine rauhe Stimme rief in gebrochenem Deutſch:

„Frau! aufmachen! ... Mann bei Sie ... Muß fort ... Hier anſtändiges Haus!“

Der Gärtner! ... Wir ſtanden beide ſtarr vor Schrecken. Wild wirbelte es mir durchs Hirn ... Sollt' ich die Thür öffnen oder fliehen?! Aber da pochte es noch lauter, und auch ſie wies endlich mit zitterndem Arm nach dem Fenſter. Da riß ich es auf und ſprang hinaus.

Draußen faßte mich der Sturm ſo heftig, daß ich faſt niederſtürzte. Auch war die Nacht tiefſchwarz. Ich ſah noch, wie das Licht in der Stube vom Windſtoß erloſch, die Scheiben des Fenſters zerklirrten. Dann eilte ich vorwärts der Pforte zu.

„Halt!“ Eine Hand faßte nach meinem Arm, ich ſah im Dunkel die Umriſſe einer Geſtalt, ein heißer Atem wehte mich an. Ich riß mich los und ſtürmte vorwärts, bis ich ſo heftig ans Stacket rannte, daß ich mich blutig ſchlug, mein Verfolger dicht hinter mir her. Als ich mich übers Stacket ſchwang, ſauſte ein furchtbarer Schlag auf meinen Kopf nieder. Ich rannte dennoch weiter, in der Richtung gegen die Stadt zurück, mit Aufgebot aller Kraft ... Aber ich fühlte, wie ich ſchwächer wurde; etwas Heißes, Schweres floß mir vom Hinterhaupt den Nacken hinab über die Kleider ... Ich griff danach: Blut ... Ich war verwundet ... Mein letzter Gedanke war: So darf dich in Suczawa niemand ſehen ... es muß um ihretwillen ein Geheimnis bleiben, daß du der nächtliche Beſucher warſt ... Dann ſchlug ich hin, mitten in den Kot der Straße, wollte mich noch einmal aufraffen und konnte nicht ... Immer ſchwächer vernahm ich das Brauſen des Sturmwindes über mir und endlich gar nicht mehr ...

Als ich einige Stunden ſpäter, um acht Uhr morgens, wieder zum Bewußtſein kam, fand ich mich im Spital zu Suczawa. Ein Bauer hatte mich aufgefunden und auf ſeinem Karren hingeſchafft. Ich erwachte von dem Schmerz, als bohre ſich kalter Stahl in meinen Kopf; ſo war es auch: die Sonde des Arztes. „Sie haben eine böſe Wunde am Hinterhaupt,“ ſagte er, „die Schädeldecke an einer Stelle zerſplittert.“

„Laſſen Sie mich!“ rief ich, „ich muß fort!“ und wollte aus dem Bette — ich mußte ja zu ihr und ſie ſchützen.“ Der Arzt hielt das für den Beginn des Wundfiebers und ließ mich feſtbinden.

Aber ich hätte Olga ohnehin nicht mehr angetroffen; ſie war eine Stunde vorher abgereiſt.

Ich habe ſie nie wiedergeſehen ...“

Er verſtummte. Dann trieb ihn die Erregung auf, er begann langſam, unſicheren

Schritts in dem Zimmer auf- und niederzugehen. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck so dumpfer, stumpfer Trauer; kein Wort, kein Klagelaut hätten mir so erschütternd sagen können, was er litt ...

Ich schwieg und starrte auf die Tischplatte vor mir, auf der Akten ausgebreitet lagen. Mir war weh zu Mut — ein heißes ungestümes Mitleid stieg in mir auf — und ich konnte nichts thun, nicht einmal ein Wort des Trostes sagen ... Ein solches Schicksal — wo gibt es dafür einen Trost?!

Voll war mir das Herz von diesem Schmerz eines ohnmächtigen Mitleids, und hundert Gedanken gingen mir durchs Hirn. Aber seltsam — gleichzeitig las ich die Namen auf den Akten, und die Aufschrift eines der Faszikel weiß ich noch heute:

„Moses Schlummerpunsch contra Elias Rosenzweig — wegen Ehrenbeleidigung."

Nun verstummte auch das Geräusch der tastenden Schritte. Martin war ans Fenster getreten; es war eine Weile ganz still im Zimmer. Da hörte ich plötzlich ein leises Winseln, der Hund hatte sich zu seinem Herrn geschlichen, leckte ihm die Hand und stieß den leisen Klagelaut aus. Ich hatte bisher an mich gehalten; nun fühlte ich meine Lider brennen.

„Martin," fragte ich, um nur etwas zu sagen, es war das Unwesentlichste, was mir gerade einfiel, „wie lange warst du damals krank?"

„Sechs Wochen. Eine böse Wunde. Der Mensch hatte mit einer schweren langstieligen Hacke nach mir geschlagen, wie sie die Gärtner brauchen, um Äste abzuhauen. Es hätte leicht schlimmer ausfallen können."

„Ein Gärtnerknecht?"

Er nickte. „Hornstein hatte ihn als Aufpasser gemietet, kaum daß Olga ins Haus gezogen war. Übrigens wollte er mich nicht verwunden, sondern nur an der Flucht hindern; für mehr war er ja nicht bezahlt."

„Woher weißt du das so genau? Ist der Mann in Untersuchung gekommen?"

„Nein! Wie sollt' er? Ich schwieg natürlich. Aber vor drei Jahren verübte der Kerl hier einen Diebstahl, kam in Untersuchung, und da ich der einzige Advokat im Orte bin, so mußte er sich wohl oder übel von mir verteidigen lassen. Nun, zum Dank erzählte er mir die Geschichte, zeigte mir auch die Briefe, die ihm der Kanzleivorsteher des Hornstein im Auftrage seines Herrn geschrieben. Sonderbare Briefe, namentlich die nach jener Nacht — sie hätten, wenn ich sie der Advokatenkammer vorgelegt hätte, genügt, um den Mann in die Luft zu sprengen. Aber wozu? Mich rächen? Und es war ja auch so gleichgültig ... so gleichgültig!"

Wieder war es eine Weile still. Dann sagte ich zögernd:

„Du hast sie nie wiedergesehen — sagst du? Aber sie schrieb dir doch?"

„Zunächst auch dies nicht. Ich hörte lange nichts von ihr. Fast zwei Jahre. Wie mir während der Zeit zu Mut war, kannst du dir denken — oder nein, das kann mir niemand nachfühlen ... Bei Tag und Nacht, bis in den tiefsten Traum hinein verfolgte mich der Gedanke: ‚Sie ist zu Grunde gegangen oder hat sich aus Verzweiflung getötet.' Grund genug hatte ich zu dieser Sorge.

Die unglückliche Frau hatte geglaubt, daß sie kein größeres Leid, keine tiefere Schmach treffen könne — nun waren sie doch über sie gekommen. Ehe sie abreiste, kam Elvert zu ihr und zwang ihr das Zeugnis, die Empfehlungen wieder ab; ihren Beteuerungen glaubte er nicht; in der That sprach der Schein allzu sehr gegen sie. Darauf fuhr sie nun zunächst nach Czernowitz, um einen Anwalt mit der Scheidungsklage zu betrauen. Es war wieder einer unserer Mitschüler, der Wilhelm Tittinger. Du weißt, der Mann ist nicht bloß klug, sondern auch gut; er wird ihr seine Meinung gewiß in den rücksichtsvollsten Worten mitgeteilt haben, dennoch sagte er mir selbst: ‚Mir wurde bang, als sie ging — ich habe nie eines Menschen Augen so verzweifelt blicken sehen — meine einzige Hoffnung war nur, daß sie um des Kindes willen weiterleben würde.'

Aber wenn schon Elvert zu entschuldigen ist, so hatte Tittinger vollends recht. Auch wenn er ihr glaubte, so mußte er sich doch weigern, die häßliche Sache zu führen, denn andere hätten ihr nicht geglaubt. Die Scheidung war durchzusetzen, aber eine Reinigung ihrer Frauenehre nicht. Auch nicht durch meinen Schwur; wurde ich vereidigt, dann glaubte alle Welt nur eben an meinen

Meineid. Ein nächtlicher Besuch ohne zwingenden Grund — ein Besuch durchs Fenster —. Sie sah es auch ein, dankte ihm sogar, aber ‚ich möchte nicht oft Ähnliches erleben,' sagte mir der brave Mann. Er fragte sie zuletzt, wohin sie sich wenden wolle; sie erwiderte, sie wisse es noch nicht; es war ja wohl auch die Wahrheit. Damit verlor sich für mich die letzte Spur . . ."

„Zwei Jahre!" sagte ich. „Das muß hart gewesen sein. Und du hattest wohl auch sonst viel Kränkung?"

„Ja, daran fehlte es nicht," erwiderte er. „Eines war mir sogar mehr als Kränkung, ein wirklicher Schmerz. Mein Vater — er hatte mir ja nie allzu viel Liebe zugewendet, und auch meine Liebe für ihn hatte unter dem Druck der Furcht nie recht emporkeimen können, aber es war ja doch mein Vater, ein Greis, dicht am Grabe — es traf mich sehr hart, als er mir schrieb: „Als du deine Carriere aufgabst, war es mir doch ein Trost zu denken, daß es vielleicht nur aus übertriebener Gewissenhaftigkeit geschehen sei; das kann einem Hilbrich begegnen. Aber nach dem Skandal im Gerichtssaal und nachdem man alles feierlich abgeleugnet, gleich in der nächsten Nacht wieder seine Maitresse aufsuchen — nein, das thut kein Mann unseres Geschlechts, welcher der Ehre wert ist, zu uns zu gehören. Deinen Namen kann ich dir nicht nehmen, aber einen Vater hast du nicht mehr." Und einen Monat später war er tot — ich las es in der Zeitung. Wahrscheinlich hatte er meinem Bruder Georg — du weißt, er ist heute schon Präsident, hat eine große Carriere gemacht — verboten, es mir zu schreiben, vielleicht unterließ es der auch aus eignem Antrieb — mein Bruder ging mich eigentlich nie was an — aber der Alte . . . Auch von dem träumte mir damals zuweilen. Was wollte es diesem Schmerz gegenüber sagen, daß mich die Leute hier in gesellschaftliche Acht thaten, auch in Geschäften vermieden, soweit sie es eben konnten! Ich verdiente nun viel weniger, aber noch immer genug — und zwei Seelen blieben mir doch, die treu an mir hingen . . ."

„Der eine war wohl der Bezirksarzt?" fragte ich. „Und der andere?"

„Der Hierasos. Du findest es doch nicht lächerlich, daß ich ihm auch eine Seele zuspreche? Nur eine Hundeseele, aber was für eine! Als er starb — ich war sehr traurig — das kannst du glauben. Ich hatte dem Arzt einen Sohn von ihm geschenkt — diesen da — den gab er mir nun wieder. Auch ein braver Kerl! — hat sogar schon ein Menschenleben gerettet — ja — der! —"

Der Hund spitzte die Ohren und bellte kurz auf.

„Siehst du, er merkt, daß ich ihn lobe! Ja, du bist brav, aber nun kusch dich . . . Verzeih, daß ich so viel zusammenrede — aber nun habe ich das Schwerste zu sagen, das Traurigste — und das will so schwer über die Lippen — so schwer . . ."

Wieder begann er auf- und niederzugehen, blieb aber dann plötzlich stehen, atmete tief auf und erzählte:

„Der Arzt sah, wie mich die Ungewißheit tötete, er versuchte mir zu helfen, und es gelang ihm. Er ging zu Elvert und sagte ihm: „Sie haben der Frau Unrecht gethan — dafür lege ich die Hand ins Feuer. Machen Sie dies Unrecht gut, indem Sie der Unglücklichen wieder ihren einzigen Freund zuführen. Sie können erfahren, wo sie ist, denn Köchin oder Modistin ist sie schwerlich geworden, sie wird Lehrerin geblieben sein; benützen Sie Ihre Verbindungen, und Sie bringen's heraus, wo sie steckt."

In der That konnte es uns Elvert sagen, wenn auch erst nach einem vollen Jahr und durch einen Zufall. Da fand er im Bericht eines Töchterinstituts bei Galatz in Rumänien eine ‚Frau Olga Werner' als Lehrerin verzeichnet, er erkundigte sich unauffällig und erhielt eine Personsbeschreibung, die ihn und mich nicht länger zweifeln ließ. Ich dankte ihm, als hätte er mir das Leben gerettet; sie lebte, nun schien mir alles wieder gut. Der kluge Mann — der Arzt hatte ihm die volle Wahrheit über unsere letzte Unterredung gesagt — dachte anders: ‚Sie kennen die Dame genauer als ich, aber ich meine, die ändert ihre Entschließungen nicht so leicht.' — „Leicht oder schwer," war meine Antwort, „es muß sein. Ich reise morgen hin." Er riet davon ab, eine plötzliche Begegnung könne sie vielleicht zu sehr erschüttern, ich möge schreiben. Ich that's — keine Antwort. Darauf schrieb

Winter. Nach dem Gemälde von Fr. Kallmorgen.

ich nochmals, kündigte meinen Besuch an. Nun erwiderte sie; sie sandte mir den Brief, den ich sie in jener Nacht hatte schreiben sehen, und fügte bei: so habe sie über unsere Vereinigung gedacht, als sie noch an die Möglichkeit einer Scheidung geglaubt; wie erst nun, wo jede Hoffnung auf ihre Befreiung geschwunden sei; ich möge ihr entsagen, ein neues Glück zu finden suchen.

Ein anderer wäre vielleicht entmutigt gewesen, mir belebte der Brief die Kraft wieder. Was sie schrieb, hatte ich nicht anders erwartet, aber was zwischen den Zeilen stand — diese starke, heiße, unendliche Liebe, die nur unter tausend Qualen entsagte — berauschte mich, machte mich glücklich.

Ich fuhr nach Czernowitz, beriet mit Tittinger. Er riet auch diesmal aufs entschiedenste ab, und zwar um so mehr, als Hornstein jedem, der es hören wolle, erzähle, er verfüge über einen Augenzeugen, der die Ereignisse jener Nacht anders darstelle, als ich. ‚Können Sie,' fragte mich Tittinger, ‚hoffen, daß die Richter Ihrem Zeugnis den größeren Glauben schenken? Sie sind ja in einer Zwangslage, können nach den herkömmlichen Ehrbegriffen nur nein sagen, haben zudem das größte Interesse daran, daß die Dame unbemakelt dasteht, denn Sie wollen sie heiraten, und nach unserem Eherecht ist die Heirat einer Ehebrecherin mit ihrem Verführer unmöglich.' Wohl aber konnte er mir einen anderen Trost auf den Weg geben: Hornstein hatte ein Begnadigungsgesuch für Koslowski eingereicht, weil dieser nach dem Zeugnis des Zuchthausarztes nur noch wenige Monate zu leben habe und vorher das Schicksal seines Sohnes sichern wolle, von dem er nichts wisse; das Gesuch war abgelehnt worden, aber das Zeugnis sprach wohl die Wahrheit . . Dies schrieb ich Olga, aber obwohl sie auch darauf erwiderte: ‚Auch dann nicht, denn es wäre nur Ihr Unglück!' so hoffte ich doch wieder . . ."

Das war vor zehn Jahren, im Sommer 1881, und in dieser Hoffnung verstrichen mir wieder nahezu zwei Jahre — es war gegen das, was vorangegangen und was folgte, eine vergleichsweise gute Zeit für mich. Olga antwortete selten auf meine Briefe, und dann erzählte sie fast nur von dem Knaben — die Vorsteherin des Instituts hatte gestattet, daß sie ihn bei sich behalte — wie prächtig er gedeihe, welches gute Gemüt er zeige; mir genügte das. Die Hauptsache schien mir nun, daß ich mir die Achtung der Leute und meine Praxis zurückeroberte, um ihr eine gesicherte Existenz bieten zu können, wenn sie erst frei war — und beides schien langsam zu glücken; ich bekam wieder mehr zu thun, und der Oberförster lud mich sogar wieder ein. Auch führte ich nun einen längst gehegten Vorsatz aus und schrieb eine kleine theoretische Schrift — sie fand einen Verleger, wurde sogar gelobt.

Kurz — es ging wieder vorwärts . . . Die meisten Abende freilich mußte ich in der Scheuke drüben zubringen, aber nicht allein, der Doktor saß mir gegenüber und predigte mir so lange, daß Wassertrinken sündhaft sei, bis er mich dazu brachte, allabendlich einen Schoppen leichten Wein zu trinken und einmal sogar, an seinem Geburtstag, eine ganze Flasche Menescher. Der feurige Wein ließ mir das Blut leichter kreisen, machte mich froher und mutiger als seit lange, nun verstand ich, warum der Doktor ihn den „Sorgenbrecher" nannte. Freilich blieb am nächsten Morgen etwas Kopfweh nicht aus. Von da ab trank ich zuweilen ein Fläschchen, aber kaum alle Monate einmal; ich war damals gewiß der nüchternste Mensch in Humora, und, mit meiner Hoffnung im Herzen, einer der glücklichsten . . ."

Er atmete tief auf und verstummte.

„Nun das Ende," stieß er dann hastig, heiser hervor. „Im März 1883 tritt einmal vormittags der Doktor bei mir ein. Ich sehe es ihm sofort an, ihn führt etwas Besonderes zu mir und nichts Gutes. ‚Was haben Sie?' rufe ich. — ‚O — nichts — wann hatten Sie den letzten Brief aus Galatz?' — ‚Vor sechs Wochen. So lange war ich selten ohne Nachricht von Olga. Wenn nur Willy nicht krank ist, sie hat mir zuletzt von einem Unwohlsein geschrieben.' — ‚Ja,' murmelt er und wendet sich ab, ‚der Kleine war krank — am Scharlach.' Ich fasse ihn an und spähe ihm ins Gesicht, er ist bleich geworden. ‚Tot?' schrei' ich. — Er nickt. ‚Sie hat es mir eben geschrieben.' — Die Nachricht traf mich ins tiefste Herz — das liebe Kind

— und nun war sie ganz allein. Aber ebendarum raffte ich mich rasch auf. ‚Dann muß ich gleich zu ihr, noch heute.‘ — Und darauf Urban: ‚Das geht nicht — Sie kämen zu spät . . .‘“

Er konnte nicht weitersprechen.

„Sie hatte sich selbst getötet?“ fragte ich.

Er nickte. „Als sie vom Begräbnis des Kindes heimkam, schrieb sie einen Brief an mich, bat Urban, ihn zu bestellen, mich schonend vorzubereiten, und sprang dann in die Donau. Sie hatte sich mit Steinen beschwert, muß sofort tot gewesen sein . . .

Es währte lange, bis ich dies fassen, den Brief, den mir Urban übergab, verstehen konnte. Sie schrieb, sie töte sich nicht allein aus Selbstsucht, um nicht länger ein ganz zwecklos gewordenes Leben fortzuschleppen, sondern auch um meinetwillen, weil ihr Tod allein mich frei machen könne . . .

Aber da du nun alles weißt, so sollst du auch diesen Brief selbst lesen . . .“

Er öffnete eine Lade und zog das vergilbte, zerlesene Blatt hervor.

Da stand es in ihren großen, klaren, energischen Zügen: „Es muß sein, Martin! Koslowski liegt im Sterben — und ich liebe Sie so sehr — vielleicht wäre ich doch schwach gewesen und hätte Ihrem Werben nachgegeben. Dann wären Sie zeitlebens an eine alternde, vergrämte Frau gefesselt gewesen, die nun, seit ihr Kind tot ist, das Lachen nie wieder lernen kann, und wenn Gott selbst sie trösten wollte . . . Und mit mir wären Sie auch an das elende Nest, ein dunkles, armseliges Leben gefesselt gewesen . . . Mein Tod macht Sie frei, und ich flehe Sie an, lassen Sie mich nicht vergeblich gestorben sein. Ich habe Ihnen einmal gesagt, Sie seien zu gut und zu weich für diese Welt, das kann sich ja niemals ändern, aber Sie waren bisher aus Rücksicht für mich rücksichtslos gegen sich selbst, und das mindestens muß anders werden, wenn ich nicht mehr bin . . . Sie taugen zum Anwalt schlecht und würden in Humora verkommen, ich beschwöre Sie, gehen Sie von dort, lieber heut als morgen. Sie taugen für Höheres besser und können es erreichen, wenn Sie nur wollen — der Erfolg Ihrer Schrift hat Ihnen den Weg gewiesen; Sie müssen in eine deutsche Universitätsstadt gehen, dort einige Jahre nur Ihren Studien leben, die akademische Laufbahn einschlagen. Dazu reicht auch Ihr kleines Vermögen, und Sie sind ja noch jung, wenig über die Dreißig . . . Und dann, nach Jahren, finden Sie wohl auch noch ein anderes Glück: ein Weib, das Sie ebenso liebt, wie ich Sie geliebt habe — denn ein Mehr kann ich mir nicht denken — deren Liebe Sie aber ebenso selig macht, wie die meine Sie unselig gemacht hat . . . Raffen Sie sich auf und erfüllen Sie diese letzte flehentliche Bitte, damit ich Ruhe habe im Grabe. Lassen Sie meinen Tod nicht ebenso zwecklos sein, wie es mein Leben war . . .“

Stumm gab ich das Blatt zurück. Wieder rüttelte mich dieselbe peinliche Empfindung wie vorhin. Das hilflose, ohnmächtige Mitleid. Diesmal galt es der Toten. Aber das machte mich für den Unglücklichen vor mir nicht ungerecht. Ihr Tod mußte zwecklos bleiben, wie ihr Leben gewesen, mußte für ihn verhängnisvoll werden wie ihr Leben — es war nicht seine Schuld, mindestens nicht in jenem Sinne, in dem wir Menschen gemeiniglich von Schuld zu sprechen pflegen. Er war einer jener wenigen Menschen, die gleichsam das Widerspiel der meisten anderen sind und uns darum, wenn wir sie recht erkennen, so fremd und rührend anmuten: sie können nur thatkräftig sein, wo es ein Opfer für andere gilt, und schmettert sie das Schicksal nieder und fühlen sie nicht um anderer willen den Zwang, sich zu erheben, so bleiben sie am Boden liegen . . . Und darum kam es mir aus tiefsten Herzen, als ich auf seine Frage: „Du verachtest mich wohl, daß auch dies vergeblich war?“ antwortete:

„Nein — um Himmels willen! — da müßte man ja kein Mensch sein . . . Aber freilich, daß es dann so weit mit dir . . .“

Ich hielt inne. Nein, auch dies verstand ich, so häßlich es war. Und in der That sagte er mir nicht viel Neues mehr, als er nun scheu, stockend, mit niedergeschlagenen Augen erwiderte:

„Du hast recht — es ist schmählich — ich will mich auch gar nicht verteidigen. — Es ist so allmählich gekommen . . . kaum weiß ich selbst, wie . . . Aber wenn du wüßtest, was das für eine Zeit war, die nächsten Wochen und Monate nach ihrem Tod . . . Diese Tage und erst die Nächte,

die schlaflosen Nächte ... Da lag ich und sann und sann, bis sich meine Gedanken verwirrten, bis ich in tödlicher Angst vor mir selbst, vor dem Wahnsinn aus dem Bette sprang und Licht machte ... Es gab ja Stunden, wo ich klar dachte, tapfer war, thun wollte, was sie erfleht — einmal hatte ich sogar schon meine Meldung an die Advokatenkammer geschrieben, daß ich mein Amt hier aufgäbe — aber dann kam wieder eine entsetzliche Müdigkeit über mich: ‚Wozu dies alles? Um wessentwillen? Sie hat in Nacht und Schmach geendet, und ich soll ans Licht, soll glücklich werden?' Und diese Müdigkeit wurde zum Ekel, zum unsäglichen Ekel vor dem Leben; ich hätte gern ein Ende gemacht, wollte es auch, aber es ging nicht ... Ich — du wirst vielleicht darüber lächeln — ich dachte: ‚Vielleicht erfährt sie's und ist dann auch im Jenseits um meinetwillen elend wie sie es hier war.' ... O diese Nächte! ... Der Doktor fürchtete wirklich für mich, gab mir Opiate, aber es nützte nichts. Das dünne Gewebe um meine Lider zerriß immer wieder, und ich sah sie — nur sie — in allen Stunden ihres Lebens, wo ich ihr begegnet. Am häufigsten, wie sie in jener Jammernacht vor mir gestanden: ‚Ich bleib' bei dir, geh' mit dir, wohin du willst!' — das holde Antlitz glühte vor Scham, aber die braunen Augen blitzten von Thatkraft und Liebe — doch wie ich näher zusah, da waren die Augen geschlossen, das Antlitz fahl und entstellt und von Schlamm besudelt — tot, tot — und fremde rohe Hände zerrten den teuren Leib aus der Flut ... Ich hatte sie in den Tod gejagt — ich allein — durch meine Feigheit ..."

Er schlug die Hände vors Gesicht. Erst nach einer Weile konnte er fortfahren.

„Siehst du, so stand es damals um mich, als ich zum erstenmal wieder von dem Meneſcher trank, um schlafen zu können. Es war nicht mein eigner Gedanke, der Doktor zwang mich dazu. ‚Vielleicht nützt das Mittel; schlafen müssen Sie.' Und ich schlief wirklich. Aber eine so große Labung das für mich war, ich trank doch an den nächsten drei Abenden keinen Tropfen von dem ‚Sorgenbrecher' — es schien mir so unwürdig, mir Betäubung anzutrinken. Aber da kam am vierten Tage — es war inzwischen Hochsommer geworden — ein Telegramm von Tittinger: ‚Koslowski gestorben.' Er glaubte mir eine Freudenbotschaft mitzuteilen und wie stachelte sie meinen Schmerz auf! ‚Wie das Schicksal mit uns spielt!' dachte ich. ‚Nicht barmherziger, als die Katze mit der Maus. Diesem Elenden war ja der Tod ein Erlöser — wenn er ein Jahr früher an sein Lager getreten wäre — aber nein! vielleicht hing auch er noch trotz alledem am Leben! — aber wenn der Knabe nur noch ein Jahr länger auf Erden hätte bleiben dürfen!" ... Meine dumpfe Verzweiflung war wieder zu bitterem, bohrendem Schmerz geworden ... An jenem Abend trank ich zum erstenmal, um mich zu betäuben ...

So ist es gekommen — was ist da noch viel zu sagen? Zuerst eine Flasche — und dann, als die keine Wirkung mehr that, zwei — und so tiefer und immer tiefer in den Schlamm hinein ... Bei Tage qualvolle Reue, abends die Betäubung, dazwischen Tage und Wochen, wo ich mich aufraffen und dem Laster entrinnen wollte — und dann wieder hinab und noch tiefer ... Und nun bin ich so weit, wie du mich heut nacht gesehen hast ..."

Er verstummte, auch ich schwieg. Wieder übermannte mich das Mitleid, aber nun empfand ich es nicht qualvoll mehr. Gewiß war auch dies Schlimmste ebensowenig mehr aus der Welt zu schaffen, als etwa sein Griff in die Amtskasse oder Olgas Selbstmord — vielleicht war es auch nicht mehr zu ändern, vielleicht blieb auch da mein Mitleid ohnmächtig, aber ich wollte es nicht glauben. Ein glücklicher Mensch konnte er nicht mehr werden, keine neue Laufbahn mehr einschlagen, und ob er noch Jahre oder Jahrzehnte lebte, mochte für ihn gleichgiltig sein, vielleicht auch für die Welt, sogar für seine Freunde — nein, ich wollte den Fall nicht sentimental ansehen. Aber es galt, das Schlimmste von ihm zu nehmen — die Selbstverachtung, und einen edlen, guten Menschen vor einem häßlichen Ende zu bewahren. Versucht wenigstens mußte es werden, und der Doktor gab ja auch noch Hoffnung. Freilich, konnte die Rettung hier gelingen, wo er nichts mehr an Achtung zu verlieren hatte, nichts mehr zurückgewinnen konnte, wo die stärkste Fessel des bösen Triebes fehlte, die Scheu vor dem Urteil der Welt?

Überall leichter als hier! Aber konnte es noch gelingen, ihn anderswohin zu verpflanzen? Und dann — anderwärts fehlte ein Freund, der stets über ihm wachte, wie es Urban thun wollte ... Wozu sollt' ich raten, wo den Hebel ansetzen? Ich war mir noch nicht darüber klar, und darum schwieg ich.

Er deutete es anders.

„Du hast recht," sagte er mit zuckenden Lippen. „Ein verächtlicher Mensch, mag er in seiner Ecke verkommen ... Nun glaubst du selbst nicht mehr, daß alles gut werden kann ... Da ist nichts mehr zu sagen ..."

„Im Gegenteil!" erwiderte ich. „Sehr viel ... dein Laster ist mir verächtlich, du selbst noch nicht. Du würdest mir erst verächtlich werden, wenn es dir nicht gelänge, aus dem Sumpf herauszukommen."

In dieser Tonart fuhr ich fort, zwang mich, recht hart zu sprechen, und sparte die deutlichsten Worte nicht. Kurz, ich „rüttelte" mit beiden Armen, ganz wie es der Doktor gewünscht hatte. Aber als ich einmal innehielt, um Atem zu schöpfen, merkte ich erst, daß dieser Kraftaufwand gar nicht von nöten war.

„Nur zu!" sagte er zerknirscht. „Ich habe mir dies alles schon mehrere tausendmal selber gesagt, nur noch viel, viel gröber. Du bist zu rücksichtsvoll gegen mich."

Das brachte mich für einen Augenblick aus dem Text.

„Nun wohl," sagte ich, „über die Schmach sind wir einig und ebenso, daß du sie abschütteln mußt. Aber das kannst doch nur du selbst — warum versuchst du es nicht?"

„Versucht hab' ich's ja!" rief er verzweiflungsvoll. „Wenn du wüßtest, wie oft! Namentlich früher, wo ich noch nicht so weit war! Aber es nützt nichts, ich breche mir immer wieder selber mein Wort." Er stöhnte auf. „Es ist schmählich ..."

„Aber menschlich," fiel ich ein — er that mir so leid, so leid! „Es gibt zwar eine Geschichte von einem Menschen, der sich am eignen Ohr aus dem Sumpf herausgezogen hat, aber die steht im Münchhausen. Du bist ein Mann von Ehre, Martin. Mir wirst du dein Wort halten."

„Das werd' ich," sagte er schlicht, halblaut, aber ich wußte, es war verläßlich wie ein Eid.

„Nun wohl, willst du mir dein Wort darauf geben, daß du von dieser Stunde ab nur noch so viel trinkest, als dir dein Arzt gestattet?"

Und ich hielt ihm die Hand zum Einschlagen hin.

Aber er rührte die seine nicht. „Nein," sagte er mit größter Entschiedenheit.

„Warum nicht?"

„Weil ich es nicht halten kann!" rief er außer sich, fast schluchzend. „Trink' ich erst einmal, so gibt's kein Halten; der Teufel hat mich ganz, sobald ich ihm den kleinen Finger reiche ... Wie oft hab' ich das schon dem Doktor gesagt! denn der quält mich ja auch immer um dies Versprechen ... Was ich ihm geloben wollte und nun dir geloben will, ist, keinen Tropfen mehr zu trinken, denn das kann ich halten."

„Der Doktor glaubt aber offenbar das Gegenteil. Und das ist ja auch sehr erklärlich. Da dein Körper nun einmal an das Gift gewöhnt ist ..."

„Das kannst du dir sparen," unterbrach er mich düster, „das hat mir Urban schon oft genug erklärt und mit allen möglichen Gründen bewiesen, aus der Medizin, der Physiologie, der Chemie — was weiß ich! ‚Ein Gelöbnis, das Sie nicht halten können,' sagt er, ‚nehme ich Ihnen nicht ab.' Und ich antwortete: ‚Ein Gelöbnis, das ich nicht halten kann, leiste ich Ihnen nicht.' Daran wirst auch du nichts ändern ..."

„Aber das ist eigensinnig, Martin, und furchtbar thöricht dazu, du hast doch Vertrauen zu Urban?"

„Das denkbar größte zum Arzt, wie zum Menschen. Aber wie mir zu Mut wird, wenn ich Wein trinke, kann doch nur ich beurteilen ... Da hat mich der Böse, da hat er mich! Ich muß ihn ganz los sein."

„Aber, Martin! — wenn es dir nicht möglich ist, Maß zu halten, wie solltest du ganz entsagen können? ... Sieh, Martin, wenn zwei Menschen so ihr Lebenlang zu einander gehalten haben wie du und ich ... Ich kann dir nicht beschreiben, wie mir heut nacht zu Mut war ... Nimm diesen Schmerz von mir, laß mich nicht mit der Empfindung abreisen, daß ich dich so zurücklassen muß ... Gib mir dein Versprechen ..."

Er hatte seinen Kopf so tief gesenkt, daß ich seine Züge nicht sehen konnte. Lange erwiderte er nichts. Aber sein Atem ging stoßweise, er mußte sehr erschüttert sein.

„Nun, Martin!“

„Ich kann nicht,“ schrie er wild auf. „Dring' nicht in mich — ich fleh' dich an — es könnte dich reuen. Um meinetwillen könnte ich's ja thun — ob ich einige Monate früher oder später zu Grunde gehe ... Aber um deinetwillen ...“

„Das versteh' ich nicht!“

„Glaubst du,“ rief er verzweiflungsvoll, „daß ich es auch nur eine Stunde überleben könnte, wenn ich dir mein Wort gebrochen hätte?! Dann erschieß' ich mich. Und ich will nicht, daß mein Ende auf deinem Gewissen lastete. Überlaß mich meinem Schicksal — es ist ja auch zu spät. Urban sagte mir im letzten Frühling: ‚Wenn Sie es so forttreiben, gebe ich Ihnen noch ein Jahr, höchstens anderthalb!‘ Und der Mann lügt nie und versteht sein Geschäft ...“

Darauf wußte ich nichts mehr zu sagen. Ratlos ging ich auf und nieder.

Da schlug vom Kirchturm die Mittagsstunde. „Schon zwölf,“ sagte er. „Willst du hier mit mir essen oder gehen wir hinüber?“

„Iß du nur hier!“ sagte ich. „Ich komme dann wieder.“ Der Doktor — sprechen mußte ich ihn jedenfalls.

Er erriet es. „Du willst zu Urban,“ sagte er. „Es wird zwar nichts nützen, aber ich danke dir für deine Sorge. Er wohnt drüben — jenseits der Moldava. Mein Schreiber bringt dich hin.“

So wanderte ich denn in Begleitung des dicken Alten mit der Schnapsnase dem Hause des Bezirksarztes zu.

„Sie wollen wohl über meinen Chef mit ihm sprechen?“ fragte er vertraulich. „Unter uns gesagt, das dürfte vergeblich sein. Der Doktor Urban ist grob, sehr grob, aber nicht geschickt. Er kann nicht einmal eine rote Nase kurieren — wie Sie vielleicht zu sehen belieben, ist meine Nase rot, er weiß kein Mittel dagegen. Sie ist mir nämlich vor einigen Jahren erfroren ...“

„Und seit diesem großen Frost,“ fragte ich, „geben Sie wohl auch immer einen leisen Schnapsgeruch von sich?“

Darauf würdigte er mich keiner Anrede mehr, und schweigend gingen wir über die Moldaoa-Brücke und bis an unser Ziel.

Der alte Herr kam mir schon im Flur entgegen. „Nun?“ fragte er erwartungsvoll. Ich berichtete kleinlaut.

„Aber haben Sie auch genug gerüttelt?“ fragte er und begann wieder sein Spiel mit den Armen. „Und die Jugendfreundschaft — Sentimentalitäten — Appell ans Gemüt? Verstanden?“

„Alles umsonst. Aber dies Versprechen ist nicht zu erlangen. Das heißt — vielleicht doch, aber eine solche Verantwortung nehme ich nicht auf mich.“ Und ich sagte ihm auch das.

Er wurde sehr ernst. „Was Teufel?“ rief er verblüfft. „Damit hat er mir nie gedroht ... So weit ist er also schon?! Verdammte Geschichte,“ murmelte er dann.

„Und die völlige Enthaltsamkeit halten Sie für undurchführbar?“

„Undurchführbar? Nein! Kenne derlei. Habe auch eben wieder darüber nachgelesen. Fälle zu Dutzenden. Gutes Resultat. Aber derlei sollte man nur in einer Heilanstalt abmachen, besondere Diät nötig, große Aufmerksamkeit des Arztes. Nun, das ließe sich auch in Humora finden. Aber — —!“ — Er machte die Geste des Erschießens. „Die Gefahr liegt da recht nahe!“

„Dann kann auch davon keine Rede sein. Und so sollen wir den Ärmsten seinem Schicksal überlassen?“

„Nein!“

Er schrie es förmlich. „Nein! ... Aber das ist auch das einzige, was mir altem Esel klar ist — wie wir's anfangen sollen, weiß ich auch nicht ...“

Er griff sich ins buschige, graue Haar und lief auf und nieder. Wohl zehn Minuten, immer rascher, mir wurde ganz schwindlig. Dann blieb er wieder vor mir stehen.

„So viel ist mir jetzt klar: wie ich's wollte, geht's nicht. Taugt nicht mehr dazu. Sind doch hoffentlich nicht dumm genug, seinen Entschluß, lieber gar nichts mehr zu trinken, für Stärke zu halten — Heroismus — was? Ist nur Schwäche! Hat immer wenig Willen gehabt, — nun die zerrütteten Nerven, das Laster! Traut sich nun gegen die Verlockung keine Widerstandskraft mehr zu. Charakteristisch für Schwächlinge: das Leichtere weisen sie ab, vom Schwereren träumen sie. Zwingen wir ihm das Versprechen ab, so erschießt er sich binnen vierzehn Tagen, so gewiß wie ich Urban heiße. Dann wird ihm die Furcht: ‚Du wirst gewiß zu viel trinken und dich

dann töten!' geradezu zur Zwangsvorstellung. Kommt bei Alkoholikern oft vor. Verstanden?"

„Gewiß. Aber da kommt mir eben ein Gedanke. So schwach sein Wille sonst sein mag, sein Wort wird er nicht brechen. Lassen wir ihn geloben, daß er unter keinen Umständen Hand an sich legt."

„Klingt schlau, ist dumm," war die Antwort. „Haben nicht beliebt, Ihre geschätzten Ohren aufzumachen. ‚Zwangsvorstellung' — das heißt, eine krankhafte Vorstellung, die stärker ist, als der stärkste Wille. Und dem wollen Sie mit Ehrenwörtern begegnen? Lächerlich! Wo steckt denn die Kraft, sein Wort zu halten, wenn nicht im Willen?"

Ich dachte nach, der Mann war ein Grobian, aber recht hatte er.

Inzwischen hatte er die Stube wieder kreuz und quer durchstürmt, wie ein Löwe den Käfig, dann trat er auf mich zu und faßte meine Hand:

„Habe vorhin gesagt: bin alter Esel. Bitte, bekräftigen Sie das! Ich war dumm, nicht Ihr Gedanke. Der ist brauchbar, steht nur an unrichtiger Stelle. An die rechte Stelle gerückt, macht er das Schwere etwas leichter. Nicht viel, aber etwas."

Ich blickte ihn fragend an.

„Keine Wahl, Herr, müssen's auf uns nehmen. Ihn zu Grunde gehen lassen — unmöglich; wie ich's wollte — unmöglich; wollen's versuchen, wie er's will. Kommen Sie, wollen ihm das Ehrenwort abnehmen, daß er keinen Tropfen mehr trinkt. Harte Sache — wird Furchtbares ertragen — haben ihn ja beide lieb — muß doch sein. Denn der Weg ist der einzig offene, bietet winzige Wahrscheinlichkeit der Rettung. Eine winzige, Herr, will Sie nicht belügen. Werde thun, was in meiner Kraft steht, ihn hüten, wie meinen Augapfel, aber der Erfolg? Hundert gegen eins, daß er zu Grunde geht, den Verstand verliert oder Selbstmord verübt. Aber die Eins muß uns genügen. Und gegen den Selbstmord wollen wir Ihren Riegel vorschieben."

„Aber Sie meinten vorhin mit Recht, das wäre bei einem willensschwachen Mann mit zerrütteten Nerven kein Riegel."

„In diesem Fall ist's doch einer. Wir thun ihm ja seinen Willen, es wirkt keine Zwangsvorstellung dagegen. Freilich trotzdem kein Riegel aus Stahl, nur aus Blech. Aber einen stärkeren haben wir nicht. Immer das Mögliche! Kommen Sie, wollen unsere Pflicht thun!"

Als wir aus dem Hause traten, kam eben Hierasos in großen Sprüngen heran, ein Körbchen im Munde.

„Der Briefträger," sagte Urban und nahm einen Zettel aus dem Körbchen. Er las es, nickte und reichte es mir hin. Ich las:

„Ich beschwöre Euch, thut mir meinen Willen. Es wird schon gehen!"

„Ist nicht viel wert", sagte der Arzt, „aber doch etwas. Auch schon beinahe eine Zwangsvorstellung. — Keine Antwort, Hierasos! Kannst mitkommen, wir gehen zu euch!"

Der Hund bellte kurz auf und ging dann langsam neben uns her.

„Ein kluges Tier!" sagte ich.

„Ja, wenn alle Menschen in Humora mich so verständen! Und wenn mindestens die Hälfte einen solchen Charakter hätte, so treu, so opferfreudig! Wissen Sie, daß ihm von Rechts wegen die Lebensrettungsmedaille gebührt?"

„Hilbrich erwähnte es."

„Wir sind eben an der Stelle — sehen Sie, dort war's." Wir standen auf der Brücke, unten schossen pfeilschnell die graugrünen Wogen des Bergflusses dahin. „Die Moldava sieht auch heute nicht zahm aus, aber wie erst im November, wenn die Regen kommen, oder im Frühling, wenn das Eis zerkracht. Beim Eisstoß also war es, vor zwei Jahren im März; die beiden wollten mir eben nach dem Essen einen Besuch machen, aber wie sie her kommen, ist die Brücke gesperrt; der Fluß ist aus seinen Ufern getreten und trägt neben den Eisblöcken alles mögliche zu Thal: Baumstämme und Hausgerät und eine Leiche. Und da kommt auch ein ganzes Dach geschwommen, an das sich ein kleiner Bub' klammert, man hört durch den Sturm sein Rufen. Die Leute am Ufer schreien und weinen und beten — aber hinein traut sich niemand — können ja nicht schwimmen, die Kerls hier hassen alles Wasser, wenn es nicht gebrannt ist. Und der einzige, der einmal schwimmen gelernt hat, der Martin, der gibt sich wohl einen Ruck, wirft den Rock ab und wagt's dann doch

nicht — ja, das verdammte Trinken! ... ‚Hundert Gulden!' schreit er, ‚wer das Kind rettet' — aber keiner wagt's. Da — schwups — ist der Hund da im Wasser, schwimmt auf das Kind zu, faßt es mit dem Maul am Röckchen fest und bringt's ans Ufer — nach einer vollen Viertelstunde, so hart hatte er mit der Flut zu ringen. Endlich ist der brave Kerl am Ufer, legt das Kind seinem Herrn zu Füßen und sich selber dazu, todesmatt. So liegt er einige Minuten an allen Gliedern zitternd, aber als nun wieder etwas den Fluß hinabgeschwommen kommt, was zappelt und lebendig scheint, etwas Großes, Schwärzliches — erhebt er sich, winselt und will dem Ufer zu — fällt von Schwäche hin und kriecht dann doch weiter, bis ihn Martin zurückreißt. Ja, der Hierasos!"

Er erzählte noch viel zum Lob des Hundes, ich hörte es kaum noch. Mir war das Herz sehr schwer. Welche Verantwortung! Wenn er die Qualen der ersten Zeit überstand, dann war er gerettet! Aber wer schützte ihn in der ersten Zeit vor sich selbst?

Der Riegel aus Blech? Und eigentlich war's überhaupt kein Riegel. Wer sein Wort bricht, kann doch mit keinem höheren Preis dafür büßen, als eben mit seinem Leben! ... Gab's keinen anderen Riegel? ... Ein Gedanke tauchte in mir auf, aber noch unklar, ich wagte ihn nicht zu äußern. Schweigend gingen wir nebeneinander her, denn auch Urban schwieg nun.

Als wir in Hilbrichs Flur waren, geschah etwas Seltsames. Wir blieben plötzlich beide stehen und sahen uns an und sagten, wie aus einem Munde:

„Das mit dem Ehrenwort —"

„Taugt doch nichts," ergänzte er. „Ich weiß was Besseres!"

„Ich auch. Für andere war er immer willensstark und opferfreudig. Seine Nerven sind zerrüttet — ja — aber deshalb ist er doch in seinem innersten Wesen noch heute derselbe, wie sein ganzes Leben lang."

Der alte Mann faßte erregt meine Hand.

„Genau dasselbe dachte ich. Wir sagen ihm: ‚Es geschieht alles nach deinem Willen, kannst dich auch tödten, wenn du willst, aber dann verstörst du deinen einzigen Freunden ihr Leben.' Nicht wahr, so?! Das ist ja wie Zauberei!"

Aber es war so natürlich. Wir kannten ihn eben beide gleich genau. Und eben darum schien es gut. Leichteren Herzens, als wir gehofft, traten wir vor Hilbrich.

Die Unterredung währte kurz. Urban sagte ihm noch einmal, wie Schweres er auf sich lade. Dann nahmen wir ihm beide den Handschlag ab. Und hierauf sagten wir ihm:

„Wir vertrauen dir, daß du nicht unser Gewissen mit der Mitschuld an deinem Tode belädst."

„Das dürft ihr," sagte er. „Sonst wär' ich ja ein Schurke."

Urban ging. Auch ich durfte nicht länger bleiben, wenn ich noch den Schnellzug in Suczawa erreichen wollte. So fuhr denn Hilbrich noch eine Strecke mit mir, Hierasos lief nebenher. Es regnete nicht mehr, aber die Wolken hingen tief herab.

Wir sprachen beide kein Wort. Gesenkten Hauptes saß er da und strich mir nur zuweilen leise mit der Hand über den Ärmel. Und darauf faßte ich immer seine Hand und drückte sie.

An der Stelle, wo die Straße in scharfem, rechten Winkel aus dem Flußthal der Moldava abbiegt, um den Abhang des ‚Slodišor' emporzuklimmen, ließ ich halten. „Nun mußt du zurück!"

„Noch eine Weile!" bat er.

„Nein!" sagte ich und umarmte ihn. „Du mußt zurück. Du hast morgen einen Termin, zu dem du dich vorbereiten mußt. Moses Schlummerpunsch contra Elias Rosenzweig, wegen Ehrenbeleidigung."

Ach, was einem in solchen Augenblicken, wo das Herz übervoll ist, zuweilen auf die Zunge tritt!

Ich wagte lange nicht zurückzublicken, endlich that ich's doch. Da stand er tief unten, im Schlamm der Straße, der Hund neben ihm und grüßte empor. Auch ich schwang den Hut. Und in diesem Augenblick durchzuckte mich die schmerzvolle Ahnung: „Du siehst ihn nie wieder!" Aber nein, das war keine bloße Ahnung, sondern eine Erkenntnis; ich wußte es ganz genau ... Aber dieser war nicht mein schlimmster Schmerz in diesem Augenblick, den ich nie vergessen werde ...

Als ich so zurückblickte und sah, wie seine Gestalt tief unten mit jedem Schritt mehr für mein Auge mit dem Schlamm der

Straße zusammenrann, wie er so vor meinen Augen langsam versank, da sagte ich mir: „So wird es mit ihm ergehen."

Es ist anders gekommen; dieses schlimmere Weh hat mir mein kleiner Martin nicht bereitet; ich habe ihn nicht wiedergesehen, aber er ist einen schönen Tod gestorben, den schönsten, den ein Mensch finden kann.

Was Urban und ich kaum zu hoffen gewagt hätten, erfüllte sich: er blieb seiner Natur getreu: rücksichtsvoll gegen andere, ohne an die eigne Qual zu denken. Er hielt sein Wort und trank keinen Tropfen mehr, und das war viel. Aber er blieb auch am Leben — und das war eine Heldenthat. Denn was so ein Unglücklicher zu leiden hat, vermag kaum der Arzt zu beurteilen, geschweige denn wir Laien.

Aus seinen Briefen erfuhr ich es nicht. Er schrieb regelmäßig, sogar ausführliche Briefe, Neuigkeiten aus der Heimat, Erinnerungen an die Jugend; von seinem Hierasos und vor allem, wie rührend der Doktor zu ihm sei. Über sich selbst schrieb er nur: „Es geht, wenn auch etwas hart" — oder gar nichts. Aber wie hart es ging, sagten mir die kurzen Briefe des Doktors, nie mehr als drei Zeilen. Und einmal, im Januar 1892 schrieb er mir sogar die furchtbaren Worte: „Ich mache mir zuweilen Gewissensbisse, daß wir ihn so ans Leben festgebunden haben."

Aber allmählich konnte auch er Besseres melden und im Juni schrieb er: „Wir haben ihn über den Berg gebracht. Arbeitet wieder, schläft sogar. Schläft! Verstanden?" Hilbrichs Briefe klangen nun vollends heiter, er hatte sogar wieder einen litterarischen Plan und sprach von einem Wiedersehen im nächsten Frühling. Das ging so in den nächsten Monaten fort.

Da — im November 1892 — erhielt ich den folgenden Brief von Urban:

„Heut vor einer Woche haben wir Hilbrich begraben. Hätte es Ihnen schon früher schreiben sollen, konnte aber nicht. Hochwasser. Viele Kranke.

Mit dem Hochwasser hing's zusammen. Montag, den 7. November, nachmittags drei Uhr läutete die Sturmglocke. Am Ufer fand ich auch Hilbrich und seinen Hund. Da treibt ein zertrümmertes Floß vorbei, darauf ein altes Weib. Der Hierasos springt ins Wasser und Hilbrich ihm nach. Erinnern sich noch? — vor drei Jahren konnt' er's nicht, nun konnt' er's. Faßt die Alte, bringt sie ans Ufer. Aber wo ist Hierasos? Mitten in der Strömung und wird immer weitergetrieben — der arme alte Kerl war ja nicht mehr recht bei Kräften. Der Hilbrich — dies sehen — nochmals hineinspringen — auf den Hund zu, man hätte kaum bis drei zählen können, so rasch ging's. Richtig erreichte er ihn, packte ihn am Fell — da faßte ihn die Strömung — aus war's. Hab's aber selbst gesehen, wie er verzweifelt dagegen rang — mit eignen Augen, verstanden?

Am nächsten Morgen hat die Flut die beiden bei Brajesti ans Ufer gespült. Der Hund und der Herr sind beisammen geblieben, die Hand hielt noch immer das Fell fest. Da hab' ich sie auch im Grabe nicht trennen lassen.

So, jetzt wissen Sie's. Wird mir sehr abgehen, der Hilbrich, bin nun ganz allein, werd' ihn nie vergessen. Mit Ihnen ist's vielleicht anders. Denken vielleicht: Schade — war aber doch eigentlich nur ein verkneipter Advokat in einem Winkel hinten in der Bukowina. Trau's Ihnen aber eigentlich doch nicht zu! Klügere, festere, glücklichere Menschen, als er, gibt's zu Millionen, aber einen besseren?! Hab ich recht, ja oder nein?"

Ja! aus ganzem Herzen: ja!

Auf der Jagd nach dem Känguruh.

Von

Friedrich Meister.

(Abdruck verboten.)

„Känguruhs wollen Sie schießen?“ lächelte mein australischer Freund.

„Selbstverständlich; warum nicht?“

„Weil Sie meiner Meinung nach ebensogut die Seeschlange schießen könnten oder das Mammuth oder den Plesiosaurus.“

Ich schaute den Bürger von Brisbane erstaunt an.

„Ja ja,“ nickte dieser. „Die Känguruhs, die heutzutage hier in Australien für Sie noch erreichbar wären, befinden sich entweder in Privatparks oder aber als Haustiere im Besitz wunderlicher alter Damen. Ich selber habe in meinem ganzen Leben noch kein Känguruh gesehen, obgleich ich in Australien geboren wurde, und ich bin überzeugt, daß die meisten unserer australischen Zeitgenossen Ihnen ganz dasselbe sagen werden.“

Der Mann behielt Recht, trotz meines anfänglichen Zweifels. Vor kaum hundert Jahren wimmelte der australische Kontinent noch von ungezählten Millionen dieser seltsamen Tiere, seither hat die Civilisation dieselben jedoch weggefegt. In den besiedelten Landesteilen existiert kein einziges mehr von ihnen, nur in den Wildnissen des Innern kommen sie noch vor, aber so vereinzelt, wie der amerikanische Bison in den entlegensten Fernen von Montana.

Die weißen Einwanderer haben das Känguruh so gut wie ausgerottet. Dieses traurige Geschick hat das bedauernswerte Marsupial seiner außerordentlichen Gefräßigkeit zuzuschreiben. In den ersten Zeiten der Besiedelung zeigten die Kolonisten eine besondere Vorliebe für das Tier, einerseits, weil es so harmlos und friedfertig war, andererseits, weil es nie versiegende Vorräte des besten und schmackhaftesten Fleisches lieferte. Allein bei näherer Bekanntschaft änderte sich dieses Verhältnis. Ein Känguruh braucht zu seiner Ernährung mehr Gras, als fünf Schafe. Da die Squatter aber fast ausschließlich Schafzüchter waren, so erklärten sie bald der ganzen Sippschaft den Krieg, der dann auch so energisch geführt wurde, daß er mit der gänzlichen Ausrottung der Känguruhs — in Viktoria wenigstens — endete.

Vom Standpunkte des Sportsmans ist dies zu beklagen, da es sowohl für die Hetzjagd als auch für das Beschleichen kein interessanteres Wild geben konnte, allein die Squatter handelten lediglich in Notwehr, denn die Tiere zeigten sich in ihrer Überzahl ebenso verderblich, wie die Heuschrecken. In einigen Gegenden kamen zwei Känguruhs auf ein Schaf, und alte Hirten erzählten mir, daß noch in den vierziger Jahren Schafherden von tausend Stück oft ein Begleitcorps von zwei- bis dreitausend Känguruhs hatten. Hieraus ergibt sich, daß eine Schafstation, die 1850 kaum Weide für fünftausend Schafe hatte, heute bequem vierzigtausend Schafe füttern kann.

Um die Ausrottung der Känguruhs im großen betreiben zu können, errichtete man in angemessenen Entfernungen voneinander Stockaden oder Einzäunungen, von deren Eingängen aus sich in weitgeöffnetem Winkel lange Zäune bis gegen zwei englische Meilen in die Ebene hinaus erstreckten. Monatlich einmal vereinigten sich die Squatter zu einem Treiben. Fünfzehn oder zwanzig Quadratmeilen wurden umstellt, und alle innerhalb dieses Kreises befindlichen Känguruhs langsam in die weite Öffnung des Zaunwinkels und dann in die Stockade dahinter getrieben. Bei einem solchen Treiben fing man oft bis fünftausend Tiere.

Befanden sich die Opfer in der Falle, dann sperrte man die Pforte zu und erlegte zunächst die gefährlichen „old men.“ die alten männlichen Tiere, mit der Büchse. Die übrigen wurden einfach mit Knüppeln oder kurzen Eisenstangen erschlagen.

In späteren Jahren, nachdem die Scharen der Känguruhs sich bereits stark gelichtet hatten, jagte man die Überlebenden zu Pferde oder mit Hunden, ein gefährlicher, aber überaus anziehender Sport, der geschulte Pferde und tüchtige Reiter erforderte, da die wilde Jagd nicht nur über die Ebene, sondern auch durch Wald und Dickicht ging.

Digitized by Google

Ein in die Enge getriebener „old man“ wird oft ein ſchlimmer Gegner. Den Hund, der ihm zu nahe kommt, hebt er mit den

zelner Reiter, ſo ſoll er, wie mir berichtet wurde, zuweilen hinterrücks auf die Kruppe des Pferdes geſprungen ſein und den Mann

Känguruhs unter einer Schafherde. Um 1850.

Vorderfüßen auf und reißt ihm mit einem Schlage der ſcharfen Hinterhufe den Leib auf. War ſein Widerſacher nur ein ein-

aus dem Sattel geriſſen haben, der dann, am Boden liegend, den mörderiſchen Klauenſchlägen bald erlag.

In einigen unbesiedelten Gegenden Queenslands und des nördlichen Australiens wird diese wilde Art der Känguruhhatz auch wohl heute noch ab und zu geübt, in Viktoria aber weiß man von einer Känguruhjagd nichts mehr, denn noch ist man dort nicht so weit gediehen, das Wild in besonderen Gehegen zu Jagdzwecken zu züchten, wie dies in Europa versucht wurde.

Trotzalledem aber sollte mein Wunsch, das seltene Beuteltier zu jagen, doch in Erfüllung gehen.

Ehe ich das aber erzähle, muß ich noch einige Bemerkungen über dieses originellste aller vierfüßigen Geschöpfe vorausschicken.

Känguruhs an der Tränke.

Jeder der Leser weiß, was ein Beuteltier ist, ebenso, daß fast alle australischen Säugetiere, bis zur Feldmaus hinab, dieser merkwürdigen Tierklasse angehören. Die Familie der Känguruhs weist gegen dreißig verschiedene Arten auf, von dem großen, roten Känguruh von Queensland, das aufrecht stehend seine acht Fuß mißt, bis zur kleinen, komischen Känguruhratte von Viktoria, die etwa acht Zoll hoch ist. Diese beiden aber, ebenso wie die Wallabys, Wallarus und wie die übrigen Arten sonst noch heißen mögen, seien hier nur beiläufig erwähnt, das eigentliche Känguruh ist das mausgraue, glatthaarige, den wissenschaftlichen Namen Macropus gigauteus führende, von dem auch der zoologische Garten in Berlin einige Exemplare aufzuweisen hat. Dasselbe steht gegen sechs Fuß hoch. Ich sage „steht," denn die am meisten in die Augen fallende Eigenschaft dieses Tieres ist seine Zweibeinigkeit, um mich so auszudrücken. Wenn es nicht gerade füttert oder ausruht, dann steht es aufrecht auf den Hinterbeinen; die kleinen Vorderfüße, die winzigen Händen nicht unähnlich sehen, werden niemals als Fortbewegungsmittel verwendet.

Bei jeder weidenden Känguruhherde steht ein „old man" auf der Wacht, unausgesetzt in die Runde spähend; es ist dies eine der beiden Ursachen, die das Beschleichen dieses Wildes so schwer machen; die andere soll weiter unten angeführt werden.

Die Fortbewegung der Känguruhs geschieht durch Sprünge, die es mit den Hinterfüßen ausführt. Auf den ersten Blick scheint das Tier, selbst das fliehende, damit nicht allzu schnell von der Stelle zu kommen, allein jeder Sprung mißt zwanzig bis dreißig Fuß, und thatsächlich gehört ein sehr flüchtiges Rennpferd dazu, wenn eine Känguruhhatz mit einiger Aussicht auf Erfolg unternommen werden soll.

Als Aufenthaltsort wählen die Känguruhs mit Vorliebe Gehölze, die sich an weiten Grasebenen entlang ziehen; sie finden hier zugleich genügende Weide und Schutz gegen feindliche Überraschungen.

Nun zu meinem Jagderlebnis.

Ich befand mich auf einer Schäferei im westlichen Viktoria, mit deren Besitzer ich mich befreundet hatte. Der Aufenthalt war etwas einförmig; um Abwechselung zu schaffen, machte Freund R. eines Tages den Vorschlag, auf einige Tage in das nahe Gebirge zu ziehen und dort der Jagd auf den weißen, gelbgekrönten Kakadu obzuliegen. Mount Cole, das ist der Name jenes Gebirgsteils, ist vom Fuße bis zu

seinem viertausend Fuß hohen Scheitel mit einer Waldung von Eukalyptusbäumen bedeckt, die noch vor wenigen Jahren viele Tausende von Känguruhs beherbergte. Als wir aber an jenem frostigen Junimorgen des Jahres 1890 den Wald betraten, da dachten wir nicht im entferntesten daran, noch solch ein Tier zu Gesicht zu bekommen.

Drei Tage streiften wir in Berg und Wald umher, ohne mehr erlegen zu können, als ein Paar winziger, roter Papageien, sogenannter Lories. Die Kakadus, die Wallabys und sogar die Bergziegen schienen dies Revier gänzlich verlassen zu haben.

Dann fing es an zu regnen, wie es nur im australischen Winter regnen kann, und mißmutig suchten wir Unterschlupf und Gastfreundschaft auf dem Gehöfte eines alten Trappers.

Hatte uns schon die Herzlichkeit der Aufnahme erfreut, so wurde unsere Freude am Nachmittag des zweiten Tages durch eine ganz unerwartete Kunde noch gesteigert. Einer der Söhne des Trappers kam nämlich heim und berichtete, daß er auf einer etwa zwei Kilometer vom Gehöft entfernten kleinen Waldwiese eine Herde Känguruhs gesehen habe, die daselbst weideten. Ganz besonders aufgefallen war ihm der „old man," der die Herde führte und bewachte; nach der Beschreibung, die er uns von diesem Tier gab, mußte dasselbe von ungewöhnlicher Größe sein.

Wir beschlossen, von der Aussicht auf eine Känguruhjagd ganz begeistert, am folgenden Tage auf die Pirsch zu gehen. Während der ganzen Nacht mußte ich an den Gastfreund in Brisbane denken, der als geborener Australier noch kein Känguruh gesehen hatte und dasselbe bereits zu den vorweltlichen und sagenhaften Tieren rechnete.

Der Morgen kam; es goß noch immer in Strömen.

Des Trappers Augen lachten, als er in die triefende Landschaft hinausblickte.

„Wir haben Glück," schmunzelte er. „Das ist ein großartiges Känguruhwetter."

Der Makropus geht erst spät zur Fütterung; wir hatten daher noch vollauf Zeit, als wir uns gegen vier Uhr nachmittags auf den Weg machten.

Die Waldwiese lag am unteren Ende eines kleinen Thales. Man konnte sich keinen geeigneteren Weideplatz für unser Wild denken.

Wir näherten uns dem Platze mit aller gebotenen Vorsicht, denn die Nase des Känguruhs ist ungemein scharf, und keinen Geruch verabscheut es mehr, als den des Menschen.

Auf den ersten Blick schien die Wiese leer zu sein, dann aber gewahrten wir am entgegengesetzten Rande derselben einige dunkle Punkte.

Ich schaute den Trapper fragend an.

„Känguruhs," flüsterte er. „Es ist schon richtig!"

Wir pirschten uns näher heran und zählten endlich zehn Tiere in den verschiedensten Größen. Wir mußten eine Familie mit allen Sprößlingen vor uns haben, vom jüngsten bis zum ältesten.

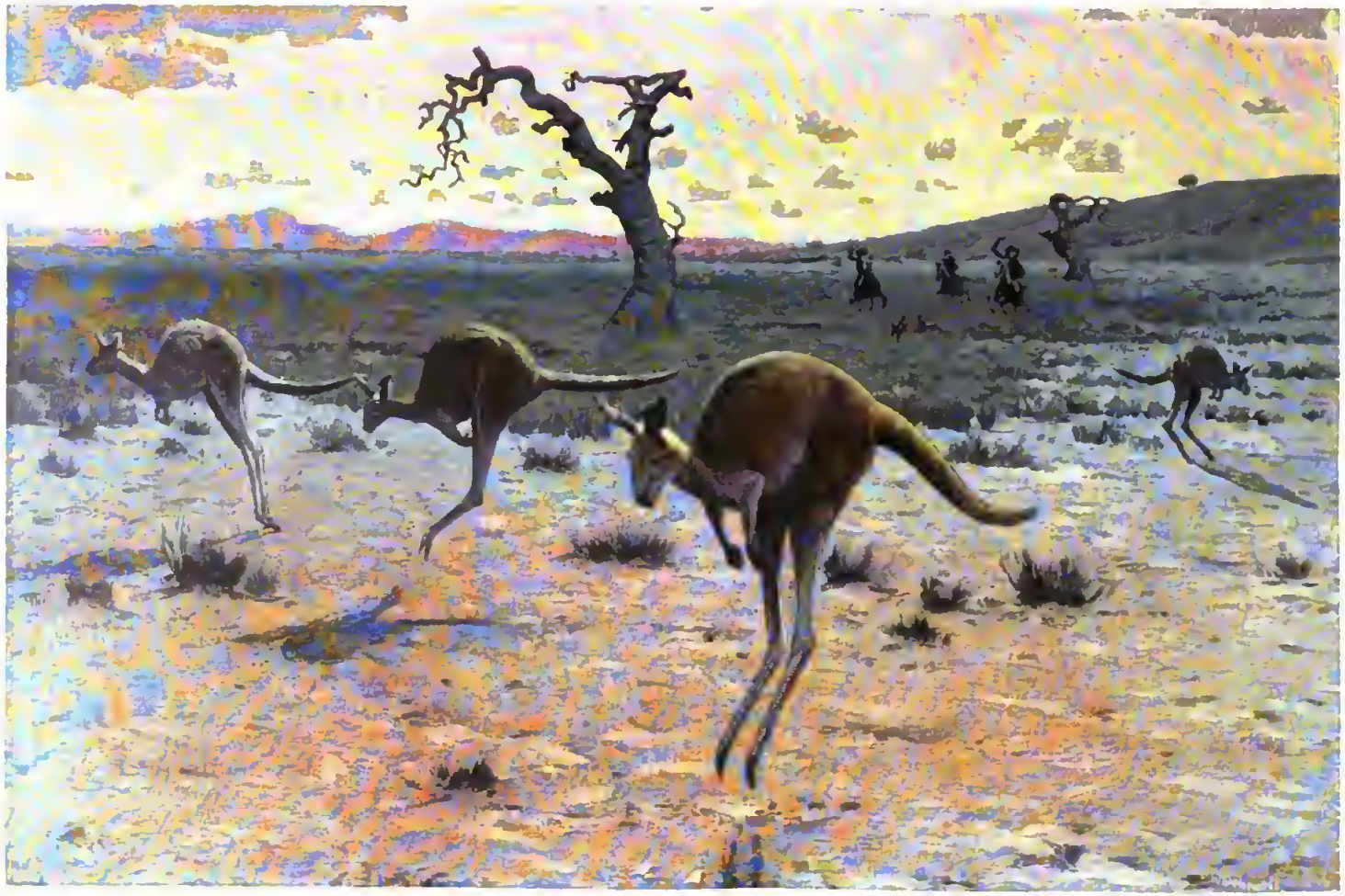
Noch waren wir zu weit entfernt, um einen Schuß wagen zu können. Langsam und auf weitem Umwege schoben wir uns vor. Die Bäume standen hier nur spärlich, und der „alte Mann" hielt scharfe Wacht.

Und jetzt komme ich zu der erwähnten anderen Ursache, die das Beschleichen des Känguruhs so schwer macht. Wie der Hai von den Lotsenfischen, so sind diese Beuteltiere stets von einem Vogel begleitet, der bei der geringsten verdächtigen Erscheinung sogleich einen Alarmruf hören läßt, der den Tieren das Signal zu schleunigster Flucht gibt. Man nennt ihn daher den Känguruhwarner.

Ich bin nicht imstande gewesen, Näheres über diesen merkwürdigen Vogel in Erfahrung zu bringen; selbst die australischen Ornithologen wissen keine Erklärung für das Gebahren desselben. Jedenfalls ist er ein kurioser Gesell, der noch die weitere Eigentümlichkeit besitzt, daß er niemals bei Regenwetter seinen Warnruf erhebt, ein Umstand, der uns günstig war.

Im Vorrücken stießen wir auf einen dem Anschein nach stark benutzten Fußpfad. Wie kam solch ein Pfad in diese Einöde? Der Trapper gab mir Aufklärung. Das mußte der Weg sein, den die Känguruhs alltäglich nach und von ihrem Futterplatze einschlugen.

Störten wir sie jetzt auf, dann war mit Sicherheit anzunehmen, daß sie auf diesem altgewohnten Pfade davonfliehen würden; ich beschloß daher, mich hier mit



Eine Kanguruhhatz.

meiner Vogelflinte aufzustellen, während Freund R. mit seiner Büchse die Tiere beschlich. Die letztere Aufgabe hätte ich gern selber übernommen, allein, da mir alles daran gelegen war, daß ein Stück Wild erlegt wurde, ich mir aber nicht verhehlte, daß meine bisherigen weidmännischen Erfahrungen hier unter fremden Verhältnissen und gegen ein fremdes Wild wohl nicht ausreichen würden, so war es ein Gebot der Klugheit, R., der ein gewiegter „Buschmann" war, den Vorrang zu lassen.

Es dauerte eine halbe Stunde, ehe wir, der Trapper und ich, R. wieder zu Gesicht kriegten. Er kroch langsam auf die weidende Herde zu, jeden Stamm, jeden Busch, jeden Grasbult als Deckung benutzend, und wo das Terrain ganz offen war, da schlängelte er sich auf dem Bauche vorwärts.

Die Känguruhs weideten in größter Ruhe; das Wetter mochte sie sicher machen. Sogar der „alte Mann" erhob sich jetzt nur noch gelegentlich, um kauend einen langsamen Blick im Kreise zu werfen. Er war ein Tier von sieben bis acht Fuß Höhe, ein seltenes Staatsexemplar.

Endlich war es R. gelungen, sich bis auf

Ein „alter Mann" auf der Wacht.

sechzig Schritt an die Herde heranzuschleichen, ohne den Verdacht derselben zu erregen.

Jetzt richtete er sich auf und streckte, den ersten Moment starren Schreckens der Tiere benutzend, den „alten Mann" mit einem Schuß durch die Schultern nieder.

Wie vorausgesehen, machten sich die übrigen sofort in der Richtung nach uns her auf die Flucht. Anstatt aber alle zugleich im Haufen davonzustürzen, wie jedes andere Wild gethan haben würde,

Das Beſchleichen der Känguruhs.

ſetzten ſich dieſe kurioſen Bewohner eines kurioſen Landes in Linie und zogen in richtigem Gänſemarſch ab, die große Alte an der Spitze und das winzigſte der Jungen am Schluß.

Die Alte ſprang in langen, anſcheinend ganz gemächlichen Sätzen dahin, dabei hielt ſie die Vorderpfoten ſo zimperlich übereinander, daß es geradezu komiſch ausſah. Die jungen Tiere, jedes ein genaues, verkleinertes Abbild der Mutter, folgten ihr in der Größe nach abſteigender Ordnung, indem jedes kleinere immer halb ſo kurze und daher doppelt ſo ſchnelle Sätze machte, wie das vor ihm hüpfende, ſo daß die Beinchen des letzten Knirpſes in ihrer raſenden Bewegung nur noch ſo verſchwommen ſichtbar waren, wie die Speichen eines in größter Geſchwindigkeit rollenden Rades.

Der Anblick dieſer Prozeſſion war ein ſo überwältigend ſpaßhafter, daß ich vor Lachen beinahe nicht zum Schuß kam. Wie es ſich bald genug herausſtellte, hätte ich mich ruhig meiner Heiterkeit über das ſo drollige und mir ſo neue Schauſpiel überlaſſen können, denn obgleich ich auf eine Diſtanz von kaum zwanzig Metern beide Läufe meiner Flinte auf die Alte abfeuerte, ſo ſetzte dieſe dennoch ungeſtört ihre Flucht fort und war mit all ihren Abkömmlingen im Dickicht verſchwunden, ehe ich die geleerten Patronen zu erſetzen vermochte. Das Schrot Nr. 3 hatte auf ihr dickes Fell wahrſcheinlich nicht die geringſte Wirkung ausgeübt.

Bisher hatte ich immer gehört und geleſen, daß die Känguruhs ſich bei ihren Sprüngen auch der Hülfe ihres außerordentlich muskulöſen Schweifes bedienen ſollten; bei dieſer Gelegenheit beobachtete ich jedoch ganz genau, daß jedes der davonſpringenden Tiere ſeinen Schweif faſt wagerecht und ſteif nach hinten ausgeſtreckt hielt, alſo die Erde gar nicht mit demſelben berührte.

Der „alte Mann“ erwies ſich als ein überaus ſtattliches Beuteſtück; es maß vom Hinterhuf bis zur Naſe ſieben und einen halben Fuß. Der Trapper ſagte uns, daß ſein Fell in Melbourne mit mehr als einem Pfund Sterling bezahlt werden würde.

Känguruhleder wird neuerdings ſowohl in der Buchbinderei wie auch zu ſonſtigen feinen Arbeiten viel verwendet. Vor vierzig Jahren galten die Känguruhs in den auſtraliſchen Kolonien für eine Peſt, für ein Ungeziefer, das mit aller Energie ausgerottet werden müßte, heute ſind ſie eine hochgeſchätzte Seltenheit, und eine einzige Känguruhhaut gilt mehr als vier Schafe. Auch eine Ironie des Schickſals.

Der „alte Mann“ wurde in aller Eile abgeledert, und dann machten wir uns mit dem Fell und den Hintervierteln nebſt Schwanz auf den Rückweg.

Die ältere Generation der heutigen Auſtralier hegt noch eine unüberwindliche Abneigung gegen das Känguruhfleiſch, die Jüngeren aber betrachten es als eine Delikateſſe, die ihnen jedoch leider in den meiſten Fällen unerreichbar bleibt. Ich kann aus eigener Erfahrung den großen Wohlgeſchmack dieſes Fleiſches beſtätigen, es iſt Reh und Rebhuhn zugleich. Der feinſte Teil dieſes Wildprets aber iſt der Schwanz; Känguruhſchwanzſuppe ſtellt die beliebte Oxtail soup weit in den Schatten und

Erlegt und abgeledert.

wäre ein Gaumenkitzel für unſere verwöhnteſten Feinſchmecker.

Wie ſchon zu Anfang erwähnt, ſind die Känguruhs in ſchnellem Ausſterben begriffen. Nach fünfzig Jahren wird man Auſtralien vergeblich nach ihnen durchſuchen. An ihre Stelle werden dann Hirſche, Rehe und Füchſe getreten ſein, die, vor wenigen Jahren erſt eingeführt, ſich bereits außerordentlich vermehrt haben.

Das Glück.

(Abdruck verboten.)

Das Glück, des ahnend wir einst geharrt,
Das hat uns alle zugleich genarrt:
Wie ein Gießbach sollt' es berauschend schön
Herstürzen aus unbegriffenen Höh'n —
Wir haben dergleichen nicht wahrgenommen.
Aber das Glück ist uns doch gekommen:
Nicht in brausendem Wallen und Schwellen,
Aber in tausend sickernden Quellen,
Reinen, lieblichen, silberhellen.

Hans Hoffmann.

Das Ende Kaiser Alexanders II.

Von

Graf Richard Pfeil.

(Übersetzungsrecht vorbehalten.) (Abdruck verboten.)

Das Jahr 1881 war ein trauriges für Rußland, ganz besonders für Petersburg, wo sich als an dem Sitz der Regierung, dem Mittelpunkt der tonangebenden Gesellschaft, die Ereignisse am klarsten wiederspiegelten. Noch krankte man an den seelischen und staatlichen Folgen des Türkenkrieges, der, wenn er auch schließlich siegreich gewesen, doch die innere Schwäche Rußlands in erschreckender Weise vor dem In- und Auslande bloßgelegt hatte. Man konnte den Vertrag von Berlin nicht verschmerzen, der Rußland um wertvolle Errungenschaften des übereilten Friedens von St. Stephano gebracht, und während man öffentlich in Wort und Schrift Deutschland, ganz besonders Fürst Bismarck des Verrats an der russischen Freundschaft zieh, machte man in der russischen Gesellschaft außerdem noch Alexander II, wegen dessen deutschfreundlicher Gesinnung, für den staatlichen Mißerfolg verantwortlich. In geschlossenen Kreisen wurde ausgesprochen, daß der Thronfolger als Zar eine solche Demütigung Rußlands nicht zugegeben hätte, und alle möglichen wahren oder erfundenen Aussprüche desselben wurden erzählt, die angeblich diese Auffassung bestätigen sollten. Handel und Wandel stockten, und Petersburg hatte einen traurigen Winter hinter sich, denn wegen des im Vorjahre erfolgten Todes der Kaiserin fanden auch keine Gesellschaften statt, die doch immerhin einigen Bevölkerungsklassen zu verdienen gaben. Der Nihilismus fand in den gebildeten Kreisen so viele Anhänger, wie er nur wollte, und war auch, wie spätere Vorgänge zeigten, hier und da in das Offiziercorps eingedrungen. Gegen Kaiser Alexander II waren bereits sechs Mordanschläge versucht, davon vier in den letzten zwei Jahren, nicht zu rechnen die unzähligen gelungenen oder mißlungenen gegen hohe Beamte. Kein Mensch zweifelte im Frühjahr 1881, daß bald wieder ein Mordversuch erfolgen würde, und man wunderte sich, daß der Kaiser schon ein Jahr unbehelligt geblieben sei. Die vielen versuchten Verbrechen gegen sein Leben hatten den Zaren nicht volkstümlicher gemacht; wohl war man über die Nihilisten entrüstet, besonders seit dem letzten Anschlag gegen den Winterpalast, der so vielen braven Soldaten das Leben gekostet; aber das Mitgefühl für den einst so vergötterten Zaren, die ehemals begeisterte Liebe für denselben, kam nicht recht zum Ausdruck.

In der mit den Verhältnissen vertrauten Petersburger Gesellschaft schadete jedoch Alexander II ganz besonders die so bald nach dem Ende der Kaiserin geschlossene Ehe mit Fürstin Dolgoruki. Wohl trieben den edeldenkenden Mann hierzu höhere Beweggründe, die aber in der Gesellschaft

nicht verstanden wurden. Seine Gesundheit war nicht die beste, und er sah auch voraus, daß er doch einmal ein Opfer des Nihilismus werden würde; darum wollte er der Fürstin und namentlich deren Söhnen eine Lebensstellung geben. Die russische Gesellschaft verstand, wie gesagt, diese Beweggründe nicht; das Verhältnis zwischen dem Kaiser und seiner nunmehrigen Gemahlin, der Fürstin Jurjewska, war das leise geführte Gespräch in allen Gesellschaftskreisen, und schon hörte man die Befürchtung aussprechen, er wolle sie zur Kaiserin machen. Um so fester scharte man sich um den Thronfolger, dessen tiefen Schmerz über die zweite Ehe seines Vaters man allgemein kannte.

Es ist traurig zu sagen; aber Kaiser Alexander II, dieser Herrscher, der sein Land so innig geliebt, er stand, in den letzten Jahren seiner Regierung, in ihm so ziemlich allein. Das Verlangen: „Fort mit allem westeuropäischen, namentlich deutschem Einflusse! Rußland für die Russen!“ wurde immer stärker, und neben Alexander II blieben nur noch ganz wenige Männer, die, und auch nicht in dem Maße, wie der Kaiser selbst, dessen Gefühle für Deutschland teilten.

So sah es im Frühjahr 1881 in Petersburg, dem Haupte, und noch mehr in Moskau, dem Herzen Rußlands, aus.

Eine Feier, die Kaiser Alexander II bei seiner Anwesenheit in Petersburg sehr ungern versäumte, war die allsonntägliche Wachtparade in der Michaelsmanege, einem riesigen Exerzierhause. Da stand der zur Wache bestimmte Truppenteil im Paradeanzug; ihm gegenüber in glänzenden Uniformen, geschmückt mit Sternen, Ordensbändern und wehenden Helmbüschen, alle Großfürsten, die gesamte Generalität und das Offiziercorps der Garde. Auch sah man dort den „Eigenen Konvoi Seiner Majestät,“ jene Kaukasier, in ihren prächtigen, altertümlichen, an vergangene Jahrhunderte erinnernden Trachten, auf edelen Pferden. Unter den Anwesenden befanden sich auch stets die Botschafter fremder Mächte, soweit sie militärischen Rang hatten. Der Zar stieg in einem Vorraum des Exerzierhauses zu Pferde, begrüßte erst die Zuschauer, dann die Truppen, nahm die Meldungen der wachthabenden Offiziere und Unteroffiziere unter den Klängen einer ganz besonders schönen, hierzu allein bestimmten Musik entgegen und ließ Parademarsch machen. Dann führten die kaukasischen Reiter allerlei verwegene Stücke aus, und schließlich meldeten sich die für diesen Tag als Ordonnanzoffiziere der Gardereiterei bestimmten jungen Herren beim Kaiser, und zwar in der Art, daß sie am äußersten Ende der Bahn zu Pferde hielten und auf ein gegebenes Zeichen in vollem Lauf auf den Zaren losstürmten, dicht vor ihm hielten und ihre Meldung abstatteten. Es galt dies dem betreffenden Offizier für eine ganz besondere Auszeichnung, die allerdings auch mit einer gewissen Gefahr verknüpft war, denn wehe dem, welcher den Zaren berührte oder gar anritt. Für diesen Tag ließ sich jeder der jungen Offiziere eine neue Uniform machen, denn der Kaiser musterte scharf. Einige gingen sogar so weit, die Pferde mit echt silbernen Hufeisen zu beschlagen. Alexander II unterhielt sich auch während der Wachtparade viel mit den Botschaftern, oft über wichtige Dinge. So machte er — ich glaube, es war 1879 — dem französischen Botschafter, dem bekannten General Chanzy, die bittersten Vorwürfe, daß Frankreich sich weigere, den nihilistischen Verbrecher Hartmann auszuliefern; alle Anwesenden konnten sehen, wie erregt der Kaiser sprach und wie tief sich Chanzy hier und da entschuldigend verbeugte. Im allgemeinen war aber der Zar bei der Wachtparade, umgeben von seinen getreuen Gardetruppen und Dienern, stets guter Laune, was sich auch immer bei den ihm an diesem Tage abgestatteten Meldungen kund gab. Jedenfalls war die Wachtparade eines der prächtigsten kriegerischen Schauspiele in verhältnismäßig kleinem Raume, das man sich nur denken konnte.

Allgemein, namentlich in Offizierskreisen, war es aufgefallen, daß der Kaiser seit einigen Wochen diese Truppenschau versäumt hatte. Oft war sie angesagt, wurde aber dann im letzten Augenblick wieder abbestellt, angeblich wegen Unwohlseins. Doch glaubte man an letzteres nicht, um so mehr, als man den Kaiser öfters in einem abgesperrten Teile des Sommergartens mit der Fürstin Jurjewska spazieren gehen sah.

Für Sonntag den 1./13. März war

nun die Wachtparade wiederum angesagt, doch zweifelte man, ob sie stattfinden werde, um so mehr, als das Leib-Garde-Sappeur-Bataillon auf Wache zog, ein Truppenteil, der dem Kaiser nicht so besonders nahe stand. Kaiser Alexander war aber fest entschlossen, diesmal die ihm früher gewordenen polizeilichen Warnungen nicht zu beachten und zur Wachtparade zu fahren. Er befahl sogar, daß von seinem Wagen die Trauer abgenommen werden solle, welche noch immer an den kaiserlichen Hofwagen befindlich, denn seit dem Tode der Kaiserin war noch kein Jahr vergangen.

Da ließ sich in der Morgenstunde im Winterpalast der allmächtige Generaladjutant Graf Loris-Melikow melden. Derselbe hatte sich im türkischen Kriege und später bei Bekämpfung der Pest im Süden Rußlands einen ausgezeichneten Namen gemacht und war nach dem vorjährigen Mordanschlag vom Kaiser zum Generalgouverneur mit unbeschränkter Vollmacht ernannt worden, um den Nihilismus zu unterdrücken; später wurde der Graf Minister des Innern, und der Kaiser gewann immer mehr Vertrauen zu ihm, da, wie schon erwähnt, seit einem Jahre nichts gegen den Zaren unternommen worden war.

Alexander II empfing den Grafen in gewohnter liebenswürdiger Weise und fragte nach seinem Begehr. Darauf stellte ihm Graf Loris-Melikow ehrerbietig vor, es sei auch heute unmöglich, daß er zur Wachtparade fahre. Der Polizei sei durch Aussagen eines nihilistischen Gefangenen, der ein offenes Bekenntnis abgelegt, genau bekannt, daß für die nächste Zeit ein Mordanschlag geplant sei; ja, es sei sogar gestern gelungen, einen der Leiter des geplanten Unternehmens, namens Sheljabow, zu ergreifen und in Verwahrsam zu bringen.

Der Kaiser entgegnete, daß, wenn die Nachrichten der Polizei überhaupt richtig seien, so würde, nach Ergreifung des Führers, aus dem angeblich geplanten Unternehmen so bald nichts werden, und er werde unbedingt zur Wachtparade fahren; es erscheine ihm geradezu feige, wenn er es nicht thäte. Alles Abreden des Grafen war vergebens, und dieser versuchte nun das letzte Mittel; er wandte sich an die Fürstin Jurjewska, zu deren wenigen Vertrauten er gehörte und deren Einfluß auf Alexander II er wohl zu schätzen wußte.

Die Fürstin begab sich sofort zu ihrem kaiserlichen Gatten und beschwor denselben, bei dessen Liebe zu ihr und den Kindern, von seinem Vorhaben abzustehen. Den Bitten und Thränen der geliebten Frau gegenüber wurde der Kaiser weich und gab endlich, wenn auch schweren Herzens und widerwillig, nach. Überglücklich verkündete die Fürstin dem Grafen Loris-Melikow ihren Erfolg, und der Wagen wurde abbestellt.

In diesem Augenblick ließ sich die Großfürstin Alexandra Josephowna, Gemahlin des Großfürsten Konstantin, die ihren kaiserlichen Schwager zärtlich liebte, bei diesem melden. Im Verlauf des Gesprächs teilte ihr der Kaiser mit, er fühle sich nicht ganz wohl und werde nicht zur Wachtparade fahren. „Wie schade," sagte die Großfürstin, „Dmitri, (ihr jüngster Sohn) war heute bestimmt, sich bei dir als Ordonnanzoffizier zu melden, worauf er sich schon sehr freut."

Das machte den Kaiser in seinem Entschluß wankend, und er beschloß, nunmehr unter allen Umständen zur Wachtparade zu fahren.

Um punkt $^3/_4$1 Uhr fuhr der Zweisitzer des Kaisers vor dem Winterpalaste vor, geleitet von dem bekannten Leibkutscher Frolow Shergejew, kenntlich an seinem langen Bart, der die vielen Orden und Ehrenzeichen bedeckte, die sich der Alte in langjährigem Dienst bei seinem kaiserlichen Herrn erworben. Wie immer, begrüßte letzterer freundlich den alten Diener und befahl ihm persönlich: „In die Michaelsmanege über die Sängerbrücke!" Fort rollte der Wagen auf dem bekannten Wege. Oben im Palaste blieb eine weinende Frau zurück.

In der Michaelsmanege harrten indessen Truppen und Zuschauer auf den langentbehrten Besuch des Zaren. Um $^3/_4$1 erschien die mächtige Gestalt des Großfürsten-Thronfolgers, Oberbefehlshabers der Gardetruppen und des Petersburger Militärbezirks, begrüßte das Leib-Garde-Sappeur-Bataillon und nahm dann an dessen rechtem Flügel mit den anderen Vorgesetzten Aufstellung. Gegenüber den Truppen standen an 40—50 höhere Generale und General-

adjutanten, nach dem Dienstalter, unter diesen Herzog Peter von Oldenburg, der innige Freund und Verwandte des Kaisers, der diesem bald im Tode nachfolgte, Großfürst Konstantin, Graf Heyden, Baron Prittwitz, Nepokoischitzki, Generalstabschef im letzten türkischen Kriege, ferner Graf Baranzow, Fürst Mentschikow, Issakow, der greise Fürst Sswworow, ein Nachkomme des berühmten russischen Feldherrn, u. a. m. Auch sämtliche Offiziere der Garde waren befohlenermaßen anwesend, und man freute sich in diesen Kreisen, daß sich der Zar wieder zeige. Natürlich war wieder vom Nihilismus die Rede, den einige erloschen glaubten, während andere neue Verbrechen vermuteten. Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß ein aus dem Kaukasus stammender Offizier die dort erscheinende Zeitung „Kawkas" mitgebracht, welche einem türkischen Blatte „Stambul" nachstehende eigenartige Prophezeiung entnommen hatte. Es hieß dort:

„Der Traumdeuter Ali Effendi zeigte uns die Nummer der vor vier Jahren eingangenen Zeitung „Shabach" vom 2. Dezember 1876, in der erzählt wurde, daß der frühere russische Botschafter Graf Ignatjew Ali Effendi zu sich gerufen und gebeten habe, einen Traum zu deuten, den Kaiser Alexander II gehabt. Der Kaiser habe im Traume zwei Monde gesehen, einen dunkelroten und einen von gewöhnlicher Färbung. Der Traumdeuter habe das Gesicht dahin erklärt, daß zwischen Rußland und der Türkei ein gewaltiger Krieg entbrennen würde. Diesem werde in Rußland eine aufständische Bewegung folgen und nach einigen Jahren der Kaiser das Opfer einer Verschwörung werden. Der Botschafter belohnte den Traumdeuter und meldete das Gehörte telegraphisch dem Kaiser."

Man besprach gerade diese eigenartige Geschichte, als sich um Punkt 1 Uhr die weiten Thore des Hauses öffneten und der Kaiser hereinritt in der Uniform des Leib-Garde-Sappeur-Bataillons auf einem prächtigen Rappen. Er sah etwas bleich aus, denn er war in der letzten Zeit oft von seinen asthmatischen Anfällen gequält worden, war aber immer noch eine der schönsten und erhabensten Herrschergestalten, die man sich denken konnte. In seiner vornehm-freundlichen Weise nickte er den Zuschauern grüßend zu, wobei sein Blick alle die Generale und die zahlreichen sonstigen Offiziere derart überflog, daß jeder sich einbildete, der Kaiser habe ihn ganz besonders angeschaut. Dann begrüßte er die Truppe, die ihm laut: „Gesundheit wünschen wir Eurer Kaiserlichen Majestät!" entgegenrief.

Es war das letzte Mal, daß er diesen Ruf vernehmen sollte. Am folgenden Tage galt er schon dem, der ernsten Antlitzes am rechten Flügel der Truppen stand.

In dem glänzenden Gefolge des Kaisers befanden sich: sein jüngster und Lieblingsbruder Großfürst Michael, der Generaladjutant vom Dienst Fürst Barclay de Tolly-Weimarn, jetzt in Dresden wohnhaft, der deutsche Botschafter General von Schweinitz, der österreichisch-ungarische Graf Kalnoky, jetzt Ministerpräsident, der französische General Chanzy, einer der besten französischen Heerführer, der englische Lord Dufferin, der bald hernach diesen Posten mit dem des Vicekönigs von Indien vertauschte, und der türkische, Shakir Pascha, welcher im letzten Kriege den russischen Garden gegenüber mit zähem Widerstand und rücksichtsloser Grausamkeit focht: endlich die am Hofe beglaubigten Militärbevollmächtigten.

Kaiser Alexander II ließ die Truppen zweimal vorbeimarschieren, belobte sie für ihre gute Haltung und wandte sich dann an ihren Befehlshaber, Generalmajor Skalon, welcher im letzten Kriege an der Spitze der Garde-Sappeure schwer verwundet worden war. Dann nahm er die Meldungen der jungen Garde-Kavallerieoffiziere entgegen und begrüßte herzlich seinen Neffen, den Großfürsten Dmitri Konstantinowitsch, welcher zum erstenmale diesen Dienst that. Noch einmal nickte er den versammelten Offizieren gnädig zu, stieg dann vom Pferde und befahl dem Kutscher, ihn nach dem Michaelspalast zu fahren, wo er bei der Großfürstin Katharina Michailowna, Herzogin von Mecklenburg, das Frühstück einnehmen wollte.

Die Wachttruppen marschierten ab, und die Offiziere zerstreuten sich in der Stadt.

Graf Loris-Melikow hatte die Wahrheit gesagt, als er dem Kaiser versicherte, die Polizei sei einer für die nächste Zeit

geplanten Verschwörung auf der Spur. Schon im Herbst 1880 waren einige nihilistische Persönlichkeiten festgenommen, namentlich aber ein Jude, namens Goldenberg, der in einem umfangreichen Schriftstück Geständnisse über die Gliederung der Partei, über ihre nächstliegenden Pläne, sowie eine genaue Kennzeichnung aller wichtigen Persönlichkeiten machte. Goldenberg war an vielen Verbrechen, auch an den Vorbereitungen zu dem jetzt geplantem Kaisermorde beteiligt und genoß das volle Vertrauen der Partei. Seine Geständnisse waren für diese in der Folge geradezu vernichtend. Es hieß später, er habe sich im Gefängnis das Leben genommen, doch glaubte man nicht recht daran, am allerwenigsten die auf seine Angaben hin verurteilten Nihilisten, denn noch nach Jahren spielten, bei den zahlreichen nihilistischen Verhandlungen die Aussagen Goldenbergs eine ausschlaggebende Rolle. Wenn dann die Betreffenden erklärten, Goldenberg könne dies doch gar nicht ausgesagt haben, da er ja seit dem Februar 1881 tot sei, so wurde ihnen entgegnet, das thue nichts zur Sache, er habe dieses alles vor seinem Tode, in Erwartung der kommenden Dinge, ausgesagt. Das Wahrscheinliche ist, daß Goldenberg heute noch irgendwo gefangen gehalten wird, um seine Kenntnisse auszunutzen.

Durch Goldenbergs Aussagen war der Polizei bekannt, daß die nihilistische Partei die Mordversuche mit dem Revolver oder durch Sprengung von Eisenbahnen aufgeben und Bomben anwenden wolle. Auch wußte man, daß ein gewisser Shelsjabow, der schon lange in der nihilistischen Bewegung stand, den diesmaligen Mordversuch gegen den Kaiser leiten würde. Ferner erfuhr die Polizei durch Goldenberg, daß ein Student Trigonja, der sich unter seinem wahren Namen in Petersburg aufhielt, Beziehungen zu wichtigen Persönlichkeiten habe. Trigonja wurde lange Zeit von der Polizei beobachtet; ein Beamter der geheimen Polizei wurde sein Zimmernachbar, und man lernte dadurch zunächst die Wohnungen kennen, in denen er verkehrte. Am 27. Februar erfolgte endlich der Befehl, ihn zu verhaften, und bei dieser Gelegenheit fand man auch den längst gesuchten Shelsjabow, den Anstifter aller Schrecken der letzten Jahre. Er war ein Bauerssohn, der sich aus eigener Kraft, ohne jede Hilfe, bis zur Universität herausgearbeitet hatte; dort aber stürzte er sich in die nihilistische Bewegung, der er nun schon seit neun Jahren angehörte. Der jetzt 30jährige Mann war geradezu das Bild eines Verschwörers. Ein schöner Kopf, dessen Nerven und Sehnen bei jeder Gemütsbewegung zur Geltung kamen, hohe Denkerstirn, kluge, große Augen, langer Vollbart, meistens ein spöttisches Lächeln auf dem Gesicht, so ist er mir aus dem Gerichtssaal und endlich, als er am Fuß des Galgens stand, in Erinnerung. Natürlich erfuhr die Polizei kein Wort von ihm, und erst auf der Anklagebank sprach er.

Aber die Festnahme des Führers sollte das Verbrechen nicht aufhalten, im Gegenteil, dessen Ausführung wurde vielleicht beschleunigt. Zu derselben Morgenstunde, in welcher am 1./13. März jene Vorgänge im Winterpalast sich abspielten, versammelten sich die Verschwörer in einer der entlegensten Straßen Petersburgs, und an die Stelle Sheljabows trat — ein junges Mädchen, Sofie Perowska, die Tochter eines der ältesten Adelsgeschlechter Rußlands.

Ihr Vater hatte eine hohe Stellung im Staatsdienst bekleidet; ihr Oheim war bis vor einigen Jahren Gouverneur von Petersburg gewesen. Wie kam dieses junge Mädchen in solche Gesellschaft? Ein Student, der als Hauslehrer im Elternhause war, brachte ihr die ersten nihilistischen Gedanken bei. Er vermochte sie dazu, „unter das Volk zu gehen," wie die Nihilisten ihre Thätigkeit unter der Bevölkerung nennen, und mit 17 Jahren verließ das junge Mädchen für immer das Elternhaus. Seit dieser Zeit gab es kaum ein nihilistisches Verbrechen, an dem sie nicht eine hervorragende Rolle gespielt. Ebenso kaltblütig, wie sie bei Alexandrowsk, im Süden Rußlands, beim Sprengversuch gegen den kaiserlichen Zug dessen Herannahen beobachtete und, als er über der Mine war, „Feuer" befehligte, ebenso entschlossen trat sie an jenem Märzmorgen vor die Verschwörer, die ob der Festnahme ihres Führers zaghaft geworden waren, und erklärte ihnen, sie werde das Unternehmen leiten, es sei die höchste Zeit, daß es ausgeführt werde. Und wie thatkräftig nahm sie die Leitung des schrecklichen Verbrechens in die Hand

und führte sie durch, bis zum traurigen Ende!

Der Plan war allerdings so teuflisch klug ausgesonnen, daß er kaum mißlingen konnte. Monatelang hatte Sofie Perowska, unbehelligt in Petersburg lebend, die Ausfahrten des Kaisers beobachtet. Derselbe wählte, von der Wachtparade kommend, stets nur zwei Wege zurück nach dem Winterpalast; einen näheren und schlechteren längs des Katharinenkanals, einen weiteren und besseren durch die kleine Gartenstraße. Von einem bestimmten Standpunkt aus ließ sich rechtzeitig erkennen, welchen Weg der Kaiser wählen würde.

In der Gartenstraße, einer der belebtesten der Hauptstadt, hatten die Verschwörer eine Mine gegraben. Sie hatten zu diesem Zweck eine Käsebude im Erdgeschoß eines Hauses gemietet, gruben von dort aus Tag und Nacht, wobei das Schwierigste war, die herausgenommene Erde zu verbergen. Ein gewisser Kobosew — in Wirklichkeit war es ein Edelmann Namens Bogdanowitsch — lebte dort mit einer Genossin als angeblicher Käsehändler, und beide leiteten die Arbeit, bei der ihnen alle Verschworenen, die als Kunden den Laden betraten, halfen. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich etwas geradezu Unglaubliches. Die Polizei wußte durch die Aussagen Goldenbergs von jener Mine, mit Bezeichnung der nur sehr kurzen Straße; ferner war sie durch die Hausbewohner auf die sonderbaren Käsehändler aufmerksam gemacht worden. Endlich entschloß man sich zu einer Haussuchung und beauftragte mit derselben den Ingenieurgeneral Mrowinski, einen großen Kenner des Minenwesens. Dieser, ein sehr alter Mann, begab sich in die Käsebude, untersuchte angeblich alles ganz genau und entdeckte nichts, obwohl die Mine damals bereits fertig war. In einem später gegen Mrowinski angestellten geheimen, gerichtlichen Verfahren, dessen Ergebnis seine lebenslängliche Verbannung nach Sibirien war, soll es sich herausgestellt haben, daß er die Mine entdeckt, der angebliche Käsehändler jedoch gedroht habe, ihn sofort in die Luft zu sprengen, wenn er nicht schweige. Jedenfalls blieben hier die Verschwörer unbehelligt.

Wie viele am Kaisermord beteiligt waren, läßt sich wohl niemals genau feststellen. Sheljabow gab an, daß, „als er den Ruf erschallen ließ," sich 47 bereit erklärten, Bomben zu werfen. Möglich, daß diese Zahl übertrieben; jedenfalls aber haben die späteren Verhandlungen einige zwanzig am Kaisermord beteiligte Persönlichkeiten ergeben. Die Perowska hatte einige Bombenwerfer am Katharinenkanal aufgestellt; sie konnte diesen, wie auch den Verbrechern an der Mine, Zeichen geben, welchen Weg der Kaiser gewählt. Wäre er durch die Gartenstraße gefahren, so war für den Fall, daß die Mine nicht genügend wirkte, verabredet, daß die Bombenwerfer dorthin eilen sollten, um ihr grausiges Werk zu vollenden. Sofie Perowska begab sich, sowie sie sah, welchen Weg der Kaiser einschlng, auf die andere Seite des Katharinenkanals, um die Bombenwerfer im Auge zu behalten.

Der Kaiser hatte sich etwa eine halbe Stunde bei der Großfürstin Katharina Michailowna aufgehalten und begab sich dann auf den Heimweg, nachdem er persönlich dem Kutscher gesagt: „Auf demselben Wege — nach Hause!" Wie immer, war der Wagen von Mannschaften seines kaukasischen Konvois, ausgesucht zuverlässigen Leuten, begleitet. Auf dem Kutschbock saß der Unteroffizier Matschnew von der Leib-Garde-Kosaken-Schwadron vom Kuban; sechs Kosaken in prächtiger, roter, silbergestickter Tracht begleiteten auf ihren schnellen Pferden den dahineilenden Wagen, einige vor, einige hinter demselben. Ihnen folgte in einem mit zwei, wegen ihrer Schnelligkeit in ganz Petersburg berühmten Pferden bespannten Schlitten der Polizeimeister Oberst Dworshizky, hinter diesem der Führer der Schutzwache, Hauptmann der Gendarmerie Koch; diesem folgte dann der Befehlshaber der Kosaken-Schwadron vom Terek Kulebjakin, ein wegen seiner hervorragenden, in verschiedenen Feldzügen bewiesenen Tapferkeit bekannter Offizier. Nach menschlichem Ermessen erschien der Kaiser genügend bewacht. Mehreres Volk stand am Katharinenkanal, Truppenabteilungen kreuzten den kaiserlichen Wagen.

Neben dem Kanal, in der Fahrrichtung des Kaisers rechts, lag der schöne Park der Großfürstin Katharina Michailowna. Von

einer Stelle aus konnte man durch dessen entlaubte Bäume den Palast des Kaisers Paul erkennen, und zwar gerade das, jetzt zu einer Kapelle mit ewig brennender Lampe umgewandelte Turmzimmer, in welchem er, auch im März, vor 80 Jahren so schmählich ermordet worden war. Heute noch macht dieses Zimmer, namentlich abends, bei dem trübe flackernden Licht einen besonders schaurigen Eindruck; unwillkürlich wird man durch dessen Anblick an die mit Blut geschriebene Geschichte des russischen Herrscherhauses erinnert.

Es war gerade 2 Uhr 20 Minuten, als der kaiserliche Wagen diese Stelle am Kanalufer erreicht hatte, da sahen, wie die späteren Zeugenaussagen ergaben, verschiedene Personen einen jungen Mann mit langem, blondem Haar, im Überzieher mit einer Pelzmütze, der in der Hand ein kleines, weißes Bündel hielt, dieses erheben und nach dem Wagen zu schleudern. Im selben Augenblick erfolgte hinter dem Wagen ein einem Kanonenschuß ähnlicher Knall, eine dichte Wolke von Rauch, Schnee und Splittern stieg empor. Alle Fenster an der gegenüberliegenden Seite des Kanals stürzten klirrend herab.

Als sich diese Wolke verzogen, erblickte man zwei Kosaken und einen kleinen, vierzehnjährigen Bäckerjungen, die sich, zum Tode verwundet, in ihrem Blute wälzten.

Der Wagen des Kaisers war, wenn auch schwer beschädigt, doch noch fahrbar, und der Kutscher wollte schnell weiterfahren. Der Kaiser befahl ihm jedoch entschieden, zu halten, und stieg unverwundet heraus, wobei er gestürzt wäre, wenn ihn nicht Rittmeister Kulebjakin aufgehalten hätte.

Der Verbrecher versuchte zu entfliehen, wurde aber sofort von zwei Grenadieren des Preobraschenskischen Regiments und herbeigeeilten Polizisten festgehalten. Letztere konnten ihn nur mit Mühe vor der Volkswut schützen; man wollte ihn in Stücke reißen. Er schrie mehreremal: „Schlagt mich nicht, schlagt mich nicht, ihr seid ja armes, unwissendes Volk!“ Plötzlich teilte sich die den Verbrecher umringende Menge; sie sah den Kaiser auf diesen zuschreiten, in seinen langen, grauen Mantel gehüllt, wachsbleichen Antlitzes, aber mit festem Schritt daherschreitend. Ein Offizier drängte sich an ihn heran und fragte: „Ew. Kaiserliche Majestät, sind Sie verwundet?“ „Nein!“ entgegnete der Zar, „aber siehe diese da!“ mit schmerzlichem Blick auf die Verwundeten weisend. Dann trat er an den Verbrecher heran und sagte: „Was willst du von mir, Verruchter?“ Auf die nochmalige Frage eines anderen, ob er verwundet sei, erwiderte der Kaiser: „Gott sei Dank, nein!“ Da lächelte der Verbrecher, wie es sich gleich herausstellte, ein Kleinbürger Namens Ryssakow, höhnisch und sagte: „Was, schon Gott sei Dank!? Dazu ist noch nicht Zeit.“

Diese spöttisch warnenden Worte hätten den Kaiser und seine augenblickliche Umgebung aufmerksam machen können, daß die Gefahr noch nicht vorüber sei; aber in der furchtbaren Aufregung wurden sie nicht recht in ihrer Bedeutung gewürdigt. Der Kaiser beugte sich über den in den letzten Zügen liegenden Bäckerlehrling und schritt dann längs des Kanalgitters, wohl um nach seinem Wagen zu gelangen.

Er war wenige Schritte gegangen, als ein etwa dreißigjähriger Mann, der bis dahin am Kanalgitter gelehnt, einen weißen Gegenstand emporhob und diesen unmittelbar dem Kaiser vor die Füße warf. Von neuem erdröhnte der furchtbare Schlag wie fünf Minuten zuvor, und wiederum war alles für einige Augenblicke in eine Wolke gehüllt. Dann aber zeigte sich ein Anblick, weit entsetzlicher als der vorige.

Auf dem Straßenpflaster lagen mehrere Tote, und einige zwanzig mehr oder weniger schwer Verwundete wälzten sich in Blut- und Schneemassen. Einige konnten aufstehen, andere versuchten es und fielen wieder hin. Auf dem mit Kehricht gemischten Schnee, inmitten von Blutlachen, sah man Stücke menschlicher Glieder, Kleider, Epauletten, blutige Fleischfetzen.

Am Gitter des Kanals jedoch lag, in sitzender Stellung angelehnt, Kaiser Alexander II. Die Kopfbedeckung war zerfetzt fortgerissen, das Gesicht blutig, der Mantel, in Stücke zerrissen am Boden; aber der furchtbarste Anblick waren die entblößten, fast bis zum Knie fortgerissenen Beine, aus denen das Blut sich in Strömen über den Schnee ergoß.

Und gegenüber dem Zaren lag der Mörder, fast in ganz gleicher Weise verwundet.

Alle, Verwundete und Gesunde, stürzten zu dem zum Tode verwundeten Herrscher hin, alle Hände streckten sich aus, um ihm zu helfen, aber es wurde kein rechter Entschluß gefaßt, während das Blut ununterbrochen fortrann. Da nahte sich Großfürst Michael, der mit dem Kaiser bei der Großfürstin Katharina gewesen und auf den ersten Schlag hin herbeigeeilt war, und traf die notwendigsten Anordnungen. Man wollte den verstümmelten Kaiser in einen Schlitten heben, aber dessen Pferd war durch den Vorgang scheu geworden und ging durch. Man hob ihn nun vorsichtig in den Schlitten des Polizeimeisters Oberst Dworshizkij; Rittmeister Kulebjakin, selbst schwer verwundet, setzte sich ihm gegenüber und hielt die zerschmetterten Beinstumpfe in die Höhe, um den Blutverlust zu mindern.

Als der Kaiser vom Boden aufgehoben wurde, sagte er mit kaum vernehmbarer Stimme zu dem auch schwerverwundeten Oberst Dworshizkij: „Ist der Thronfolger am Leben?", eine Frage die darauf deutet, daß der Kaiser fast ohne Besinnung war, denn der Thronfolger war ja gar nicht anwesend. Auf die bejahende Antwort des Oberst versuchte er das Kreuz zu schlagen, konnte aber den Arm nicht mehr heben. Auf eine Frage, ob er bei Besinnung sei, antwortete er nur: „Kalt! Kalt!" Dann trat Großfürst Michael, sein Lieblingsbruder, neben ihn und fragte: „Hörst du mich, Shascha?" (Abkürzung für Alexander), worauf der Kaiser leise antwortete: „Ich höre." Auf die weitere Frage des Großfürsten, wie er sich befände, antwortete er, nur noch leise stammelnd: „Recht schnell nach Hause . . . recht schnell nach Hause . . . bringt mich ins Palais . . . damit ich dort . . . sterbe." Dann sagte er: „Bedeckt mich mit einem Taschentuch," und als ihm nicht gleich eins gebracht wurde, noch einmal: „Bedeckt mich."

Vielleicht widerstrebte es ihm, sich dem Volke in diesem Zustande zu zeigen. Jedenfalls waren dies die letzten, bei einigermaßen Bewußtsein gesprochenen Worte.

Der Schlitten bewegte sich in langsamem Trabe nach dem Winterpalast; auf den Kuffen standen einige Personen, die den Kaiser stützten. Großfürst Michael folgte, nachdem er Anordnungen getroffen, den Thronfolger und die anderen Großfürsten zu benachrichtigen.

Man hielt vor einer Vorfahrt, von der aus ein Aufzug nach den Gemächern des Kaisers führte. Aber das Öffnen der für gewöhnlich geschlossenen Thür nahm lange Zeit in Anspruch, und schließlich erwies sich der Aufzug zu eng für den Verwundeten. Dieser Aufenthalt hatte wiederum einen furchtbaren Blutverlust zur Folge gehabt; um den Schlitten zeigte sich eine mehrere Fuß lange und breite Blutlache. Endlich trug man den völlig bewußtlosen Kaiser auf den Armen nach seinem Arbeitszimmer, wo in aller Eile ein Bett hergerichtet wurde. Ärztliche Hilfe war sofort zur Stelle, erwies sich aber als vergeblich. Der starke Blutverlust beschleunigte wohl den Tod, aber auch ohne diesen war angesichts der entsetzlichen Wunden an eine Rettung nicht zu denken.

In kürzester Zeit waren alle anwesenden Familienmitglieder um den sterbenden Kaiser vereinigt. Die erste war die Fürstin Jurjewska, welche vergeblich noch einen Blick von dem geliebten Gatten zu erhalten hoffte. Er soll, auf ihre flehendliche Bitte hin, einmal verständnisvoll die Augen aufgeschlagen haben, doch war dies wohl eine Einbildung der Fürstin. Bald war auch der Thronfolger mit seiner Gemahlin zur Stelle, und beide standen schluchzend am Sterbelager des so entsetzlich dahingemordeten Vaters. Das Zimmer füllte sich immer mehr mit Familiengliedern und Großwürdenträgern. Da nahte sich der Seelsorger des Zaren Roshdestwenskij, um dem völlig bewußtlosen, kaum noch atmenden Herrscher das heilige Abendmahl zu reichen.

Während dies im Innern des Winterpalastes vor sich ging, sammelte sich draußen auf dem riesigen Platze eine Menschenmenge, die in kürzester Zeit zu 10—15 000 anwuchs. Tiefe Stille herrschte in dieser ungeheueren Masse, nur unterbrochen durch Wagen und Schlitten, welche Minister und andere Würdenträger nach dem Palaste führten, oder durch Boten von dort, welche immer traurigere Nachrichten über das Befinden des Kranken brachten, die dann wie ein Lauffeuer durch die Menge gingen. Angstvoll blickte die Menge nach der Kaiser-

Im Morgenschein. Nach dem Gemälde von Dora Hitz.

flagge, die noch hoch über dem Zarenschlosse flatterte.

Da, es war 3 Uhr 35 Minuten, senkte sich die stolze Flagge langsam auf Halbmast!

Wie ein unterdrückter Weheruf ging es durch die, meist dem niederen Volke angehörenden Tausende, und wie auf einen einzigen Wink lag die Menge auf den Knieen, sich fromm bekreuzigend.

Sofort wurden die Truppen zusammengezogen und auf Alexander III und den Thronfolger vereidigt.

Der Abend verlief in Petersburg ziemlich ruhig. Furcht und Schrecken herrschte in der Bevölkerung, und viele vermieden sich auf der Straße zu zeigen. Fortwährend hörte man von der Festnahme dieser oder jener verdächtigen Persönlichkeit. Der Bahnverkehr wurde gesperrt, ebenso die Thore. Die ganze Stadt wurde mit Truppen umgeben. Alle diese Maßregeln erwiesen sich später als völlig unnötig.

Sowie die Leiche des Kaisers gewaschen und das Sterbezimmer in Ordnung gebracht war, fand dort eine Seelenmesse statt, an der alle Mitglieder der kaiserlichen Familie teilnahmen. Unmittelbar nach derselben wurde mir Gelegenheit, den heimgegangenen Herrscher zu sehen, der stets zu mir voller Güte gewesen war.

Er ruhte in seinem Arbeitszimmer, aus welchem alle Möbel fortgeschafft waren, auf einer einfachen eisernen Feldbettstelle, welche ihn im letzten Feldzuge begleitete. Diese stand quer in der Mitte des Zimmmers, so daß das Gesicht der Leiche auf das in der Ecke befindliche Heiligenbild gerichtet war.

Der Verewigte trug die Uniform des Leib-Garde-Regiments Preobraschenski. Der Kopf ruhte auf einem gewöhnlichen, weiß überzogenem Kissen, die Hände waren gefaltet, auf der Brust lag ein Heiligenbild. Der untere Teil des Körpers war mit einer leichten Decke verhüllt, und gewährte einen schauerlichen Anblick, denn man konnte die Formen der zerschmetterten Beinstumpfe erkennen. Der Gesichtsausdruck war unverändert, fast der eines friedlich Schlafenden. Das Gesicht war mit kleinen Wunden bedeckt; größere befanden sich an beiden Seiten des Kinnes und am linken Auge. Die Wände des Zimmers schmückten Gemälde der Eltern des Verstorbenen, des Kaisers Alexander I, sowie der preußischen Könige Friedrich Wilhelm III und IV und Kaisers Wilhelm I, letzterer in der Uniform des Ersten Garde-Regiments.

Am folgenden Morgen fand in den Sälen des Winterpalastes eine Feier statt, die zu der tiefen Trauer in grellem Gegensatze stand, die Vereidigung der in Petersburg anwesenden Großwürdenträger und die Huldigungscour.

Zu letzterer hatten sich sämtliche höheren Beamten, soweit sie Hofrang hatten, die gesamte Generalität und die Offiziercorps eingefunden. Doch so groß die Prachtsäle des Winterpalastes auch sind, so waren sie doch kaum imstande, alle die Anwesenden zu fassen, denn ein jeder, der berechtigt war, zu erscheinen, war herbeigeeilt. Es gewährte wohl einen eigentümlichen Anblick, alle die glänzenden europäischen und asiatischen Uniformen, wie die kostbaren Kleider und Geschmeide der Damen zu sehen, wenn man sich vorstellte, daß nur wenige Schritte entfernt derjenige als verstümmelter Leichnam lag, der vor noch nicht 24 Stunden der Beherrscher dieser Räume und der sie bergenden Tausende gewesen.

Doch diesmal war der Glanz der Versammlung nur ein äußerlicher. Auf allen Gemütern lag der schwere Druck des vergangenen Tages, und die Menschenmenge bewahrte die tiefe Stille der Trauer. In diesem Augenblicke waren alle jene, Eingangs dieser Schilderung erwähnten bitteren Gefühle gegen den zu westlich, zu deutsch gesinnten Kaiser erloschen. Man dachte nur an den hingemordeten Vater des Vaterlandes, der letzteres so über alles geliebt.

Erwartungsvoll blickten Alle nach den Kaiserthüren, bis endlich, gegen zwei Uhr, die Zeremonienmeister das Herannahen des kaiserlichen Zuges verkündeten.

Tiefernsten Antlitzes führte Alexander III seine schöne Gemahlin, welche den Thränenstrom nicht hemmen konnte; aber auch die mächtige Gestalt des neuen Herrschers zuckte manchmal schmerzerfüllt zusammen, und seine Gesichtszüge zeigten, wie mühsam er sich aufrecht erhielt, um dem Schmerze nicht freien Lauf zu lassen. Den Eltern folgte der Großfürst-Thronfolger, damals noch ein Kind, mit dem jüngeren Bruder Georg, der sich jetzt gleichfals schwerkrank

in Livadia befindet. Und hinter diesen beiden Kindern schritt der langjährige Freund, der einstige Jugendgespiele des Verstorbenen, der Hausminister Graf Adlerberg, das greise Haupt gebeugt vom tiefen Kummer über den für ihn unersetzlichen Verlust. Alle Großfürsten und Großfürstinnen folgten in langem, glänzendem Trauerzuge.

In der Mitte des ersten Saales, gegenüber der Wache des Chevalier-Garde-Regiments blieb der Kaiser stehen und sprach mit von Thränen erstickter Stimme:

„Tiefbewegt danke ich Ihnen für die meinem, nun in Gott ruhenden Vater geleisteten treuen Dienste und kann nur bitten, daß Sie mir die gleichen erweisen mögen. Ich nehme die Bürde der Krone mit dem Entschluß an, zu versuchen, Allerhöchst meinem Vater nachzueifern und das Werk zu vollenden, welches er begonnen. Sollte der Allmächtige auch mir dasselbe Schicksal vorbehalten wie ihm, so hoffe ich auf Sie, daß Sie hier meinem Sohne (auf den Thronfolger weisend), die gleiche Treue entgegenbringen mögen, die Sie meinem Vater erwiesen haben."

Brausendes Hurra folgte diesen ersten Worten des neuen Herrn und schallte herüber nach dem stillen Totenzimmer.

Es erübrigt nur noch, nach dem Opfer der Mörder, nach dem Verbrechen der Sühne zu gedenken.

Wenige Tage nach dem Morde gelang es, gestützt auf die Angaben des „toten" Goldenberg, der Hauptthäter habhaft zu werden. Auch der durch Sheljabow zum Nihilismus verführte, neunzehnjährige Bauerbursche Ryssakow, welcher die erste Bombe geschleudert, wurde im Gefängnis zahmer und bequemte sich zu Aussagen, durch welche man seine Mitschuldigen erfuhr. Jener, der die todbringende Bombe geworfen, wurde selbst deren Opfer; er starb nach etwa einer Stunde, nach dem er, um seinen Namen gefragt, erwidert hatte: „Den weiß ich nicht." Bei seinen Genossen wurde er Jelnikow genannt; später wurde sein wahrer Name bekannt. Der Verfertiger der Bomben war der Sohn eines russischen Priesters Kibaltschitsch, der Chemie studiert; ein äußerst kluger Kopf, der mehrere Erfindungen hinterließ. Ihm hatte ein Marineoffizier Ssuchanow geholfen, doch wurde dieser erst später zur Verantwortung gezogen. Ein anderer Bombenträger war ein Bauersohn Michailow, der nach verzweifelter Gegenwehr in seiner Wohnung festgenommen wurde. Den wertvollsten Fang machte die Polizei aber in Sofie Perowska, welche in Petersburg geblieben und auf dem Newskiprospekt festgenommen wurde. Die letzte war eine Jüdin Jesse Helfmann, Wirtin der Wohnung, in der sich die Verschworenen versammelten, und Mitwisserin aller derer Pläne.

Drei Wochen nach dem Kaisermorde saßen die sechs Hauptschuldigen auf der Anklagebank. Der junge Staatsanwalt, welcher die Anklage in wahrhaft glänzender Weise vertrat, ist der jetzige Minister des Innern Murawjew. Auf die spannenden und fesselnden Gerichtsverhandlungen einzugehen, würde zu weit führen. Der Bombenwerfer Ryssakow war völlig gebrochen und sagte alles, was man wissen wollte, aus, wofür ihn seine Mitschuldigen noch am Galgen mit Verachtung straften. Michailow, ein stämmiger Bauerbursche, und die Jüdin Helfmann versuchten sich herauszulügen; der Chemiker Kibaltschitsch beschäftigte sich wesentlich mit der technischen Seite der Verhandlung, ganz, als ob ihn deren eigentlicher Zweck nichts anginge. Die beiden vornehmsten Angeschuldigten, Sheljabow und Sofie Perowska, benahmen sich, wenn man dies von solchen Übelthätern überhaupt sagen kann, würdig. Sie leugneten keinen Augenblick, nahmen alle Schuld auf sich und suchten dieselbe von ihren Genossen abzuwälzen, namentlich den, durch Ryssakows Geständnisse schwer beschuldigten Michailow zu entlasten. Die Perowska war 27 Jahre alt, sah aber weit jünger aus; ihr sehr hübsches Äußere, vor allem die Umgangsformen verrieten die vornehme Abstammung. Sheljabow bewahrte eine oft spöttische Ruhe; seine ganze Haltung bewies, daß er, von seiner Vertrauensstellung in der nihilistischen Partei her, ans Befehlen gewohnt war.

Wie sich nicht anders erwarten ließ, wurden alle sechs zum Tode verurteilt. Bei der Helfmann wurde die Vollstreckung des Urteils noch aufgeschoben, weil sie sich in anderen Umständen befand; später wurde sie zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien begnadigt.

Am 3./15. April, vier Wochen nach der Missethat, fand die Hinrichtung statt, eines der grausigsten Schauspiele, das ich in meinem vielbewegten Leben gesehen.

Um 7 Uhr früh war schon auf allen Anschlagssäulen zu lesen, daß die Hinrichtung um 9 Uhr öffentlich auf dem ziemlich außerhalb der Stadt gelegenen großen Ssemenowschen Platze stattfinden würde, und bald füllten sich die Straßen, welche der grausige Zug vom Gerichtsgefängnis nach dem Richtplatz zu durchschreiten hatte. Auf allen Knotenpunkten der Straßen standen starke Truppenabteilungen.

Betrat man den Ssemenowschen Platz, so erblickte man zunächst eine nach Tausenden zählende Menge. Diese mußte man durchbrechen, um zu der traurigen Richtstätte zu gelangen. Mitten auf dem Platze erhob sich der schwarzangestrichene Galgen, seiner Opfer harrend. Auf einer etwa 5 Fuß hohen, 20 Fuß im Geviert messenden, mit Brettern bekleideten und mit einem Geländer umgebenen Erhöhung, zu welcher fünf Stufen heraufführten, erhoben sich die starken Seitenbalken, durch einen schwächeren Querbalken verbunden. An letzterem erblickte man sechs eiserne Ringe, in der Entfernung von je 2 Fuß voneinander. Hinter diesen Balken standen drei Säulen, von welchen eiserne Ketten herunterhingen, dazu bestimmt, daß die Verbrecher an sie befestigt werden sollten, wenn sie etwa während der Verlesung des Urteils Widerstand leisteten. Eine Leiter war an den Querbalken gelehnt, um von ihr aus Stricke in den vorerwähnten Ringen befestigen zu können. Außerdem standen auf dem Gerüst drei Stufen, auf welche die Verurteilten hinaufsteigen mußten, wenn ihnen die Schlinge um den Hals geknüpft wurde. Alles dieses war, wie gesagt, schwarz angestrichen und machte, auch selbst auf den mit starken Nerven Begabten, einen schauerlichen Eindruck; den schauerlichsten aber die hinter dem Gerüst befindlichen fünf offenen schwarzen Särge, in jedem derselben einige Hobelspäne, welche dem Kopf ihres baldigen Bewohners als Unterlage dienen sollten. Dort lagen auch graue Überwürfe, die den Verurteilten, bevor sie die unheimlichen drei Stufen bestiegen, über den Kopf gezogen werden sollten. Sie dienten dazu, die verzerrten Gesichtszüge der Gehängten zu verbergen, waren aber durchsichtig.

Zu Füßen des Galgens warteten vier Gehilfen des Henkers, alle, ohne Ausnahme, wegen schwerer Verbrechen bestrafte Übelthäter, mit widerlich-rohem Gesichtsausdruck, gekleidet in den grauen Anzug der Strafgefangenen, die runden Mützen auf dem Kopfe und in große Pelze gehüllt, auf denen der Stempel einer Strafgefangenenanstalt befindlich. Sie harrten der Ankunft ihres Meisters Frolow, welcher gleichfalls wegen mehrfachen Todschlages mit langjähriger Einkerkerung bestraft war und nun seit Jahren bereits dieses traurige Amt versah und zwar mit der ganzen Gleichgiltigkeit und Roheit eines zum Tier gewordenen Menschen. Vor dem Gerüst befand sich ein mit Brettern belegter Platz, von welchem aus später das Urteil verlesen wurde und auf dem sich zahlreiche höhere Offiziere und Berichterstatter fremder Blätter einfanden. Von dort wagte es Marineleutnant Sfuchanow der Hinrichtung seiner Mitschuldigen zuzusehen, welche nur wenige Schritte von ihm entfernt, ihn zweifellos erkennen mußten. Wie sicher mußte er doch ihrer Verschwiegenheit sein!

Um das Gerüst hatten acht Gardebataillone Aufstellung genommen; in zweiter Linie hielten Kosaken das Volk zurück. Nach acht Uhr erschien in einem geschlossenen Wagen, auf dessen Bock ein Polizist, und von Kosaken geleitet, — der Henker Frolow. Er war nicht in der Kleidung der Strafgefangenen, sondern in dunkeler russischer Bauerntracht. Ein starker Bart beschattete das häßliche Gesicht; mit fast höhnischer Miene schritt der Verbrecher an den Truppen vorbei und betrat das Gerüst. Hinter ihm folgte sein Gehilfe, einen Sack in der Hand, in dem die Stricke befindlich. Frolow stieg an der Leiter in die Höhe, zog fünf Stricke, an welchen bereits die Schleifen geschlungen, durch die vorerwähnten Ringe und befestigte sie dann an den Seitenbalken, jeden auf seine Haltbarkeit prüfend.

So waren alle Vorbereitungen getroffen, als gegen $^3/_4$9 Uhr heransprengende Kosaken verkündeten, daß der Zug der verurteilten Verbrecher nahe. Sie waren in ihren Einzelzellen um sechs Uhr geweckt worden, mit dem Bemerken, daß

sie sich zum letzten Gang bereit zu halten hätten.

Diese Mitteilung hatten sie ruhig angehört und verlangten nur Thee, der ihnen auch gereicht wurde. Dann trat der Geistliche bei ihnen ein, um das Abendmahl zu verabreichen, welches jedoch Sheljabow und die Perowska in höflicher Weise zurückwiesen. Um 8 Uhr verließen sie auf Schinderkarren, von elenden Pferden gezogen, das Gerichtsgebäude. Diese langen, offenen Karren waren schwarz angestrichen und zu je drei Sitzplätzen, durch eiserne Stangen getrennt, eingerichtet. Die Gefangenen waren an die Eisenstangen gekettet und saßen so, daß sie den Pferden den Rücken kehrten. Im vordersten Wagen saßen Sheljabow und Ryssakow, in dem anderen die Perowska, rechts von ihr Kibaltschitsch, links Michailow. Alle waren gleichmäßig in schwarzen Strafgefangenenanzug gekleidet, über den Kopf eine Kapuze gezogen, die nur das Gesicht sehen ließ. Die Arme waren ihnen auf dem Rücken zusammengeschnürt, die Füße gefesselt; auf der Brust trug jeder eine große schwarze Tafel, auf welcher mit weißer, weithin lesbarer Schrift „Kaisermörder" geschrieben war.

Alle sahen nach der qualvollen langen Fahrt leichenblaß und verstört aus; die größte Ruhe bewahrte noch die Perowska; scheinbar ganz geistesabwesend war Ryssakow. Sheljabow blickte finster vor sich hin; nur selten wandte er sich zu Ryssakow, diesem einige wohl Vorwürfe über dessen Aussagen enthaltende Worte zuflüsternd, welche jener aber nicht zu verstehen schien. Einmal hatte es den Anschein, als wolle er sich an das Volk wenden; doch unterdrückte der Trommelwirbel seine Worte. Kibaltschitsch sprach gar nichts; die Perowska machte manchmal eine Bemerkung zu ihm, wobei ihr Gesicht einen, allerdings sichtbar gezwungen höhnischen Ausdruck annahm. Michailow sprach fortwährend zur Perowska, bis jene ihm dies zu verwehren schien; außerdem verbeugte er sich immerfort vor der Menge; dieses alles that er in fieberhafter Aufregung.

Das Volk ließ den Zug ruhig, ich möchte fast sagen teilnahmlos an sich vorüberziehen. Niemand verunglimpfte durch irgend ein Wort die Verbrecher, aber auch auf keines Miene zeigte sich eine Spur von Mitgefühl; ein jeder war zu tief von der Gerechtigkeit der Strafe durchdrungen.

Die Wagen fuhren bis an das Hochgericht heran; dort befreite man die Verbrecher von ihren Stricken und Ketten, und je zwei Polizisten führten sie die Stufen des Gerüstes hinauf. Auch hierbei zeigte sich die Perowska am ruhigsten; die anderen, vor allem Ryssakow, gelangten nur schwankend, so daß man sah, sie konnten sich nur schwer in den Knieen halten, bis an die Schandpfähle, wo sie in einer Reihe Aufstellung nahmen. Der Henker nahm ihnen die Kopfbedeckungen ab, die Truppen präsentierten das Gewehr, und die Verlesung des Urteils begann. Während derselben wandte sich Sheljabow oft zu seinen Schuldgenossen mit einigen unverständlichen Worten. Nach Beendigung des Urteilsspruchs betraten mehrere höhere Geistliche das Gerüst; die Verurteilten kamen ihnen entgegen, und jeder küßte das Kreuz. Der älteste Geistliche erteilte ihnen den letzten Segen; dann verließen die Priester die Richtstätte, und der Staatsanwalt überwies die Gefangenen dem Henker, der sich inzwischen bereits seinen Rock ausgezogen, unter welchem ein rotes Hemde sichtbar wurde. Sie nahmen, gegenseitig sich küssend, voneinander Abschied; nur Ryssakow sagte keiner Lebewohl, wegen jener vor Gericht gemachten Aussagen, die ihn in den Augen seiner Genossen als Verräter stempelten.

Um 9 Uhr begann die Hinrichtung. Der Henker mit seinen Gehilfen zog den Verbrechern schnell die für sie durchsichtigen Überwürfe über den Kopf, die jedoch so eingerichtet waren, daß der vordere Teil des Halses frei blieb. Die Arme waren über dem Rücken zusammengebunden und konnten sich nur wenig bewegen; die Füße waren frei.

Als erster bestieg Kibaltschitsch die verhängnisvollen Stufen. Der Henker legte ihm die Schlinge um den Hals, stieg dann die Stufen herab, — ein Ruck und der Körper schwebte frei in der Luft; keine Bewegung deutete mehr ein Lebenszeichen an. Hierauf führten zwei Gehilfen Michailow die Stufen herauf. Dieser schien bereits das Bewußtsein fast verloren zu haben, denn nur durch der beiden Unterstützung hielt er sich aufrecht. Als ihm der Henker die Schlinge um den Hals ge-

legt, den Strick fest angezogen und an dem Seitenbalken befestigt hatte, sank er zusammen, so daß er bereits an dem Strick hing, obwohl seine Füße noch die Stufen berührten. Der Henker zog dieselben fort und — das Schreckliche geschah! — der Strick riß, der Verurteilte stürzte herab und kam, was das Schlimmste, durch den Sturz wieder zum Bewußtsein, denn man konnte deutlich sehen, daß er sich allein, ohne Hilfe des Henkers, aufrichtete. Schnell waren die Stufen wieder herangeschoben; Michailow betrat dieselben, von den Knechten gestützt, von neuem; der Henker legte ihm einen anderen Strick um, zog die Schlinge fest zu, rückte die Stufen fort — wieder riß der Strick, und zum zweitenmal stürzte der Unglückliche herab.

Da ging durch die Tausende von Zuschauern ein lautes Rufen der Entrüstung, dem, dem Sturme vorangehenden Windesbrausen vergleichbar. Der befehligende General, Generaladjutant Baron Driesen, rief unwillig dem Henker etwas zu. Dieser kniete dem Unglücklichen auf die Brust und zog die Schlinge fest zu; dann wurde Michailow, wahrscheinlich schon tot, an zwei aneinander geknüpften Stricken aufgehängt.

Welche entsetzlichen Minuten für die drei noch verbleibenden Verbrecher, welche durch die Hüllen alles sehen konnten!

Zwei neue Stricke wurden in die Ringe eingezogen, was auch längere Zeit in Anspruch nahm, dann kam Sheljabow an die Reihe, dessen Hinrichtung nur einen Augenblick dauerte. Auch die der Perowska ging rasch vorüber; sie hatte schon das Bewußtsein verloren, bevor die Stufen fortgezogen wurden, denn sie fiel, während sie noch auf diesen stand, vornüber in die Schlinge. Endlich als letzter kam Ryssakow an die Reihe. Auch er schien fast ohne Bewußtsein zu sein, doch mußte auch bei ihm der Henker einen Fehler begangen haben, denn, nachdem er einige Minuten hing, fing er an Bewegungen zu machen, worauf Frolow die Schlinge fester zuzog. Die gesamte Hinrichtung dauerte durch den Zwischenfall eine Viertelstunde. Während der ganzen Zeit ertönte lauter Trommelwirbel.

Über eine halbe Stunde blieben die Verbrecher hängen. Leiser Luftzug bewegte die leblosen Körper hin und her. Ein schauerlicher Anblick. Nach Verlauf dieser Zeit wurden die Särge auf das Gerüst gehoben und unter jedem der Gehängten aufgestellt. Dann ließ man sie an den Stricken in den Sarg herunter und Gerichtsärzte stellten den eingetretenen Tod fest. Die Särge wurden auf drei bereitstehenden Wagen fortgefahren.

Einzelne aus dem Volk drängten sich an den Henker und kauften diesem, in thörichtem Aberglauben, Stücke der Stricke ab. Die Truppen marschierten nach Hause, und schweigend verlief sich die Menge.

Der Kaisermord war gesühnt.

Die Rätsel des Kuckuckseies.

Von

Wilhelm Haacke.

(Abdruck verboten.)

Unter den von der Wissenschaft unterschiedenen Vogelarten, deren Anzahl auf ungefähr 10 000 geschätzt wird, hat keine die Naturforscher so lange und nachhaltig beschäftigt, gibt keine den Vogelkundigen so viele Rätsel auf, wie die, welche von einem der volkstümlichsten deutschen Vögel, von unserem durch seinen Ruf allbekannten Kuckuck gebildet wird. Jedermann weiß, daß der Kuckuck seine Eier nicht selbst bebrütet, sondern sie in fremde Nester legt und die Pflege seiner Jungen anderen Vögeln überläßt. Dieses Brutschmarotzertum ist aber keineswegs das Sonderbarste an unserem Vogel. Viel merkwürdiger sind die Rätsel des Kuckuckseies.

Über die Ursache des vom Kuckuck geübten Brutschmarotzertums hat man mancherlei Vermutungen ausgesprochen; wir müssen aber eingestehen, daß wir nicht wissen, warum es eingeführt worden ist. Am wahrscheinlichsten ist noch die Annahme, daß es sich dabei um eine erbliche Gewohnheit handelt. Es gibt nämlich Verwandte des Kuckucks, die Madenfresser, bei denen mehrere Weibchen ihre Eier in ein gemeinsames Nest legen und zusammen bebrüten. Kuckucksweibchen, bei denen dergleichen vorkam, mögen sich nun daran gewöhnt haben, ihre Eier auch fremden Vögeln anzuvertrauen und ihrem Schicksal zu überlassen.

Schwieriger noch als das Brutschmarotzertum sind die Eigentümlichkeiten des Kuckuckseies zu erklären.

Während es ausländische Kuckucksarten gibt,

deren Angehörige ihre Eier vorwiegend oder ausschließlich den Nestern einer und derselben Vogelart zuweisen, ist unser deutscher Kuckuck in der Wahl der Pflegeeltern für seine Jungen sehr wenig beschränkt, und wenn das Kuckucksweibchen seine Eier oft auch nur aus Not in dieses oder jenes Nest legt, nämlich dann, wenn es keine ihm zusagendere Pfleger auffinden kann, so ist doch die Anzahl der vom Kuckuck bevorzugten Nesteigentümer eine merkwürdig beträchtliche. Kuckuckseier sind in den Nestern von weit über 100 verschiedenen Vogelarten gefunden worden, und diese bilden eine recht bunte Gesellschaft. Beschränken wir uns nur auf die Arten von deutschen Vögeln, deren Angehörige entweder häufig oder doch gelegentlich oder auch nur zuweilen Kuckuckseier in ihren Nestern bergen, so haben wir aufzuzählen: die Nachtigall und den Sprosser, das Blaukehlchen und das freilich nur als deutscher Durchzugsvogel bekannte Tundrablaukehlchen, das Rotkehlchen, den Garten- und den Hausrotschwanz, die Heckenbraunelle, die beiden Arten der Wiesenschmätzer, nämlich das Schwarzkehlchen und das Braunkehlchen, den Steinschmätzer, die Steindrossel, die Sing- und die Wacholderdrossel, die Schwarz- und die Schildamsel, die Sperber-, Garten- und Dorngrasmücke, den Mönch und das Müllerchen, den Drossel- und Schilfrohrsänger, den Binsen-, Teich- und Sumpfrohrsänger, den Weiden- und Berg-, den Fitis- und Waldlaubsänger, den Gartensänger, den Heuschrecken- und Flußrohrsänger, das gelb- und das feuerköpfige Goldhähnchen, den Zaunkönig, die Kohlmeise, den Baumläufer, die weiße und die Gebirgsbachstelze, die Kuhstelze, den Wiesen- und Baum-, den Wasser- und Brachpieper, die Feld-, Heide- und Haubenlerche, den Haus- und den Feldsperling, den Buchfink und Grünling, den Hänfling und Girlitz, sowie von deutschen im nördlichen Europa brütenden Wintervögeln den Berg- und den Leinfinken. Auch in den Nestern unseres deutschen Dompfaffen sind Kuckuckseier gefunden worden, desgleichen in denen des großen rufischen, auch im deutschen Nordosten vorkommenden Gimpels. Kuckuckseier hat man ferner angetroffen in den Nestern des Kernbeißers und in denen des als deutscher Wintervogel bekannten Spornammers, weiter bei dem Grau- und dem Goldammer, dem Zaun-, dem Garten- und dem Rohrammer, auch bei unserem allbekannten Star, bei der Elster und beim Eichelhäher. Auch der Raubwürger und der Neuntöter, der rotköpfige und der graue Würger gehören zu den Vogelarten, bei welchen Kuckuckseier gefunden worden sind, ebenso der graue und der Trauerfliegenschnäpper, die Rauchschwalbe und der Grünspecht, ja sogar die Ringel-, die Hohl- und die Turteltaube, und, was das merkwürdigste ist, der Zwergsteißfuß.

Angesichts dieser erstaunlichen Anzahl von Vogelarten darf man wohl fragen, ob nicht in manchen Fällen ein Irrtum vorliegt, ob nicht häufig abweichend gefärbte und geformte Eier anderer Vögel für Kuckuckseier gehalten worden sind. Allein es ist sicher, daß man in den Nestern der genannten Vogelarten wirkliche Kuckuckseier gefunden hat, denn für den Kundigen gibt es untrügliche Kennzeichen. Manche Eiforscher der Naturgeschichte unseres Vogels haben einen guten Teil ihres Lebens an die Aufklärung des Kuckuckshaushaltes gesetzt und sich dadurch eine Sicherheit des Urteils erworben, die sie in allen Fällen befähigt, ein Kuckucksei von dem Ei anderer Vögel zu unterscheiden. Deshalb ist auch das, was diese Forscher über die Färbung des Kuckuckseies ermittelt haben, als ein sichergestellter Schatz der Wissenschaft zu betrachten, und die betreffenden Thatsachen sind merkwürdig genug. Nicht nur weichen verschiedene Kuckuckseier sehr oft in hohem Grade voneinander ab, sondern das Kuckucksei ist auch nicht selten den Eiern der Vögel, in deren Nestern es gefunden wird, zum Verwechseln ähnlich, in anderen Fällen jedoch durchaus abweichend gefärbt und gezeichnet.

Zu den Vogelarten, mit deren Eifärbung das Aussehen der Kuckuckseier meistens übereinstimmt, gehört vor allen das Gartenrotschwänzchen. Die Eier dieses Vogels sind blaugrün und ungezeichnet, und dasselbe gilt von der großen Mehrzahl der Kuckuckseier, die in den Nestern von Gartenrotschwänzchen gefunden werden. Unter 67, einem hervorragenden Kuckuckskenner, dem Dr. Rey in Leipzig, bekannten Kuckuckseiern aus Nestern von Gartenrotschwänzchen stimmten nicht weniger als 57 in Bezug auf ihre Färbung mit den Eiern der Pflegeeltern überein. Von 47 bei Gartengrasmücken gefundenen Kuckuckseiern hatten wenigstens 26 das Aussehen der Grasmückeneier. Unter 29 Kuckuckseiern aus Nestern des Schilfrohrsängers ähnelten 17 durch Färbung und Zeichnung den Eiern der Nestvögel, und von 15 Dorngrasmückennestern entnommenen Kuckuckseiern glichen 9 mehr oder weniger den Eiern der Dorngrasmücke. Dagegen zeigten von 139 in den Nestern von Neuntötern gefundenen Kuckuckseiern nur 12 eine gute Übereinstimmung mit denen dieses Würgers. Etwas günstiger gestaltet sich das Verhältnis bei der weißen Bachstelze. Unter 77 Kuckuckseiern aus Nestern dieser Art befanden sich 20, die Bachstelzeneier vortäuschen konnten. Von Vögeln, mit deren Eiern das Kuckucksei in den meisten Fällen übereinstimmt, bis zu solchen, wo Ähnlichkeit selten oder nie vorhanden ist, gibt es eine Reihe von Übergängen. In keinem Falle gleichen beispielsweise die Kuckuckseier den Eiern des Zaunkönigs.

Der Umstand, daß beim Kuckucksei so vielfach wechselnde Verhältnisse vorliegen, erschwert wesentlich die Erklärung der immerhin recht häufigen Übereinstimmung des Eies mit denen der Pflegeeltern. Um diese merkwürdige Ähnlichkeit zu verstehen, hat man zu verschiedenen Deutungsversuchen seine Zuflucht genommen.

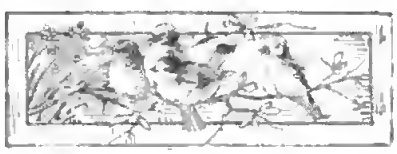
Der gangbarste, aber auch am meisten verspottete Versuch zur Lösung des Rätsels führt die Ähnlichkeit des Kuckuckseies mit den Eiern der Nestvögel auf ein Versehen des Kuckucksweibchens zurück. Man stellte sich vor, daß sich das Kuckucksweibchen, das im Begriff steht, sein Ei zu legen, die in den Nestern, denen es sein Ei anvertrauen will, liegenden Eier genau betrachte

und daß das Ei die Färbung der Vorbilder annehmen müßte. Der Spott, mit welchem man diesen Erklärungsversuch behandelt hat, war nicht besonders gut angebracht, denn die Möglichkeit, daß das Kuckucksweibchen sich an den Eiern der zukünftigen Pflegeeltern seines Jungen versieht, war von vornherein nicht zu leugnen. Wir kennen genug Tiere, bei welchen thatsächlich eine Art Versehen stattfindet. Freilich darf man dabei nicht an den bekannten Aberglauben denken, sondern man muß sich des Mechanismus erinnern, der beispielsweise beim Chamäleon besteht. Bekanntlich besitzt dieses Tier die Fähigkeit, sich der Färbung der Umgebung anzupassen, und hierbei spielt das Auge eine wesentliche Rolle. In grüner Umgebung etwa werden gewisse Zellen der Chamäleonhaut vom Nervensystem aus so beeinflußt, daß die Veränderungen, die sie infolgedessen erleiden, grüne Färbung bewirken. Noch besser hierher passende Vorkommnisse sind aber die Puppen etlicher Schmetterlingsarten, die mehr oder minder lebhaft gefärbt ausfallen, je nachdem die Raupen vor ihrer Verpuppung auf helle oder düster gefärbte Gegenstände gesehen haben. Es ist sogar eine Schmetterlingspuppe beobachtet worden, die auf einer Seite rot, auf der anderen aber gelb war, weil die Raupe, aus der sie entstand, mit dem einen Auge auf eine rote, mit dem anderen auf eine gelbe Fläche geblickt hatte. Daß auch bei dem Kuckuck ein ähnlicher zweckmäßiger Mechanismus, der bei ihm die Eifärbung regelt, vorhanden sei, ist gewiß keine unsinnige Annahme. Aber es gibt zwingende Gründe, die uns zu einer Ablehnung dieses Erklärungsversuches bestimmen. Durch zahlreiche Beobachtungen ist es jedem Zweifel entrückt worden, daß ein und dasselbe Kuckucksweibchen genau untereinander übereinstimmende Eier legt, daß also die Färbung und Zeichnung der letzteren nicht willkürlich mit dem körperlichen oder seelischen Zustand der Mutter wechseln kann. Außerdem stimmen aber die Kuckuckseier keineswegs in allen Fällen mit den Eiern der Pflegeeltern überein, so daß nicht daran gedacht werden kann, vorhandene Ähnlichkeit durch Versehen zu erklären. Dieses müßte doch in allen oder wenigstens in den meisten Fällen die ihm zugesprochene Wirkung haben.

Annehmbarer erscheint auf den ersten Blick die Erklärung, wonach die Pflegeeltern des Kuckucks die Uebereinstimmung der Kuckuckseier mit den ihrigen allmählich unabsichtlich herangezüchtet haben. Man sagt, den Pflegern sei das Kuckucksei keineswegs willkommen. Sie suchten es deshalb aus ihrem Neste zu entfernen. Aber in manchen Fällen ließen sie sich täuschen, nämlich dann, wenn das Kuckucksei ihren eignen Eiern ähnele. In diesen Fällen würfen sie das Kuckucksei auch nicht, wie es sonst geschähe, aus dem Nest, sondern sie ließen es liegen, brüteten es aus und zögen den ihm entschlüpften jungen Kuckuck auf. Dieser würde, falls es ein Weibchen sei, die Fähigkeit, den Eiern seiner Pflegeeltern ähnliche Eier zu legen, von seiner Mutter erben, und er würde seine Eier natürlich am liebsten wieder in die Nester derjenigen Vogelart legen, zu der seine Pflegeeltern gehören. Auf diese Weise sei es zu erklären, daß die Kuckuckseier in so manchen Fällen mit den übrigen Eiern des Nestes, in welchem sie gefunden werden, übereinstimmen. Der Umstand aber, daß das Kuckucksei nur in etlichen Fällen dem Ei der Pflegeeltern gliche, in vielen aber nicht, sei so zu deuten, daß manche Vögel weniger empfindlich seien als andere.

Für die Richtigkeit dieser Erklärung läßt sich manches ins Feld führen, namentlich der Umstand, daß ein Hinauswerfen des Kuckuckseies, wenn auch nicht direkt beobachtet, so doch häufig genug indirekt festgestellt worden ist. Oft sind Kuckuckseier heil oder zerschlagen am Boden unter den Nestern der Pflegeeltern gefunden worden. Man hat auch Kuckuckseier entdeckt, die von den widerstrebenden Nestvögeln nachträglich in die Nestwand eingebaut worden waren, und Fälle festgestellt, in welchen oberhalb des mit einem Kuckucksei belegten Nestes ein neues Nest erbaut worden war. Aber wir müssen dennoch die Erklärung, wonach das Kuckucksei einer Ausmerzung der den Eiern der Pflegeeltern unähnlichen Kuckuckseier seine Schutzfärbung verdanke, verwerfen. Denn, genau besehen, leistet diese Erklärung nichts. Das Brutschmarotzertum des Kuckucks muß irgendwann einmal seinen Anfang genommen haben. Entweder stimmten nun zu jener Zeit die Kuckuckseier mit den Eiern mancher anderer Vogelarten überein, oder sie thaten es nicht. Ähnelten sie schon von vornherein den Eiern der für sie geeigneten Pflegeeltern, so bleibt diese Ähnlichkeit unerklärt. Immerhin mochten die Nesteigentümer dann solche Eier, die nicht mit den ihrigen, sondern mit denen anderer Vogelarten übereinstimmten, aus ihren Nestern entfernen, aber von einer allmählichen Heranzüchtung der Färbung und Zeichnung des Kuckuckseies kann dann keine Rede mehr sein. Wenn wir dagegen annehmen, daß die Kuckuckseier ursprünglich alle gleich gefärbt waren und daß sie, wie es die Zuchtwahllehre wohl annehmen würde, im allgemeinen nicht mit den Eiern anderer Vogelarten übereinstimmten, sondern diesen nur in einzelnen Fällen ähnelten, so müßte auch in diesen Fällen schon eine recht beträchtliche Übereinstimmung angenommen werden, falls nicht auch die von der Norm abweichenden Eier gleich den übrigen aus den okkupierten Nestern entfernt werden sollten. Die Schutzfärbung der Kuckuckseier wäre demnach, wenn auch nicht bei allen, so doch bei vielen Eiern, schon von vornherein gegeben gewesen. Will man aber sagen, daß ursprünglich nur geringe Ähnlichkeiten mit den Eiern anderer Vögel nötig gewesen wären, so läßt sich nicht einsehen, auf welche Weise die in manchen Fällen in der That sehr großen Übereinstimmungen des Kuckuckeies mit den Eiern der Pflegeeltern zustande gekommen sein sollten; denn wenn schon ein geringer Grad von Schutzfärbung genügte, dann brauchte kein höherer herangezüchtet zu werden. Nach alledem können wir Übereinstimmung zwischen Kuckucksei und Eiern der Nestvögel nicht durch Auslese oder Ausmerzung erklären.

Es bleibt schließlich nur eine Möglichkeit, die Rätsel des Kuckuckseies zu lösen. Der Kuckuck ist über ein außerordentlich weites Gebiet verbreitet. Er wird in der gewaltigen Ländermasse, die durch den Norden der alten Welt dargestellt wird, vom Atlantischen Ocean im Westen bis zum Stillen Weltmeere im Osten, von Spanien bis China gefunden und gehört auch zu den Brutvögeln Indiens, bewohnt also ein Gebiet, dessen einzelne Teile klimatisch und geographisch sehr verschieden sind. Nun wissen wir von den Eiern anderer Vögel, daß ihre Färbung und Zeichnung keine konstante ist, daß sie vielmehr wechselt, wenn auch nicht bei einem und demselben Individuum, so doch von Weibchen zu Weibchen, und das Gleiche ist auch beim Kuckuck der Fall. Die Verschiedenartigkeit der Eier kann nun sehr wohl bis zu einem gewissen Grade durch die Ungleichheit der einzelnen vom Kuckuck bewohnten Länder bedingt werden. Hier nehmen die Kuckuckseier diese, dort jene Färbung an, und bei der großen Ausdehnung des Wohngebietes mußte, wenn diese Annahme richtig ist, eine große Anzahl verschiedener Färbungen entstehen. Nehmen wir nun ferner an, daß die Kuckuckweibchen jeden Landes diejenigen Vogelarten zu Pflegern ihrer Jungen auswählten, mit deren Eiern die eigenen am besten übereinstimmten, — eine Annahme, zu deren Gunsten die Wahrscheinlichkeit spricht, so ist die Ähnlichkeit der Kuckuckseier mit denen der Pflegeeltern erklärt. Daß die Kuckucke einer Gegend ihre Eier mit Vorliebe in die Nester einer ganz bestimmten Vogelart legen, ist zur Genüge festgestellt worden. Aber freilich bedarf der Umstand nach der Erklärung, weshalb in Deutschland und anderswo so viele Kuckucksrassen, die durch Pflegerwahl und Eierfärbung unterschieden sind, nebeneinander vorkommen. Wir besitzen unter anderem Rotkehlchen- und Rotschwänzchen-, Sperber- und Gartengrasmücken-, Mönchs- und Braunellen-, Bachstelzen- und Neuntöterkuckucke. Aber auch das ist erklärlich. Bei den Vögeln ist eine Verschiebung der Wohngebiete verhältnismäßig leicht. Wir kennen eine ziemlich große Anzahl von Arten, deren Vertreter erst in neuerer Zeit in Deutschland eingezogen sind. Dahin gehört die aus dem Osten eingewanderte Haubenlerche, die bei uns noch im Anfang unseres Jahrhunderts unbekannt war und heute keineswegs überall in Deutschland als Brutvogel angetroffen wird; ferner der Girlitz, der sein Gebiet immer weiter von Süden nach Norden ausdehnt, und der Hausrotschwanz, der, ursprünglich ein Gebirgsvogel, sich über die vom Menschen errichteten Steinbauten, die Städte und Dörfer, allmählich immer mehr verbreitet. Wir dürfen demnach auch annehmen, daß, nachdem in dem einen Lande diese, in dem anderen jene Kuckucksrasse entstanden war, Ausbreitung der einzelnen Rassen über ihre ursprünglichen Wohngebiete erfolgte, so daß wir gegenwärtig in den meisten von Kuckucken bewohnten Ländern zahlreiche verschiedene Kuckucksrassen antreffen. Daraus ist es auch zu erklären, daß wir so häufig Kuckuckseier finden, die einen Mischtypus zeigen, d. h. nicht bloß den Eiern einer Art, sondern denen von zwei oder mehr Vogelarten ähneln. Denn die Kuckucksmännchen wissen natürlich nicht, mit was für einem Weibchen sie es zu thun haben. Es muß häufig vorkommen, daß ein Kuckucksweibchen etwa einen Würgerkuckuck zum Vater, einen Grasmückenkuckuck zur Mutter hat, und ein solches Kuckucksweibchen muß Eier legen, die zwischen denen des Würger- und des Grasmückenkuckucks die Mitte halten. Allerdings wird in manchen Fällen durch diese Mischung verschiedener Kuckucksrassen auch etwas völlig Neues geschaffen, und darum verstehen wir, warum die Kuckuckseier nicht immer den Eiern der Pflegeeltern ähneln, sondern zuweilen auch einem selbständigen Typus angehören. Aber auch das ist zu begreifen, daß nämlich, wie sich herausgestellt hat, die meisten Kuckuckseier, soweit wenigstens die relative Majorität in Betracht kommt, einen Mischtypus zeigen. Denn wo sich verschiedene Kuckucksrassen in einer und derselben Gegend beisammen finden, ist die Wahrscheinlichkeit, daß sich Männchen und Weibchen verschiedener Rassen paaren, größer als die der Vereinigung von Weibchen und Männchen gleicher Rasse. Rechnen wir aber die Kuckuckseier, die Färbung und Zeichnung der Nesteier aufweisen, und die, welche einem Mischtypus angehören, also ursprünglich gleichfalls von Kuckucksrassen stammen, deren Eier denen der Pflegeeltern gleichen, zusammen und stellen wir sie denen gegenüber, die einem selbständigen Typus angehören, so finden wir, daß die letzteren bedeutend in der Minarität sind. Von hunderten von Kuckuckseiern, deren Eigentümlichkeiten Dr. Rey zusammengestellt hat, gehörten nur 7,4 % einem selbständigen Typus an. Alle übrigen glichen entweder den Eiern der Vögel, in deren Nestern sie gefunden wurden, oder auch den Eiern anderer Vögel, letzteren nämlich dann, wenn das Kuckucksweibchen gerade kein Nest der von ihm bevorzugten Vogelart finden konnte, aber zeigten endlich einen Mischtypus. Alles das spricht für unsere Annahme, daß die Übereinstimmung der Kuckuckseier mit denen der Pfleger eine alte Eigentümlichkeit ist und daß die Kuckucke, die ursprünglich in verschiedenen Gegenden verschiedene Eier legten, von vornherein solche Vögel zu Pflegeeltern ihrer Jungen auserkoren, welche Eier legten wie sie.



Selbſtbildnis von Thereſe Schwartze. In den Uffizien zu Florenz.

Thereſe Schwartze.

Von

Adolf Roſenberg.

(Abdruck verboten.)

Die Künſtlerin, deren geiſtvolles, von ihr ſelbſt gemaltes Antlitz uns unter der Stirn und die Augen beſchattenden Hand als erſte Probe ihres Könnens entgegenblickt, iſt eigentlich erſt durch die Münchener internationale Kunſtausſtellung von 1890 weiteren Kreiſen in Deutſchland bekannt geworden, obwohl ſie ſechzehn Jahre

Abb. 1. Entwurf zu dem Gemälde „Die Waisen.“ Kohlezeichnung.

früher ihre ersten Schritte auf dem schwanken Pfade der Kunst in München gemacht hatte und auch durch ihre Abstammung des Interesses der deutschen Kunstfreunde würdig ist. Sie war schon um die Mitte der achtziger Jahre eine Künstlerin, die einen internationalen Ruf errungen hatte. Denn das Selbstporträt, das wir 1890 in München zu sehen bekamen und das ihr schon ein Jahr zuvor auf der Pariser Weltausstellung eine Medaille eingebracht hatte, war ihr von der italienischen Regierung für die berühmte Bildnisgalerie in den Uffizien zu Florenz aufgetragen worden, deren Anfänge auf die Mitte des XVI. Jahrhunderts zurückgehen. Eine Fülle erlauchter Geister der Malerei ist hier in Selbstbildnissen vereinigt, die anfangs, wie es der Zufall und die Gelegenheit boten, gesammelt und in unserem Jahrhundert auf Bestellung ausgeführt wurden.

In einer Zeit, wo man sich bestrebt, die Befähigung und die Berechtigung der Frau, alle Gebiete des menschlichen Wissens und Könnens mit derselben Machtvollkommenheit wie der Mann zu erobern, auf allen Wegen der Theorie und Praxis zu unterstützen und als eine natürliche Forderung darzuthun, könnte man auf den Verdacht kommen, daß die Direktion der Uffizien-Galerie nur einen Akt der Galanterie vollzogen habe, indem sie auch eine Dame mit der Auszeichnung eines Selbstporträts in dem Pantheon der Unsterblichen bedachte. Wer sich aber die Mühe nimmt und die Gelegenheit dazu hat, sich mit dem ernsten Streben, dem Entwickelungsgange und den künstlerischen Thaten Therese Schwartzes vertraut zu machen, der wird zu seiner Freude gewahr werden, daß hier keine Handlung leerer Höflichkeit, sondern eine Huldigung an eine wirkliche Künstlerin und die Nation zugleich, der sie angehört, vollzogen worden ist.

Mit der Nationalität Thereſe Schwartzes iſt es freilich eine eigene Sache. Schon der Name klingt uns ſo vertraut, daß wir mindeſtens auf etwas Stammverwandtes raten, wozu uns ſchon ihr Wohnſitz Amſterdam Anlaß gibt. Aber ſie iſt noch enger mit deutſchem Blute verwandt als unſere holländiſchen Nachbarn, die wir immer noch ſeit den Tagen des Großen Kurfürſten „Vettern“ nennen, obwohl ſie mitunter recht bedenklich mit den Franzoſen liebäugeln und auch mit Ultramontanen und Socialdemokraten nicht reinen Tiſch halten. Thereſe Schwartze iſt der Sprößling einer Familie, die von väterlicher Seite aus Blotho und Amſterdam, von mütterlicher Seite aus Koblenz und Trier ſtammt. Thereſes Großvater ging nach Amerika und machte dort ſein Glück, indem er in Philadelphia eine chemiſche Fabrik gründete, und hier wurde am 20. Oktober 1814 ſein Sohn John George, Thereſes Vater, geboren. In ihm wurde ſchon frühzeitig der Kunſttrieb lebendig, den er ſeiner Tochter vererbt hat. Ein Porträtmaler J. A. Smith in Philadelphia gab ihm die erſte Anleitung, und die Proben ſeiner Kunſt waren ſo vertrauenerweckend, daß ihm die Erlaubnis erteilt wurde, die Kunſtakademie in Düſſeldorf zu beſuchen, wo er mehrere Jahre blieb und in ein Freundſchaftsverhältnis zu dem Maler Hermann, einem Schüler von Cornelius, trat, mit deſſen Schweſter er ſich verlobte. Auf der Rückreiſe nach ſeiner nordamerikaniſchen Heimat berührte er Amſterdam, um dort die Anverwandten ſeiner Familie zu beſuchen, und dort fand ein mitgebrachtes Bildnis ſeiner Braut ſo großen Beifall, daß man ihn veranlaßte, es in der Geſellſchaft „In Arti“ auszuſtellen, weil es in

Abb. 2. Die Waiſen. Gemälde im Muſeum Boymans in Rotterdam.

seiner malerischen Behandlung ganz und gar von dem abwich, was damals die holländische Malerei leisten konnte.*) Schwartze hatte in Düsseldorf zuletzt den Unterricht Karl Friedrich Lessings genossen, dessen große Auffassung er auf die Bildnismalerei übertrug, die er später fast ausschließlich, immer mehr dem großen Vorbilde Rembrandt nachstrebend, pflegte. Dazu führte ihn der erste Ausstellungserfolg in Amsterdam. Das Bildnis seiner Braut brachte ihm einen Auftrag nach dem andern ein, und bald lebte er sich so in Amsterdam ein, daß er dort unter der Sonne Rembrandts seine künstlerische Zukunft begründete und darauf auch seinen bürgerlichen Hausstand erbaute, indem er die Braut aus Düsseldorf heimführte. In Amsterdam wurde am 20. Dezember 1852 seine Tochter Therese geboren, und ein Künstlerkind in klassischer Künstlerluft, die immer noch bisweilen siegreich die dicke Atmosphäre der großen Handelsstadt in Bewegung bringt, konnte kein Apfel sein, der weit vom Stamme fällt. Während ihr Vater seine vornehm aufgefaßten Bildnisse im Rembrandtstile malte, lernte die kleine Therese die Anfangsgründe, zugleich aber auch das Wesen seiner Kunst, die scharfe Beobachtung der einzelnen Persönlichkeit. Vater Schwartze hatte auch einen höheren Ehrgeiz. Er wollte sich nicht mit dem Bildnis begnügen, sondern er strebte auch nach der Geschichtsmalerei, die ihm nach seinen Düsseldorfer Studien und Erinnerungen als etwas Höchstes galt. Einmal ist er auch zur Ausführung eines großen, figurenreichen Geschichtsbildes gekommen, das den ersten öffentlichen Gottesdienst der Pilgerväter in Nordamerika 1621 darstellte. Aber es hat über diesem Bilde kein glücklicher Stern gewaltet. Für Nordamerika bestimmt, ging es auf der Überfahrt mit dem Schiffe unter, das — es war zur Zeit des nordamerikanischen Bürgerkrieges — von dem Kreuzer Alabama in den Grund gebohrt wurde. Seine Komposition ist jedoch durch eine Litho-

*) Wir entnehmen diese und andere, auf Therese Schwartze und ihren Vater bezüglichen biographischen Einzelheiten einem mit warmer Liebe geschriebenen Lebensbilde der Künstlerin, das H. Leonardsz im 2. Jahrgang von „Elsevier's geïllustreerd maandschrift" veröffentlicht hat.

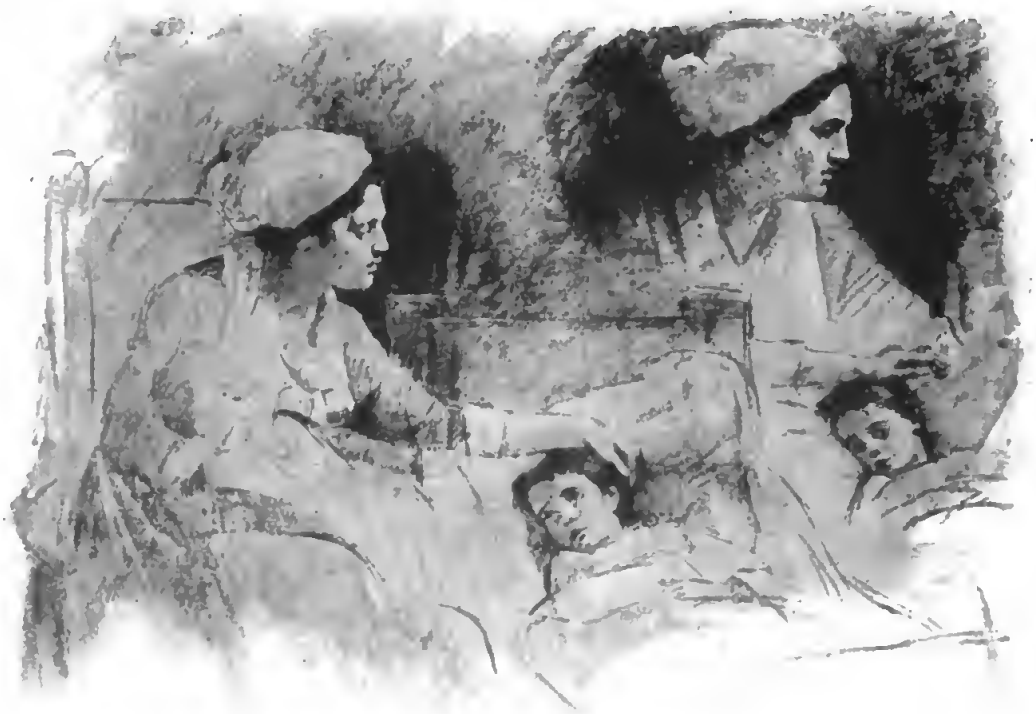


Abb. 3. Studie zu dem Bilde „Das kranke Kind." Kohlezeichnung.

Abb. 4. Studie zu einem Gemälde. Kohlezeichnung.

graphie von Auguſt Allebé erhalten worden, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſes Geſchichtsbild des Vaters Thereſe Schwartze auf jene Richtung der Genremalerei geführt hat, die ſie, wie wir ſpäter ſehen werden, mit ebenſo großen Erfolgen pflegt wie die Bildnismalerei.

Als Vater Schwartze am 27. Auguſt 1874 ſtarb, ſchied er mit der Genugthuung, daß ſeine Tochter ſo viel von ihm gelernt hatte, als er ſelbſt konnte. Die Zweiundzwanzigjährige, die ſich plötzlich ihres Vaters und Lehrers beraubt ſah, war aber der Meinung, daß ſie noch weit von dem Ziel entfernt ſei, das ihrem künſtleriſchen Ehrgeiz vorſchwebte. Mit Empfehlungen an Gabriel Max, Lenbach und Piloty ausgerüſtet, ging ſie im Jahre 1875 nach München, um ſich auf der dortigen Akademie weiterzubilden. Sie blieb nur ein Jahr in München, aber es ſcheint kein angenehmes Jahr für ſie geweſen zu ſein, obwohl es ihre Lehrer nicht an Wohlwollen und Aufmunterung fehlen ließen. Die Münchener Lebensverhältniſſe behagten der in anderen Gewohnheiten großgezogenen Deutſch-Holländerin nicht. Sie mußte von einer Penſion in die andere ziehen, immer

bedroht von habgierigen Wirtinnen und diebischen Hausgenossen, die sich an ihrem Eigentum vergriffen, und dazu kamen die Beschränktheit ihrer Mittel, die Rauheit des Münchener Klimas und die von der holländischen Sauberheit abweichende Münchener Art, um ihr Unbehagen zu erhöhen.

Als sie 1876 nach Amsterdam zurückkehrte, fand sie auch nicht viel Aufmunterung und Wohlwollen. Es lag zum Teil an der Eigenart des holländischen Volkscharakters, die etwas Hyperkritisches an sich hat und nicht gern aufkommen läßt, was aus dem Schoß des eigenen Volkes erwachsen ist, zum Teil an dem geringen Kunstsinn der modernen Holländer, die mit wenigen Ausnahmen nur etwas für ein Bildnis oder für ein kleines Genrebild zur Ausschmückung ihrer Arbeitszimmer und Boudoirs übrighaben. Zum kleinen, gefälligen Modegenre fühlte Therese Schwartze keinen Beruf, und in der Bildnismalerei gab es viele Konkurrenten. Indessen fand sie einigen künstlerischen Halt durch das freundliche Entgegenkommen, das ihr Josef Israels, der Genremaler, und Bosboom, der Architekturmaler, zeigten. Sie gedenkt insbesondere des ersteren in dankbarer Anerkennung, hat aber später von seiner trostlosen Elendsmalerei glücklicherweise nichts angenommen.

Nach zwei trübe und hoffnungslos verbrachten Jahren führte ein Zufall einen entscheidenden Umschwung in dem künstlerischen Entwickelungsgange Thereses Schwartzes herbei, eine Reise, die sie im Herbst 1878 zur Weltausstellung nach Paris mit einer Freundin unternahm, nachdem ihr vielfach diese Reise zu ihrer weiteren Förderung angeraten worden war. Die Eindrücke, die sie dort empfing, überstiegen ihre Erwartungen, und als sie heimkehrte, war sie fest entschlossen, ihr weiteres Glück in Paris zu versuchen. Nur jemand, der sich gleichaltrig in gleicher Lage befunden hat, vermag zu ermessen, welch einen gewaltigen Eindruck die Pariser Weltausstellung von 1878 auf Künstler, Kunstfreunde, Kunstgelehrte, Schriftsteller u. s. w. gemacht hat. Der Schreiber dieser Zeilen gehört zu denen, die damals in Paris reichen Gewinn für ihre spätere Entwickelung gezogen haben, und wenn auch die Weltausstellung von 1889 einen größeren Umfang gehabt und der Schaulust und dem flüchtigen Unterhaltungsbedürfnis mehr geboten hat, so ist sie doch an Tiefe der Wirkung hinter ihrer Vorgängerin zurückgeblieben, weil in dem dazwischenliegenden Jahrzehnt fast alle großen Kunstausstellungen in Frankreich, Deutschland und Österreich international gewesen sind. Das erste Gesamtbild der Kunst beider Welthälften hat die Pariser Ausstellung von 1878 geboten, und darum bildet sie einen Markstein in der Entwickelung vieler schaffender Geister, die damals auf der Höhe ihrer Empfänglichkeit und Aufnahmefähigkeit angelangt waren.

Als Therese Schwartze 1879 zum zweitenmale nach Paris ging, hatte sie anfangs mit denselben Unannehmlichkeiten zu kämpfen wie in München. Sie fand keine passende Unterkunft, kein Atelier und vor allem nicht den Anschluß an einen der Meister, die damals als Bildnismaler in höchstem Ansehen standen. Ihre Neigung führte sie besonders zu Jean Jacques Henner, der den Ruf, den er sich durch seine nackten, aus abendlichem Dunkel herausleuchtenden Frauen- und Mädchengestalten erworben hatte, auch als Bildnismaler bei vornehmen Damen behauptete, die sich auch gern im interessanten Dämmerlicht mit müden, abgespannten Zügen darstellen ließen. Man begreift nicht recht, weshalb die junge Holländerin, deren Sinn und Kunstart frühzeitig auf die nüchterne Realität der Dinge hingewiesen worden waren, gerade nach der Unterweisung dieses Träumers strebte. Vermutlich nur, weil Henner damals gerade ein besonderes Damenatelier leitete, das außerordentlich stark besucht wurde. Es war nur klein, trotzdem waren, wie Therese Schwartze selbst erzählt, „zum mindesten dreißig Mädchen, junge und alte, darin zusammengepackt, so daß sie sich fast nicht bewegen konnten, um nach einem Modell zu malen." Ihr erster Besuch in diesem Atelier, an dessen Schwelle sie stehen bleiben mußte, weil sie bei näherem Eindringen befürchtete, eine Staffelei umzustoßen, war zugleich ihr letzter. Kurz entschlossen begab sie sich mit dem Bilde ihrer Mutter und ein paar Zeichnungen zu Henner selbst, der sie sehr freundlich empfing und nach Prüfung ihrer Arbeiten bald einsah, daß er eine gereifte Künstlerin vor sich habe. Es ist seltsam, zu hören, daß Henner, der

Abb. 5. Wilhelmine, Königin der Niederlande, als Kind. Paſtell.

ſich ſelbſt mit ſcharfer, korrekter Zeichnung nicht gern befaßt, ſondern die Umriſſe ſeiner Figuren meiſt im Dunkel verſchwimmen läßt und die Körper mehr molluskenhaft als plaſtiſch feſt bildet, an der Zeichnung der Holländerin etwas auszuſetzen fand. Auch bemerkte er gelegentlich, daß einer ihrer Studienköpfe aus der Münchener Zeit „faſt zu viel Ausdruck habe," woran die Köpfe der Heunerſchen Phantaſiefiguren und Bildniſſe freilich niemals leiden. Nichtsdeſtoweniger fand der Pariſer Meiſter an den Arbeiten ſeiner jungen Verehrerin ſo großes Gefallen, daß er ihr Lob nach allen Seiten ſo eifrig verkündete, daß ſelbſt Thereſe Schwartze über ſeine Schwatzhaftigkeit

Abb. 6. Kinderbildnis. Pastell.

in einige Verlegenheit geriet. „Ich wußte nicht," schrieb sie später an eine Freundin, „daß die Männer solche Schwätzer wären."

Auch der Salon des Jahres 1879, in dem sie in ihrer Ratlosigkeit Trost und Stütze suchte, verwirrte sie, statt die Kunsteindrücke der Weltausstellung zu vertiefen. Auf dieser hatte sie eine nach historischen Gesichtspunkten getroffene Auswahl des Besten gesehen, jetzt sah sie den freien Kampf der künstlerischen Meinungen und Parteien vor sich, umflutet von dem Schwall der Mittelmäßigkeit, die den Salon der „Champs Elysées" immer als ihr Herrschaftsgebiet betrachtet hat. Therese Schwartze fand aber in diesen Wirrnissen und künstlerischen Drangsalen das richtige Heilmittel. Aus dem Labyrinth der modernen Malerei floh sie in das ruhige Asyl des Louvre, und dort bildete sie durch eifrige Studien nach Holbein und Leonardo da Vinci, nach van Dyck und Velazquez ihr Kolorit zu jener Tiefe und Mannigfaltigkeit aus, die sich schon zu Anfang der achtziger Jahre in ihren Bildnissen und Genrebildern offenbarten. Wenn wir ihre Arbeiten durchmustern, hat sie mehr von den toten Meistern, insbesondere von Velazquez und van Dyck, als von den lebenden gelernt, obwohl sie außer bei Henner auch noch bei Léon Bonnat, einem noch bedeutenderen Bildnismaler, Förderung gesucht hat. Auch bei diesem Maler, dessen Glanzzeit in die Jahre 1878 bis 1890 fällt, war es für einen Fremdling schwer, anzukommen und Gehör zu finden. Als er aber doch einmal die von Therese Schwartze mitgebrachten Gemälde und Studien besichtigte, kam er nach sorgfältiger Prüfung zu dem Ergebnis: „Aber Madame! Sie sind eine geborene Malerin. Das Kolorit ist prächtig, herrlich, und wenn die Zeichnung ganz gut wäre, so wäre das vortrefflich."

Also wieder die Zeichnung, die auch Henner getadelt hatte. Therese Schwartze hat sich diese Mahnung besonders zu Herzen genommen. Nach Bonnats Rat machte sie eifrige Naturstudien, und auf diesem Wege gelangte sie durch eisernen Fleiß bald dazu, die Schwächen ihrer Zeichnung zu überwinden. Sie war inzwischen auch schöpferisch thätig gewesen, und als sie im Hochsommer 1879 nach Amsterdam zurückkehrte, hatte sie bereits mit einem Bildnisse Frederik Mullers und einigen Kleinigkeiten beredte Zeugnisse von dem förderlichen Einflusse ihrer Pariser Studien abgelegt. Paris blieb fortan die Centralsonne ihrer Kunst, zu der sie zurückkehrte, so oft es die Verhältnisse gestatteten. Trotzdem sah sie sich in der Heimat um, und sie fand bald in der heranwachsenden weiblichen Jugend, besonders in dem Teile, der wie sie vater- und mutterlos in das Leben hinaussteuern mußte, so viele anziehende Modelle, daß neben dem in Auftrag gegebenen Bildnis auch die Darstellung und die tiefere Charakteristik namenloser Einzelwesen, die nur durch sich selbst, durch ihre noch unentwickelte Persönlichkeit wirken, eine Haupt- und Lieblingsaufgabe ihrer Kunst wurde.

Bildnisse verfallen meist der Vergessenheit, wenn die dargestellten Personen ihre Bedeutung verlieren, und die Kunst der Darstellung sie nicht mit gewaltiger Kraft über die Zeitläufte und die wechselnden Geschmacksrichtungen emporhebt. So werden auch die Bildnisse von Therese Schwartze in späteren Zeiten vielleicht nicht den Wert behaupten, den ihre sittenbildlichen Darstellungen aus dem Leben der holländischen

Waiſenmädchen beſitzen. Es ſind ihrer bisher nur wenige; aber gerade ſie haben den Ruf der Künſtlerin in Holland, in Paris und Deutſchland begründet. Das erſte davon, „die Waiſen," das für das Muſeum Boymans in Rotterdam angekauft wurde, führen wir unſern Leſern in einer Vorſtufe (Abb. 1) und in der Vollendung (Abb. 2) vor. Die Skizze zeigt, mit welcher Entſchloſſenheit Thereſe Schwartze ihren erſten Angriff macht, und aus dem vollendeten Gemälde ſieht man, zu welcher Beſonnenheit und Weisheit ſich ihr Kompoſitionsdrang zuletzt abklärt. Ein weiteres Zeugnis ihres unabläſſigen Studiums nach dem lebenden Modell, ihres Suchens nach der natürlichſten, ihre Abſicht am beſten wiedergebenden Haltung und Bewegung, ihres Strebens, im Antlitz immer die ſeeliſchen Regungen eines Augenblicks wiederzuſpiegeln, bietet auch die Vorarbeit zu dem Bilde „Das kranke Kind," die zugleich bezeugt, mit wie tiefem Mitgefühl Thereſe Schwartze die Erſchütterungen eines Mutterherzens nachzuempfinden weiß (Abb. 3). Die Studie iſt mit Holzkohle gezeichnet, die die Künſtlerin mit Vorliebe benutzt, vermutlich weil ihr dieſes Material geſtattet, Schärfe der Zeichnung im einzelnen mit der Andeutung der beabſichtigten maleriſchen Wirkung zu vereinigen (Abb. 4). Das Höchſte, was ſie bis jetzt auf dem Gebiete der Genremalerei im großen und kleinen Stil geſchaffen hat, iſt das von ihr „Pſalm 146 Vers 9" betitelte Bild, wiederum eine Schar holländiſcher Waiſenmädchen verſchiedenen Alters in ihren dunkelroten Kleidern, von denen ſich die weißen Bruſttücher und die weißen, eng das Haar umſchließenden Hauben leuchtend abheben. Die älteſte von ihnen ſitzt, die Augen aufmerkſam auf die Taſten geſenkt, am Klavier und begleitet den Geſang ihrer jüngeren Gefährtinnen, das Wort des Pſalters, der auch für ſie Troſt und Erhebung bringt: „Der Herr behütet die Fremdlinge und Waiſen und erhält die Witwen und kehret zurück den Weg der Gottloſen." Ganz auf den ernſten feierlichen Ton der alten holländiſchen Porträtiſten der Blütezeit, eines de Keyſer, Rembrandt und van der Helſt geſtimmt, zeigt das Bild in allen Einzelheiten der Charakteriſtik und Individualiſierung doch eine völlig moderne Empfindung, in der Modellierung und Zeichnung der Köpfe und Hände eine Zartheit und Reinheit des Geſchmacks, die es begreiflich machen, daß das Bild bei ſeinem erſten Erſcheinen im Pariſer Salon von 1889 mit einem Schlage alle Einwände, die eine ſcharfe Kritik noch immer gegen die Bilder von Thereſe Schwartze erhoben hatte, zum Schweigen brachte und ihr die für eine Dame und noch dazu für eine ausländiſche ungewöhnliche Auszeichnung durch eine goldene Medaille eintrug. Die Künſtlerin war von ihren franzöſiſchen Freunden eingeladen worden, der öffentlichen Medaillenverteilung im Salon beizuwohnen, und da ſie ohnehin die gleichzeitige Wettausſtellung beſuchen wollte, entſprach ſie der Einladung, ohne zu ahnen, daß ſie der Gegenſtand einer Ovation werden würde. Die Kunde von ihrer Anweſenheit in Paris hatte ſich in den Ateliers verbreitet, und alte und junge Künſtler und Künſtlerinnen waren in großer Anzahl erſchienen, um die holländiſche Kunſtgenoſſin zu ſehen. Als ihr Name aufgerufen wurde, erhob ſich

Abb. 7. Kinderbildnis. Paſtell.

donnernder Beifall, der sich wiederholte, als sie vor der Tribüne erschien. Jules Breton, der große Darsteller französischer Landleute, der sich in der Einfachheit und Erhabenheit seiner Auffassung ihr verwandt fühlte, hatte sich von dem Vorsitzenden die Gunst ausgebeten, ihr die Medaille zu überreichen. Aber er konnte vor Bewegung fast keine Worte finden, um ihr Glück zu wünschen, und bald umringten sie die Mitglieder der Jury, um ihre Hand zu drücken. Nicht so geräuschvoll, aber darum nicht minder groß war der Erfolg, den Therese Schwartze mit diesem Bilde und ihrem schon erwähnten Selbstbildnis auf der Münchener internationalen Kunstausstellung von 1890 und der Berliner Jubiläumsausstellung von 1891 davontrug.

Abb. 8. Kindergruppe. Gemälde.

Schon im Jahre 1880 war ihr künst-

Abb. 9. Kindergruppe. Gemälde.

leriſcher Ruf in Holland ſo feſt begründet, daß ihr der ehrenvolle Auftrag zu teil wurde, der Prinzeſſin Heinrich der Niederlande, der Tochter der kunſtſinnigen und ſelbſt künſtleriſch thätigen Prinzeſſin Friedrich Karl von Preußen, bei ihren Studien in der Malerei mit Rat und That an die Hand zu gehen. Sie nahm den Auftrag nicht ohne gewiſſe Verlegenheit und Beklemmung an, weil ſie befürchtete, daß ihr freies, in künſtleriſchen Sachen ungebundenes Weſen bei ihrer hohen Schülerin nicht das richtige Verſtändnis finden würde. Aber ſie hatte ſich geirrt. Die älteſte Tochter der Prinzeſſin Friedrich Karl war eine begeiſterte Verehrerin der Kunſt, die dieſe

Verehrung auch auf die Künstler und Kunstlehrer übertrug, die in ihre Nähe kamen. Schon in Berlin wurde diese Eigenschaft der Prinzessin hoch gerühmt, und als sie das Geschick nach Holland führte, war es für sie nur etwas Gewohntes und von selbst Verständliches, daß sie der Künstlerin mit derselben Vertraulichkeit und Unbefangenheit begegnete, weil sie sie als ihresgleichen ansah. Thereſe Schwartze überwand denn auch bald die erste Befangenheit, und nicht lange dauerte es, so hatte sie ihre helle Freude an dem Lerneifer ihrer Schülerin. „Sie verlangte so dringend, ans Malen zu gehen," schrieb Thereſe Schwartze an eine Freundin, „daß ich Hals über Kopf ein Zimmer zu einem Atelier einrichten mußte. Aber wo war Norden? Niemand wußte, wo Norden war, und ich wohl am wenigsten von allen. Ich durchirrte mit einem Lakaien das ganze Palais (es war das Lustschloß in Soestdijk) von oben bis unten, und endlich fanden wir ein ganz gutes, nach Norden gelegenes Zimmer, dicht neben dem meinigen, aus dem wir gekommen waren." Nun ging alles gut, und Thereſe Schwartze konnte nicht genug das liebenswürdige, einfache Wesen der leider so jung verstorbenen Prinzessin rühmen, die später noch einige Wochen bei ihr in Amsterdam arbeitete, immer darauf bedacht, daß sie der Künstlerin nicht zu viel von ihrer Zeit raubte.

Wenige Jahre darauf hatten auch ihre holländischen Kunstgenossen Gelegenheit, ihre Kunst und ihre Persönlichkeit nach Verdienst schätzen zu lernen, als sie 1883 zum Mitglied der Jury für die internationale Ausstellung in Amsterdam ernannt wurde. „Klug, doch in echt weiblicher Art und ohne irgend welche Anmaßung gab sie ihr Urteil ab und wußte es gewandt zu verteidigen." Aber diese Auszeichnung benahm ihr nicht die Besonnenheit ihres Urteils über für sich selbst. Im Anfang des Jahres 1884 ging sie wieder nach Paris, mietete sich ein Atelier, um ihre Studien unter dem Einfluß der alten und neuen Meister fortzusetzen, und malte dort unter anderem ein Porträt des Landschaftsmalers Harpignies, das ihr auf dem Salon desselben Jahres ihre erste französische Auszeichnung, die „ehrenvolle Erwähnung," einbrachte. Immer bereit, ihre Technik zu erweitern, versuchte sich Thereſe Schwartze seit 1885 auch in der duftigen Kunst der Pastellmalerei, und sie erlangte darin, vornehmlich durch ihre anmutigen Kinderbildnisse, bald eine solche Virtuosität, daß ihr König Wilhelm der Niederlande den Auftrag erteilte, sein Töchterchen, die jetzige Königin Wilhelmine, zu malen (Abb. 5). Bei der Charakteristik dieses klugen, hellblickenden königlichen Kindes wie bei der Individualisierung zahlreicher anderer Kinderbildnisse, von denen wir in den Abb. 6, 7, 8 und 9 verschiedene Proben geben, kamen ihr ihre in holländischen Waisenhäusern gemachten Studien zu gute. Die kindlichen Gemüter erschlossen sich schnell der liebenswürdigen Kinderfreundin, und so gelang es ihr fast immer, aus einem Kinderantlitze die Andeutungen des sich bildenden Temperaments herauszulesen und zu einem gewissen Ausdruck zu bringen. Eine ihrer hervorragendsten Schöpfungen dieser Art, das in Abb. 8 wiedergegebene Porträt eines Geschwisterpaares mit einem schottischen Windhunde, ist in der vornehmen Art der Bildnisgruppen van Dycks komponiert und erinnert auch in der auf einen feinen Goldton gestimmten koloristischen Behandlung an die Malweise des großen niederländischen Bildnismalers, von dem Thereſe Schwartze vielleicht mehr gelernt hat als von einem ihrer hochverehrten Pariser Lehrer.

Daß sie über den Kinderbildnissen nicht verlernt hat, die geistige Beweglichkeit von Welt- und Modedamen zu erfassen, zeigt außer anderen das Pastellporträt der Baronin Michiels van Verduynen (s. Abb. 10), des vollendeten Typus einer geistreichen Frau, deren fesselnde, eigentümlich pikante Züge durch ein Augenpaar beherrscht werden, aus dem die Kunst einer munteren, witzigen Konversation und die freie Sicherheit eines in sich selbst gefestigten, gereiften Wesens herausleuchten. Nicht minder glücklich ist Thereſe Schwartze in der Charakteristik von Männern und Frauen, die durch den Adel der Geburt oder durch die Vorzüge ihres Geistes und Wissens auf der Höhe des Lebens stehen oder sich zu scharf ausgeprägter Persönlichkeit herausgearbeitet haben. Die Königin-Regentin der Niederlande, der berühmte holländische Philosoph und Jurist Opzoomer, der Präsident der kgl. Akademie der Wissenschaften, der Architekt Cuypers, der Erbauer des Reichs-

Abb. 10. Baronin Michiels van Verduynen. Paſtell.

muſeums und des Centralbahnhofs in Amſterdam, der holländiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, G. van Tienhoven, der zu den beſonderen Gönnern der Künſtlerin gehört, und der General P. Joubert Transwaales ſind bis jetzt die Glanzpunkte in der Galerie hervorragender Zeitgenoſſen, die ſie unabläſſig zu erweitern beſtrebt iſt. Neben dieſer ausgedehnten Thätigkeit als Porträtmalerin verſäumt ſie nicht, durch häufige Studienausflüge in die Umgebung Amſterdams, beſonders nach den Dörfern und Städten des Zuiderſees und der durch ihre maleriſchen Volkstrachten berühmten Inſel Marken ihren Blick zu erfriſchen und den Glanz ihres Kolorits zu ſteigern, und gelegentlich malt ſie auch, was vielen ihrer Kunſtgenoſſinnen das erſte und letzte zu ſein pflegt, Blumenſtücke und Stillleben, in deren Arrangement ſie denſelben feinen Geſchmack, denſelben reich ausgebildeten Farbenſinn entfaltet wie in ihren Bildniſſen, die ihr eine gleichberechtigte Stellung unter den erſten Bildnismalern der Gegenwart erworben haben. Obgleich ſie auf der Höhe ihrer künſtleriſchen Kraft ſteht, iſt ihre Entwickelung noch nicht abgeſchloſſen. Man darf berechtigt ſein, insbeſondere auf dem Gebiete der Genremalerei und des modernen Sittenbildes noch reifere und bedeutungsvollere Schöpfungen von ihr zu erwarten, als wir ihr bis jetzt verdanken.

Kyparissos.

Roman

von

Ernst Eckstein.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Vor dem Haupteingange, den zwei Hermensäulen aus pentelischem Marmor schmückten, stand, von etlichen Sklaven umringt, Epicharmos, ein ehrwürdiger Greis von wahrhaft königlichem Gebaren, weit älter als Pelias, aber trotzdem nicht hinfällig, sondern kraftvoll in seiner Ruhe, an allem teilnehmend und seine ganze Umgebung mit sicherer Klarheit beherrschend. Epicharmos hatte noch spät ein junges Mädchen geheiratet; die Gattin starb kurz nach der Geburt des Dardanos und ließ dem Gatten, der sie zärtlich geliebt hatte, ein tiefes Weh zurück, das noch immer nicht ganz verklungen war, und den Zügen des Achtzigjährigen einen mild-sinnenden, ungemein sympathischen Ausdruck verlieh.

Epicharmos begrüßte die Ankömmlinge mit einfacher Herzlichkeit. Auch er sprach sein Bedauern darüber aus, daß es so trübe Ereignisse waren, die ihm die hochwillkommenen Gäste unter sein Dach führten.

Die alte Schaffnerin, die dem Hauswesen des Archonten seit mehr als dreißig Jahren nun vorstand, hatte mit ihrer sprichwörtlichen Schnelligkeit alles schon vorbereitet. In dem luftigsten Raum des Palastes, dem sogenannten zweiten Anogeon, ward Kyparissos zweckdienlich untergebracht. Den Estrich hatte man bis an die Mauern mit langwolligen Teppichen überdeckt; das Lager stand frei in der Mitte. Vom Tagesgeräusch der Wohn- und der Wirtschaftsräume drang wenig herüber.

Während die Ärzte bei Kyparissos beschäftigt waren, stand Epicharmos mit seinen Gästen im Säulenhof. Er hatte mit Teukros noch ein paar ernste Worte gewechselt. Nun bot er ihm wie zur Besiegelung dessen, was da vereinbart worden, die Hand.

„Verlaß dich darauf: er soll gepflegt werden, als wär' er mein leiblicher Sohn!"

„Herr, du beschämst uns!" erwiderte Phaio an Stelle des Teukros. „Und du gestattest mir wohl, daß ich vor allen bei dieser Pflege mitwirke! Für uns hat er geblutet: also hab' ich ein Recht darauf. Und ich darf wohl behaupten: ich hab' eine leidlich geschickte Hand. Meine Harma und ich, wir ersetzen dir fast einen Arzt. Nicht wahr, Teukros?"

„Du hast zu befehlen," gab Epicharmos zur Antwort.

Ein leuchtendes Rot war ihr heiß in die Wangen gestiegen. Sie sah aus wie ein liebenswürdiges Kind, das sich über ein unverhofftes Geschenk freut.

Dardanos blickte zuerst auf Phaio und dann auf Teukros. Ein Gefühl innigster Rührung quoll in ihm auf. Glücklich der Mann, der ein Weib gefunden, wie dies holde Geschöpf da, — so gut und so klug, so sanft und so mutig!

„Jetzt, mein Kind, raste du selbst einmal!" sagte der Andrier. „Während der ganzen Fahrt hast du kein Auge geschlossen."

„Das will ich!" versetzte die junge Frau.

Die Schaffnerin führte nun Phaio und ihre Kammersklavin durch den Palastgarten in den langhingestreckten Seitenbau, wo sich die Fremdenzimmer befanden. Auch der Verwalter Symaithos verließ die Aule, um den versäumten Schlaf nachzuholen. Pelias und Teukros traten in das Domation des Palastaufsehers, wo ein Sklave ihnen citronenduftiges Wasser über die Hände goß. Inzwischen ward für die beiden ein Bad gerüstet.

„Auf Wiedersehen im Speisegemach!" rief der Archont, eh' er von dannen ging. „Werft alles nun hinter euch und vertraut auf die Zukunft! Für die Standhaften und Gerechten sorgen die Götter!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Berittenen des Kepheus waren noch gerade rechtzeitig angesprengt, um den letzten Atemzug ihres röchelnden Kameraden

zu hören und der Segelbarke des Kyparissos einen grimmigen Fluch nachzusenden. Der Obmann, wütend über den Mißerfolg, ließ seinen Ärger an den herrenlos umherschnobernden Pferden aus, schlug dem prächtigen Hengst, der den Pelias getragen, das Schwert ins Genick und hetzte die anderen Tiere mit Gröhlen und Schreien landeinwärts. Hiernach befahl er, den getöteten Waffengenossen nach kolchischer Sitte halbaufrecht in den Sattel zu binden. Zwei Mann gaben dem Toten das Brudergeleite. Die übrigen rasteten einige Augenblicke, wuschen den Gäulen die Köpfe mit Seewasser und wandten sich dann, scharf trabend, der Stadt zu.

Unterdes war es nicht nur in den Räumen der Zwingburg, sondern auch im Palaste lebendig geworden. Die große Aule der Marmareia glänzte wie taghell von Armleuchtern, Fackeln und Pechpfannen. Sklaven und Kriegsknechte standen umher, Wachtleute, Hof- und Palastbeamte, — sämtlich von bangem Schweigen gefesselt: denn Kepheus, die Arme fest über der Brust gekreuzt, schritt in ungnädigster Haltung durch die Querkolonnade und harrte voll Ungeduld auf die Rückkehr der Reiter.

Dieser Nedymnos schien den Kampf mit dem Gewaltherrscher im Tode noch weiterzuführen! Sein Geist wütete fort, wie das Gift einer ansteckenden Krankheit! Erst die Bestattung des Leichnams durch den Poseidonspriester! Dann die Versteckung des Pelias durch Teukros! Und nun die Befreiung beider durch Kyparissos! Je weiter das um sich fraß, um so dreister wagten sich die Verbrecher an das Unmögliche! Die Zwingburg mit ihren kyklopischen Mauern bot keine Sicherheit mehr; die ehrlichen Hüter wurden in Schufte, die siegreichen Kämpfer in Memmen verwandelt!

Kyparissos! Ihm hätte Kepheus eine so tollkühne That noch weit weniger zugetraut als dem Teukros ... Das Wesen des Kyparissos schien so völlig im verfeinerten Daseinsgenuß aufzugehen! Seitdem er die Zeit seiner Abenteuer und Irrfahrten hinter sich hatte, war er das Urbild eines Mannes geworden, der ruhig und maßvoll, aber mit reifem Verständnis am Becher des Lebens schlürft! Er liebte die Maler, die Bildhauer, die Poeten; er schwärmte für edle Rosse und hochduftige Weine; sogar die Wissenschaft, die Teukros mit eisernem Fleiß betrieb, verwandelte sich bei Kyparissos in ein gefälliges Spiel ... Und dieser Mensch, dazu noch der reichste und glänzendste unter den Edellingen der Insel, brach nun jählings mit seiner Vergangenheit und stellte sich, alles dahingebend, auf die Seite der Rebellion! Das war ein furchtbarer Schlag, der eine Gegenhandlung allerersten Ranges notwendig machte.

Endlich vernahm man durch die Stille der Nacht Pferdegetrappel. Kepheus, vor Aufregung fiebernd, trat in den Thürgang, wo der Palastverwalter ihm den Obmann der Kavalkade entgegenführte.

„Nun?“ fragte der Fürst stirnrunzelnd, da er in dem bestürzten Antlitz des Kriegsknechtes den Mißerfolg las.

Der Kolcher erzählte.

„Schurken seid ihr und elende Feiglinge!“ rief der Tyrann zornig. „Habt ihr Mangel gelitten im Dienst eures Brotherrn, daß ihr euch für eine Handvoll Silberstücke elend verschachert?“

„Erlauchter Fürst,“ versetzte der Reitersmann, „du übereilst dich! Keiner von der Palastwache hat seine Pflicht versäumt. Wir Kolcher sind unbestechlich. Allerdings: fliegen haben wir nicht gelernt, — und mehr, als sich töten lassen, konnte der mutige Tachys auch nicht!“

„Du hast recht!“ gab ihm der Selbstherrscher etwas ruhiger zurück. „Zu spät ist der unglaubliche Ausbruch entdeckt worden ... Es wäre ein Wunder gewesen ... Bestattet mir den vortrefflichen Tachys mit allen Ehren ... Und du — nimm diesen Dolch hier als Zeichen meiner dauernden Huld! Ihr Getreuen und Tapfern müßt euch in diesen Zeitläuften enger als je um den Thron scharen!“

Der Kriegsmann dankte und ging. Kepheus warf sich in einen der Marmorsessel unweit des Hausaltars und stützte den Kopf in die Hand.

„Skylax!“ rief er nach einer Weile.

Der Staatsrichter, den er sofort nach Entdeckung der Flucht in den Palast beschieden, trat näher.

„Was nun?“ fragte der Fürst.

Skylax verneigte sich.

„Wenn uns die Götter nicht ganz im

Stich lassen, wird sich das alles noch einrenken."

„Meinst du?"

„Ich bin fest davon überzeugt. Obschon ich natürlich ... Du weißt ja: alle Hoffnungen sind geflügelt, und nur der Tod ist gewiß ... Du scheinst anzunehmen, eine Verfolgung zu Schiff sei aussichtslos. Ich für meine Person glaube das Gegenteil. Wie der Reitersmann ausgesagt, hat sich die Barke des Kyparissos nordwärts gewandt. Kein Zweifel: die Flüchtlinge steuern um Andros herum nach der Insel Euboia, wo sich die Reste der kaum zersprengten Revolution sammeln. Dann aber sind sie noch einzuholen. Rüste sofort deine schnellste Triere aus und laß ihnen nachsetzen!"

„Ein Dreireiher kann nicht so Hals über Kopf in See stechen wie ein Fährkahn, der nur seine Kette löst."

„So sei's eine Segelbarke! Die thut es auch, — wenn du sie nur mit Burschen bemannst, die Herz und Mark haben."

„Wohl!" sagte der Fürst nachdenklich. „Es gilt den Versuch. Ruft mir den Tiridates!"

Der Thraker, der seit Einbruch der Nacht mit etlichen zwanzig Mann im Haupthof der Marmareia die Wache hatte, kam aus dem Säulengang. Der Fürst setzte ihm kurz auseinander, um was es sich handelte.

„Du hast nun Gelegenheit, wieder gut zu machen, was ihr als Wächter beim Leichnam des Aufrührers versäumt habt. Drei Talente in Gold, wenn du der Flüchtlinge habhaft wirst!"

Tiridates kaute beschämt den langen, hellblonden Schnurbart.

„Auch ohne dies, Herr, auch ohne dies!" sprach er, ans Schwert greifend. „Ich hasse die Schurken, als hätten sie mir den leiblichen Vater gemordet. Und ich verstehe doch recht: wir seilschen nicht lange? Das erste beste Kleinschiff, das fertig im Hafen liegt, greifen wir auf ...?"

„Das erste beste! Dem Eigentümer vergüt' ich den Schaden dreidutzendfach! Jeder Matrose erhält für die Hetzjagd den Verdienst eines Monats ..."

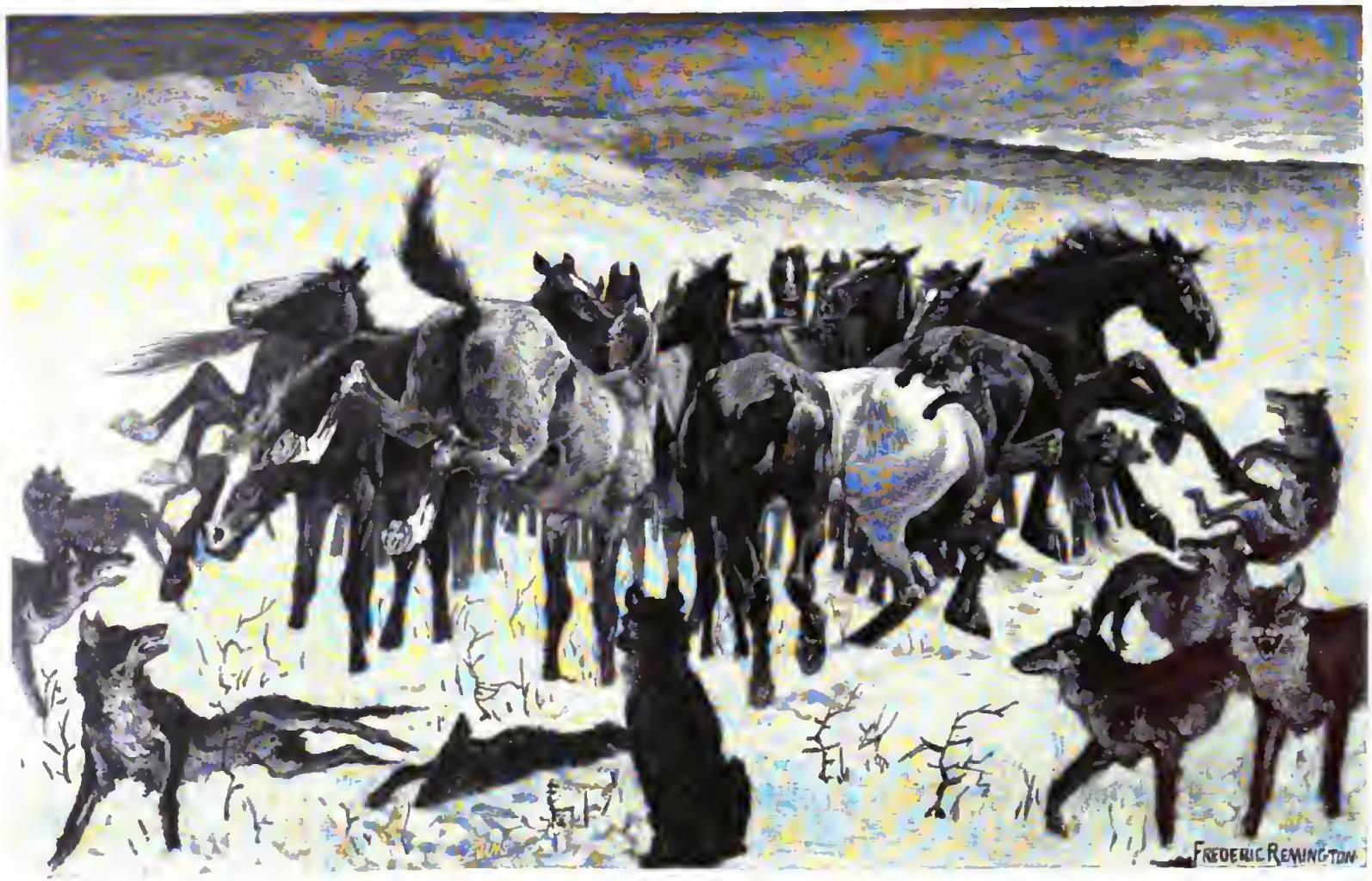
„Du sollst zufrieden sein!"

Nach Verlauf einer Stunde — früher war die Sache beim eifrigsten Willen nicht einzurichten — stieß ein schmalkieliger Schnellfahrer vom Uferdamm und wandte sich mit weitausgreifenden Rudern in der Richtung von Pogla. Man wollte die Insel auf der Westseite umsteuern und so der Barke des Kyparissos, wenn sie, wie Skylax vermutete, um die Nordspitze herum nach Euboia fuhr, in den Gewässern zwischen Euboia und Andros den Weg verlegen.

Inzwischen war die Stimmung des Kepheus, die sich unter dem Einfluß des Staatsrichters und des kampfbegierigen Tiridates etwas gehoben hatte, wieder vollständig umgeschlagen. Die Pechpfannen rauchten verlöschend zum Himmel auf; der sonnige Tag mischte sich in den ersterbenden Schein der Fackeln: aber noch immer schritt der Tyrann, die Arme über die Brust gekreuzt, vor den Säulen dahin, für jedes beschwichtende Wort unzugänglich. Der Staatsrichter Skylax hatte die Wächter der Zwingburg vernommen. Die Aussage dieser Leute brachte durchaus keine Klarheit in das Rätsel des Hergangs. Sie waren urplötzlich hinterrücks übermannt worden; sonst wußten sie nichts. Keine Spur wies darauf hin, durch welche Kanäle das Gold des Kyparissos bis zu den Kerkermeistern und den bestochenen Soldaten geströmt war. Je fruchtloser die Versuche blieben, irgend etwas Entscheidendes aus den Zeugen herauszufragen, um so leidenschaftlicher bohrte sich Kepheus ein. Jene dämonische Angst vor dem Unbekannten ergriff ihn, die seit dem Ausbruch der Revolution so häufig bei ihm zu Gaste war. Er fühlte sich im ungleichen Kampfe mit Geistern, die nicht zu fassen, mit unterirdischen Mächten, die nicht zu bannen noch zu versöhnen waren. In dem forschenden Blick, mit dem er von Zeit zu Zeit seine Umgebung musterte, lag etwas von der starren Krankhaftigkeit des Verfolgungswahns.

Eutlas, der Burgvogt, der sich bis dahin schweigend gehalten, fand es nun doch zweckmäßig, mit seiner ruhig-besonnenen Art einzugreifen. Er winkte dem Staatsrichter, bat ihn, seine Beschwörungsversuche einzustellen, und trat dann selber zu Kepheus heran, als wäre nichts vorgefallen.

„Sei den Leuten nicht gram, Herr!" begann er mit fester Stimme. „Sie wollen dich trösten und deinen gerechten Zorn ab-



Hart bedrängt. Nach einer Zeichnung von Frederic Remington.

wiegeln: aber ihr mattes Gebahren erreicht nur das Gegenteil. Du glaubst nicht dem Skylax, der sich da windet und krümmt, als sei er für alles verantwortlich; so glaube denn mir, der ich mit vollem Gleichmut das nämliche ausspreche: die Sache ist unerheblich!"

„Unerheblich?" fuhr Kepheus auf.

Das kluge Vogelgesicht des Eutlas verzog sich zu einem Lächeln.

„So sage ich, Herr! Ich kann nicht finden, daß diese Flucht ein wichtiges Staatsereignis oder gar ein Symptom bedenklicher Art sei. Kyparissos und Teukros waren aufs engste befreundet. Was ist natürlicher, als daß Kyparissos Himmel und Erde aufbietet, um den Verurteilten vom Tode zu retten? Gibt er um dieser That willen alles auf — Heimat, Stellung, Besitztum — so hat er eigentlich schon gebüßt, eh' wir ihn festgenommen ..."

„Ich staune, wie mild du bist!" entgegnete Kepheus. „Aber die andern! Teukros und der Poseidonspriester! Die offenen Verletzer meines fürstlichen Ansehens! Die dreisten Rebellen, die sich nun ihres Triumphes rühmen werden, soweit die hellenische Zunge klingt! Und die verwünschten Barbaren, die sich erkaufen ließen! Hoffentlich schleppt mir sie Tiridates zurück! In Gold will ich ihn fassen, wenn er mir diese Genugthuung schafft! Und dann ..."

„Ich fürchte, die Seefahrt des Tiridates wird ohne Erfolg bleiben. Aber das ändert nicht meine Anschauung. Feile Gesellen gibt es allüberall. Im großen und ganzen darfst du mit deinen Söldnern zufrieden sein. Dünkt es dir zweckmäßig, so erhöht man ihnen den Sold und stellt ihnen Äcker in Aussicht. Das wird die meisten unlösbar fesseln ..."

„Äcker ..." murmelte Kepheus. „Da hast du wohl gesprochen! Man muß die Soldaten ansässig machen ... Sehr gut! Das kettet sie in der That ... Ansässig machen und womöglich verheiraten. Heute noch laß den Geheimschreiber Umfrage halten ... Jenseits von Pogla gibt es ja Land in Masse ... Und lieber jag' ich die halbe Bevölkerung über das Meer, eh' ich auch nur den zwanzigsten Teil meiner Thraker und Kolcher in ihrer Treue gefährde ..."

Eutlas, froh, den Erregten auf andre Gedanken gebracht zu haben, wandte sich um nach dem Säulengang, wo der Geheimschreiber mit dem Staatsrichter Skylax in leisem Zwiegespräch stand.

„Choirilos!"

Der Geheimschreiber, das üppige Vollmondsgesicht in ängstliche Falten gelegt, kam eilig herüber. Jetzt eben wollte der Burgvogt, der sich schon längst mit der Sache eingehend befaßt hatte, den gleichfalls gut bewanderten Choirilos zur Erörterung veranlassen, als von der Thüre des Hofes her Schritte erschollen. Ein Sklave meldete den Oberfeldherrn Zethonios und seine Gemahlin.

Kepheus ging ihnen hastig und mit neu erwachender Aufregung entgegen. Zethonios war von drei Soldaten gefolgt; Telesilla von ihrer Leibsklavin Myrtion.

„Schöne Geschichten das!" rief Zethonios von weitem. „Die ehrlosen Spitzbuben! Aber dem einen, dem breitmäulichen Thrix, hab' ich schon lange mißtraut! Nun, die Sache ist nicht zu ändern! Fort sind sie, — und, bei Lichte besehen, hat's ja sogar seine Vorteile ..."

„Ich verstehe dich nicht ..."

„Nun, der Treubruch der Wächter überhebt dich der Notwendigkeit, die Verurteilten köpfen zu lassen."

„Ist das ein Vorteil?"

„Gewiß, Herr! Im Volke hätte das doch böses Blut gemacht! Was kümmert sich der gemeine Mann um die Rechtsfrage, wenn ihm etwas grundsätzlich wider den Strich geht!"

„Ich beneide dich um die Leichtblütigkeit deiner Auffassung!" sagte der Fürst herb. „Die Schädigung, die dem Throne erwächst, wenn seine Gegner straflos ihm Hohn sprechen, schlägst du die in der That für nichts an ...?"

„Dem läßt sich ja abhelfen. Ich würde an deiner Stelle die Sache so darstellen, als hätte ich der Flucht der Verurteilten absichtlich nichts in den Weg gelegt ... Das bricht allem Gerede kurzweg die Spitze ab."

„So! Und der Kolcher, der arme Tachys, den die Schurken vom Gaul gehauen? Und Tiridates, der ihnen zur See nachsetzt? Alle Welt weiß, mit welchem Eifer wir die Verfolgung betreiben: auf wen also würde dein Märchen gemünzt sein?"

„Da hast du recht, Herr!“ sagte Zethonios. „Daran dachte ich nicht. Immerhin scheint mir, daß du die Sache zu schwer nimmst.“

Und nun erging er sich fast in den nämlichen Trost- und Beschwichtigungsreden wie vorhin Eutlas.

Telesilla hatte indes schweigend dagestanden und ihrem Gemahl von Zeit zu Zeit einen Blick sanfter Mißbilligung zugeworfen. Sie schien äußerlich ruhig, — nur ernst, nicht aufgeregt: aber es gärte in ihr wie seit lange nicht. Die Nachricht von dem Ausbruch der beiden Gefangenen hatte sie noch schwerer getroffen als den Tyrannen selbst. Und zwar aus verschiednen Gründen . . .

Seit der Verurteilung des Teukros war nämlich eine merkwürdige Wandlung mit ihr vorgegangen. Bis dahin hatte sie nur den Haß der Verschmähten und die Rachsucht des beleidigten Stolzes gefühlt; seitdem aber das Schicksal des Teukros besiegelt schien, regte sich wieder etwas wie heimliche Sehnsucht und neu erwachende Hoffnung . . . Sie hatte schon ernstlich darüber nachgedacht, wie und durch wen sie dem Unglücklichen die Thatsache nah' legen wollte, daß es für ihn trotz alledem noch ein Heil gebe. Wenn sich Teukros in seiner Todesverzweiflung an sie wandte und ihre Vermittelung anflehte, dann würde alles noch gut werden . . . Ihr Einfluß auf den Gewaltherrscher war unbegrenzt. Bat sie bei Kepheus um Gnade, so war kein Zweifel, daß Kepheus ihr diese Gnade gewähren würde . . .

Und wenn Teukros, dem schon der Stahl des Henkers über dem Nacken hing, ihr seine Rettung verdankte, wenn ihre Fürsprache ihn dem Dasein und der Freiheit zurückgab, dann mußte wohl endlich in der Brust des Geretteten eine Stimme laut werden, die machtvoll zu Gunsten der schönen Fürsprecherin redete. Er war ja dann gleichsam ihr Geschöpf; er lebte und atmete nur durch sie! Es hatte zwar etwas Tief-Demütigendes, den Sieg über den Kaltherzigen auf diesem Umweg erschleichen zu sollen: aber die Troerin war auf dem Punkte angelangt, wo sich die Eitelkeit flach in den Staub legt, wenn nur die Sehnsucht ihr Ziel näher gerückt sieht . . . Die Persönlichkeit, die das einleiten sollte, war schon gefunden: der Geheimschreiber Choirilos würde nicht nein sagen, wenn man ihm aufgab, sich mit oder ohne Vorwissen des Kepheus Zutritt ins Verließ zu verschaffen, — und seine Gewandtheit und Schlauheit bürgte dafür, daß er die Urheberin dieses Gedankens nicht etwa bloßstellen würde . . . Man hatte den Mann jetzt wirklich ganz und gar in der Hand, mehr als noch Myrtion voraussetzte . . . Nun aber war dieser Plan mit all seinen herrlich geträumten Folgen durch den vermessenen Eingriff des Kyparissos in Trümmer gelegt!

Und das war ja nicht alles! Auch der politische Ehrgeiz Telesillas schien durch das unverhoffte Ereignis dieser Unglücksnacht in seinen Zielen bedroht. Sie fühlte nun in der That jene dumpf-drückende Sorge, die sie bis jetzt nur aus Gründen kluger Berechnung erheuchelt hatte. Wenn es dem Kyparissos gelungen war, binnen weniger Tage, ohne auch nur Verdacht zu erwecken, Bresche in die Mauern der Zwingburg zu legen und die Vorsichtsmaßregeln des Kepheus auf so verblüffende Art zu vereiteln, dann mußte die Sicherheit der Tyrannis ernstlich gefährdet sein. Hier galt es, rasch und energisch einzuschreiten, ehe der Bau vollständig unterwühlt war. Die Leibwache und das Söldnerheer mußten von allen nicht ganz zuverlässigen Leuten gereinigt, neue Schutztruppen mußten geworben, die Zahl der städtischen Wachmannschaften erhöht, die Aufmerksamkeit auf alle verdächtigen Staatsbürger verdoppelt werden. Auch schien es ihr unumgänglich, die traurige Scharte, die man sich zugezogen, durch eine kraftvolle, unerbittliche That alsbald wieder auszuwetzen.

So trat sie, da ihr Gemahl nun schwieg, zu Kepheus heran und ließ die Künste ihrer Beredsamkeit spielen. Sie begriff nicht, daß Zethonios den Vorfall so gleichmütig auffaßte . . . Aber das war ja die Regel: tapfere Soldaten und hervorragende Feldherren beurteilten alles nur nach dem Maßstab ihrer kriegerischen Erfahrungen. Wo das Blut nicht in Strömen floß, da bedünkte ihnen der wichtigste Vorfall armselig und kleinlich.

„Ein Herrscher jedoch“ — fuhr sie mit wachsender Lebhaftigkeit fort, „achtet nicht nur den Speer der Pallas Athene,

sondern auch ihre Lampe! Er weiß, daß die Geschicke der Völker ebenso oft zwischen vier Mauern entschieden werden, als auf den Schlachtfeldern. Und so hast du gewiß und wahrhaftig das Rechte getroffen, erlauchter Fürst, wenn du die Flucht der Verurteilten als eine schwere Schädigung deiner Krone betrachtest. Der Vorfall erschüttert, von allem übrigen abgesehen, das Vertrauen der Gutgesinnten auf deine Kriegsknechte. Die Gegner aber und Aufrührer werden jetzt neue Hoffnung gewinnen, — und die Hoffnung ist unter solchen Verhältnissen die Mutter der Missethat .... Daß man die Flüchtlinge selbst wieder einholt, glaube ich nicht. Also zerschmettere vor allem die Mitverschworenen, die sich noch im Bereich deiner Macht befinden! Helfer und Helfershelfer muß Kyparissos gehabt haben! Und zwar hochgestellte und einflußreiche! Laß uns daher mit ruhiger Besonnenheit prüfen! Halten wir Umschau, mein Fürst! Wen auch nur ein Schatten eines Verdachtes trifft, den legst du in Ketten!"

Sie hatte die letzten Worte so laut gesprochen, daß jedermann im Peristylion sie hören konnte. Wie sie jetzt innehielt, streifte ihr Blick zufällig den hageren, hohläugigen Staatsrichter Skylax, der im weißen Himation zwischen zwei Säulen der Kolonnade stand und sich auffällig mühte, eine lächelnde Gleichgiltigkeit zur Schau zu tragen. Sofort fiel der Troerin ein, daß Skylax bei der Gerichtsverhandlung mit überraschendem Eifer zu Gunsten des Teukros, ja selbst ein wenig zu Gunsten des Pelias gesprochen hatte. Die seltsam gewundene Art seiner Darlegungen war ihr schon damals befremdlich erschienen, obgleich Kepheus, der beiden übrigen Richter vollständig sicher, das Verfahren des Skylax für außerordentlich staatsklug erklärte, weil es den Eindruck strengster Unparteilichkeit mache. Jetzt, beim Anblick der sonderbaren Gestalt, die wie in halber Verlegenheit den ergrauenden Kopf senkte und fast blödsinnig schmunzelte, überkam es die scharfsichtige Troerin wie eine leuchtende Offenbarung. Skylax allein von sämtlichen Staatswürdenträgern hatte für Teukros offen Partei ergriffen: er vor allen stand also irgendwie unter dem Banne des Kyparissos! Was da vorliegen mochte, wie sich das alles geknüpft und gewoben hatte, dafür gab es natürlich zunächst kaum einen Anhalt: aber daß in der That etwas vorlag, davon war sie nun felsenfest überzeugt.

Gewohnt, im entscheidenden Augenblick rasch und ohne Rücksicht auf die Möglichkeit übler Folgen zu handeln, richtete sie die Augen starr und glutsprühend auf das Antlitz des Fürsten nnd sprach mit der feierlich abgewogenen Stimme einer Wahrsagerin:

„Gibst du mir Vollmacht, Herr, so steh' ich dafür, daß noch vor Abend die Fäden dieses Verrats bloßgelegt sind!"

„Hast du Vermutungen?"

„Mehr als Vermutungen."

„Wohlan denn ...!"

„Wenn du mir glaubst, Herr, so lassen wir dort den Mann zwischen den Säulen augenblicks peinlich verhören! Siehst du, wie er zusammenzuckt? Er verurteilt sich selbst! Da, nun wankt er wie ein Betrunkner! Vorwärts, Leute! Im Namen des Fürsten: bemächtigt euch dieses untreuen Beamten! Verhaftet Skylax den Staatsrichter!"

„Was beginnst du?" stammelte Kepheus.

„Was ich verantworten werde! Nur zu, ihr Kolcher! Daß er uns nicht entschlüpft!"

Zwei von der Leibwache hatten sich unterdes dem erbleichenden Skylax genähert.

„Bist du von Sinnen?" rief er der Troerin zu. „Mein Fürst, ich hoffe ..."

„Hoffe du nichts, wenn du schuldig bist!" erwiderte Kepheus. „Wahrlich, dein Gebaren ist nicht das eines Mannes, dem Unrecht geschieht! Du zitterst, Skylax! Du bist fahl, wie ein Toter!"

„Der Schreck, die Entrüstung ..."

„Schweig'!" unterbrach ihn der Fürst, der sich dem ungünstigen Eindruck dieser Verstörtheit nicht mehr entziehen konnte. „Beim Erebos, es scheint ja, ich bin hier von Freunden umgeben, die mir Veilchen und Rosen streuen! Ketten herbei! Und schafft ihn mir sofort nach der Zwingburg!"

„Herr, ich beschwöre dich ..."

„Spar' deine Redensarten! Die Lüge, das Schuldbewußtsein spricht dir aus jeder Miene. Und halt —! Damit sich das alles ordnungsmäßig vollzieht: du bist deines Amtes hiermit enthoben! Erster Staatsrichter ist von heute ab Onkos.

Onkos wird dich verhören. Eutlas, nimm von dieser Ernennung Vermerk! Und begib dich alsbald mit Choirilos nach der Wohnung des Hochverräters! Dort haltet mir Haussuchung!"

Eutlas und Choirilos waren starr vor Verwunderung; Choirilos um so mehr, als er von dem Gespräch Telesillas mit Kepheus nicht eine Silbe gehört hatte. In trübseliger Stimmung war er unter die jenseitige Kolonnade geschlichen: denn Myrtion hatte ihren beleibten Verehrer mit einem Lächeln begrüßt, das er als bitteren Hohn über sein ewig unbefriedigtes Schmachten aufgefaßt hatte . . . Und die grausame Spötterin sah doch so unbeschreiblich wonnevoll aus in ihrem krokusfarbigen Ampechonion, das links oben ein wenig die Schulter freigab! Und flammrote Bänder trug sie im Haar, und über dem kleinen reizenden Ohr eine prachtvolle Spätrose! Ach, hatte Choirilos mit den Worten des Dichters Eumolpos geseufzt, daß doch die süßesten Früchte immer am höchsten hängen! Nun riß ihn der Anruf des Fürsten jählings aus dieser Betrachtung heraus. Er fuhr sich mit der rundlichen Hand über den Kahlkopf, schloß energisch die Lippen und raffte mit einer stolzen Gebärde den Mantel zusammen, als wolle er der übermütigen Sklavin zeigen, daß er trotz alledem über die Anwandlungen ihrer Spottlust erhaben sei.

Die Aufregung des Tyrannos erreichte den Höhegrad, als nach Verlauf etlicher Stunden Tiridates und seine Gefährten unverrichteter Sache zurückkamen. Wutschnaubend gab Kepheus nun den Befehl, dem Skylax, der bis dahin hartnäckig geleugnet hatte, mit der Folter zu drohen. Er selbst begab sich hinüber ins Burgverließ, um der Vernehmung des Angeklagten durch Onkos persönlich beizuwohnen.

Eutlas und Choirilos hatten inzwischen die Wohnung des Verhafteten untersucht und nach langem Durchstöbern sämtlicher Truhen, Schränke und Buchrollenbehälter zuletzt im verborgensten Winkel des Hausarchivs jene Schuldverschreibung entdeckt, durch die Kyparissos die Stimme des Skylax zu Gunsten des Teukros und Pelias erkauft hatte. Dem Aktenstück, dessen Wortlaut den wahren Zusammenhang thunlichst verschleierte, lag eine sofort zahlbare Anweisung auf zwei korinthische Trapeziten bei, die seit Jahren für Kyparissos größere Geldsummen verwalteten.

In dem nämlichen Augenblick, als die Marterwerkzeuge gebracht wurden, trat Eutlas mit Choirilos in das Verließ und überreichte dem neu ernannten Staatsrichter Onkos die beiden verhängnisvollen Schriftstücke. Hiermit war die Sache für Skylax endgiltig verspielt. Er bekannte sich schuldig, auf Anstiften des Kyparissos der Verurteilung der beiden Angeklagten mit allen Kräften entgegengewirkt und dann, als dies fruchtlos blieb, die Bestechung der Thraker und der beiden entwichenen Kerkermeister bewerkstelligt zu haben.

Kraft des herrschenden Ausnahmezustandes trat der Gerichtshof unter dem Vorsitz des unerbittlichen Onkos noch an dem nämlichen Tage zusammen. Nach kurzer Verhandlung ward Skylax einstimmig zum Tode verurteilt.

Eh' noch die Sonne hinter die Berge sank, schleppten die Henkersknechte den Verurteilten auf die Agora. Kepheus weigerte sich diesmal mit aller Entschiedenheit, die Vollstreckung des Urteilsspruches mit Rücksicht auf die Herbstfeier im Zeustempel hinauszuschieben. Religiöse Bedenken sollten ihm nicht wieder einen Streich spielen wie bei Teukros und Pelias, mochten die Priester noch so ungestüm über Entheiligung schreien!

Skylax, der gelebt hatte wie ein Sklave, starb wie ein Held.

„Ich leide, was ich verdiene!" rief er ins Volk hinaus, da ihm der Anführer der Bedeckungsmannschaften ein letztes Wort gestattete. „Diese Hand, die von dem opferwilligen Kyparissos in elender Habgier die Schuldverschreibung entgegennahm, hätte den Dolch zücken sollen wider die Brust des Tyrannen!"

Da ward er niedergezwängt. Ein Blitzen, ein dumpfer Schlag: der Kopf des Unglücklichen rollte verzerrt in den Sand.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die rasche Entdeckung und Züchtigung eines Hauptschuldigen war für das Ansehen der Gewaltherrschaft immer schon ein Erfolg. Aber das reichte nicht hin. Maßregeln mußten getroffen werden, die

dem Volk zeigten, daß der Fürst die Bestrafung der Flüchtlinge noch keineswegs aufgab, sondern versuchen würde, sie mit staatsmännischer List und Verschlagenheit dem Auslande abzujagen.

Man schickte daher Boten und Kundschafter nach allen vier Himmelsgegenden aus und sicherte dem Überbringer der ersten zuverlässigen Nachricht über den Verbleib der Entflohenen eine große Belohnung zu. Insbesondere war Telesilla bemüht, einzelne gewandte Persönlichkeiten, die ihr früher schon dienstbar gewesen, für die Angelegenheit zu erwärmen: denn eifriger als vielleicht der Tyrann selbst erstrebte sie hier ein rasches Ergebnis.

Gleichzeitig wurden die Häuser und die sonstigen Besitztümer der drei Hochverräter mit allerlei geräuschvollen Ceremonien als ewiges Eigentum der fürstlichen Krone in Anspruch genommen. Auch sämtliche Sklaven gingen in den Besitz des Kepheus über. Sie wurden, als der Mitwissenschaft dringend verdächtig, von Amts wegen gepeitscht und dann mit wenigen Ausnahmen nach Kleinasien verfrachtet, um dort zu Gunsten der fürstlichen Kasse verkauft zu werden.

Am dritten Tage, früh morgens, erhielt Telesilla von einem ihrer Vertrauten, dem Hafenbeamten Sosthenes, brieflich die Mitteilung, das Fahrzeug des Kyparissos sei auf der Insel Tenos gelandet. Das Schreiben vermeldete noch verschiedene überraschende Einzelheiten ...

Die Troerin hatte sich beim Empfang dieser Zeilen kaum erst vom Lager erhoben. Sie nahm die Zuschrift mit in das Ankleidezimmer und las sie hochklopfenden Herzens durch, während ihr Myrtion das Haar strählte. Blitzschnell überflog ihr Scharfblick die Lage. Kaum war sie beim letzten Wort angelangt, als ihr Entschluß bereits feststand. Und sofort ging ihr beweglicher Geist ans Werk, nach geeigneten Mitteln für die Ausführung Umschau zu halten.

Als Myrtion ihr den Knoten geschürzt und das schmalreifige Diadem aufgelegt hatte, war sie mit sich im klaren. Sie reichte der Sklavin mit einer stummen Gebärde den Brief, wartete mit augenscheinlicher Ungeduld, bis Myrtion zu Ende war, und sagte dann aufatmend:

„So, nun werd' ich wohl deinen verliebten Choirilos nötig haben!"

„Was? Den Geheimschreiber? Soll er hinübersegeln und, als Muse verkleidet, dem herzlosen Teukros einen vergifteten Kranz auf das Haupt drücken? Das wär' eine Rolle für ihn!"

„Nicht doch! Höre mir ernsthaft zu!"

„Das will ich, beim Sonnengott! Nur — siehst du, Herrin, wenn von dem alten verliebten Kahlkopf die Rede ist, dann packt mich ein unwiderstehlicher Drang, mich vor jauchzender Heiterkeit langwegs auf den Boden zu werfen! Er ist zu drollig mit seiner feisten, schmeerbäuchigen Minnequal!"

„Bezähme jetzt diesen unwiderstehlichen Drang und öffne die Ohren! Mehr als je rechne ich heute auf deine Klugheit! Also: du schreibst sofort dem Choirilos ein paar huldvolle Zeilen und bestellst ihn zu einer zärtlichen Unterredung hier in mein Ankleidezimmer!"

„Wie ist das möglich ...!"

„Ganz einfach. Du lügst ihm vor, deine Herrin sei abwesend."

„Aber die Dienerschaft ...!"

„Wenn er links durch den Hausgarten kömmt, so bemerkt ihn doch höchstens der Kolcher, der dort die Wache hat."

„Das ist gerade genug."

„Ach was! Aber zum Überfluß werd' ich den Mann rechtzeitig entfernen. Mach's deinem Choirilos nur so dringend als möglich! Heuchle ihm Reue, Sehnsucht, Leidenschaft, was du willst! Ich unterdes halte mich hier im Nebengemach ... So bist du vollständig ungestört, und die Sklavinnen glauben, ich sei noch beim Ankleiden. Und wenn er dann da ist, so bist du wirklich ein bißchen artig zu ihm und versprichst ihm das mögliche, unter der einen Bedingung ..."

„Ich fürchte, er hat reichlich genug von meinen Versprechungen."

„Du mußt's ihm eben diesmal besonders glaubhaft machen, ihm einen Händedruck, ein schmachtendes Lächeln und schlimmstenfalls einen Kuß gönnen ..."

„Schrecklich!"

„Die Sache verlangt's, und ich weiß, meine herzliebe Myrtion bringt mir ein Opfer. Macht er dann immer noch Umstände — weil's ihm ja wieder ans Liebste,

ans Geld geht — dann drohst du ihm kurzer Hand mit der Quittung des Pelias."

„Ja, und was soll er denn eigentlich?"

„Mir den Psammas erkaufen."

„Psammas? Den ägyptischen Arzt?"

„Ja wohl! Alle Ägypter sind käuflich. Und der Geheimschreiber verfügt über sehr stattliche Barschaften."

„Ich verstehe noch nicht . . ."

„Höre mir zu! Du weißt: Psammas hat bei der Fürstin Damiska große Erfolge erzielt. Am zweiten Tage schon war das Fieber bewältigt: nur die Mattigkeit und das ewige Angstgefühl sind zurückgeblieben. Psammas übt seitdem eine fast unumschränkte Macht über sie aus. Was er befiehlt, das thut sie; was er ihr einredet, daran hält sie fest wie an dem Wahrspruch eines Orakels. Kepheus aber, so lange Jahre hindurch ein Leugner des Übernatürlichen, ist seit dem Anfall Damiskas abergläubisch und ängstlich geworden. Der Fluch des Nedymnos, der sich an Mutter und Kind schon halb zu erfüllen scheint, wühlt ihm die Nerven auf. Bei der Verurteilung des Rebellen hat ihn Damiska gewarnt. Weil er sich damals um ihr Gerede so gar nicht gekümmert hat, neigt er jetzt in fast krankhafter Weise zum Gegenteil. Selbst das unzusammenhängende Klagegeschrei ihrer Fieberträume hat er für eine Art von Offenbarung genommen. Begreifst du nun? Das müssen wir ausnützen. Der Leibarzt soll Damiska veranlassen, ihren Gemahl unverzüglich ans Lager zu rufen und mit ihrer prophetischen Dulderstimme folgende Worte ihm zuzuraunen: ‚Kepheus, du bist verloren, wenn du nicht deinen Feinden zuvorkömmst!'"

Myrtion nickte.

„Hast du verstanden?" fuhr Telesilla fort. „‚Kepheus, du bist verloren, wenn du nicht deinen Feinden zuvorkömmst!' Präge dir das genau ein!"

„Was ist da einzuprägen . . . Aber nun sage mir doch: weshalb soll diese kleine Gefälligkeit so viel Geld kosten?"

„Du kennst die Ägypter nicht! Psammas ist ein durchtriebener Hund. Der wird sofort merken, daß diese kleine Gefälligkeit schwerer wiegt als mancher geräuschvolle Dienst. Ich sehe ihn schon, wie er sich weigert und dem Choirilos mit allerlei Ausflüchten kömmt: das möchte der Kranken schaden; seine Pflicht verbiete ihm das; und was so der wohlfeilen Reden mehr sind. Natürlich muß dann Choirilos ganz gehörig ins Zeug gehn. Er muß bluten, bluten . . . Aber ich kann ihm nicht helfen! Wofür bezieht er denn seine unsinnig hohen Einkünfte! Und ich, Telesilla, bin leider noch immer nicht Herrin über die andrischen Goldquellen!"

„Sehr gut!" murmelte Myrtion. „Also: ‚Kepheus, du bist verloren, wenn du nicht deinen Feinden zuvorkömmst.' Aber das klingt ja ordentlich schauderhaft! Wie die Ankündigung einer ungeheuren Gefahr! Wenn es der Kranken nun wirklich schadet?"

„Es wird nicht!" versetzte die Troerin leichthin. „Und wenn selbst! Wo es sich um die Zukunft der Krone handelt, da gilt alles übrige nicht einen Obolos!"

Myrtion war unterdes mit all ihren Handreichungen fertig geworden, und schickte sich an, ihrer Gebieterin beim Anziehen der Diploïs zu helfen. Telesilla jedoch wehrte ihr.

„Geh' und schreib'!" sagte sie kurz. „Nein, nein, ich komme schon so zurecht. Die Sache ist eilig. Wen schickst du denn?"

„Den Jungen, den Anthrax! Der ist klug und verschwiegen und stürzt sich für seine vergötterte Myrtion ins Feuer."

„Gut. Ich entferne inzwischen den Kolcher. Nimm deine fünf Sinne zusammen und mach' alles recht schlau, Myrtion! Ich baue auf dich!"

„Du sollst nicht auf Sand gebaut haben! Nur das Küssen, weißt du . . ."

„Geh nur, das findet sich!"

Alles verlief nun programmgemäß. Choirilos, den die Begegnung im Säulenhofe der Marmareia von neuem entflammt hatte, schlich ungesehn durch den Hausgarten und wurde von Myrtion im Ankleidezimmer der Troerin mit allen Verheißungen einer zärtlichen Liebe empfangen. Telesilla, die im Nebengemach lauschte, konnte sich kaum des Lachens enthalten. Myrtion spielte die Rolle der Reuevollen mit erstaunlicher Meisterschaft. Stammelnd bat sie ihren verdutzten Anbeter um Verzeihung. Sie beteuerte ihm, daß sie im stillen schon oft den Entschluß gefaßt habe, seiner Werbung Gehör zu schenken. Aber dann jedesmal, wenn er so auf sie zuschritt, in seiner männlichen Würde und Vornehmheit, war

sie zusammengeschauert und hatte alsbald ihre Herzensangst in die Maske der mutwilligsten Laune gekleidet. Ein mahnender Traum hatte jetzt endlich Ausschlag gegeben! Die Göttin der Liebe selbst war ihr zur Nacht im Domation erschienen und hatte ihr zugesprochen, die weibliche Scheu kühn über Bord zu werfen. Sie dankte ihm stürmisch, daß er unzögernd gekommen war ... Nein, er brauchte hier ganz und gar nicht in Sorge zu sein! Kein Mensch ahnte ja etwas; Telesilla war fort, — und niemand im Hause betrat dieses Gemach ohne ausdrückliche Erlaubnis ...

Choirilos traute kaum seinen Ohren. Welch' eine Wandlung! Derselbe rosige Mund, der in der Aule der Marmareia so grausam-übermütig gelächelt hatte, strömte hier plötzlich alle berauschenden Süßigkeiten der Minne aus. Das ging nicht ganz mit natürlichen Dingen zu. Aber gleichviel! Die holde, hingebungsvolle Stimmung war einmal da, und Choirilos überlegte nicht lang, welchem günstigen Schicksalsschluß die Sache zu danken war. Mit feurigen Armen zog er die biegsam-weiche Gestalt an sich, blickte ihr heiß in die Augen und flüsterte sehnsuchtskrank:

„Endlich, Myrtion, endlich! Du ahnst ja nicht, wie meine Seele nach dir verschmachtet ist!"

Dann bat er lallend um einen Kuß.

„Willst du?" fragte er mit verschwimmenden Augen, als sie ihr Antlitz wegwandte.

„Ja," versetzte sie schämig. „Aber, aber ... es ist eine große Bedingung dabei!"

„Die ich erfüllen werde, und sollt' ich den dreiköpfigen Hund aus dem Erebos holen!"

Als nun Myrtion vorsichtig, aber mit großer Klarheit erörterte, was sie dem zweiten Herakles zumutete, ward sein verzücktes Antlitz, das da gestrahlt hatte wie ein breitschmunzelnder Vollmond, zusehends länger und länger. Der Schlaukopf hatte sofort den springenden Punkt bei der Sache herausgefühlt. Psammas galt zwar für einen ausgezeichneten Heilkünstler, aber zugleich für die verkörperte Habgier, die überall Geld herausschlug und nichts auf der Welt umsonst that. Den Liebesdienst zu Gunsten der Troerin würde der Mann sich mit einem halben Vermögen bezahlen lassen.

„Und dies halbe Vermögen soll ich leisten?" stotterte Choirilos. „Ich, der ich kaum so viel habe, um alljährlich ein paar Stateren zurückzulegen? Ich, den du erst neulich geschröpft hast zu Gunsten der Schiffbrüchigen? Ach, verzeih mir die Redensart: sie fuhr mir so gerade heraus, und ich meinte doch damals ... Immerhin: die sechshundert Drachmen hab' ich verschmerzt. Psammas aber ... Ich könnte dir da Geschichten erzählen ...! Je mehr ich ihn bitte, je dringender ich die Sache ihm darstelle, um so höher wird sie im Preis steigen."

„Um so tiefer greifst du dann halt in die Tasche."

„Das würde nichts helfen. Meine Tasche ist leer."

„Also du weigerst dich?"

„Süßes Liebchen, ich muß! Du verlangst da Unmögliches!"

„Wer aufrichtig will, dem ist alles möglich. Aber du willst nicht."

„Ich — nicht wollen! Wie du so reden kannst! Fordere mein Haupt, Myrtion ..."

„O, das könnte ich schon," raunte sie schmollend. „Ja, Choirilos! Wenn ich ein einziges Wörtlein spreche, mußt du den schönen Kopf da hergeben, ohne dafür so köstlich belohnt zu werden ..."

„Ich? Wieso?"

„Du hast zu den Kriegskosten der Revolution beigesteuert ..."

„Rede nicht Unsinn!"

„Doch, doch! Du hast bare sechshundert Drachmen dem Pelias behändigt, — und die Empfangsbescheinigung hab' ich mir sorgfältig aufgehoben."

„Das war doch für die Kasse der Schiffbrüchigen."

„Davon steht nichts auf dem Zettel. Und wenn auch: die Schiffbrüchigen, die der Poseidonspriester aus dieser Amtskasse unterstützt hat, waren fast durchweg Todfeinde des Kepheus ... Bist du so ungefällig und schlecht und willst nicht einmal ein paar tausend Goldstücke für deine Myrtion opfern, — gut! Dann seh' ich ja, wie ich daran bin! Ich brauche dann wohl auch keine Rücksicht zu nehmen, und wenn mich der Staatsrichter Onkos fragt, ob ich nichts wüßte von geheimen Verschwörungen und rebellischen Umtrieben ..."

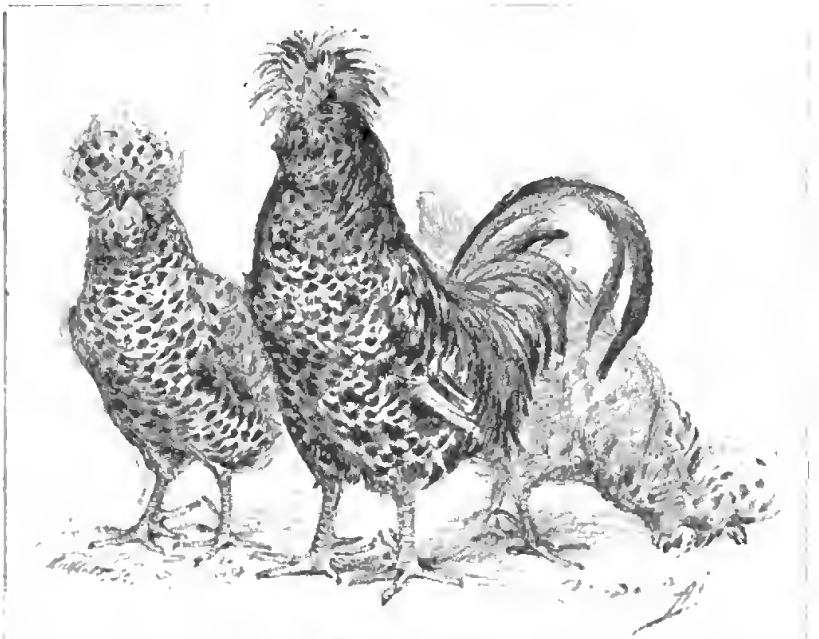
„Myrtion! Du träumst! Du wirst mir die alberne Quittung zurückgeben! Sieh' mal, wenn dies verwünschte Blatt dir verloren ginge . . ."

„Ach, was reden wir lang! Entweder, oder! Es thut mir ja herzlich leid, so schroff zu dir sprechen zu müssen: aber die Zeit ist kostbar. Kannst du mir nicht bis Mittag — und zwar unter Ablegung eines heiligen Eidschwurs — die Thatsache melden, daß Psammas der kranken Damiska das ordentlich beigebracht hat, so wandert zu meinem größten Bedauern die Quittung

Telesilla, die im Nebengemach lauschte, vernahm einen vollschwellenden Seufzer. Der Rausch der Verliebtheit war dem Geheimschreiber wirbelnd zu Kopf gestiegen. „Myrtion," stöhnte er, „Myrtion!" Und der Klang zweier Lippenpaare, die sich berührten und wieder lösten, zeugte dafür, daß Myrtion ihrer Gebieterin ein schwerwiegendes Opfer gebracht.

„Sie ist unbezahlbar!" dachte die Troerin.

„Und nun fort, mein Geliebter!" kam es dann in mädchenhafter Verwirrung von dem Mund der Geküßten. „Eilst du, so



Hudan-Hühner. Nach einer Zeichnung von A. Millot.

des Pelias in die Hände des Onkos. Erfüllst du aber, was ich dir aufgebe, — ach, mein Choirilos, dann bin ich mit Leib und Seele dein Eigen, solang du mich haben willst! Ich schmachte ja selbst nach deiner beglückenden Nähe, wie ein verdurstendes Reh nach dem Waldquell! Nur die hingebungsvolle Treue gegen die Herrin zwingt mich zu dieser scheinbaren Herzlosigkeit."

Choirilos kämpfte.

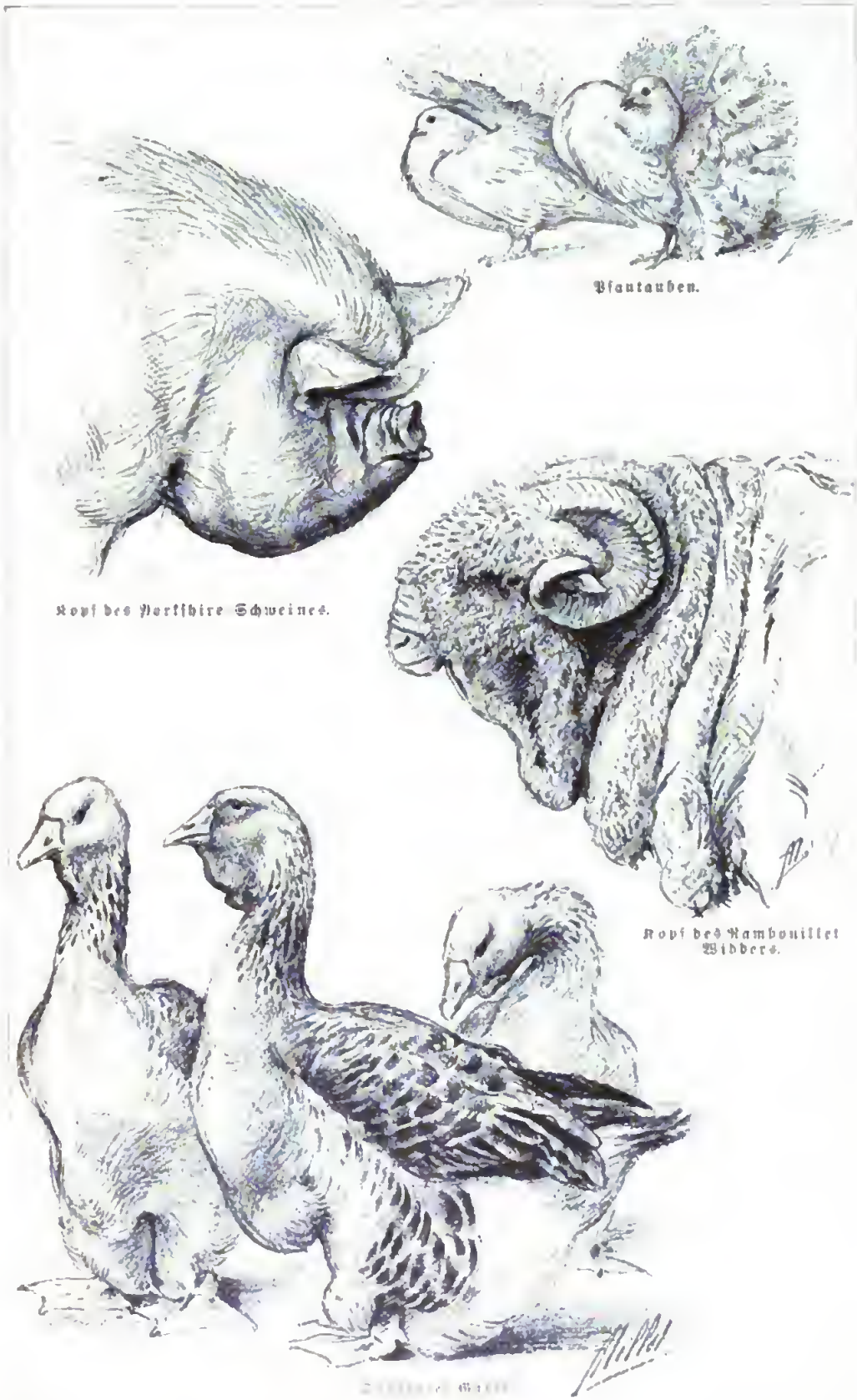
„Was besinnst du dich noch?" lächelte Myrtion, die Arme ausbreitend. „Da — komm! Küsse mich, wenn dieser erste Kuß ein freudiges Ja bedeutet!"

triffst du noch den Psammas daheim. Genau um Mittag wird unser Anthrax am Blumenmarkt stehen. Du kennst ihn doch, — den hübschen, braunlockigen Jungen mit dem sprossenden Flaumbart? Dem behändigst du einen Brief, — weißt du, ganz kurz; etwa: 'Alles nach Wunsch besorgt' oder 'Psammas erledigt'; — und dann, das vergiß nicht, muß der Brief auch den Eidschwur enthalten, daß du mir ohne Hintergedanken die Wahrheit meldest! Hörst du? Beim allwissenden Zeus . . .! Denn ich traue dir nicht . . ."

„Myrtion!"

„Laß nur und eile dich! Ihr Männer

Aus unſrer Studienmappe:



Pfautauben.

Kopf des Yorkſhire Schweines.

Kopf des Rambouillet Widders.

Tierſtudien von A. Millot.

taugt alle nicht viel. Man muß euch binden, binden durch die furchtbarsten Formeln."

„Und wann — darf ich dich wiedersehen?"

„Sobald die Geschichte mit Psammas in Ordnung ist. Ich gebe dir Nachricht. Ach, wie glücklich wollen wir sein, wie namenlos glücklich!"

Sie warf ihm einen holdseligen Blick zu. Choirilos drückte sein glühendes Antlitz voll Inbrunst auf ihre zart-rosigen Fingerspitzen und ging hastig davon.

„Mundwasser her!" schrie Myrtion, als Telesilla über die Schwelle trat. „Pfui! Pfui! Er hat zum Akratisma Lauch verzehrt!"

Sie lief nach dem Ecktisch, wo eine thönerne Amphora mit Quellwasser stand, füllte die Glasschale und goß ein paar wohlriechende Tropfen hinzu.

„Einmal und nicht wieder!" ächzte sie, als sie die Glasschale wegstellte. „Lieber küss' ich die Schnauze des Kerberos!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Sonne hatte noch nicht ihren höchsten Stand erreicht, als Choirilos in dumpfer Niedergeschlagenheit nach dem Markt keuchte.

Psammas war grausam gewesen. Immerhin konnte man die empörende Summe, die er beanspruchte, halbwege verschmerzen, wenn man ein echtes, blühendes, Sinn und Seele betäubendes Glück dafür eintauschte. Aber das war's ja eben . . .! Seit er mit Psammas in aller Form abgeschlossen, regten sich ihm die qualvollsten Zweifel . . . Er fragte sich, ob nicht Myrtion vielleicht doch wieder Ausflüchte machen und ihn heimtückisch um den Lohn seines Opfers betrügen würde; und zweitens, ob dieser Lohn, wirklich geerntet, die unglaubliche Brandschatzung vollständig aufwiege. Er wußte nicht, wie es kam: er konnte jetzt seiner Hoffnung nicht froh werden. Nachträglich erst war ihm die schnöde Art, wie Myrtion ihm den Strick um den Hals gelegt, klar zum Bewußtsein gekommen; Ärger und Groll mischte sich in die Wallungen seiner Verliebtheit; es war ihm bei aller Heftigkeit seiner Gefühle zu Mut, als hätte er die entzückende kleine Person, anstatt sie zu küssen, lieber ohrfeigen sollen . . . Freilich, freilich, die Quittung des Pelias! Das war die unzerreißbare Hanfschnur, an der die siegesgewisse Myrtion ihn gängelte! Und er wußte sehr wohl: einem Geschöpf wie Myrtion durfte man das Abscheulichste zutrauen, so reizend sie war, so hold und so schmeichlerisch!

Der braunlockige Anthrax, der seine Botendienste mit blutendem Herzen versah — denn er selbst war mit dem ganzen Ungestüm seiner sechzehn Jahre in Myrtion verliebt — hatte sich pünktlich am Blumenmarkt eingefunden. Er nahm das Schreiben des Choirilos mißtrauisch in Empfang, unterdrückte einen Seufzer der bittersten Seelenqual und rannte spornstreichs davon.

„Alles in Ordnung!" meldete Myrtion ihrer Gebieterin. „Nur ich muß mir noch überlegen, wie ich dem zudringlichen Tropf künftighin ausweiche. Sein Kuß brennt mir noch auf den Lippen, wie der Nachgeschmack eines scheußlichen Pramniers."

„Daran denke du später! Jetzt aber komm! Ich habe dem Sosthenes zwar unverbrüchliches Stillschweigen auferlegt: aber die Nachricht von der Landung in Tenos wird binnen kürzester Frist auch auf anderem Wege hierher gelangen, und die Troerin Telesilla möchte die erste sein, die den Fürsten davon in Kenntnis setzt."

So begab sie sich denn, von Myrtion begleitet, nach dem Palaste des Staatsoberhauptes.

Kepheus, der just im Park unter den halb schon entblätterten Ulmenwipfeln den ersten Zeuspriester empfing und sich Vortrag halten ließ über die außergewöhnlichen Brandopfer, durch deren Veranstaltung die religionswidrige Tötung des Skylax gesühnt werden sollte, brach die Unterredung kurz ab, entließ den Priester mit einer huldreichen Phrase und wandte sich dann erwartungsvoll zu der staatsklugen Frau, die sich in höchst wichtiger Angelegenheit hatte melden lassen.

„Erlauchter Fürst," begann Telesilla, nachdem die Trabanten und Sklaven abseits getreten, — „ich melde das Neu'ste. Die Insel Tenos, unsre liebwerte Nachbarin, macht auf die Ehre Anspruch, den Verbrechern Teukros, Pelias und Kyparissos

ein Asyl zu gewähren. Der Archont Epicharmos in eigner Person hat sich beeilt, die Hochverräter mitsamt ihren Helfern und Helfershelfern feierlich zu bewillkommnen, sie im Palast bei sich aufzunehmen, ihnen die Hände zu drücken wie alten Freunden..."

„Verwünscht!" rief der Gewaltherrscher. „Alles andere wäre mir lieber gewesen! Ich kenne den Epicharmos! Er fürchtet die Götter, — und Kyparissos ist seit lange sein Gastfreund! Eh' er die Pflichten verletzt, die seiner Meinung zufolge Zeus Xenios ihm auferlegt . . ."

„Er wird sie verletzen müssen, wenn seine Worte nicht hohler Schall sind. Habt ihr im vorigen Sommer, als sich die Räubereien am Südkap mehrten, nicht einen Auslieferungsvertrag abgeschlossen? Nimm jetzt Bezug auf diese Vereinbarung! Fordre die drei Verbrecher zurück auf Grund deines verbrieften Rechtes!"

Kepheus schüttelte mißmutig den Kopf. „Epicharmos würde mich auslachen. Jener Vertrag spricht von Rinder- und Pferdedieben, von Wegelagerern, die sich an fremdem Eigentume vergreifen . . ."

„Und war denn der Leichnam des verfemten Nedymnos etwa nicht dein unantastbares Eigentum? Gehörte dir nicht die Treue der Söldlinge, die Kyparissos dir abstahl? Ja, dein Eigentum waren sogar Teukros und Pelias: denn der ordnungsgemäße Spruch der Staatsrichter hatte die beiden mit Leib und Leben in deine Hand gegeben . . ."

„Das klingt wohl, aber es schneidet nicht," sagte der Fürst. „Überhaupt: eh' wir darüber uns aufregen, was hier zu thun ist, laß mich doch vollends hören, was du erfahren hast!"

„Das ist bald erzählt," meinte die Troerin. „Epicharmos hat den Verrätern mehr als die Hälfte seiner Staatswohnung eingeräumt. Ein Beschluß der Geronten heißt diese Gastfreundschaft gut. Die hohe Körperschaft hat ausdrücklich erklärt, sie lasse die Frage, wem die Herrschaft über die Insel Andros zustehe — ob dir oder den Anhängern des Nedymnos — vorläufig offen. Die Thoren begreifen nicht, daß just diese Erklärung die Unparteilichkeit aufhebt . . ."

„Weiter!"

„Nun, da hausen sie denn, nicht wie Geduldete, sondern fast wie die Herren, vor denen die Gerusia in Demut das Haupt beugt . . . Das heißt, Kyparissos hat einstweilen noch wenig Freude an dem Gelingen seines verruchten Anschlags. Der kolchische Reiter, mit dem er zusammenstieß, scheint sein Leben teuer verkauft zu haben. Kyparissos trug eine schwere Wunde davon, und jetzt liegt er im Fieber und redet irre, — und letzthin verlautet, die Ärzte befürchteten Blutvergiftung. Phaio natürlich, die sanfte, sittsame, herzensgute, weicht dem vergötterten Freund nicht vom Lager . . . Sie pflegt ihn mit einer Hingebung, die selbst den unschuldigsten Seelen Stoff zur Betrachtung gibt. In der That, wenn man bedenkt, wie dieser Sternforscher zeitlebens sich eingepfercht, wie er um ihres kindischen Lärvchens willen allem Verkehr mit der Welt und zumal mit den Frauen entsagt hat . . ."

„Nicht doch!" fiel der Tyrann ihr ins Wort. „Ich hasse den Teukros. Von all meinen Widersachern hat gerade er mir die schwerste Enttäuschung bereitet. Aber den Ruf dieses Weibes sollst du nicht antasten! Ich habe sie vor mir gesehen, wie sie in Angst um den geliebten Mann flehend die Hände erhob . . . An ihr ist kein Makel."

„Ich berichte, was mir erzählt wurde. Sei sie die Tugend selbst oder die schnödeste Heuchlerin: mir soll's gleich sein! Denn ich hasse sie weder, noch liebe ich sie. Alles, was mich erfüllt, bezieht sich ja nur auf dich, Herr, nur auf das Wohl und Wehe des Fürsten."

Sie warf ihm einen feuchtschimmernden Blick zu. Kepheus jedoch, der sonst unter dem Bann dieser Augen kaum etwas anderes zu denken vermochte als bewundernde Sehnsucht, schien heute ungewöhnlich empfindungslos. Er fügte der kleinen Abweisung, die er ihr hatte angedeihen lassen, kein milderndes Wort hinzu. Schweigend schaute er auf den geblümten Fußteppich, wo ein vertrocknetes Ulmenblatt, das eben herniedergeweht war, leise im Wind raschelte. Das Erinnerungsbild der geängstigten Phaio hatte sich ihm ganz eigentümlich mit dem Auftritt verknüpft, den er vor wenigen Stunden am Krankenlager Damiskas erlebt hatte. Merkwürdig! Es dünkte ihm jetzt, als sei das in beiden Fällen die gleiche, herzbewegende Stimme, der gleiche,

Digitized by Google

wild-bangende Ausdruck der Züge gewesen! Und wie Damiska ihn stürmisch umklammert und ihn reichlich mit ihren Thränen betaut hatte! Zum erstenmal ging ihm jetzt eine Ahnung ihrer unendlichen Liebe auf ... 'Kepheus, du bist verloren, wenn du nicht deinen Feinden zuvorkommst!' Die Worte klangen ihm durch die Seele, wie der geheimnisvolle Spruch einer Pythia. Sie mochte das wieder im Halbschlaf geträumt haben ... Um seinetwillen ächzte und stöhnte sie so verzweiflungsvoll und fuhr sich ruhelos durch das verwirrte Haar, und vergaß selbst ihr angebetetes Kind, das drüben im Wundfieber lag und sterbenskrank nach der Mutter rief ... Ja, beim Zeus, diese Frau hatte ein besseres Schicksal verdient ...! War es denn ihre Schuld, daß ihre Augen nicht Feuer sprühten, wie die Telesillas? Vielleicht, vielleicht wog ihre Sanftmut und Herzensgüte schwerer in der Wage des Glücks, als jede noch so berauschende Liebkosung der wonnigen Troerin!

Er seufzte.

„Grollst du mir noch?" frug Telesilla nach langer Pause. „Oder darf ich nun weitersprechen? Nicht über Phaio, sondern über dich selbst und dein Reich ...?"

„Was hast du nur?" murmelte Kepheus. „Diese Feierlichkeit ..."

„Ja, ich bin ernst gestimmt," fuhr sie mit leiserer Stimme fort. „Und, wie ich glaube, mit Recht. Ach, mein erlauchter Fürst! Du in deinem unendlichen Kraftgefühl ahnst ja nicht, was uns gewöhnlichen Sterblichen die bekümmerte Seele füllt! Wir sind zaghafter und blicken deshalb wohl schärfer als du. Das freundschaftliche Entgegenkommen des Epicharmos, die Haltung der Gerusia, das ganze Auftreten der Entflohenen, — soll ich dir sagen, was uns das alles bedeutet?"

„Nun?"

„Das bedeutet uns über kurz oder lang den Krieg! Ja, Kepheus! Schon vor dem Falle von Gaurion hat auf Tenos eine starke Partei, darunter Dardanos, der Sohn des Archonten, zur Einmischung gedrängt. Das weißt du ja selbst! Nur dem raschen Sieg deiner Waffen und vielleicht auch der Friedensliebe des Epicharmos war es zu danken, daß diese Einmischung unterblieb. Jetzt aber liegen die Dinge ungleich gefährlicher. Pelias, der ränkesüchtige Priester, wird begreiflicherweise alles anstrengen, um die Tenier zum Rachezug aufzuhetzen. Auch Kyparissos hat eine Heimat verloren, die er nicht kampflos aufgeben wird ... Und wenn die zersprengten Anhänger des Nedymnos erfahren, wie sich das alles entwickelt: muß nicht auch ihnen dann von neuem der Mut wachsen?"

„Du malst mir das Schwarze noch schwärzer ..."

„Ich male wahrheitsgetreu. Frage dich selbst, ob mir dein Herz im Grunde nicht zustimmt! Die Rebellion des Nedymnos ist äußerlich zwar besiegt, wie ein Brand, der zu lodern aufhört: unter dem Schutt aber glimmt es noch heimlich weiter, und die Verräter auf Tenos werden sich dieses Glimmen zu nutze machen. Der Ausbruch der Fehde ist zweifellos. Und da meine ich denn, du solltest nicht abwarten, bis Tenos den Krieg erklärt, sondern je eher je lieber selbst losschlagen. Der Angreifer ist ja immer im Vorteil ... Hier aber hängt vielleicht der ganze Erfolg davon ab ... Ich weiß nicht, was mir so bang auf dem Herzen liegt. Aber ich fühl' es mit unmittelbarer Gewißheit: dir droht Gefahr, Kepheus, wenn du nicht deinen Feinden zuvorkommst!"

Der Gewaltherrscher zuckte zusammen. Das waren ja fast die nämlichen Worte, die er vorhin aus dem verstörten Munde Damiskas vernommen! Und wieder sah er das zitternde, bleiche Geschöpf, das ihn aus tiefliegenden Augen flehentlich anstarrte, und sich verzweiflungsvoll mühte, ihm die ganze Qual dieser Herzensangst deutlich zu machen. Hier war es die Einsicht der staatsklugen Frau, dort die übernatürliche Ahnung der Kranken, die in dem gleichen prophetischen Mahnruf gipfelte! Seltsam! Seltsam über die Maßen!

„Du schweigst?" fragte die Troerin mit erkünstelter Schüchternheit. Der mächtige Eindruck, den ihre Worte auf Kepheus hervorgebracht, war ihr durchaus nicht entgangen.

„Weib ...," versetzte der Fürst, ihre Hand ergreifend, „du blickst weit hinaus über die Schranken der Gegenwart! Je mehr ich's bedenke — ja, du hast recht! Wenn Teukros und Kyparissos allein wären, so möcht' es mit deiner Befürchtung noch

gute Weile haben ... Pelias jedoch ... Es war ein Fehler von mir, den alten Maulwurf nicht längst schon beseitigt zuhaben..."

Gedankenvoll schaute er auf das raschelnde Ulmenblatt, das immer noch in den Fasern des Teppichs haftete.

„Offen gestanden," fuhr er dann halb wie im Selbstgespräch fort, — „bis jetzt ist mir die Möglichkeit eines Krieges mit Tenos stets wie ein Alpdruck gewesen ... Und noch in diesem Augenblick macht mich die Frage besorgt: wie soll ich der großartigen Flotte der Tenier die Flügel brechen? Sie ist ja der unsrigen weit überlegen!"

„O Männer, Männer, ihr großen, gewaltigen!" rief Telesilla. „So scharf an Geist, vermutet ihr überall Schwierigkeiten, während wir Frauen glatt zwischen den Klippen hindurchsegeln! Auch daran hab' ich gedacht! Ich weiß, dein Blick war bis jetzt immer nur auf die Verteidigung, nicht auf den Angriff gerichtet: über Andros hinaus hattest du nichts zu holen. Aber nun höre! Nicht wahr: die Sache der Selbstherrscher ist allenthalben die gleiche? Gut! So such' einen Bundesgenossen! In demselben Moment, da du dich umschaust, ist er auch schon gefunden. Inachos, der Tyrann von Samos, grollt der tenischen Gerusia wegen des Zwischenfalls von Alkanthara. Es bedarf nur eines klug aufstachelnden Wortes, und das andrische Meer wimmelt von samischen Kriegsschiffen. Gemeinschaftlich werft ihr den Epicharmos zu Boden, zersprengt den Rat, macht die Bürger zu Sklaven und teilt euch die Beute wie zwei Löwen, die einen Stier überfallen! Teukros aber und Kyparissos und Pelias verbluten zur Verherrlichung eures Sieges am Kreuze!"

Drei Tage später gingen im Hafen von Andros zwei Gesandtschaften in See; die eine nach Samos, mit Briefen an den Selbstherrscher Inachos; die andere nach Tenos, mit einem Schreiben an Epicharmos, das die sofortige Auslieferung der drei Flüchtlinge heischte. Man wußte im voraus, daß Epicharmos diese Zumutung ablehnen würde. Wenn dies geschehen war, sollte der Botschafter wieder abreisen. Man hatte dann einen greifbaren Vorwand für die Kriegserklärung, die unverzüglich erfolgen würde, sobald man des Bündnisses mit Inachos sicher war.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Insel Kythnos mit ihrer wild zerklüfteten Bergkette und den üppigen, korn-gesegneten Thalstrichen lag in weiß qualmendem Nebel. Es war ein trübseliger Tag im Spätherbstmonate Maimakterion. Die riefelnde Feuchtigkeit und der Mangel an Sonnenlicht hatten das Leben und Treiben in den Straßen der Hauptstadt auf das bescheidenste Maß heruntergedrückt. Sogar in dem sonst so geräuschvollen Seeviertel herrschte ein dumpfes Schweigen, zumal die Schiffahrt zum größten Teil bereits eingestellt war.

Unweit des großen Steindamms, der den Hafen der Handelsfahrzeuge von dem Kriegshafen trennte, stand die Wohnung eines der vornehmsten kythnischen Ratsherrn, des Hippias, der zu dem greisen Archonten der Insel Tenos seit vielen Jahren schon freundschaftliche Beziehungen pflegte. Im Haus dieses Hippias waren gestern zu später Stunde, nach einer langen unruhigen Fahrt, Teukros und Dardanos, der Sohn des Archonten, mit auserlesenem Gefolge abgestiegen. Heute, mit grauendem Tag, hatte sich Hippias in eigner Person zu dem Volkskönig Hekataios begeben, um ihn zu bitten, die beiden Edelinge in wichtiger Staatsangelegenheit möglichst bald zu empfangen. Hekataios hatte sich augenblicklich bereit erklärt, — und nun wandelten Teukros und Dardanos, von zwei Teniern und dem Hausverwalter des Hippias begleitet, durch den trübseligen Dunst über den Hochweg des Helios. Der Tempel des Gottes, der auf Kythnos eifriger als sonst wo verehrt wurde, lag traurig im Gehege seiner dreihundert Feigenbäume, kaum in den Umrissen erkennbar: so dicht umschleierte ihn der herbstliche Nebeldunst.

„Der Sonnengott weigert uns hartnäckig den Willkommgruß," lächelte Dardanos, als der gesprächige Hausverwalter ihn auf das prunkvolle Heiligtum aufmerksam machte. „Habt ihr dies gräuliche Wetter hier lange schon?"

„Seit vorgestern. Aber nun wird's ja wohl besser werden. Heute ist schon der zwanzigste Tag des Monats... Dergleichen ist unerhört! Das letzte Drittel des Mai-

makterion bringt uns mit großer Regelmäßigkeit Nordwind und klaren Himmel."

„Der zwanzigste!" murmelte Teukros. Und heimlich seufzend gedachte er jener Stunden im Frühling, wo er bei ernster Berechnung in seinem traulichen Zimmer gesessen und Ziffer an Ziffer und Zeichnung an Zeichnung gereiht ... Wer ihm damals gesagt hätte, daß er das letzte Drittel des Maimakterion als Abgesandter des Epicharmos am Strande von Kythnos antreten würde ...! Und wunderbar: wie gleichgiltig ihm das alles nun dünkte, gegen die Aufgabe gehalten, die das Schicksal ihm vorgesteckt!

Nach zehn Minuten erreichten sie den Königspalast, von der Farbe des braunroten Gesteins, aus dem er gebaut war, die Pyrrha geheißen. Hekataios, ein kleiner, gedrungener Mann, höchst lebhaft und von außergewöhnlichem Feuer, empfing die Ankömmlinge am Thürgang, drückte ihnen fast stürmisch die Hände und geleitete sie durch ein Peristylion von geradezu babylonischer Herrlichkeit nach der Prostas.

So schwerwiegend die Dinge auch waren, die Teukros und Dardanos mit Hekataios erörtern wollten, so wurden doch beide von dem unglaublichen Luxus dieses königlichen Daheims derart verblüfft, daß sie für Augenblicke den Ernst der Lage und beinahe die Pflichten der Höflichkeit zu vergessen schienen. Willenlos gaben sie sich dem Eindruck dieser verschwenderischen und doch zugleich künstlerisch wirksamen Pracht hin. Die drei mächtigen Kolonnaden waren des trüben Tags wegen durch Hängelampen aus phönizischem Glas erhellt, deren goldfarbiges Licht an den kostbaren Onyxsäulen in ruhigquellenden Strömen herabfloß. Die Rückwände, in viereckige Felder zerlegt, trugen die großartigsten Malereien. Der Fußboden war mit Silber und Erz getäfelt. Um das leuchtende Alabasterbecken inmitten des Hofes dufteten, trotz der ungünstigen Jahreszeit, Millionen von Veilchen. Und überall reiche, farbenglühende Ottomanen, Prunksessel mit eingelegtem Edelgestein, hohe Metallspiegel, seltene südländische Pflanzen; — kurz, ein Gesamtbild, das in der sonderbaren Vermischung des Lampenscheins mit dem Tageslicht einen fast märchenhaften Charakter annahm.

Rechts von der Prostas buchtete sich die Säulenhalle zu einem halbrunden Gemach aus. Hier, wo auf gelbtöniger Marmortafel das schöne Begrüßungswort Chaire stand, ließ Hekataios nach kythnischer Sitte den beiden Edelingen den Willkommtrunk reichen, leerte auf ihre Gesundheit selbst einen Goldkelch und fragte sie dann mit höchster Verbindlichkeit um ihr Begehren.

„Großmächtiger König," begann Teukros, nachdem sich die Sklaven entfernt hatten, „wundre dich nicht, daß gerade ich das Wort ergreife, — ich, der Flüchtling, der Ausgestoßene ...! Aber das war so der Wunsch der tenischen Gerusia. Sie glaubte vielleicht, mein Unglück und mein gerechter Groll würden mir eine Beredsamkeit leihen, die ich sonst nicht besitze ..."

„Verzeih," fiel Dardanos ein, „wenn ich dem widerspreche! Der Wurf liegt anders! Ich für meine Person bin wohl ein ganz leidlicher Mensch, der, wo es not thut, Lanze und Schwert führt, und sich auf alle Geheimnisse der Palaistra und des Sympostons versteht: Weisheit aber und Staatsklugheit sind nie meine Sache gewesen. Teukros dagegen hat uns vollauf den Beweis geliefert, daß er bei seiner Betrachtung des Himmelsgewölbes den Blick für die menschlichen Dinge erst recht geschärft hat. Er ist den meisten von uns weit überlegen. Und deshalb hat ihn die Gerusia beauftragt ..."

„Du bist allzu bescheiden," versetzte der Volkskönig. „Aber gleichviel, wer von euch beiden das Wort führt: ich lausche erwartungsvoll."

„Ich danke dir!" hub Teukros wiederum an. „Vernimm denn ganz ohne Umschweife: Kepheus, der Gewaltherrscher von Andros, und sein Verbündeter Inachos, der Gewaltherrscher von Samos, haben dem Epicharmos den Krieg erklärt."

„Um aller Unsterblichen willen, aus welchem Grunde?"

„Aus Herrschsucht, aus Habgier, — zunächst aber wohl aus Ingrimm über die würdige Haltung der Gerusia."

Teukros erzählte nun kurz und übersichtlich, was seit der Einnahme von Gaurion sich ereignet hatte. Manches davon war dem Volkskönig schon bekannt: alles jedoch gewann in der einfach-klaren Schilderung des Sternforschers eine merkwürdig neue und aufregende Beleuchtung. Teukros

erörterte auch den vielberufnen Zwischenfall von Alkanthara und verweilte ausführlicher bei der anmaßenden Botschaft, die Kepheus nach Tenos geschickt hatte, um die Auslieferung der Flüchtlinge zu fordern. Mit warmer Begeisterung wiederholte er die männlichen Worte des Epicharmos, der namens der Gerusia erklärt hatte, die Insel Tenos sei ein Asyl für jedermann, der sich keiner Ehrlosigkeit schuldig gemacht, um wie viel mehr für Pelias, Teukros und Kyparissos, denen bei ihrer Handlungsweise das göttliche Recht zur Seite gestanden.

Hekataios hatte ihm nachdenklich zugehört.

„Wundersam!“ rief er nach einer Pause. „Kepheus kannte doch sonst nicht die Regungen des Eroberers! Im Gegenteil — so viel ich berichtet bin, galt ihm der Grundsatz: Halte das fest, was du hast, und kümmere dich möglichst wenig um deine Nachbarn!“

„Früher war das wohl in der That seine Richtschnur. Jetzt aber hat die Gemahlin des Oberfeldherrn Zethonios ihn aufgestachelt. Die steckt hinter allem, was da geschieht, als bewegende Kraft . . .“

„Die Gemahlin des Oberfeldherrn? Wer ist diese Unheilstifterin?“

„Sie stammt aus der Landschaft Troas und heißt Telesilla. Du kennst sie, Herr! Vor einigen Jahren hat sie auch hier auf Kythnos ihr Wesen getrieben! Damals freilich unter dem Namen Kleobule . . .“

Hekataios fuhr auf.

„Kleobule? Ist's möglich? So weit also hat es die Gauklerin doch noch gebracht? Ehegattin des tapferen Zethonios? Der Unglückselige! Der Verblendete! Aber was red' ich da, als ob ich befugt wäre, in stolzer Erhabenheit auf den Ärmsten herabzulächeln! Da ihr das eine wißt, habt ihr wohl auch das andere gehört . . . Ich selber bin gerade nur mit genauer Not am Schicksal des Thrakerfeldherrn vorbeigekommen . . .“

„In der That,“ erwiderte Dardanos, „davon hat man auf Tenos erzählt . . . Das heißt: vor kurzem erst wurde dort festgestellt, daß die gefeierte Kleobule von damals mit der jetzigen Telesilla ein und dieselbe Person war . . .“

„Gefeiert — das ist wohl zu viel gesagt,“ murmelte Hekataios. „Immerhin will ich dir einräumen . . . Die Sache war so . . . Du kennst sie ja, Teukros, und so wirst du begreifen . . . Ich hatte sie einmal flüchtig am Stand von Larissa gesehen, als mich ein Sturm zwang, die Seereise zu unterbrechen. Schon damals — ich brauche mich des nicht zu schämen — hatte mich Eros mit seinem Pfeil berührt. Später nahm sie dann hier auf Kythnos Wohnung, trat auf wie ein Weib aus edlem Geschlecht und gewann sich die Zuneigung meiner Schwester. Der Wahrheit die Ehre: Kythnos hatte seit Menschengedenken nichts beherbergt, was sich an Schönheit und bestrickendem Liebreiz mit dieser Troerin hätte messen können! Es war eine Schwäche vielleicht, aber, beim Gürtel der Aphrodite, eine verzeihliche, wenn ich da Sinn und Verstand verlor und in rasender Glut für sie entbrannte! Dabei schien sie die Sittsamkeit und die Ehrlichkeit selbst. Glaubt mir, das waren aufreibende Kämpfe, Stunden der bittersten Seelenqual, wie ich sie meinem verhaßtesten Feind nicht wünsche. Das Grundgesetz unseres Staates bestimmt: die Gattin des Königs darf keine Ausländerin sein: und doch konnte ich mir ein Leben ohne dies bezaubernde Weib nicht mehr vorstellen. Ich war nahe daran, aus übermäßiger Leidenschaft die Verfassung zu brechen . . . Da kam Nedymnos, der große Andrier, und rettete mich noch in der letzten Stunde vor einem Schritt, der nicht nur die unheilvollste Entfremdung des Volks von seinem gesetzmäßigen Fürsten herbeigeführt, sondern mich selbst zum Opfer eines erbärmlichen Trugspiels gemacht hätte. Alles nämlich war bei diesem verlogenen Geschöpf Berechnung. Sie liebte nicht mich, sondern den Glanz meiner Krone, die Macht und die Reichtümer. Was ich in ihrem jungfräulich errötenden Antlitz zu lesen glaubte, war nur erheuchelt, nur Mittel zum Zweck. Und der dies sofort auf den ersten Blick durchschaute und mich noch rechtzeitig aufklärte, das war der große Feldherr Nedymnos.“

„Ein neuer Zug in dem Bilde des Unvergleichlichen!“ sagte Dardanos. „Merkwürdig! Du selbst, mein König, wirst doch gepriesen als der scharfsinnigste Mann deines Volkes! Wie kam es nur, daß dich Nedymnos in dem einen Punkt übertraf?“

„Die Heuchlerin spielte zu gut für

Digitized by Google

mich," lächelte Hekataios. „Und dann: ich trug ja die Binde des Eros über den Augen! Da ist man leicht hintergangen! Nedymnos aber, den rührte das nicht, wenn sie schmachtete und verschämt that und die Holdselig-Beklommene spielte. Einmal nur hatte er sie beobachtet: das reichte ihm aus. Er trat vor mich hin und sagte mit erdrückender Offenheit: 'König, du stehst im Begriff, deine Krone in einen Tümpel zu werfen!' Und da ich ob dieser Worte ihm zürnte, erbot er sich, mir den Beweis zu liefern."

„Und der Beweis ist geglückt?" fragte Teukros.

„Vollständig! Das Gaukelspiel, das er zu diesem Behuf in Scene setzte, war überraschend genug und eigentlich fast eine Vorahnung dessen, was später im Ernst sich auf Andros ereignen sollte ..."

„Du machst mich neugierig ..."

„Und," fuhr Hekataios fort, „bei aller Schlauheit der Anlage — — wie soll ich mich ausdrücken? Plump wäre zu viel gesagt! Aber hätte die Troerin nicht im Drang ihrer Selbstsucht alle Besinnung verloren, sie wäre am Ende doch stutzig geworden. Stellt euch vor ... Ich muß noch vorausschicken, daß ich ihr meine Liebe bereits gestanden, aber verlangt hatte, daß sie die Sache vorläufig geheim halte. Nedymnos bat sich nun die Berechtigung aus, einen verläßlichen Kriegsmann in die Geschichte einzuweihen. Nach kurzem Beraten wählten wir Glaukos, den Führer der Leibwache ..."

„Du hältst eine Leibwache?"

„Weil die Verfassung es vorschreibt, nicht aus Mißtrauen gegen die Bürgerschaft. Man glaubt so den äußeren Glanz des Königtums zu erhöhen, und ich füge mich lächelnd ... Glaukos also — beiläufig ein prächtiger Mensch; ihr werdet ihn kennen lernen — Glaukos führte das alles im Sinn des Nedymnos durch. Die Troerin bewohnte ein kleines Landhaus drüben am Sonnenquell, ziemlich abseits zwischen den Gärten. Es war eine stürmische Nacht im Monate Anthesterion, schwarz und mondlos. Da machte sich Glaukos mit sechs Bewaffneten auf den Weg und spielte der Troerin eine Komödie, an der sie gescheitert ist ... Voll Ungestüm pocht er an ihre Thür: 'Ich komme vom König! Öffnet! Es ist Gefahr im Verzug!' — Lärm, Getümmel ... Sie tritt in den Hof; die Leibsklavin trägt ihr eine bangflackernde Lampe voran. Beide, Herrin und Dienerin zittern vor Schreck ... Und nun folgt eine hastige Unterredung. Glaukos lügt der Troerin vor, alles sei umgestürzt, ganz Kythnos im Aufruhr, ich selbst der Herrschaft beraubt und schon an Bord eines Fahrzeugs, das mich nach Attika retten solle. 'Nichts von all seinen Reichtümern hat er mitnehmen können,' jammert der Schalk; 'dich aber, Kleobule, hofft er dem Schicksal noch abzuringen! Um deinetwillen zögert er mit dem Ankerlichten, auf die Gefahr hin, von seinen Todfeinden ergriffen zu werden! Komm, flüchte mit ihm und mit uns, den einzigen, die ihm noch treu geblieben! Vermag er dir auch das glänzende Loos nicht mehr zu bieten, das er als König dir bieten konnte, so wird er dich doch zeitlebens auf Händen tragen!'"

„Meisterhaft!" lachte Dardanos.

„Und nun," fuhr Hekataios fort, „staunt mir über die Kurzsichtigkeit der sonst so erzschlauen Betrügerin! Das alles nicht gleich im ersten Moment für das zu halten, was es in Wirklichkeit war! Nicht ohne Verzug mit hingebungsvollem Eifer zu rufen: 'Ja, ich folge ihm bis ans Ende der Welt!' Wie konnte sie glauben, daß irgend wer auf der Insel das Schwert des Verrats wider mich aufheben würde! Aber die Götter verblendeten sie, mir und meinem Lande zum Heil. Hätte sie diese Probe bestanden, dann war das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht, und Nedymnos hatte umsonst gewarnt. So aber ging sie ihm glatt in die Falle. Statt jener hingebungsvollen Beteuerung stammelte sie allerlei ausweichende Redensarten, bat um Bedenkzeit, und rückte dann schließlich, da Glaukos drängte, mit ihrer unverblümten Weigerung heraus."

„Die Schlange!" rief Teukros.

„Ja wohl! Eine grundfalsche, verlogene Schlange! Sie that, als hätt' ich dies ganze Liebesverhältnis mir eingeredet. Freundschaft, — ja, das wollte sie gelten lassen: im übrigen habe der König sie offenbar mißverstanden. Als Freund aber könne er doch unmöglich erwarten, daß sie nun alles aufgebe, um einem Flüchtling in die Verbannung zu folgen. Da kam nun

Blumenverkäuferin in Venedig. Nach dem Gemälde von F. Ruben.

Digitized by Google

die Katastrophe. Glaukos schien plötzlich verwandelt. Mit höhnischem Lächeln bat er um Verzeihung, daß er auf Grund einer Wette so dreist gewesen, ihr die Nachtruhe zu stören. 'Geh' nur getrost wieder zu Bett! Mein König regiert nach wie vor, ein Liebling des Volkes, in unverkümmerter Machtfülle! Er wollte nur deinen Mut prüfen.' Es half ihr nichts, daß sie nun einlenkte; daß sie den Glaukos beschwor, mir das Ergebnis seiner Veranstaltung vorzuenthalten; daß sie zuletzt ihm Gold bot und ihm Hoffnungen machte, die ich aus Schamgefühl hier nicht weiter erörtern mag ... Glaukos blieb unerbittlich. In spöttisch-formvoller Weise nahm er von der entlarvten Schwindlerin Abschied, und tags darauf — ihr könnt euch vorstellen, daß ich außer mir war — ging ihr durch meinen Geheimschreiber die amtliche Weisung zu, Kythnos auf Nimmerwiederkehr zu verlassen. Das, ihr Männer, ist der genaue Verlauf dieses unlieben Abenteuers. Was da sonst noch im Volke erzählt und gefabelt wird, darf ich mit Stillschweigen übergehen; es gehört eben zu den Ausgeburten der Volksphantasie. Später erfuhr ich dann erst im einzelnen, wie kunstgerecht Kleobule ihren Eroberungsplan sich zurechtgelegt... Etwas beschämend für mich! Aber das beste Heilmittel gegen solche Beschämungen ist die Ehrlichkeit, mit der man sie eingesteht."

„Großartig!" sagte der Sternforscher. „Nun versteh' ich so manches, was mir bis dahin unklar geblieben ... Und dieses nämliche Weib, das damals die Insel Kythnos zum Opfer sich ausersehen, herrscht nun durch Kepheus über mein unglückliches Vaterland! Sie drängt sich dem Fürsten auf; sie mischt sich in seine geheimsten Entschließungen. Nicht Kepheus, sondern die Troerin hat uns den Krieg erklärt... Großmächtigster König! Gewiß ahnst du schon lange, mit welchem Auftrag wir kommen ... Ohne Umschweife! Epicharmos im Namen der Insel Tenos, und Pelias, Kyparissos und ich im Namen der Insel Andros werben um deinen Beistand! Ein Bündnis mit dir, Hekataios, würde den Inachos reichlich aufwiegen und der gerechten Sache unfehlbar zum Siege verhelfen."

Hekataios stützte den Kopf in die Hand. „Das wird schwer halten!" sagte er seufzend. „Natürlich hab' ich ja diese Wendung vorausgesehen. Aber die Kythnier, so tapfer sie wohl im Fall eines Angriffs ihre Heimat verteidigen, scheuen doch jede Verwickelung, die nicht unbedingt nötig ist. Die Gerusia besteht überwiegend aus Kaufleuten, denen der Krieg schon deshalb verhaßt ist, weil er den Handel schädigt. Ohne die Gerusia kann ich jedoch in so gewichtigen Fragen nicht vorgehen. Daß mein Herz rückhaltslos eure Partei ergreift, daran zweifelt ihr nicht. Aber nicht mit dem Herzen lenkt man die Geschicke der Völker, sondern mit kühlem Verstand und mit ruhiger Abwägung dessen, was ihnen vorteilhaft ist."

„Zürne mir nicht, daß ich den Mut habe, dich des Irrtums zu zeihen! Deine Grundsätze, Herr, sind ja gewiß unanfechtbar; nur ihre Anwendung auf den vorliegenden Fall scheint mir nicht vollständig sachgemäß. Wenn Tenos fällt, so ist das letzte Bollwerk der Freiheit im aigaiischen Archipelagos niedergeworfen. Du ragst dann mit deinen Kythniern als vereinsamte Säule empor aus der Brandung der überall um sich greifenden Gewaltherrschaft. Und glaubst du denn, Telesilla habe die Demütigung von damals vergessen? War sie schon früher nach deinen unermeßlichen Schätzen lüstern, so kommt jetzt zu dieser ungestillten Begier noch die Rachsucht hinzu. Ist Tenos bewältigt, dann wird sich der erste Kriegszug der neugestärkten Tyrannis nach deinem gesegneten Eiland richten, — und dann, mein König, entbehrst du, was sich dir jetzt noch darbietet: die Mitkämpferschaft treuer Bundesgenossen! Die tenische Flotte, durch die deine verstärkt, ist den Flotten des Kepheus und des Inachos um etliches überlegen: ohne die Tenier bleibst du weit hinter den Gegnern zurück. Die Übermacht, die wir vereint hätten schlagen können, wird euch dann ebenso unbarmherzig zermalmen, wie sie vorher uns zermalmt hat. Mich dünkt, die Sache liegt klar! Hie Volkskönigtum, hie Tyrannis! Das ist die Losung dieses bedeutsamen Augenblicks, der für ganz Hellas vielleicht entscheidend ist. Die Wage schwankt, und du, mit einem einzigen Worte, kannst hier den Ausschlag geben."

Es entstand eine Pause. Hekataios blickte unruhig zu Boden. Die warmherzige

Rede des Teukros war nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben; er fühlte, aus diesem Mann sprach die lebendigste Überzeugung und die Folgerichtigkeit der gesunden Vernunft.

„Und wenn ich dies Wort spräche —“ hub er nach einer Weile an, „was hülfe es? Glaube mir, Teukros, ich kenne die Gerusia! Ich würde trotz allem, was du da sagst, auf unüberwindliche Schranken stoßen. Und wo der König das weiß, da handelt er unklug, wenn er sich diesem Widerstand aussetzt.“

Abermals herschte ein tiefes Schweigen. Es war unterdes heller geworden. Über dem Dachrand schien der Nebel allgemach zu zerreißen; ein fahler Sonnenstrahl flimmerte auf dem Rande des Onyxbeckens.

Teukros blickte gedankenvoll auf das wechselnde Spiel der Lichtwellen, die bald matter, bald lebhafter um das blanke Gestein blitzten und sich zuletzt in jäh aufleuchtender Helligkeit über das ganze Peristylion ergossen ...

Da plötzlich fuhr er empor. Mit einem Mal war es über ihn hergeflutet wie eine göttliche Eingebung.

„Mein König,“ sprach er, vor Aufregung zitternd, „mit diesem Haupte bürg' ich dafür, daß die Ratsversammlung ihren Widerstand aufgibt, falls du zuerst, wenn auch in aller Kürze, das Bündnis mit Epicharmos empfiehlst, und dann mir gestattest, zur Begründung das Wort zu ergreifen. Du selber bist von der Unerläßlichkeit eurer Beteiligung an dem Kriege durchdrungen. Das lese ich dir in den Augen. Also gib mir die Möglichkeit, auch die Geronten zu überzeugen!“

„Mein Freund ...“ stammelte Hekataios.

„Gib mir die Möglichkeit, ich beschwöre dich!“ rief Teukros begeistert. „Morgen um die zweite Nachmittagsstunde laß die Ratsherrn zusammentreten! Für alles andre steh' ich dir ein!“

Dardanos, durch die Art des Teukros mit fortgerissen, war auf den König zugeeilt. Mit beiden Händen ergriff er die Rechte des Fürsten und preßte sie inbrünstig an sein Herz.

„Andros und Tenos flehen schwesterlich um dein Jawort!“ drängte er schmeichelnd. „Hekataios, du kannst und wirst uns nicht abweisen, wie lästige Bettler! Die Gerusia ist mit uns, — denn was Teukros verspricht, das hält er auch, wenn nicht der Himmel einstürzt ...“

Hekataios war diesem doppelten Anprall nicht länger gewachsen.

„Gut denn!“ sagte er zögernd. „Also auf morgen! Wenn die Geronten zustimmen, — — ich für mein Teil werde dem Lauf der Dinge nichts in den Weg legen!“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der folgende Tag zeigte früh morgens ganz das gleiche trübe Gesicht wie der gestrige. Weißgrauer Nebel spann die gesegnete Insel des Hekataios in flatternde Leichentücher. Kurz vor Mittag rollten die breitqualmenden Massen nordostwärts und hingen sich, zu phantastischen Ungeheuern geballt, an die Zacken des Höhenzuges, während um Stadt und Ebene der Blick freier ward. Trotz dieser Wandlung blieb das Himmelsgewölbe von einem gelblichen Dunst überhaucht, der die Sonne zwar nicht verbarg, aber sie doch ihrer Strahlen beraubte, so daß sie wie ein weißrötlicher Vollmond ernst und fremdartig ihre Bahn zog. Dabei war die Witterung außerordentlich warm, beinahe schwül. Die Ratsversammlung, die Hekataios nach dem Tempel des Helios berufen hatte, würde auf keinen Fall im Heiligtum selbst, sondern im Vorhof tagen.

Hippias, der Gastfreund, in dessen Behausung Teukros und Dardanos wohnten, hatte noch gestern fünf der einflußreichsten Geronten besucht, um sie auf den Gedanken eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Tenos einstweilen vorzubereiten. Er selbst, ein Mann von weitblickender Staatsklugheit, war sich alsbald über die Unabweisbarkeit dieser Forderung klar geworden; sein vorurteilsloser Geist begriff, daß in der That die Lebensfragen der beiden Inseln unlösbar zusammenhingen. Wie Hekataios vorausgesehen, war er jedoch fast überall auf Widerspruch und peinvolle Schwierigkeiten gestoßen. Nur einer von den Geronten, der eisgraue Polterer Lynx, ein ehemaliger Schiffsoberst, der weder Handel betrieb noch Vermögen besaß, sondern bei

mäßigem Ruhegehalt seinen Studien und dem Bau seines Gärtchens oblag, teilte die Anschauungen des Hippias und versprach, für das Bündnis mit Epicharmos eifrig ins Zeug zu gehen. Die Aussichten, daß der Antrag des Hekataios die Mehrheit erlangen würde, schienen daher äußerst gering; denn zwei Drittel der Ratsmitglieder stimmten fast regelmäßig mit jenen vier Häuptern, die von den Darlegungen des Hippias so wenig erbaut gewesen.

Teukros war nach diesem Ergebnis vollständig davon durchdrungen, daß er nicht auf die Weisheit der Gerusia, nicht auf die Hilfe der wenigen Freunde und Gönner, sondern lediglich auf sich selbst zählen dürfe. Aber das kränkte ihn nicht. Eine merkwürdige Zuversicht, die gleichwohl durchaus nichts von Trotz oder Selbstüberhebung hatte, schwebte über dem ganzen Wesen des Mannes wie ein verklärender Schimmer. Dardanos, der ihn über den Grund dieser Freudigkeit und die Mittel und Wege zur Durchdringung des Bündnisplanes befragte, erhielt eine ausweichende Antwort.

„Ich hoffe," sagte der Andrier, „weil ich an die Gerechtigkeit unserer Sache glaube. Wenn die Götter mir beistehen, lenke ich wohl noch alles zum Guten!"

Zu Anfang der zweiten Nachmittagsstunde begann sich der Vorhof des Sonnentempels zwischen den dreihundert Feigenbäumen langsam zu füllen. Die Luft war lau wie im Frühling. Die Ratsdiener hatten die aufgemauerten Steinsitze mit Kissen belegt, die silbergetriebenen Einfüße herzugetragen und kostbare Glasgefäße mit wasserverdünntem Weine daraufgestellt. Würdevoll kamen sie durch die Ostpforte hereingewandelt, die edlen Geronten, die „mantelumfluteten Väter des Volks", von denen der jüngste das achtundvierzigste Lebensjahr überschritten hatte, während der älteste, ein kleiner gebückter Greis, Uros mit Namen, deren einhundertundzwei zählte. Es waren im ganzen dreiunddreißig Männer, die sich erwartungsvoll auf den polsterbedeckten Steinsesseln niederließen, — die ganze kythnische Gerusia! Kein einziger fehlte; sogar nicht der kranke Tyrrhenos, der seit mehreren Monaten an höchst schmerzhaften Zuständen in den Gelenken litt.

Eine besonders hervorragende Erscheinung war Penthos, der Oberpriester des Sonnengottes. Das Haar dieses Mannes, noch dunkel und voll wie das eines Jünglings, wallte in mächtigen Locken bis weit über die Schultern herab. Auf dem weißen Himation, das er mit allen übrigen Ratsherren gemein hatte, trug er an goldener Kette ein strahlenumringtes Sonnenbild, in dessen Mitte ein wundervoller Smaragd funkelte. Mit Gold und Smaragden geschmückt war auch die Byssosbinde, die sich ihm handbreit über die hohe Stirn legte. Das Gold bedeutete Licht und Wärme, das Grün bedeutete Leben und Wachstum.

Als die Versammlung vollzählig war, trat Hekataios mit Teukros und Dardanos von der entgegengesetzten Seite über die Hofschwelle. Die Geronten erhoben sich; der Priester des Helios, der verfassungsgemäß den Vorsitz führte, reckte die Hand aus und rief, das Antlitz zur Sonne gekehrt: „Es lebe der König!" Die Gerusia stimmte begeistert in diesen Ruf ein. Hekataios neigte das Haupt und dankte, während sich Teukros und Dardanos links vom Eingang zwischen die Säulen zurückzogen, wo zwei Ebenholzstühle mit Polstern und Lehnpfühlen bereit standen.

Nachdem die Geronten sich wieder gesetzt hatten, wurde der König von zwei prunkvoll gewappneten Unterbefehlshabern der Leibwache nach dem Thronsessel geführt. Sechs vornehme Staatsbeamte — darunter Glaukos, der damals im Auftrage des Nedymnos die Troerin überlistet hatte — nahmen rechts und links von dem Hochsitze Stellung. Ein lauter Drommetenstoß, von dem Zusammenschlag eherner Becken gefolgt, kündete, daß die Verhandlung eröffnet sei.

Vorab schritt nun Penthos, der Oberpriester, langsam und feierlich in die Mitte des Hofes und sprach stehend, mit weit ausgebreiteten Armen, das vorgeschriebene Gebet. In volltönigen Weiheworten rief er die Gnade des Zeus und sämtlicher Uranionen auf den Lenker des Staatsschiffes und die hier tagende vaterlandstreue Versammlung herab. Dann flehte er insbesondere zum Helios, dem Schutzgott der Insel, er möge die Geister huldvoll erleuchten und die Beratung gedeihen lassen, dem Volke zum Segen, dem König zum unsterblichen Ruhme.

Abermals scholl aus der Kolonnade

das Dröhnen der Salpinx und der klirrende Hall der Erzbecken. Und nun begann Hekataios, den Oberkörper ein wenig vorgebeugt, mit großer Beredſamkeit die Veranlaſſung zu dieſer ungewöhnlichen Einberufung der Ratsherren auseinanderzuſetzen. Er wiederholte faſt wörtlich, was ihm der Andrier geſtern im Hofe der Pyrrha über den wahrſcheinlichen Gang der Ereigniſſe mit ſo zwingender Folgerichtigkeit dargelegt hatte. Erſt Andros, dann Tenos, — das war der leicht zu durchſchauende Plan der troiſchen Landverderberin. Dardanos hatte ihm noch verſchiedene höchſt überraſchende Züge aus dem Ränkeſpiel Teleſillas mitgeteilt; darunter die Abſchrift eines an Inachos gerichteten Briefes, der den Beweis zu erbringen ſchien, daß ſich die Abenteurerin mit nahezu wahnwitzigen Plänen trug. Alles dies brachte der König wirkſam zur Geltung. Sein Antlitz glühte vor Eifer. Obſchon der kythniſche Brauch ihm geſtattete, im Sitzen zu ſprechen, war er zuletzt doch unwillkürlich emporgeſprungen und hatte mit einer großen Gebärde jeden einzelnen gleichſam aufgerüttelt. Man hörte aus jedem Wort, daß ihn die heiligſte, vollquellendſte Überzeugung trieb.

Trotzdem konnte der Andrier ſchon jetzt in der Haltung der meiſten Ratsherren den unerbittlichen Widerſpruch leſen, den ihm der Gaſtfreund vorausgeſagt. Nur Lynx, der wettergehärtete Schiffsoberſt, und der kranke Tyrrhenos gaben dem König unzweideutige Zeichen der Zuſtimmung. Etliche, denen man anſah, daß die Erörterungen des Staatsoberhauptes Eindruck auf ſie gemacht, verhielten ſich abwartend; die Mehrzahl aber wiegte bedenklich das Haupt und ſtarrte trübſinnend zu Boden.

Als Hekataios geendigt hatte, entſtand eine dumpf laſtende Pauſe. Dardanos blickte erwartungsvoll in die Augen des Teukros, der noch bleicher als ſonſt die Armlehne ſeines Stuhles umklammerte und bald auf den unheimlich murmelnden Halbkreis der Ratsherren, bald himmelwärts nach der weißrötlich ſchimmernden Sonne ſah. Plötzlich ging über die totblaſſen Züge des Mannes ein ſeltſames Leuchten. Er drückte dem Freunde die Hand und atmete lange und tief, wie jemand, der nach ſtürmiſcher Seefahrt endlich den Hafen erblickt.

Rebecka und Eliſer. Brunnenrelief von Heinrich Gerhardt.

Nun erhob ſich der Heliospriester zum drittenmal. Ein leichter Wind hatte ſich

aufgemacht, frisch, beinahe kalt, so daß die Geronten hier und da ihre Mäntel fester zusammenzogen. Da droben aber am Himmelsgewölbe war der gelbliche Schleierdunst mit einem Male hinweggefegt, und die Sonne, die man bis jetzt ungeblendeten Auges hatte betrachten können, goß nun die ganze Fülle ihres goldsprühenden Lichts über das prangende Heiligtum.

Der Heliospriester reckte die Hand aus und wies nach dem hochragenden Marmorgiebel, der unter dem Hauch dieser jählings erwachten Flammenglut in der That loderte, wie ein phantastischer Opferbrand.

„Großmächtiger König," sprach er bewegt, „die Verfassung erlaubt mir, den Worten des Staatsoberhauptes mit den Bedenken meiner bescheidenen Einsicht entgegenzutreten. Und siehe, Helios der Unsterbliche selbst strahlt mir aus wolkenbefreiter Höhe Billigung zu, da ich mich unterfange, von diesem Rechte Gebrauch zu machen."

Ein beifälliges Raunen und Flüstern ging durch die Gerusia. Der Zufall hatte hier eine Wirkung herbeigeführt, wie sie der Heliospriester nicht eindringlicher und machtvoller hätte wünschen können. Erst die gespenstische, mattgelbe Dunstbeleuchtung; dann in demselben Augenblick, wo er den Mund öffnete, dieser breitwallende Strom himmlischer Lichtwogen . . .! Bei der hohen Verehrung, die man auf Kythnos dem Sonnengott widmete, litt es kaum einen Zweifel, daß die Mehrzahl der Ratsherren fest überzeugt war, jener plötzliche Strahlenerguß bedeutete die göttliche Zustimmung des Helios Panderkes . . .

„Großmächtiger König," fuhr der Heliospriester mit seiner tiefstönigen Stimme fort, „Du sprachst wie ein thatkräftiger Held, den die Gefahr lockt. Ich aber, als der Geweihte dieses allbelebenden Friedensgottes, rede nur wie ein treusorgender Hirt, der für das Wohl seiner Herde bangt. Jeder Krieg, auch der erfolgreichste, scheint mir ein Unheil. Wollte man überall da, wo sich die Möglichkeit eines zukünftigen Angriffs zeigt, dem vermuteten Gegner zuvorkommen, so dürften wir morgen den Perserkönig, übermorgen Kleinasien oder Ägypten zum Kampf laden. Verzeih', allwaltender König: aber ich glaube nicht an die todbringende Rachsucht der Troerin! Frauen von solcher Veranlagung schrecken davor zurück, das Mühsam-Errungene leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Überdies: der Gewaltherrscher von Andros ist doch bei allem, was er der Troerin nachgeben mag, immer noch nicht zu ihrem leblosen Werkzeug herabgesunken. Sobald sie in ihrem Unverstand Dinge plant, die ihm Verderben drohen, wird er sich ihrem Einfluß entgegenstemmen. Man kennt ja doch seine Schlauheit und Hartnäckigkeit! Sollte er aber dennoch so unglaublich verblendet sein und Kythnos mit Krieg überziehen, — nun, beim Helios, dann ist es ja immer noch Zeit, alle Volkskräfte anzuspannen oder selbst auswärts ein Heer zu werben! Zur Küstenverteidigung reicht unsere vortreffliche Flotte mit ihren unüberwindlichen Dreireihern vollständig hin. Doch, wie gesagt, ich glaube nicht an die Gefahr, die dein beredter Mund so glühend uns ausgemalt, Du stehst hier vielleicht allzu sehr unter dem Banne des geistsprühenden Mannes, der da im Namen des Epicharmos um deine Gunst bittet. Ich weiß es von andrischen Gastfreunden, daß Teukros der Sternforscher eine Persönlichkeit von bestrickender Eigenart ist. Um so mehr halte ich's für die Pflicht meines Amtes, dem Einfluß dieser Persönlichkeit mutig entgegenzutreten und dich zu bitten, das Ansinnen des Epicharmos und seiner Freunde mit aller schuldigen Höflichkeit abzulehnen. Ich bin überzeugt, die Gerusia teilt meine Auffassung und wird diese Bitte nahezu einstimmig unterstützen."

Wiederum ging jenes eigentümliche Raunen und Murmeln durch die Versammlung, das dem angstvoll horchenden Dardanos vorhin schon das Herz zusammengeschnürt hatte. Kein Zweifel: Penthos hatte im Sinne fast all dieser Männer geredet, die sich jetzt nickend anschauten oder mit leisem Flüstern die Köpfe zusammensteckten.

Nach dem Heliospriester sprach Lynx, der ehemalige Schiffsoberst. Er wandte sich in heftigem Ausfall gegen den Vorredner, erntete aber mit seinen Erörterungen, die in der That weit über das Ziel hinausschossen, nur vielfache Rufe des Zweifels und der Mißbilligung.

Als dritter Sprecher, gleichfalls zu Gunsten des Bündnisses, erhob sich der wackere Hippias. In maßvollen, äußerst

schlagenden Wendungen wies er nach, daß der Volkskönig an tiefer politischer Einsicht auch diesmal die Gerusia weit übertreffe, daß in der That alles sich so verhalte, wie Hekataios gesagt, ja, daß eine Reihe nicht unwichtiger Punkte hinzukomme, die der Fürst übergangen habe.

Einen Moment lang schien die unleugbare Folgerichtigkeit dieser Darlegung hier und da die Geronten mit fortzureißen. Als aber nach Hippias der hundertjährige Uros langsam an seinem Stabe sich aufrichtete und bei lautloser Stille vor jeder auswärtigen Verwickelung warnte, den Worten des Heliospriesters unbedingt beipflichtete und mit zitternder Stimme den König beschwor, abzulassen von dem Weg des Verderbens, da war das Schicksal der Vorlage entschieden.

Die Mehrzahl der Ratsherren forderte alsbaldige Abstimmung. Diese Abstimmung, von dem Heliospriester geleitet, erfolgte durch Namensaufruf. Die zwei jüngsten Geronten schrieben die Antworten in die doppelt geführte Liste ein.

Das Endergebnis war niederschmetternd. Der Antrag des Hekataios war mit sämtlichen Stimmen gegen drei abgelehnt. Da nun dem König verfassungsgemäß nur fünf Stimmen zustanden, war von der Minderheit nicht einmal jenes Drittel erreicht, das erforderlich war, um den König zur Verstärkung der Gerusia durch die zwölf Mitglieder zweiten Ranges und zur abermaligen Einbringung des nämlichen Antrages zu berechtigen.

Hekataios hatte inzwischen mehrmals nach Teukros umgeblickt; der aber hatte ihm zu verstehen gegeben, daß die Zeit des Eingreifens für ihn noch nicht gekommen sei. Jetzt, nachdem der Priester des Sonnengottes mit ruhig-sachlicher Stimme das Ergebnis verkündigt hatte und ein zweiter nicht sehr wichtiger Gegenstand der nun einmal versammelten Gerusia zur Beratung vorgelegt werden sollte, trat der Andrier vor. Sein Antlitz war wie erstarrt, seine Gebärde langsam und schwerwiegend.

„Männer von Kythnos," begann er mit fester Stimme, „wollt ihr dem Fremdling, dessen Hand ihr zurückgewiesen, noch ein letztes, freimütiges Wort gestatten?"

„Sprich!" sagte der Heliospriester.

„Und wird die Versammlung mich ausreden lassen, selbst wenn ihr der kühne Sprecher mißfallen sollte?"

„Sie wird es, — denn Teukros, der andrische Edeling, achtet die Sitte und das hellenische Gastrecht."

„Wohlan denn," fuhr Teukros fort, „so hört, was ich sage! Durch Weisheit und vaterländische Vorsicht habt ihr den Ruhm und das Gedeihen eurer Insel begründet: aber das Übermaß dieser Tugenden wird euch zu Grunde richten. Im Heiligtume eures Schutzgottes habt ihr getagt, — aber den Flammenstrahl, den er euch mahnend herabgesandt, habt ihr mißverstanden. Wahrlich, von diesem Tempel würde kein Stein auf dem andern bleiben, eure prachtvolle Stadt würde in Rauch aufgehen, ihr selber würdet Freiheit und Leben verlieren, wenn ihr bei eurem Beschlusse verharren wolltet! Aber ich fürchte das nicht! Sobald ihr die wahre Meinung der Gottheit begriffen habt, werdet ihr eurem erhabenen König die Hand küssen und ihm einstimmig zujubeln . . ."

Er hielt einen Augenblick inne.

„Bist du zu Ende?" fragte der Heliospriester.

„In dieser Minute. Glaube mir, Penthos, auch wir Andrier fühlen die Liebe des dankbaren Kindes zu Helios Panderkes; auch wir deuten uns sein olympisches Lächeln oder sein Zürnen! Und nun heb' ich die Hände feierlich auf zu dem allsehenden Licht, und mit der ganzen Kraft einer männlichen Überzeugung ruf' ich dem Gotte zu: Laß die Bethörten nicht länger unter dem Bann ihrer Blindheit schmachten! Wenn du die Insel Kythnos jemals in Treuen beschützt und beschirmt hast, wohl, so gieb deinen Söhnen ein Zeichen! Verhülle dein welterleuchtendes Antlitz! Künde uns deinen heiligen Groll über den Irrwahn der Gerusia!"

Vor einer halben Stunde bereits war an dem Rand der Sonnenscheibe eine geringfügige Abstumpfung eingetreten, die Teukros bei dem blaßgelben Dunstschleier, der über dem Himmel lag, sehr wohl hatte bemerken können. Wie dann der Nebel zerriß, und die Sonne frei im leuchtenden Blau schwebte, ließen die Fortschritte dieser Abstumpfung sich einstweilen nicht wahrnehmen. Jetzt aber, da schon ein Drittel der Scheibe bedeckt war, zeigte sich eine

Helligkeitsabminderung, die rasch wuchs und selbst dem harmlosesten Beobachter nicht mehr entgehen konnte. Die Sonnenfinsternis, deren Eintritt der Andrier schon im verwichenen Sommer auf diesen Tag und beinah auf diese Stunde berechnet hatte, vollzog sich mit jener ruhig-erhabenen Gesetzmäßigkeit, die den Kundigen mit ehrfurchtsvoller Bewunderung, den Unkundigen mit Bangen und abergläubischem Grausen erfüllt.

Teukros allein von all den Männern, die wortlos zu der großartigen Himmelserscheinung aufstarrten, wußte, daß es die dunkle Mondkugel war, die sich da oben so siegesgewiß vorschob und das Licht des Helios Panderkes gleichsam hinunterschlang. Auch ging keinem der Kythnier die leiseste Ahnung auf, daß man das unheimlich-ernste Geschehnis mit den Hilfsmitteln der chaldäischen Weisheit voraussagen könne. Für sie war die Verfinsterung ein Akt göttlicher Willkür, eine großartige, herzerschütternde Mahnung zu Gunsten des schwer beleidigten Teukros.

Um die fünfte Nachmittagsstunde näherte sich die Finsternis ihrer Vollständigkeit. Die Abnahme des Lichtes erfolgte nunmehr so rasch, daß selbst der Andrier von dem erschreckenden Eindruck des Phänomens überwältigt wurde. Alles rings umher schien sich in die gespenstischen Farben der Unterwelt einzutauchen. Die sonst so weißschimmernden Marmorsäulen des Tempels malten sich rostgrau; das Lorbeergebüsch, das hier und da über die Mauern hing, sah aus wie mit Asche bedeckt; der Himmel glich einem schwerlastenden Bleigewölbe. Noch grausiger war der Anblick der Menschengesichter: auf den Steinsitzen da in dem blaßdämmernden Vorhof tagte eine Versammlung von Leichen ...

Jetzt war von der Sonnenscheibe nur noch ein dünner Faden übrig, der sich nach kurzer Frist in leuchtende Punkte auflöste, um endlich ganz zu verschwinden. Das hatte selbst Teukros nicht vorausgesehen. Seit Jahrhunderten hatte sich eine totale Finsternis für den aigaiischen Archipelagos nicht ereignet. Ja, selbst die Überlieferung davon lebte nur noch in den geheiligten Buchrollen der Priester.

Mit dem Eintritt der Vollständigkeit änderte sich der Anblick der Dinge durchaus. Man hatte das todesbange Gefühl einer Weltnacht, die nie mehr enden würde; obschon die Dunkelheit an und für sich keineswegs undurchdringlich war. Jener unsagbare Schauer der Hilflosigkeit ging durch die weite Natur, der die Haustiere winseln macht, die irrenden Vögel zu Neste treibt und im Gemüte des Menschen die geheimnisvolle Ahnung des Unendlichen weckt. An die Stelle der Farbenveränderung war jetzt für die irdischen Gegenstände die vollkommenste Farblosigkeit getreten. Auf dem bleigrauen Himmel aber schwamm eine tiefschwarze Scheibe, umgeben von einem silbernen Lichtkranz, wie ein ewig erloschenes Auge von seinen Wimpern.

„Wahrlich, mit diesem Mann sind die Götter!“ murmelten die Geronten grauenerfüllt ...

„Die Götter sind allezeit mit dem Klugen und Tapferen,“ flüsterte Dardanos, dem Freunde die Hand drückend.

Und als sich nun am entgegengesetzten Rand dieser Scheibe der erste flammende Punkt zeigte und ein zuckender Lichtstrahl goldhell über die fröstelnde Erde schoß, da brach die ganze Versammlung aufatmend in ein begeistertes Jauchzen aus, und dreiunddreißig Stimmen zugleich riefen mit leidenschaftlicher Inbrunst: „Es lebe Teukros! Krieg! Krieg wider Kepheus und Inachos!“

Als Teukros und Dardanos am Abend dieses denkwürdigen Tages allein waren, fühlte der Andrier eine leise Beklemmung.

Die Wissenschaft in den Dienst seines Vaterlandes zu stellen, ist zweifellos eine verdienstliche That. Aber ein Märchen zu spinnen, wo man die klare Erkenntnis der wirklichen Vorgänge besitzt ...

„Freund, beruhige dich!“ wehrte ihm Dardanos. „Täuscht man nicht auch das fiebernde Kind, wenn es sich gegen den bitteren Trank sträubt, der ihm Genesung bringt? Du hast die Wahrheit im alltäglichen Sinne verschleiert, um einer höheren, heilskräftigen Wahrheit zum Sieg zu verhelfen! Dazu hattest du ein unantastbares Recht! Das Glück und die Zukunft der Völker darf nicht zu Grunde gehen, weil die Kurzsichtigkeit der Matrosen dem Steuermann hinterrücks in den Arm fällt!“

Am nächstfolgenden Tag wurde das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Kythnos

und Tenos von dem Könige Hekataios und seinen Kronräten unterzeichnet.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Etliche Stadien nordwärts von Gaurion, dem Schauplatze des großen vorjährigen Aufstandes, tobte die Seeschlacht. Die Schiffe des Kepheus und des Inachos rangen hier im letzten Entscheidungskampfe mit der vereinigten Flotte der Tenier und Kythnier. Auf der einen Seite führte der Selbstherrscher von Samos den Oberbefehl, auf der anderen Kyparissos der Seefahrer.

Seit der Rückkehr des Teukros und Dardanos waren jetzt mehrere Monate hingegangen, die dem Verwundeten volle Kraft und Genesung gebracht hatten. Sobald er im Stande war, sein Bett zu verlassen, hatte man ihm die großen Zeitereignisse — die Kriegserklärung der beiden Tyrannen und das kythnisch-tenische Schutz- und Trutzbündnis — mitgeteilt. Sofort regte sich in der Brust des Mannes, der bis dahin schweigsam dahingebrütet und in rätselhafter Verschlossenheit selbst auf die mildfreundlichen Reden Phaios nur zögernd geantwortet hatte, ein stürmischer Thatendrang, dessen Heißhunger ihn selbst in Erstaunen setzte. Die Aussicht, ehestens an der Bekämpfung der übermütigen Angreifer teilnehmen zu dürfen, beschleunigte offenbar seine Wiedererstarkung. Als dann später, nach mannigfaltigen kleinen Gefechten die Tenier und Kythnier all' ihre Kräfte zusammenrafften, ein stattliches Heer, von Teukros geführt, unweit der andrischen Nordbucht, ans Ufer warfen und gleichzeitig einen entscheidenden Schlag zur See planten, da wählten die zwei verbündeten Inseln auf Antrag des Epicharmos den ruhmgekrönten Piratenbesieger Kyparissos zum Flottenbefehlshaber. Epicharmos nämlich wünschte im Einverständnis mit Hekataios alles zu meiden, was von dem andrischen Volk wie die Feindseligkeit eines fremden Eroberers angesehn werden konnte. Kyparissos an der Spitze der Flotte, Teukros an der Spitze des Landheeres: besser konnten die Tenier und Kythnier nicht beurkunden, daß es ihnen durchaus nur die Beseitigung des Tyrannen, nicht etwa die Unterwerfung der Insel galt. Teukros übrigens hatte sich ausbedungen, daß ihm Dardanos und der vortrefflich geschulte Kriegsrat der Kythnier hilfreich zur Seite stünden; denn so nur glaubte er sich der schwierigen Aufgabe seines Amtes gewachsen.

Die See nordwärts von Gaurion lag still und glatt wie ein großer Metallspiegel. Der herrlichste Frühlingstag ging zur Neige. Fern in der Richtung von Attika blühte das abendliche Gewölk purpurn und rosenrot; die Küste von Andros schwamm in gesättigtem Violett, und drüben im Osten stand, wie ein duftiges Traumbild, die weißliche Mondscheibe.

Inmitten dieser ambrosischen Herrlichkeit aber dröhnte und lärmte und toste der furchtbare Zusammenprall der Schiffe und Menschen.

Ein kythnisches Prunkschiff mit lichtblauem Schwanenhals und goldfarbigem Takelwerk hatte den Kampf eröffnet. Sein vierzackiger Eisenschnabel bohrte sich tief in die Flanken des schwarzbraunen Samiers, der sich umsonst bemüht hatte, dem zermalmenden Stoß durch eine rasche Rückwärtsbewegung auszuweichen. Der Bauch der getroffenen Triere klaffte zwei Ellen breit. Doch zerrte sie sich mit übermenschlicher Anstrengung los und ruderte, halb schon im Sinken begriffen, hinter die Schlachtlinie.

Hiernach war die gesamte Flotte der Tenier und Kythnier mit donnerndem Kriegsgeschrei auf die an Zahl überlegene Doppelreihe des Feindes losgestürmt.

An Bord der kythnisch-tenischen Flotte befanden sich viele Hunderte von andrischen Bürgern — vorab die Mitkämpfer des toten Nedymnos, die bei dem Falle von Gaurion nach Euboia geflüchtet waren.

„Freiheit, Freiheit!" scholl es in ungestümer Begeisterung von den Lippen dieser Verbannten. „Schmach und Tod den Gewaltherrschern!" Und dann wieder: „Vorwärts unter dem Schutze Poseidons! Ihr kämpft für Weiber und Kinder, für die Sitze der heimischen Götter, für die Aschengräber der Vorfahren!"

Gleicherweise indes brauste ein schier betäubender Lärm von den Schiffen der Gegner. Die thrakischen Söldlinge stießen im gurgelnden Baß ihrer Mundart Flüche

Frauenkopf. Nach einer Zeichnung von Fra Bartolommeo in den Uffizien zu Florenz.
(Nach einer Aufnahme von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elf. und Paris.)

und Verwünschungen aus, schmähten die „Goldfresser" von Kythnos und die tenischen „Viehräuber" und schlugen die Schilde und Schwerter zusammen, wie bei den Aufführungen ihrer nordischen Kriegstänze. Die Kolcher brachen in wildes Gelächter aus. Nur die eingeborenen Samier verhielten sich ruhig, da ein Aberglaube, der mit dem Tag dieser Seeschlacht zusammenhing, ihnen das Kampfgeschrei untersagte.

Und nun krachten die Planken; Ruderreihe um Ruderreihe zerbrach; die Rammeisen bohrten sich tief in die ächzenden Kielwände, und die weitausgreifenden Enterhaken bissen mit gierigem Zahn in die Verdecke ein. Es waren zumeist die Tenier und Kythnier, deren kleinere und deshalb beweglichere Trieren zum Entern schritten. Nur auf dem linken Flügel hatten auch etliche samische Fahrzeuge durch eine unerwartete Schwenkung sich die Möglichkeit dieser Angriffsweise gesichert und zwei tenische Dreireiher gleich beim ersten Zusammenstoß festgeklemmt und erobert.

Anfangs hielten die Schiffe des Inachos und des Kepheus stand. Da jedoch Kyparissos, eine Erfahrung aus dem Seeräuberkriege benutzend, die Gegner von zwei Seiten zugleich bedrängte, so konnte die Übermacht, die sonst wohl gesiegt hätte, nicht zur Entfaltung gelangen, zumal nach der Insel hin Riffe und Sandbänke drohten. Die Samier trafen mit ihren Rammeisen mehrfach die eigenen Schiffe, zerbrachen sich im Getümmel selber das Ruderwerk — und verloren zuletzt, da Inachos, der Ty-

rann und Nauarch, von einer kythnischen Lanze getroffen, sterbend zusammenbrach, jede Besonnenheit. Fahrzeug hatte sich jetzt in Fahrzeug eingefressen: Helme zerbarsten wie Eierschalen; die Luft zitterte unter dem wilden Getöse der Stimmen, der Waffen, der splitternden Fahrstangen, der dumpfstöhnenden Schiffsleiber. Bruchstücke aller Art, Bretter, Fetzen und Scheiter schwammen auf der blutig geröteten Flut; dazwischen Leichen, Verwundete und zahlreiche Unverletzte, die von den schlüpfrigen Planken hinabgestürzt oder mit ihren Wracken gesunken waren.

Dies grausenhafte Gemetzel währte zwei Stunden lang. Als das Purpurgewölk drüben am westlichen Himmel erloschen war, und der nahezu volle Mond glänzend wie eine zweite Sonne über den Fluten stand, war der Sieg für die tenisch-kythnische Flotte entschieden. Fast sämtliche größere Fahrzeuge der Gegner waren erstürmt, in den Grund gebohrt oder kampfunfähig gemacht. Viele kleinere trieben kielaufwärts im Wasser.

Fünf Trieren hatten die Flucht ergriffen; darunter die ziemlich unversehrte, auf der sich Kepheus befand. Kyparissos indes ließ ihm durch zwei kythnische Schnellfahrer nachsetzen. Unweit der Küste Euboias ward der Verfolgte gestellt. Ein kurzer, verzweifelter Kampf, und die stolze „Tacheia" des Selbstherrschers lag mit gähnendem Leck auf der Seite.

„Kepheus, dafern du mich hörst!" rief der Befehlshaber, dessen Fahrzeug den entscheidenden Stoß gethan. „Ergib dich, oder, beim Helios Panderkes, wir lassen dich elend zu Grunde gehen!"

Keine Antwort. Das Schwert in der Faust, stand der Gewaltherrscher unweit des Steuers und stierte vorquellenden Auges in die mondhelle Nacht hinein.

Die „Tacheia" schwankte und taumelte jetzt wie ein Trunkener, eh' er zu Boden stürzt. Der Kythnier wiederholte sein Mahnwort.

„Wenn ihr uns andern das Leben gewährt," scholl da die Stimme des Steuermanns, „liefern wir euch den Kepheus gebunden!"

„Das Leben — und freien Abzug!" rief eine zweite Stimme.

„Wohl! Ich gewähr' es euch!"

„Schwöre uns das beim Rächer der Meineide!"

„Ich schwöre es euch beim Zeus Horkios! Werft eure Waffen ins Meer! Wir legen dann drüben an und schaffen euch augenblicks nach Euboia!"

Ein Hagel von Schilden und Schwertern prasselte in die mondlicht-beglitzerte Flut. Gleichzeitig aber ertönte ein mark- und beinerschütternder Aufschrei. Kepheus hatte dem Steuermann, der ihn verraten wollte, mit einem furchtbaren Hiebe den Arm vom Rumpfe getrennt und war dann mit der Geschmeidigkeit einer Wildkatze über Bord gesprungen. Ein letzter ingrimmiger Fluch, — und die Wogen des aigaiischen Meeres hatten sich gurgelnd über dem allgefürchteten Herrscher von Andros geschlossen.

„Dummköpfe!" rief der Kythnier wütend. „Ersauft nun, wie ihr da seid! Ihr verdient es nicht besser!"

Die kythnischen Fahrzeuge machten nun Kehrt. Lautes Jammergeheul erscholl von dem rasch versinkenden Wrack. Als der Befehlshaber nach fünf Minuten zurück schaute, war das unruhige Schattenbild, das sich noch eben mit seinen schwankenden Segelstangen so flimmernd gegen den tiefblauen Nachthimmel abgezeichnet, spurlos verschwunden.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die kleine Besatzung von Gaurion leistete nach der Vernichtung der Flotte keinen ernstlichen Widerstand. Eh noch der kythnische Kapitän mit der Nachricht vom Tode des Kepheus zurück war, hatte die Stadt und die Burg sich ergeben.

Somit erübrigte nur noch die Hauptstadt, wo sich Zethonios bis jetzt mit Erfolg gegen das Landheer verteidigt hatte.

Kyparissos schickte dem Teukros unverweilt einen Boten, der ihm die Wendung der Dinge bei Gaurion und das demnächstige Eingreifen der Schiffstruppen in den Kampf gegen Zethonios vermelden sollte. Ein zweiter Bote schiffte sich auf dem schnellsten kythnischen Dreireiher nach Tenos ein, um die nämliche Meldung dem angstvoll harrenden Epicharmos zu bringen. Mit Aufgang der Sonne bereits traf Kyparissos

die Vorkehrungen zum Abmarsch. Ein Teil der Soldaten sollte den Weg über den Bergzug, ein anderer den Weg zur See nehmen.

So schürzte sich das eiserne Netz, das den Zethonios umspannt hielt, enger und enger. Pogla mit seiner Besatzung von zweitausendfünfhundert Schwerbewaffneten war beim Anmarsch der Sieger der letzte Punkt, auf den sich der thrakische Oberfeldherr außerhalb der bedrohten Hauptstadt noch stützen konnte. Nach kurzem Kampfe war dieser Stützpunkt genommen. Kyparissos in eigner Person hatte das Wappen des Kepheus — den Adler mit der umkrallten Schlange — vom Thor des thrakischen Wachthauses gerissen. Bald darnach erfolgte die Vereinigung sämtlicher Schiffstruppen mit dem Belagerungsheere des Teukros.

Zunächst ward nun Zethonios aufgefordert, dem unnützen Blutvergießen ein Ende zu machen und die Waffen zu strecken.

„Wir alle" — so schrieb ihm Kyparissos im Namen des vereinigten Kriegsrates — „bewundern aus ehrlichem Herzen die rühmliche Tapferkeit, mit der du unter so schwierigen, ja verzweifelten Umständen ausharrst. Aber dein Heldenmut wird das Verhängnis nicht umwandeln. Ich sende dir zwei gefangene Lochagen, die in der Seeschlacht von Gaurion auf dem samischen Admiralsschiff mitgekämpft haben. Laß dir von diesen Männern berichten, wie vollständig die Macht ihres ehemaligen Kriegsherrn gebrochen ist. Auch daß Inachos fiel, und vor allem, daß Kepheus sein Grab in den Wellen gefunden, werden sie dir wahrheitsgemäß bestätigen. Ich weiß, die Anhänger des Gewaltherrschers haben die Thatsache seines Todes vielfach bezweifelt; ein Matrose jedoch von der untergegangenen Tacheia, der einzige, der mit dem Leben davongekommen, trieb zu Ichthyoessa ans Land, und hat die beiden Lochagen von der Richtigkeit dessen, was uns die Kythnier mitteilten, voll überzeugt. Zu welchem Zweck also widerstrebst du noch? Wir bieten dir freien Abzug, wenn du sofort uns die Thore öffnest. Auch sollst du dein Schwert behalten, du mit fünfzig von deinen Söldlingen. Gib der Vernunft Gehör und zwinge uns nicht aus unwirschem Trotz zur Erneuerung eines Kampfes, dessen Ausgang nicht zweifelhaft ist."

Dieses Schreiben, durch die Aussage der zwei samischen Kriegsleute unterstützt, rief bei dem thrakischen Oberfeldherrn einen tiefgehenden Eindruck hervor. Es war in der That wenig Aussicht vorhanden, die Stadt gegen die andrängende Übermacht lange zu halten, geschweige denn durch die Hartnäckigkeit der Verteidigung eine günstige Wendung im allgemeinen herbeizuführen. Schon war Zethonios entschlossen, den Vorschlag des Kyparissos anzunehmen, als Telesilla in ihrem unersättlichen Ehrgeiz dazwischentrat.

„Feigling!" sprach sie verächtlich. „Wären die Spießgesellen des Kyparissos ihrer Sache gewiß, so böten sie dir, beim Zeus, keinen Vertrag an! Dieses Entgegentommen ist nur ein unverkennbares Zeichen der Schwäche. Was kümmert es uns, daß Kepheus und Inachos tot sind? Bist du nicht Manns genug, auf eigene Faust die Zügel der Gewalt zu ergreifen? Wie? Oder hätte der Selbstherrscher ohne dich und dein Heer auch nur einen halben Tag lang seine Krone behauptet? Scheine denn, was du in Wahrheit all diese Zeit schon gewesen: der Fürst, der das Scepter hält und sich sein Reich von dreisten Empörern nicht abtrotzen läßt! Das Kriegsglück ist wandelbar; die Kampflust deiner stiernackigen Thraker wird sich verdoppeln, wenn sie erst wissen, daß sie nicht für den Andrier Kepheus, sondern für ihren gefeierten Landsmann, für König Zethonios, das Schwert ziehen."

Es lag ein großartiger Zug in ihrer Beredsamkeit, — und der bestrickende Reiz ihrer vollblühenden Jugendschöne, ihrer Schmeicheleien und Liebkosungen that das übrige. Die Aufforderung des Kyparissos ward abgelehnt, der Eifer der Vertheidigungsmaßregeln an allen Punkten zur höchsten Flamme entfacht, und ein von der Troerin selbst verfaßter Tagesbefehl ausgegeben, demzufolge Zethonios die Erbschaft des verstorbenen Kepheus angetreten und sich die Krone von Andros feierlich auf das Haupt gesetzt habe. Eutlas, der Burgvogt, hatte den Tagesbefehl mitunterzeichnet; er mochte wohl einsehen, daß dieser kühne Schritt des Feldherrn jetzt noch die einzige Möglichkeit einer Rettung bot.

Die thrakischen Söldlinge, die hier und da schon gemurrt hatten, jauchzten ihrem

Zethonios in der That mit neu erwachender Hoffnung zu: aber der kurze Triumph Telesillas sollte den Lauf der Dinge, wie er vom Schicksal bestimmt war, nicht ernstlich aufhalten.

Am fünften Tage nach der Vereinigung der Schiffstruppen mit dem Landheer sammelten sich die Belagerer zum entscheidenden Sturm. Die erzköpfigen Widder und Rammböcke hatten an drei verschiedenen Punkten Bresche gelegt; die Belagerungstürme waren von drei Seiten zugleich bis hart an die Mauern geschoben, ohne daß es den Glutpfeilen der Gegner gelungen wäre, das ledergeschützte Holzwerk in Brand zu setzen. Die Sonne ging auf, und als ihre ersten Strahlen die Zwingburg mit flammendem Rot übergossen, erschollen die kythnisch-tenischen Kriegsdrommeten . . .

Die Andrier, die im Heer der Belagerer fochten, hatten sich die Vergünstigung ausgewirkt, im vordersten Glied zu stürmen. Es war ihre Stadt, ihre geliebte Heimat, die man den Griffen der thrakischen Raubvögel entreißen wollte; ihnen gebührte also die Ehre des Vorstoßes, ihnen das Recht, den geheiligten Boden, den diese Quadern umschlossen, vor allen Mitkämpfenden zuerst zu betreten.

Und so geschah es. Die Thraker und Kolcher wehrten sich mit gewohnter Tapferkeit: aber die freien Bürger und Edelinge, die da nicht, wie die Gegner, um Kriegsruhm und Sold stritten, sondern um Freiheit und Recht und Vaterland, stürzten mit unwiderstehlicher Wucht vor und hatten schon halb gesiegt, eh' noch die Tenier und Kythnier nachdrängten.

Gegen Mittag war die Widerstandskraft des Zethonios gebrochen. Von der Südseite her wälzte sich das Heer der Eroberer wie ein stahlblitzender Strom über die Straßen und Plätze, und erreichte unter fortwährendem Kampf die uralte Zwingburg, wo sich der Feldherr mit den letzten seiner Getreuen verschanzt hielt. Während hier Kyparissos den Angriff leitete, warf eine Abteilung Andrier, von Teukros geführt, die kolchische Leibwache aus den Gärten der Marmareia. Eutlas der Burgvogt, der die Anhöhe des Pan besetzt hatte, fiel mit dem Schwert in der Faust.

Ein „Prussien."
Faksimilewiedergabe nach Edouard Détaille.

Als Teukros dann weiter vordrang und jenen Rundplatz erreichte, wo damals die jäh unterbrochene Festfeier in Scene gegangen war, fiel ihm eine plumpe Gestalt zu Füßen, die laut schrie und die Götter mit rasender Zungengeschwindigkeit zu Zeugen anrief, daß hier die Schuldlosigkeit in Person liege. Es war der Geheimschreiber Choirilos.

„Ich habe nicht mitgefochten, bei Zeus dem Allsehenden! Schone mich, Teukros! Choirilos war allzeit ein ehrlicher Andrier! Nur die Verhältnisse . . . Dem Pelias hab' ich sechshundert Drachmen gezahlt — als Beisteuer zu den Kriegskosten! Myrtion, die Sklavin der Telesilla, hat noch die Quittung! Erbarmen, Freund! Erbarmen mit einem Unglücklichen!"

Teukros verspürte trotz der ernsten Stimmung, die ihn beherrschte, beim Anblick des winselnden Kahlkopfs einen unwiderstehlichen Drang, laut aufzulachen:

„Geh nur!" sprach er geringschätzig. „Für dich ist kein Schwert geschliffen.

Wenn deine Stunde gekommen ist, erstücke du ruhig in deinem Fett!"

Er schob ihn bei Seite und trat durch das große Anogeon in den Hof des Palastes; denn aus der Seitenthür waren noch etliche Pfeile hervorgezischt, deren Entsender man unschädlich machen mußte.

Im Peristylion der Marmareia spielte sich jetzt eine furchtbare Scene ab. Damiska, die seit der Nachricht von dem Tod ihres Gemahls starr vor sich hingebrütet und kaum einen Bissen genossen hatte, war bei dem Näherkommen des Waffenlärms aufgefahren und in das kleine Domation geeilt, wo ihr Knabe mit seiner Wärterin Ball spielte. Sie hatte das Kind an sich gerissen und stürzte jetzt mit dem Ruf: ‚Sie ermorden dich!' heraus in den Hof, wo Teukros eben mit seinen Andriern die Schwelle des Festgemachs überschritt. Ein gräßlicher Aufschrei klang von den Lippen der Fürstin; sie hatte sich tagelang mit dem Gedanken gefoltert, vermöge der Worte, die der ägyptische Arzt ihr eingegeben, die strafbare Urheberin des ganzen Krieges zu sein; jetzt brach bei der Unglücklichen der helle Wahnsinn aus. Mit zitternder Hand griff sie ins Kleid. Ein Blitzen, ein Stoß, und das haarscharfe Messer hatte sich bis ans Heft dem Knaben ins Herz gebohrt.

„Nun schläfst du sanft!" raunte sie mit veränderter Stimme. „Du und er! Ihr beide sollt Ruhe haben! Nur ich bin verdammt für ewig! Ja, ich allein trage die Schuld, ich allein, ich, ich, ich, ich . . ."

Dann brach sie zusammen. Als Teukros, starr vor Entsetzen, sich über sie herbeugte, um sie liebreich emporzurichten, sank sie leblos in seine Arme. Ein plötzlicher Tod hatte die Dulderin von der Qual ihres Daseins erlöst.

„Hebt sie auf!" sprach Teukros erschüttert. „Sie und den Knaben! Damiska, du Makellose, möge dein Geist eingehen in den geheiligten Frieden Persephones! Wenn alles hier wieder im rechten Geleise ist, sorgt für eine würdige, ehrenvolle Bestattung!"

Zwei Stunden später hatte sich auch die Zwingburg ergeben. Der Sieg der verbündeten Inseln und der andrischen Freiheitskämpfer war vollständig.

Noch desselbigen Tages hielt Kyparissos, laut bejubelt von dem aufatmenden Volke, feierlich Umzug durch die eroberte Hauptstadt. Ihm, der die bedrohliche Übermacht der feindlichen Flotte bezwungen und so die eigentliche Entscheidung des Krieges herbeigeführt hatte, ihm vor allen gebührte der Lorbeer, die Ehre des Tages und der Dank des geretteten Vaterlandes.

Teukros, um diesen Ruhm nicht zu schmälern, war im Einverständnis mit Hekataios und Dardanos völlig zurückgetreten, hatte den Oberbefehl über das Landheer niedergelegt und seinem Freund Kyparissos, der sich anfänglich sträubte, mit überzeugender Klarheit auseinandergesetzt, daß es für Andros und seine staatliche Zukunft zweckmäßig sei, wenn sich der Strom der nationalen Begeisterung nicht teile.

Während nun draußen auf der sonnüberfluteten Agora die Frauen und Kinder sich an das Pferd des mildlächelnden Kyparissos herandrängten und dem Sieger die Hände küßten, weilte der Sternforscher mit Pelias, Hekataios und Dardanos im Parke der Marmareia. Wohl eine Stunde lang pflog man ernster Beratung. Dann trennte man sich.

Und nun im Laufe des Nachmittags, als die Verwundeten glücklich untergebracht, die Toten beiseite geschafft, die Ordnung, soweit dies anging, auch sonst wiederhergestellt war, ging plötzlich ein Raunen und Murmeln durch die menschenbelebte Stadt, ein Wort, ein Verlangen, das immer deutlicher ward und zuletzt wie ein donnerndes Feldgeschrei alle Straßen und Plätze erfüllte . . .

„Kyparissos Volkskönig!"

Pelias hatte dies Wort unter das Volk geschleudert, — und das Volk griff es auf und legte die ganze stürmische Glut seiner Dankbarkeit, seines Vertrauens und seiner Hoffnung hinein. Die alte Verfassung, die Kepheus, der Gottgerichtete, frevelnd gebrochen hatte, sollte nun wieder aufleben mit all ihren Segnungen, — nur in dem einen Punkte verändert, daß man die Zweiherrschaft, dem Spruche des Dichters gemäß, durch die Einherrschaft ersetzte. Kyparissos aber, nach Rang und Geburt und allen persönlichen Eigenschaften war der richtige Mann, diese Krone zu tragen und sie kraftvoll zu schützen gegen die selbstherrlichen Anwandlungen schnöder Gesetzesverächter.

Kyparissos Volkskönig! Noch vor Neu-

mond sollten sich die berechtigten Bürger zur Wahl versammeln. So bestimmte es Pelias, dem das siegreiche Heer die vorläufige Gewalt übertragen hatte.

Als sich die erste Nacht auf die befreite Stadt senkte und die festlichen Dankopfer allenthalben zum Himmel rauchten, bestieg Zethonios mit der wutschnaubenden Telesilla ein Fahrzeug, das ihn zurück nach seiner thrakischen Heimat brachte. Kyparissos, eingedenk der milden Gesinnung und der echt menschlichen Teilnahme, die ihm Zethonios bekundet, hatte ihm trotz des verlängerten Widerstandes freien Abzug gewährt, unter Belassung der Schutz- und Trutzwaffen und ohne Beeinträchtigung seines persönlichen Eigentums. Fünfzig Mann, darunter die Hünengestalt des blondbärtigen Tiridates, begleiteten ihn. Auch Myrtion folgte ihrer Gebieterin freudig in das nordische Bergland, obschon der Geheimschreiber Choirilos ihr alle Kostbarkeiten der Welt und zuletzt sogar seine ringüberladene Hand zum Ehebündnis geboten hatte.

Lautlos setzte der Dreireiher sich in Bewegung. Telesilla, an die Bordbrüstung gelehnt, blickte verzweiflungsvoll auf die zurückweichende Stadt, deren Lichter wie goldflammige Thränen in die aufrauschende See tropften. Und dann sah sie nach Westen, wo sie hinter dem Schwarz einer aufsteigenden Wolkenwand die Insel Tenos vermutete. Dort weilte die Glückliche, die Verhaßte, die jetzt in wenigen Tagen wieder vereint sein würde mit dem vergötterten Teukros! Und sie, Telesilla, zog an der Seite des ungeliebten Gemahls hinaus in das öde Barbarenland, wo die Berge von Schnee troffen und die melodischen Laute der ionischen Muttersprache kaum noch verstanden wurden! Ein trostloses, ein erbärmliches Schicksal!

Und die Königin dreier Tage, die stolze, herrschbegierige Telesilla, bedeckte ihr Angesicht mit den Falten des Wollmantels und weinte, weinte wie ein verlassenes Kind.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Seit ihrer Ankunft im Palaste des Epicharmos, wo Kyparissos genesen sollte, hatte sich Phaio mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, nach Ablauf der kurzen Frist, die ihr das Schicksal noch gönnte, von dieser Welt abzuscheiden und ihren glühendgeliebten Teukros allein zu lassen.

Was ihr zu Anfang das Herz am tiefsten bewegt hatte — die Frage nämlich, wie Teukros den Schlag überstehen und sich mit seiner plötzlichen Einsamkeit zurechtfinden würde — das nahm von Tag zu Tag an quälender Furchtbarkeit ab. Teukros hatte ja endlich begriffen, daß selbst ein Mann des Forschens und Denkens sich von den Angelegenheiten des Vaterlandes nicht ausschließen darf, wenn er ein echter, in sich vollendeter Mensch sein will. Jetzt zumal, nach Wiederherstellung der alten andrischen Freiheit, konnte die schaffende Teilnahme des Teukros nicht wieder einschlafen Neben der Wissenschaft, die ihn emportrug in die unendlichen Räume des Himmels, hatte er nun auch den Beruf des Staatsbürgers. Ein Mann aber, dessen Leben so reich ausgefüllt war, konnte verschmerzen, was den weltfremden, wolkenwandelnden Träumer von einst zu Grunde gerichtet hätte. Nicht vergessen würde er seine Phaio; — gewiß nicht. Aber wenn sich die erste, tobende Pein gelegt hatte, konnte er doch in der eifrigen Arbeit für das Gemeinwohl Frieden und Trost finden. Phaios Schatten würde ihn dann heimlich umschweben wie ein mildwaltender Schutzgeist. Am Throne der Persephoneia wollte sie niederknieen, um von der Todesgöttin diese Huld zu erflehen, und müßte sie selber dafür Ruhelosigkeit eintauschen bis zu dem Tag seines Heimgangs . . .

Das Verhalten des Kyparissos gab ihr keinerlei Grund zu der Hoffnung, daß er, der seinerseits alles Versprochene erfüllt, der nicht nur den Teukros und Pelias, sondern das ganze Land aus dem Kerker befreit hatte, etwa durch Bitten sich würde bestimmen lassen, nun auf den angelobten Preis dieser Thaten Verzicht zu leisten. Er mied zwar jegliche Anspielung; auch hatte er sich mit eiserner Strenge beherrscht, sobald er von irgendwem sich beobachtet glaubte. Dann aber gab es Momente, wo er sich unbewußt offenbarte, wo er in Miene und Blick die alte hingebungsvolle Sehnsucht, die wühlende Glut verriet, die ihm das Herz zerfraß. Zuweilen, wenn sie im Krankengemach ihm den Rücken

wandte, um einen kühlenden Trank in die Schale zu gießen, oder den Sklaven einen Befehl zu erteilen, war sein Blick ihr gefolgt und hatte bei ihrer Umkehr den Ausdruck wilden Entzückens noch nicht ganz wieder verloren. Sie wußte dann alles: er hatte sich ausgemalt, wie es demnächst kommen würde ... Im Geiste war er schon vor sie hingetreten, hatte sie an den furchtbaren Schwur gemahnt, ihr Jawort erhalten und sie in leidenschaftlicher Wonne ans Herz gerissen ... Flammendes Rot quoll ihr bei dieser Wahrnehmung in die bewölkte Stirn; ein Wort der Entrüstung, der eidbrüchigen Absage, des Hasses vielleicht schwebte ihr auf den Lippen: doch sie bezwang sich, — und die schwermütige stille Ruhe ihres Entschlusses umhüllte sie wieder mit breitschützenden Flügeln. Ein Gefühl sogar des Triumphes und des spöttischen Mitleids stieg in ihr auf; sie kam sich vor, wie eine andere Daphne, die im Beginn der Verfolgung schon weiß, daß die Götter zur rechten Minute ihren verwandelten Leib dem Verfolger entrücken werden.

Später fand sie dann Ablenkung und Trost in der Begeisterung für die Sache der Heimat. Sie freute sich der mannigfaltigen Thätigkeit ihres Gemahls, der großen Gestaltungsgabe des Epicharmos, des Eifers der tenischen Gerusia. Als vollends der Feldzug im Gange war; als Tenos die Landungsversuche des Kepheus und seiner Bundesgenossen erfolgreich zurückschlug; als späterhin Teukros die Aufmerksamkeit des Feindes täuschte und den Zethonios in der befestigten Hauptstadt einschloß: da war Phaio so ganz und gar in der Teilnahme an dem großen Schicksal der Völker befangen, daß sie ihr eignes Leid schier vergaß und sich tagelang des Gedankens an die beklemmende Zukunft entschlagen konnte.

Mit ihrer Rückkehr nach Andros begann jedoch wieder die alte, verzehrende Qual. Jetzt in der glücklich befreiten Heimat schien ihr das Leben zwiefach lebenswert, und der Gedanke, aus diesem neu erblühenden Dasein hinabsteigen zu sollen ins Reich der Schatten, erfüllte sie mit zuckenden Schauern.

Doppelt litt sie, weil sie mit Aufbietung aller Kraft danach strebte, ihren Gatten nichts merken zu lassen und ihm allzeit ein frohes Gesicht zu zeigen; dann aber auch, weil sie nicht wagen durfte, irgendwem den Kampf ihres gefolterten Herzens anzuvertrauen; auch der getreuen Harma nicht, in deren Gegenwart sie also gleichfalls die äußerste Selbstbeherrschung zu üben hatte.

Sie schwankte jetzt wieder, ob sie nicht doch den Eidschwur brechen und den Erbarmungslosen, wenn er dann käme, kaltblütig abweisen sollte. Aber die tiefwurzelnde Scheu der Griechin vor Zeus Horkios dem Rächer, der den Meineid mit noch gräßlicherem Fluche bedroht als den Mord, trug immer und immer wieder den Sieg davon. Auch das wollte nicht bei ihr verfangen, daß sie sich vorsprach, kein Priester und keine Obrigkeit habe den Schwur ihr ja abgenommen, sondern ein sündiger Mensch, der ihre verzweifelte Lage mißbraucht habe zum Vorteil seiner abscheulichen Selbstsucht. Eid war Eid; sie hatte den Vater der Götter und Menschen angerufen als den zermalmenden Richter: da half kein Deuten und Klügeln!

Meineid ...! Wenn sie das ausdachte, überkam sie ein Grausen, wie sie es niemals im Leben gekannt hatte. Sie sah sich, von allen Harpyen gehetzt, ried- und trostlos umherkeuchen unter den Silberpappeln der Persephoneia, und ihren Durst in den wahnsinn-erzeugenden Fluten des Styx löschen, anstatt in der mild-freundlichen Welle des Letheströms. Alles Elend des Tantalos, alle Verzweiflung der niemals zur Ruhe gelangenden Danaiden häufte sich tausendfältig auf das verfemte Schattenbild. Teukros hatte ihr wohl in glücklichen Stunden auseinandergesetzt, die Unterwelt des hellenischen Volksglaubens sei eine Schöpfung ernster Symbolik, nicht greifbare Wirklichkeit, — und Phaio war lebhaft geneigt gewesen, einzelne Züge des düsteren Gemäldes preiszugeben: jetzt aber, in der Angst ihres Herzens, kehrte die alte Gläubigkeit ihr zurück; das Gefühl des Gebundenseins, das unabwälzbar auf ihrem Gemüt lastete, nahm die phantastische Färbung unerhörter jenseitiger Schrecknisse an.

War sie nach solchen Gemütsbewegungen fest davon überzeugt, daß sie den Schwur unter keiner Bedingung brechen würde, dann trieb der untilgbare Lebensdrang die gepeinigte Seele in den Vorstellungskreis jener anderen Möglichkeit, die ja im Grunde doch keine Möglichkeit war ...

Wenn sie dem Kyparissos Wort hielt ...?

Nein! Der Gedanke war ja nicht auszudenken! Lieber den Tod für sie — und den Schmerz des Verlustes für ihn! Lieber sogar den Meineid!

Allbarmherziger Zeus! Hätte sie damals auf dem Verdeck der Barke den verwundeten Kyparissos dennoch verbluten lassen! Ja, das wäre ihr unantastbares Recht gewesen. Keine Gottheit der Ober- und Unterwelt durfte von ihr verlangen, daß sie Sorge trug für das Gedeih'n ihres Henkers! ...

Noch eine letzte Hoffnung war in ihr aufgetaucht, als sie in Tenos sich einschiffte. Vielleicht, vielleicht schreckte er dennoch vor ihr zurück, wenn sie ihm klar zu verstehen gab, daß er in all seinem Siegesglanze ihr widerlich und verächtlich war; wenn sie ihm zurief: Ich hasse dich, Kyparissos! Im Grund deines Herzens bist du ein elender Feigling, der seinen Freund verraten, der sich die Qual eines hilflosen Weibes zunutze gemacht, um ihr dies schmachvolle Ja zu erpressen! Dein Anblick erweckt mir Ekel! Willst du nun deinen letzten Stolz in den Staub werfen und mir trotzdem von Liebe reden?

Wenn sie so sprach, wer konnte dann wissen ...?

Leider jedoch machte jetzt Kyparissos den Eindruck, als hätten sich alle rein-menschlichen Regungen ihm aus der Seele hinweggeflüchtet. Er hatte, so oft sie seit ihrer Rückkehr nach Andros mit ihm zusammengetroffen, etwas unsagbar Starres und Frostiges ... Freilich, das Volk und der Adel priesen die ruhige Würde, die gleichmäßige Freundlichkeit ihres Lieblings ... Aber das mußte auf jener Verblendung beruhen, die jedem erfolgreichen Feldherrn und Staatsmann zugute kommt. Phaio sah nur die kühle Verschlossenheit, den sinnenden Ernst, die trotzige Zuversicht ... Was mochte sich hinter dem unbeweglichen Marmor dieser Gesichtszüge abspielen? Zumal sein Blick noch immer von Zeit zu Zeit die Fortdauer seiner unseligen Neigung bekundete ...? Vielleicht sagte er sich, die Steigerung seines persönlichen Wertes, der Glanz, der ihn als Triumphator umstrahlte, werde im Herzen Phaios ihm förderlich sein, ihr Widerstreben vernichten, — und ihm so als ein freies Geschenk in den Schoß werfen, was er kraft jenes Eidschwurs zu fordern berechtigt war?

Wie dem auch sein mochte: das ewige Hin- und Herschwanken, die aufreibende, herzzerfressende Ungewißheit war nachgerade für Phaio unerträglich geworden. Sie mußte ein Ende machen. Bei nächster Gelegenheit wollte sie ihre weibliche Scheu überwinden und sich mit Kyparissos ins klare setzen. Verharrte er dann auf dem beschworenen Recht, blieb er taub gegen ihr Flehen, empfindungslos gegen die Wucht ihrer Verachtung, so wußte sie wenigstens mit Bestimmtheit, was sie schon jetzt ahnte. In dieser Bestimmtheit fand sie dann wohl auch die Ruhe wieder und die mutvolle Seelenstärke, deren sie zur Erfüllung ihrer Aufgaben so dringend benötigte.

Dreißigstes Kapitel.

Am Tage des Neumonds, der auf den Einzug der Sieger in die eroberte Hauptstadt folgte, wurde die Agora früher als sonst von den Verkäufern geräumt. Ohnedies war der Verkehr schwach gewesen. Die Andrier hatten nur gerade das Allernotwendigste für den Hausbedarf eingekauft, aber sich nirgends mit Obliegenheiten befaßt, die Aufschub litten. Zwei Stunden nach Sonnenaufgang bereits trug man die langen Tafeln der Trapeziten unter die Halle der Philosophenschule; die Buden der Brotbäcker und Fischhändler wurden abgebrochen; die Kranzwinderinnen mußten mit ihren Vorräten in die Straße des Dionysos flüchten.

Dann, als der Schatten am Gnomon kürzer und kürzer ward begann sich der weite Platz wieder zu füllen; aber nicht mit erwerbslustigen Krämern und feilschenden Käufern, sondern mit stimmberechtigten Bürgern, die sich hier einfanden, um dem befreiten Vaterland einen König zu geben. Neben den Edelingen und den alt-angesessnen Bewohnern der Hauptstadt sah man die Eupatriden von Bia und Gaurion und etliche Vollbürger aus den kleineren Ortschaften der Insel, wie Pogla, Ichthyoessa, Aithra und Sokios. Alle trugen das lichtweiße Himation, das höchste andrische Festgewand; in den Händen hielten sie Ölzweige;

Digitized by Google

In den Kinderschuhen. Nach dem Gemälde von H. Knobloch.

auf dem Riemenwerk der Sandalen blinkten goldrote Verzierungen.

Als die Sonne am höchsten stand, erschien Pelias, der Priester des Erdumfassers. Von ehrfürchtigem Schweigen begrüßt, stieg er auf das marmorgetäfelte Bema, neigte das Haupt und sprach ein kurzes Gebet. Hiernach begann er mit weithin vernehmbarer Stimme:

„Männer von Andros!
Vielteure Mitbürger!

Nach Vorschrift des Staatsgrundgesetzes hab' ich euch herbeschieden, damit ihr von eurem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch macht und aus der Zahl der heimischen Edelinge denjenigen zum Volkskönig erwählt, der euch der würdigste und geeignetste scheint. Mir, als dem zeitweiligen Inhaber der höchsten Gewalt, steht die Befugnis zu, der Bürgerschaft einen Vorschlag zu machen. Auf Grund dieser Befugnis rufe ich über den männergefüllten Markt: Wählt Kyparissos, den Sieger von Gaurion!"

Stürmischer Beifall tönte von allen Seiten. Als sich der Lärm wieder gelegt hatte, fuhr der Poseidonspriester freudig erregt fort:

„Vielteure Mitbürger! Ich wußte, daß ihr nahezu einstimmig diesem berechtigten Vorschlag zujubeln, daß ihr gleich mir nichts Besseres verlangen würdet, als die Krönung des Edelsten, Tapfersten und Erfolgreichsten! Und weil sich meine Erwartung jetzt schon bestätigt hat, so lasse ich die übliche Thontafel-Abstimmung fallen und fordere euch auf, Kyparissos, den Sohn des Eustachios, frei durch Aufheben der rechten Hand zu erküren!"

Mit Ausnahme einer kleinen Partei der sogenannten Vertragsfreunde, die seit lange dafür bekannt war, daß sie die seltsamsten politischen Sonderzwecke verfolgte, schien die gesamte Bürgerschaft mit dem Vorschlag des Pelias einverstanden. Und als nun der Priester in aller Form die entscheidende Frage stellte, da reckten sich Tausende und Abertausende von Armen empor, so daß die geringe Anzahl der Gegner inmitten der beifälligen Brandung spurlos verschwand. Niemand forderte angesichts dieses großartigen Erfolges die Zählung.

„Kyparissos gewählt!" rief der Poseidonspriester. „Heil, Heil dem König von Andros!"

Und „Heil dem König von Andros!" klang es über die menschenbesäte Agora bis weit hinein in die anliegenden Straßen.

Kyparissos, der abseits unter dem Säulengange der Philosophenschule gestanden, ward im Triumphe hervorgeholt. Die edelsten Jünglinge, das Schwert in der Faust, umscharten ihn augenblicklich als Ehrenwache. So geleitete man den Erkorenen des Volks nach der Rednerbühne. Erneutes Jauchzen und Heilrufen. Kyparissos umarmte den Priester und küßte ihn. Hiernach wandte er sich, beide Hände aufs Herz gelegt, an die Bürgerschaft.

„Freunde und Brüder," sprach er mit fester Stimme, „ich danke euch! Mir fehlen die Worte, euch alles das auszudrücken, was mir in diesem heiligen Augenblicke die Brust bewegte ... Ja, ich will euer König sein und das Steuer des Staatsschiffes handhaben mit aller Kraft, die mir die Götter verleihen mögen: aber, beim Zeus, nicht weil Ehrgeiz und Herrschbegierde alltäglicher Art mich bändigen, sondern weil ich mich glücklich schätze, im Dienste des Vaterlands euch den letzten Atemzug opfern zu dürfen! Männer von Andros! Jetzt schon, ehe mir der Priester des Erdumfassers den Königseid abfordert, gelobe ich euch bei allem was göttlich ist, daß ich die Macht, die euer Wille mir überträgt, nie mißbrauchen, daß ich die andrische Freiheit und ihre Gesetze schützen und schirmen werde bis in den Tod! In vielem werden ja viele mich übertreffen: im Eifer der Treue, der Ehrlichkeit und der Pflichterfüllung nicht Einer!"

So sprach Kyparissos, — und das Volk jauchzte ihm zu, lauter noch und begeisterter als vorhin dem Poseidonspriester.

Am folgenden Tage schon sollte im Tempel des Erdumfassers die Krönung stattfinden. Teukros hatte im Auftrag des Pelias weitschichtige Vorbereitungen für den Akt selbst und die sich daran schließenden Festlichkeiten getroffen. Der Archont Epicharmos und eine glänzende Abordnung der tenischen Gerusia wurden erwartet. Hekataios von Kythnos und seine vornehmsten Würdenträger hatten die Heimfahrt mit Rücksicht auf diese Feier vertagt. Gaurion stellte vierhundert Reiter auf milchweißen Rossen. Ichthyoessa ein kleines Heer blumengeschmückter Fischer und Fischerinnen; Bia und Sokios würden gleichfalls durch die

Blüte der Hasenbevölkerung, Pogla durch die goldstrotzende Priesterschaft der Aphrodite Euploia vertreten sein. Nach Empfang des zwölfzackigen Diadems sollte der Volkskönig, von der freiwilligen Ehrenwache, den obersten Statsbehörden und sämtlichen Abordnungen begleitet, zu dem neu errichteten Hasenaltar unweit der Burg ziehen und dort, im Angesichte der offnen See, dem Poseidon, als dem Schutzgotte von Andros, ein Opfer zünden. Mit Einbruch der Dunkelheit würde die ganze Stadt bis hinauf in die höchsten Olivenhaine festlich erleuchtet werden. Volksgelage, Spiele und Lustbarkeiten, darunter, nach uralter Sitte, ein Fackellauf, sollten die Feier des Tages abschließen.

Teukros, der Urheber dieser Veranstaltungen, hatte bei alledem Zeit gefunden, sein verödetes Heim ganz so traut und behaglich wie ehedem wieder einzurichten. Die Mehrzahl der Sklaven, die Kepheus hatte verkaufen lassen, waren durch die Geschicklichkeit des Verwalters Symaithos, der sich bereits von Tenos aus nach Kleinasien begeben hatte, ohne erhebliche Opfer zurückerworben; die auffälligsten Schäden waren getilgt und manches Geräte, das diebische Hände während der allgemeinen Unsicherheit geraubt hatten, durch neues ersetzt. Teukros hatte sogar schon einige Nachtstunden auf der Plattform seines kyklopischen Turmes verbracht und sich in frisch aufquellender Luft der Betrachtung der Sterne gewidmet, die ihm nie so unwandelbar und göttlich gedünkt als jetzt nach den stürmischen Wechselfällen der Kriegszeit.

Am Tage der Krönung lagen dem Teukros noch vielfache Anordnungen und Überwachungen ob. Mit grauendem Morgen schon begab er sich nach dem Hafen, wo er mit Pelias und einigen Edelingen zusammentraf.

Zwei Stunden etwa, nachdem Teukros von seiner Phaio Abschied genommen, hielt vor dem Eingang des Hauses eine fremdartig ausgestattete Sänfte. Eine Männergestalt, bis an die Knöchel in den breitwallenden persischen Mantel gehüllt, das Antlitz verdeckt von den schmiegsamen Falten eines hellgrauen Byssosgewebes, stieg bedächtig heraus und pochte dreimal kurz an die Planken. Gleichzeitig schlug er den Byssos zurück. Der Thürhüter öffnete.

„Kyparissos der König!“ klang es von seinen Lippen.

„Ruf' mir den Hausverwalter!“ sagte der Eintretende freundlich.

Symaithos hatte bereits gehört. Atemlos stürzte er in den Thorweg.

„Ruhig, Symaithos! Nenne mich nicht bei Namen! Dieser Besuch bleibt geheim! Das versprichst du mir bei der Gruft deines Vaters! Auch du, Kyknos!“

„Herr, du kennst mich . . .,“ sagte Symaithos hingebungsvoll. Auch der Thürsklave beteuerte seine Verschwiegenheit.

„Sorge dafür, daß mir Niemand begegnet,“ fuhr Kyparissos fort.

„Herr,“ versetzte der Hausverwalter, „die ganze Dienerschaft sitzt bei der Mahlzeit . . .“

„Um so besser!“

Sie traten ins Peristylion. Als sie so weit von dem Thürgang entfernt waren, daß der Pförtner sie nicht mehr hören konnte, sprach Kyparissos bewegt:

„Führ' mich zu deiner Gebieterin!“

„Die Gebieterin ist allein . . .“ stammelte Symaithos verlegen. Es war nach griechischer Anschauung unerhört, daß irgend wer die Hausfrau besuchte, wenn ihr Gatte abwesend war.

„Ebendeshalb,“ lächelte Kyparissos. „Ich will sie allein sprechen. Es handelt sich um gewichtige Dinge . . . Aber fürchte du nichts! Schlimmsten Falles werde ich ihrem Gemahl gegenüber alles vertreten . . . Oder mißtraust du mir?“

Nach zwei Minuten stand Kyparissos in dem großen zweithürigen Wohnraum, wo Phaio bei seinem Eintreten sich tödlich erschreckt aus dem Sessel hob. Und trotz ihrer fassungslosen Verwirrung schien sie ihm holder, schöner, begehrenswerter als je. So oft er sie wiedersah, immer von neuem staunte er über den Abstand seiner Erinnerung von der Wirklichkeit. Dies mildweibliche Antlitz mit den träumerisch leuchtenden Kinderaugen, dieser weichknospende Mund, dieser ganze unsagbar zauberhafte Zusammenklang von Blüte und Licht, — es war zum Wahnsinnigwerden.

„Phaio,“ begann er, da sie kein Wort des Grußes fand, „du scheinst überrascht . . . Indeß, wenn ich dir sage: niemand außer Symaithos hat mich gesehen . . . Und, beim

Zeus, ich konnte nicht anders! Ich selbst, in eigner Person wollte dir mitteilen ..."

Er mußte einen Augenblick innehalten, um Atem zu holen. Dann fuhr er mit etwas gefesteter Stimme fort:

„Du weißt, Phaio, was gestern die Volksversammlung beschlossen hat ..."

Phaio, obschon sie innerlich bebte, zwang sich zu einer frostigen Förmlichkeit.

„Ich weiß es wie alle Welt," sagte sie tonlos. „Möge die Wahl dir und dem Staate zum Heil gereichen."

„Mir ... und dem Staate ... und dir!"

Sie taumelte. Also es kam buchstäblich so, wie sie's vorausgesehen! Er glaubte in seiner Verblendung, daß die Krone des Volkskönigs ihr die Erfüllung des unseligen Eidschwures erleichtern, ja vielleicht eine Wandlung ihres Empfindens herbeiführen würde! Sie sollte den Zwang, der sie bändigte, als ein Glück betrachten! Vielleicht hoffte er gar, sie würde sich jetzt bereit finden lassen, die vereinbarte Frist abzukürzen und schon heute vor den Gemahl zu treten mit dem entsetzlichen Wort: Teukros, meine Liebe zu dir ist erloschen ...! — O wie klein, wie erbärmlich mußte dieser volksbewunderte Held von ihr denken! Und wie bejammernswert erschien er ihr selbst, — trotz der Lorbeeren, trotz des fürstlichen Diadems!

Ein Zug herbster Verachtung spielte um ihren Mund.

„Da du nun König bist, kommst du, um einer Unglücklichen zu spotten?" fragte sie hochaufgerichtet.

„Nein, Phaio," versetzte er schlicht. „Da ich nun König bin, komm' ich, um als König zu handeln. Ein König thut nichts Unkluges noch Verwerfliches; ein König strebt nach Ertötung der Selbstsucht; ein König verzichtet, wenn er sein Glück nur mit dem Leide anderer erkaufen kann. Phaio, ich werde von meinem Recht auf dich keinen Gebrauch machen. Zeus Horkios hört mich: dein Schwur ist gelöst."

Aschfarbene Bläße überzog ihr das verstörte Gesicht. Das kam zu plötzlich, zu überwältigend. Sie stand eine Weile wie leblos. Dann stürzte sie in die Kniee und hob laut jauchzend die Arme empor.

„Kyparissos, mein Freund, mein Retter!" stammelte sie, kaum noch der Sprache fähig.

Der Volkskönig hob sie auf. Nun faßte sie seine Hand und beugte in stummer Verzückung ihre heißglühende Stirne darüber.

„Du edelster aller Menschen, wie hab' ich dir Unrecht gethan! Ich schmähte dich, während du kamst, mir das Glück zu bringen! Das Glück und das Leben! Ja, Kyparissos! Ich hätte ja sterben müssen, sterben von eigner Hand, um nicht meineidig zu werden! Denn das andere — das war ja unmöglich ...!"

„Lebe jetzt, Phaio, und suche dein Glück festzuhalten!"

„Leben will ich und dem allgütigen Zeus danken, daß er dein stürmisches Herz dennoch zur Ruhe gebracht! Du hast's nun erfahren, mein Freund: auch für die Sehnsucht giebt es ein mächtiges Heilmittel — die That!"

„Die That!" wiederholte er seufzend. „Vielleicht! Die That, die Arbeit im Dienst einer großen Sache betäubt ... Aber du irrst, wenn du dir vorsprichst, meine unselige Leidenschaft habe sich abgeschwächt. Die Erkenntnis nur hat sich vertieft ... Phaio, damals auf dem Verdeck meines Fahrzeugs, wie mein Verband sich löste, ist auch die Binde von meinen Augen gefallen! Ich sah deutlich und klar, was in dir vorging; wie der Gedanke, ich könnte sterben, dich, die Reine, die Gütige, mit heiß-schauernder Hoffnung erfüllte! Absichtlich hab' ich da still gelegen. Ich wollte langsam dahinbluten. Das einzige, was ich noch fühlen konnte, war der verzehrende Wunsch: möchte doch alles vorüber sein!"

„Kyparissos! Ich schwöre dir ..."

„Sprich kein Wort, Phaio! Ich mache dir keine Vorwürfe. Was du empfandest, war menschlich. Und wäre es dennoch ein Unrecht gewesen, so hättest du alles tausendfältig gesühnt. Du warst mir eine treue, aufopfernde Pflegerin, obschon du wußtest, daß du in mir den Feind deines Glückes heranpflegtest ... Phaio, was ich in jenen Tagen auf Tenos gelitten, wie mich die Qual meiner Kämpfe zerwühlt und zerbrochen hat, das übersteigt alle Begriffe! Auch später noch, als ich mir längst schon klargemacht, daß sich das Glück mit Gewalt nicht ertrotzen läßt, hing meine Seele mit allen Fasern an deinem Besitz ... Es war eine furchtbare Aufgabe, hier den richtigen Weg zu finden ... Gestern erst auf der Agora, wie mich der Jubel des Volks

umbrauſte, ſank mir der letzte Zweifel. Ich fühlte nun, daß ich vom Schwure dich löſen mußte, eh' noch die Hand des Prieſters mich krönte. Sei glücklich und frei, — und glaube an meine Freundſchaft, wenn ich zunächſt auch ſo ſelten als möglich dich ſehen darf! Manche Flutwelle wird noch an dieſer Inſel vorüberziehen, bis ich das alles mit Hilfe der Götter verwunden habe!"

Phaio brach jetzt in Thränen aus. Unwillkürlich machte ſie eine Bewegung, als ob ſie ihn zärtlich umſchlingen wollte, wie einen Bruder. Er aber wandte ſich ſchon zum Gehen. Ein letzter trauriger Blick, ein Abſchiedsgruß: dann ſchritt er hinaus in den Säulengang, wo der Verwalter Symaithos nicht ohne Bangigkeit auf ihn wartete. Ungeſehn von der Dienerſchaft verließ Kyparissos die Wohnnng und beſtieg ſeine Sänfte.

Wunderbar! Je mehr er ſich nun von dem Schauplatz dieſer Begegnung entfernte, deſto leichter ward ihm ums Herz, deſto froher und hoffnungsvoller!

Als Pelias ihm desſelbigen Nachmittags unter den Klängen der andriſchen Volkshymme die zwölfzackige Krone aufs Haupt ſetzte, da ſtrahlte das Antlitz des jungen Königs wie von göttlichem Licht, und mit freudig bewegter Stimme ſchwur er den heiligen Eid, daß er Gerechtigkeit üben werde und Treue gegen die Staatsgeſetze bis in den Tod.

Lange Jahre hindurch hat Kyparissos, der Volkskönig, auf Andros regiert und das ihm anvertraute Gemeinweſen zur höchſten Blüte gebracht. Ackerbau und Gewerbe, Kunſt und Wiſſenſchaft, Handel und Wandel — alles gedieh herrlich unter dem Scepter dieſes glorreichen Friedensfürſten. Eines nur vermißten die Andrier ſchmerzlich —: das Heim ihres Königs ſah nie eine Königin. Kyparissos blieb unvermählt, obſchon die Töchter der andriſchen Edelinge nicht nur der Krone wegen ſich umſchauten, wenn der Beſieger des Kepheus auf ſchnaubendem Renner dahinſtob wie Apoll auf dem Sonnenwagen . . .

Den Grund dieſer Vereinſammung ahnte auf Erden niemand, als Phaio. Das Volk aber, dem das ſeltſame Rätſel ſchwer auf dem Herzen lag, erfand die Sage von der holdſeligen Meergöttin Chariëſſa, die ſich dem König zu eigen gegeben, die ihm Ratſchläge für das Wohl der Inſel erteilte und ihn mit ihrer unſterblichen Gunſt ſchadlos hielt für ſeine Armut an irdiſcher Frauenliebe.

Eine Fahrt durch Korsika.

von

Ida Boy-Ed.

Illustrationen von H. Nestel.

II.

(Abdruck verboten.)

Bei herrlichem Wetter auf prachtvollen Straßen ging es hinan in die große Welt der Berge. In den ersten Stunden konnte man sich in Wälschtirol glauben, es war die ähnliche Formation der rötlichen Gebirgsmassen, dieselbe Art überall dem Felsenboden durch aufgetragene Erde Raum abzugewinnen für den Weinbau. Nur fehlen die freundlichen Farbenflecke von weißen Häusern und bunten Kirchtürmen. Die Hauptnote in der Symphonie aller Eindrücke bleibt hier eben immer die Einsamkeit. Auf der vielstündigen Fahrt kam man nur durch zwei Ortschaften, reichen, großen Dörfern zwar, aber durch ihre Weltfernheit doch von besonderem Charakter.

Vor Serragio sahen wir einen königlichen Bau, ein glanzvolles Palais, das Eigentum eines französischen Grandseigneurs, der hier Liegenschaften hat und seinen Herbstaufenthalt hier nimmt. Im Dorf war Aushebung, alle Männer hatten sich auf dem Platz vor der Kirche versammelt. Sie trugen alle das dunkle Samtkostüm und zeigten eine fast weltmännische Höflichkeit. Einige sprachen französisch oder italienisch und machten uns auf den jammervollen Zustand unserer Pferde aufmerksam, mit denen wir betrogen seien, denn da sie gestern eben denselben Weg gemacht, würden sie uns heute nicht mehr über das Gebirge bringen. Auch wir hatten schon die Unzulänglichkeit des Gespanns sorgenvoll bemerkt, allein jede Unterhaltung mit dem Kutscher war unmöglich gewesen, weil er die korsische Abart des Italienischen sprach, eine uns unverständliche Mundart.

Auf der immer höher steigenden Fahrt erlahmten denn auch die armen Tiere, so daß in Vivario, der zweiten Ortschaft, eine längere Rast nötig ward. Wir trieben uns in dem braunen Dorf umher und fanden zwischen all dem Schmutz und der Armut auf dem Dorfbrunnen eine kostbare Statue, die bekannte Diana mit dem Hirsch in Bronceguß, auf schneeweißem Marmorsockel. Sehr drollig und ganz unverständlich.

Bald hinter Vivario begann der Wald. Immer mühevoller keuchten die armen Pferde den sich emporwindenden Weg hinauf. Längst wanderten wir nebenher und an jeder steilen Stelle hieß es den Wagen mit vorwärts schieben und in die Speichen greifen, um den Pferden erneutes Anziehen möglich zu machen. Die Situation fing an peinlich zu werden. Denn der Hochwald in seiner majestätischen Endlosigkeit und Undurchdringlichkeit umgab uns. Die düsteren Tannen, die seltsam verwetterten Pinien und Eiben reckten ihre Wipfel zu einem schon abendlich blassen Himmel auf und zwischen den Stämmen kroch graues Dämmern hin. Zuweilen öffnete sich ein Durchblick, dann sah man in wilde Felsenschluchten, oder auf schroff ragende Riffe, wo nur noch das Mufflon seinen Weg finden mag. Die gigantischen Formen des Monte d'Oro, an dessen Abhängen sich die Straße hinwindet, während der Monte Renoso mit seiner finsteren Waldwelt links liegen bleibt, umschränkten den Horizont.

Wir erreichten die Schneeregion. Mit der völligsten Ergebung in ein Ungemach, für welches die übermächtige Größe der Natur uns entschädigte, wanderten wir im tauenden Schnee weiter. Daß wir gestern noch unter Palmen gesessen und Sträuße von blühenden Lavendelbüschen gepflückt, erschien wie ein Traum. Man glaubte im hohen Norden zu sein.

Der Schnee ward tiefer und trockner, die Luft schneidend kalt. Der Abend brach vollends herein. Und seit Stunden in der dunklen Waldeinsamkeit keine Spur menschlichen Lebens. Längst hatten wir den Wagen mit Kutscher und Gepäck hinter uns gelassen, von der Sorge getrieben, vor Nacht noch an eine menschliche Raststätte zu gelangen.

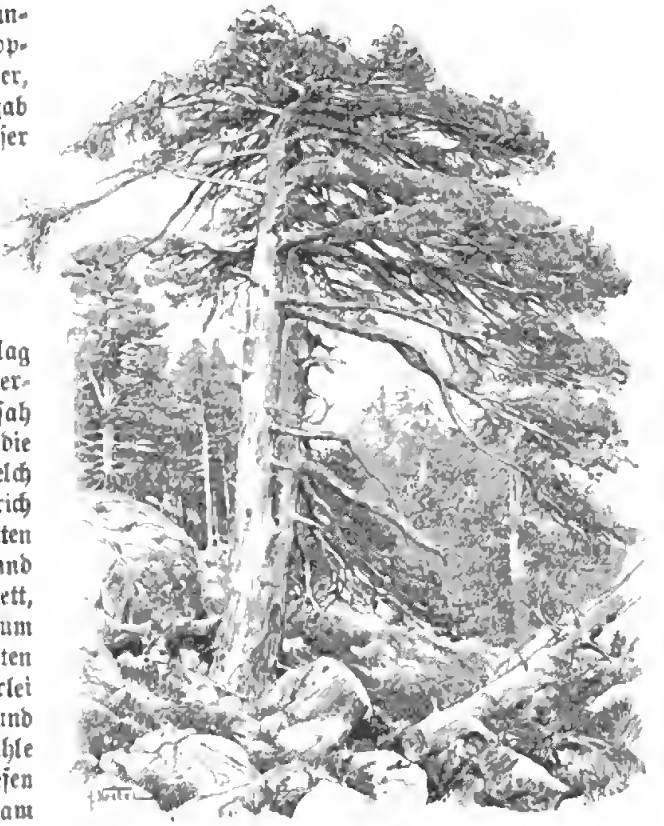
Digitized by Google

Monte d'Oro von Bocognano aus gesehen.

Da kamen, einem artigen Wunder gleich, zwei aneinander gekoppelte Schimmel des Wegs daher, führerlos, ſicher und ſtetig bergab ſchreitend. Wir hofften, daß unſer Kutſcher die ſcheinbar herrenloſen aufgreifen und als Vorſpann benutzen werde.

Und da auch endlich eine Menſchenwohnung.

Ein langgeſtrecktes Blockhaus, ſchwarz und fenſterlos, lag am Wege. Es war eine Köhlerhütte, durch die offene Thür ſah man am flackernden Herdfeuer die Frau des Köhlers ſtehen. Welch ein ärmliches Heim! Der Eſtrich war der rohe Erdboden, inmitten befand ſich eine Erhöhung und auf derſelben ein großes Bett, welches ſo quer den langen Raum in zwei Hälften teilte. Hinten lagen Zeugbündel und allerlei Gerät, vorn ſtand ein Tiſch und einige Baumklötze, die als Stühle zu dienen hatten, Hühner liefen umher und eine Ziege ſtand am Futterkorb. Und die Familie war offenbar viel zu zahlreich für das eine Bett.



Pinus Laricio aus dem Walde von Vizzavona.

Es waren freundliche Leute und wir verſtändigten uns gut mit ihnen. Sie wußten über die Schimmel Auskunft zu geben, und ſagten, die Tiere fänden allein ihren Weg nach Vivario zurück, unſer Kutſcher werde ſie ſicher bis zur Höhe benutzen. Und richtig, da erſcholl auch ſein glucksendes Rufen — unſer Wagen ward ſichtbar. Es hieß ſich allen Möglichkeiten tapfer anvertrauen und wieder einſteigen.

Ein Gewölk, welches den Gipfel des Monte d'Oro umlagert hatte, zog heran und umhüllte uns mit geſpenſtiſchen Schleiern, uns zugleich bis auf die Haut durchnäſſend. In wenig Zeit erreichten wir den Höhepunkt der Straße, die Schimmel wurden wieder abgeſpannt und trabten den Weg zurück, für uns aber begann die ſchrecklichſte Fahrt, welche man ſich ausmalen kann.

Der Kutſcher, wahrſcheinlich in Sorgen um die 40 Franks, die er verloren wähnen mochte, wenn er die Zeit nicht innehielt, hieb auf die erſchöpften Pferde ein. Für dieſe gab es ohnehin kein Halten und kein Zögern, denn der nachrollende Wagen trieb ſie auf der abſchüſſigen Straße weiter. Dieſe ging in ganz knappen Kurven um ſchroffe Felſenecken und war durch keine Wehr gegen den fürchterlichen Abgrund zur Rechten geſchützt. Regengewölk und tiefe Dämmerung verhüllte ſeine Tiefe, die Ferne und die Nähe. Nur ab und zu reckte ein ſchwarzes Kreuz ſein ſtarrendes Holzgerippe aus dem Nebel auf: düſtere Merkzeichen, daß dort ein Poſtwagen abgeſtürzt, oder jemand ermordet war.

Ein Fehltritt der übermüdeten Pferde und wir waren verloren. Aber die wackeren Gäule hielten aus. Lichter blinkten in der Tiefe, Bocognano war erreicht.

Da der nächſte Zug morgens 4 Uhr nach Ajaccio abfuhr, hieß es hier ein Nachtquartier ſuchen. Vom Himmel ergoß ſich ein Wolkenbruch, das ganze Dorf ſchien zu ſchlafen. Aber es gab ein „Hotel." Oben war das Haus erleuchtet, unten verſchloſſen und dunkel. Erſt nach langem Pochen öffnete man. Ein ſchwaches, blaſſes Weib

Waldpartie vom Monte d'Oro.

erſchien mit einer Lampe in der Thür, ſagte es ſei kein Platz und wollte die Thür wieder ſchließen. Verzweifelt erbaten wir die Erlaubnis, wenigſtens eintreten und den Rat des Wirtes einholen zu dürfen.

Dieſer erlaubte uns dann unfreundlich mit hinauf zu kommen, damit wir, am Feuer ſitzend, uns trocknen könnten. Unſer ganz durchweichtes Gepäck blieb im Hausflur und wir kletterten eine leiterartige Treppe empor, während der Wirt, ein offnes Öllämmchen tragend, voran ging.

Der unerwarteſte Anblick harrte unſer. Im großen hellerleuchteten Zimmer ſtand eine Tafel, auf der wilde Unordnung herrſchte: leere Flaſchen, Orangenſchalen, zerknüllte Servietten bedeckten ſie. An der Hauptwand befand ſich ein rieſiger Kamin, in welchem ein Feuer loderte.

Und eine wunderliche Geſellſchaft ſaß Kaffee trinkend um den Tiſch. Die einzige Dame hatte einen roten Fez auf, ein Herrenjackett mit Weſte und einen engen Lodenrock an. Sie war ſehr ſchön, rauchte aus einer kleinen Pfeife, war ſchneeweiß gepudert und hatte enorme Brillanten in den Ohren und an den Händen. Sie und ihr franzöſiſcher Begleiter waren nur zufällig hier mit den drei ariſtokratiſchen Engländern zuſammengetroffen, deren Sattelzeug am Kamin trocknete. Jene Dame gehörte offenbar der großen Pariſer Demimonde an, deren Zugehörige, nicht unähnlich ihren griechiſchen Schweſtern, durch Geiſt oder irgend einen Bildungsſport glänzen. Dieſe hier mochte den Reiſeſport treiben.

Die Engländer, von unſerm jammervollen Zuſtand mitleidig geſtimmt, berieten mit uns, wie man die Nacht verbringen könne, denn das einzige Gaſtzimmer hatte die Franzöſin mit ihrem Begleiter inne. Aber es waren Pritſchen und wollene Decken vorhanden, man konnte ſich unausgekleidet hinſtrecken und ſich zu erwärmen verſuchen. Die Wirtin, welche weder Luſt hatte, die vielen Gäſte zu bedienen, noch genügend Speiſevorräte für ſie, brachte uns doch etwas warmen Kaffee und gebratene Fiſche.

Der Löwe von Roccapina.

Ach, in dieſen Stunden begriff ich ſo recht, daß Reiſeabenteuer ſich beſſer leſen als erleben. Eine froſtige, kurze Nacht ſchlich hin, während welcher an ein wirkliches Warmwerden nicht zu denken war. Die Lichtſtümpfchen, welche die Engländer bei ſich hatten, waren bald niedergebrannt, Schwefelhölzchen gab es keine.

In der grauen Frühdämmerung, die unſicher nur die nächſten Gegenſtände erkennen ließ, ſchlichen wir hinab. Kaum konnten wir unſere Bezahlung an den Mann bringen, obſchon die Wirtin uns Kummen mit Kaffee und Zinklöffel, um ihn ſuppengleich auszueſſen, vorſetzte. Andererſeits aber wollte der Wirt auch nicht unſer Gepäck tragen

Sartène.

helfen und wir mußten unſere eigenen Kofferträger ſein, was keine Kleinigkeit war, da der Bahnhof ſenkrecht über der Ortſchaft liegt und eine Serpentine hinaufführt.

Bleifarbige Dämmerung lag kalt auf den Felſen ringsum, der Monte d'Oro lagerte groß und drohend hinter dem ſchlafenden Dorf. Zu der finſtern Majeſtät der Landſchaft ſtimmte dieſe licht- und ſchattenloſe Beleuchtung wunderbar. Es war das letzte ernſte Bild, das mir Korſika zeigte, denn von nun an lachte es mir in ſonnengoldiger Pracht entgegen.

Blendendes Licht, Palmengruppen, blauer Himmel, ſchimmernde Schneegipfel, glitzerndes Meer — das drängte ſich dem Blick faſt unbeſcheiden auf, als wir in Ajaccio den Bahnhof verließen. Der Gegenſatz zu all den vorhergehenden Tagen war ſo groß, daß ſich meiner eine ſtarke Enttäuſchung bemächtigte. Wenn man Schönheiten geſehen hat, welche die einzigen ihrer Art ſind, können andere Schönheiten nicht ſo reizvoll wirken, bei deren Anblick man ſich allſogleich an ein Dutzend ähnlicher erinnert. Denn Ajaccio erinnert, trotz ſeiner viel ſüdlicheren

Bonifacio.

Panorama von Ajaccio.

Vegetation, an die Kurorte der Riviera. — Im weiten Halbbogen umziehen die rötlichen Felſen, hinter denen ſich wieder die ſchneebedeckten höheren Gipfel erheben, den Golf. Im Süden beſtimmt das Capo di Muro ſeine Grenze, welches ihn von dem Golf de Valinco ſcheidet, an welchem das reizende Sartène, das Handelsſtädtchen von Südkorſika, liegt. Von Sartène führt eine kühne Gebirgsſtraße nach Bouiſacio, dem ſüdlichſten Hafenort, von deſſen Geſtaden der Blick nach Sardinien hinüberſchweift.

Die weißen Häuſer von Ajaccio ſind umwuchert von dem üppigſten Grün, von der bunteſten Blumenfülle. Der April iſt der rechte Blütenmond des Südens und man bedauert kein zünftiger Botaniker zu ſein, um all die roſigen, flammend gelben, leuchtend lila Blüten nennen zu können, die an ſteilem Stengel zwiſchen duftigen Kräutern aufragen, oder wie bunte Kaskaden an den Mauern herniederhängen. Die Palme iſt hier heimiſch, man ſieht es ihrem ſtolzen Gedeihen an; zwiſchen den Maſtix- und Olivenbäumen ſteht die blank- und dunkelblättrige Magnolie, deren gelbweiße Rieſenblüte einen ſtarken Citronenduft verbreitet.

Das alles erfaſſen die Augen ſchon auf dem Weg vom Bahnhof, der durch die Courſe Napoleon, an welcher ſich ein ſchönes Präfekturpalais und ein großes Theater befinden, zum Place Diamant führt, an welchem unſer Hotel lag.

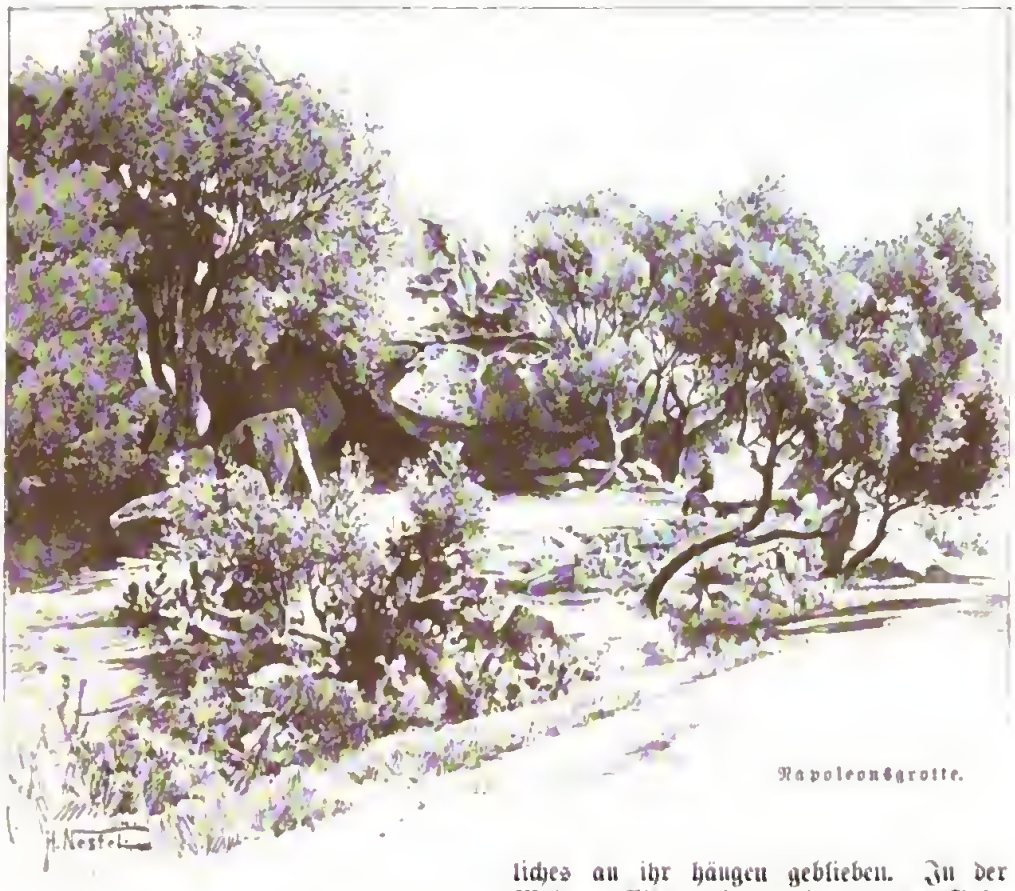
Es mag auf Erden wenig Plätze in ähnlicher Lage geben, ſelbſt Neapel hat nicht ſeinesgleichen. Weit, gut planiert, an drei Seiten mit ſchönen Bauten eingefaßt, öffnet ſich ſeine Weſtſeite dem Meere zu, von dieſem nur durch eine niedere Bruſtwehr getrennt. Ungehemmt, als ſtände man auf einem Schiff im Ocean, ſchweift hier der Blick in uferloſe Fernen. Und hier, mit dem ehernen Antlitz nach Frankreich ſchauend, erhebt ſich auf hohem Poſtament das Bronzebild Napoleons. Er ſitzt zu Roß und in gebührendem Abſtand um ihn haben ſeine vier königlichen Brüder auf dem Treppenabſatz ihren Platz.

Fünf Kronenträger! Und da ſie Kinder waren, mögen ſie auf eben demſelben Platz ſich harmlos gebalgt haben. Der Wandel aller menſchlichen Loſe, das Auf- und Niederſchwanken der Glückswage iſt wohl noch nie an ſo kraſſem Beiſpiel erwieſen worden, wie an der Familie Bonaparte.

Man hat in Ajaccio das Gefühl, daß der ganze Ort ein Denkſtein für dieſe Familie ſei. Jede größere Straße trägt einen Namen, der an eines ihrer Glieder mahnt. Die Place Diamant iſt in eine Place Bonaparte umgetauft; das Hotel de Ville an der Ecke des Boulevard du Roi Jerome enthält in ſeinem Empfangsſaal die Bilder faſt aller Bonaparteſchen Geſchwiſter. Zwiſchen ihnen iſt mir von je die Geſtalt der Paulina Borgheſe am ſympathiſchſten geweſen. Es iſt wahr, ſie ſoll ein wenig leichtfertig geweſen ſein, aber ſie hatte zwei Eigenſchaften, die mich entwaffnen: ſie war ſehr ſchön und ſie war ſehr treu. Von allen ſeinen Geſchwiſtern, die Napoleon zu ſich emporhob in den Glanz fürſtlicher Stellung, iſt ſie ihm die dankbarſte und treueſte geweſen und hat mit ihrer heiteren Anmut ihm die Tage von Elba tragen helfen. Und übrigens war ſie auch ein völlig naiver Menſch. Als ſie Canova zu der herrlichen Marmorfigur Modell ſaß, welche in Rom in der Villa Borgheſe jeden entzückt, fragte man ſie, ob es nicht ein wenig genant ſei, in ſo geringer Bekleidung vor dem Bildhauer dazuliegen. Sie antwortete ganz unbefangen: „O nein, das Atelier iſt geheizt.“

Caſa Bonaparte.

Auf der Place du Marché, dem Hafen zugewandt, ſteht eine



Napoleonsgrotte.

Statue Napoleons als erster Konsul, im antiken Gewand. Von diesem kleinen Platz aus geht man durch ein enges Gäßchen und kommt auf einen andern „Platz“, der aber eigentlich nur einem von Häusern eingefaßten Hof gleicht. Es ist die Place Lätitia und hier steht das Haus, in welchem Napoleon geboren ward. Es ist ein nüchternes, dreistöckiges Haus, unbewohnt, mit blinden Fensterscheiben.

Das Herz klopft schneller und die Phantasie wird wach. Fast noch mehr als der Sohn, vor dessen Tritten Europa bebte, interessierte mich hier die Frau, die ihn geboren. In diesen Zimmern, die so alltäglich sind wie nur denkbar, in diesem einfachen Haus waltete die junge, sehr schöne und sehr eitle Lätitia Romalino, das Weib Carlo Bonapartes. Sie hatte mit fünfzehn Jahren geheiratet und stammte aus einem Patriziergeschlecht, ihr Gatte war als Angehöriger des italienischen Adels in das goldene Buch von Florenz eingetragen. Und doch ist ihr lebenlang etwas Kleinbürgerliches an ihr hängen geblieben. In der Madame Mère, die mit ihren, vom Sohn bewilligten zwei Millionen Einkünften knauserte, als müsse sie den Groschen umdrehen, und die immer bedacht ist, für schlechtere Zeiten Geld zurückzulegen, in dieser Madame Mère finden wir die junge Frau des Sekretärs Bonaparte wieder, die für ihre vielen Kinder, acht an der Zahl, schwer mit der knappen Einnahme rechnen muß. Die Familie hatte von den Erträgnissen einiger Weinberge und Ländereien zu leben.

Aber dicht neben dem Kleinbürgerlichen war etwas von klassischer Hoheit in ihr. Der kleine Weg von der Casa Bonaparte bis zur Kapelle Fesch, wo ihr Sarg steht, legt sich in sieben Minuten zurück. Aber die, welche in dieser Casa Bonaparte Napoleon geboren, hatte einen furchtbaren Weg zu machen über unermeßliche Höhen, durch die schmerzensreichsten Tiefen, bis sie den stillen Platz in der Kapelle Fesch erreichte. Und sie hat niemals die Fassung verloren.

Als junges Weib, während der heißen Kämpfe, welche die Korsen um ihre Selb-

Iles Sanguinaires.

ständigkeit erst mit Genua, dann mit Frankreich und endlich auch in Familien- und Parteienhaß unter einander fochten, hat sie Kriegsgefahr und Not mannhaft geteilt. Kurz vor der Geburt Napoleons floh sie aus Korte, nach der unglücklichen Schlacht bei Ponte nuovo, und verlebte in der Wildnis des Monte Rotondo bange Tage. Als ihr Sohn Napoleon im Jahre 1791 danach trachtete, Oberst der zwei korsischen Bataillone zu werden, die Frankreich auf der neuerworbenen Insel bilden wollte, opferte die Mutter ihr halbes Vermögen, um dem Sohn diese Stellung zu verschaffen. Ajaccio spaltete sich in zwei Parteien, denn Peraldi, ein anderer korsischer Edelmann, bewarb sich auch um diese Stelle. Frau Lätitia wandelte ihr Haus in ein förmliches Feldlager für die Anhänger ihrer Partei um. Schon damals hatte also Napoleon sich innerlich zum Franzosen gemacht und kämpfte auch in dieser seiner militärischen Stellung gegen sein korsisches Volk. Monate langen Unruhen, während welcher Napoleons Feinde die Sicherheit seiner Familie bedrohten, bot Madame Lätitia kühn die Stirn. Und als ihr Sohn, nach seinem Zerwürfnis mit Paoli, im Gegensatz zu diesem und allen großen Familien Korsikas, Ajaccio für Frankreich zurückerobern sollte, hielt sie abermals den äußersten Gefahren wie eine Römerin stand. Napoleon unterlag in diesem Eroberungszug. Vielleicht finden wir hier den psychologischen Grund seiner geringen Anhänglichkeit an seine Heimat — er hatte auf ihrem Boden keine Kriegslorbeeren pflücken dürfen. Er mußte auf fluchtartiger Reise nach Bastia gehen. Er und die Seinen wurden gesucht, man wollte ihn erschießen. Und wieder floh auch die Mutter mit den anderen Kindern vor der Volkswut.

Nach diesen vergeblichen Kämpfen ward Napoleon von der französischen Regierung abgerufen und als er bald darauf in Toulon Frankreich betrat, war die Stunde gekommen, wo sich ihm das Theater der Weltgeschichte als Schauplatz seiner Thaten öffnete.

Mit einer ruhigen Sicherheit, fast ohne Erstaunen, sah die Mutter den Emporstieg des Sohnes. Und mit der gleichen Haltung voll Würde und äußerlicher Ruhe sah sie seinen Niedergang. Sie überlebte ihn um mehr als zehn Jahre und starb in Rom, in stolzer Einsamkeit. Erst als Napoleon III Kaiser geworden, ward der sterbliche Überrest dieser Frau nach Ajaccio überführt.

Der bescheidene schwarze Samtsarg steht neben dem ihres Bruders, des Kardinals Fesch. Die Dekoration des Raumes ist flitterhaft und stimmt melancholisch. Es treibt den Beschauer, die drückenden Gedanken von sich zu werfen, die hier durch all die Merkmale einer blutigen, schnell verrauschten Tragödie erweckt werden.

Hinaus in die wonnige, weiche, fast zu weiche Luft! Eine ungeheure Faulheit schlich mir durch alle Adern. Nichts wie träumen, in den blauen Himmel gucken und dem leisen Anrauschen der Wogen zuhören — das war mein Bedürfnis. Im Fenster des Hotelzimmers liegend, konnte man es vollauf befriedigen. Das Hotel ward von einer deutschen Dame gehalten, die uns indessen bat, ihre von uns erratene Nationalität nicht zu verraten, da es ihr schaden könne, wenn man weiß, sie sei „prussiene."

Das Hotel lag an der Place Bonaparte. Sehr unterhaltend war es, das Treiben auf dem Platz zu beobachten, wo besonders in den Osterfesttagen die ganze heimische Bevölkerung promenierte. Da sah man die Bürgerinnen von Ajaccio in geschmacklosem Putz nach der Mode von vor zwei oder drei Jahren, dazwischen fielen die schwarzumhüllten Gestalten der Landbewohnerinnen schön auf. Absinth trinkende Bürger saßen gerade unter meinem Fenster und der scharfe Anisgeruch aus den Trinkgläsern mit der milchweißen Flüssigkeit stieg bis zu mir empor. Eine fliegende Spielbank hatte sich in der Nähe aufgepflanzt, Soldaten und Bauern drängten sich voll Leidenschaft um das Roulette. Über die Sonderlichkeit solcher Volksunterhaltung braucht man wohl kein Wort zu sagen.

Zwischen der Menge trieb sich ein armer Irrsinniger umher, gut und modern gekleidet, aber mit nackten Füßen und einer schwarzen, nachtmützenartigen Haube auf dem Kopf. Man wich ihm schonend aus, niemand neckte oder behelligte ihn.

Eine große Unterhaltung bildeten die Promenaden am Hafen, in dem freilich von Handelsverkehr fast nichts zu merken war. Eines Tages dampfte ein großes Schiff herein. Es kam von Algier und war voll von Passagieren, Gemüsekörben und — Verbrechern. Es waren niedrige Verbrecher aus den Kolonien, aus Afrika und Tonkin, die man aus klimatischen Rücksichten in Ajaccio festsetzt, während Frankreich die vornehmen, politischen Verbrecher in Calvi gefangen hält. Kleine Gestalten mit malayischen Gesichtern in schlechten europäischen Kleidern und große, hagere Beduinen in schmutzigweißem Burnus, aus denen die nackten Beine wie Stelzen hervorsahen, schritten zu Zweien mit Ketten aneinander gefesselt dahin.

Der Hafen ward zur Zeit gerade vertieft und ausgebessert, ein Taucher, dessen Thätigkeit man bei dem klaren Wasser genau beobachten konnte, war Tag für Tag beschäftigt, Steine mit Ketten zu umschlingen, die dann mit einer Winde heraufgezogen wurden.

Oft wanderten wir auch bergan oder weglos in die Gegend hinein. Überall brach liegendes Land, unbenutzter Reichtum. Wo aber die Schollen Acker- oder Baumfrucht trugen, geschah es in märchenhafter Üppigkeit und mit dreimaliger Ernte.

Das herrliche Klima macht auch die Heilerfolge Ajaccios begreiflich. Eine große Kolonie von Lungenleidenden, hauptsächlich Schweden und Deutschen, siedelt sich jeden

Evisa.

Herbſt in den Villen an, die ſich weit entlang am Meere hinziehen.

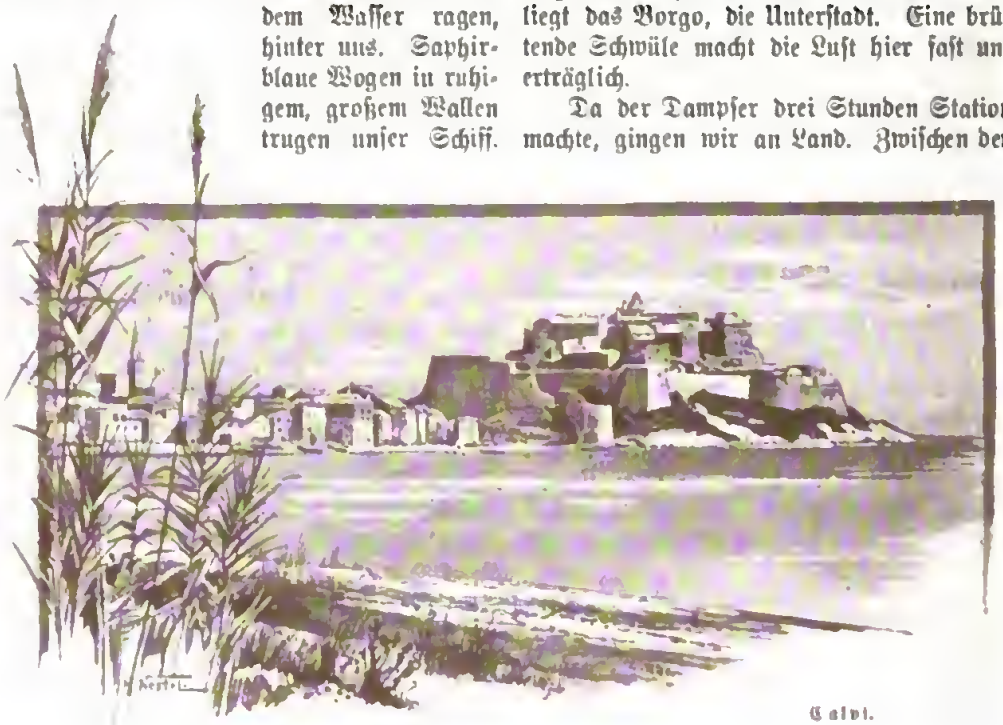
Die Tage rannen in trägem Stillleben und ſolche Tage rinnen merkwürdig ſchnell. Es hieß ſcheiden. Eines Morgens vertrauten wir uns abermals einem kleinen Rubatinodampfer, der von Ajaccio nach Nizza ging und, an der Küſte hinſtreichend, noch Calvi anlaufen wollte, an.

Eine Fahrt von überwältigender Schönheit. Wir ließen die Iles Sanguinaires, kleine Felſen, die wie Miniaturinſeln aus dem Waſſer ragen, hinter uns. Saphirblaue Wogen in ruhigem, großem Wallen trugen unſer Schiff.

Der Tag verging zu ſchnell im Schauen. Gegen Abend bogen wir um das Kap Cavallo und befanden uns in dem winzigen Golf von Calvi, der gegen das Meer zu ſich nur mit enger Einfahrt öffnet.

Auf dem ins Meer vorſpringendem Fels liegt die Feſtung, man ſieht vom Schiff aus wie aus der Froſchperſpektive hinauf. Ein Häuflein Häuſer birgt ſich hinter den Feſtungsmauern, welche noch die Spuren der Beſchießung durch die Engländer 1794 tragen. An ſeinem Fuß, innen am Golf, liegt das Borgo, die Unterſtadt. Eine brütende Schwüle macht die Luft hier faſt unerträglich.

Da der Dampfer drei Stunden Station machte, gingen wir an Land. Zwiſchen den



Calvi.

Rechts ragte in jäher Wildheit die Felſenküſte der Balagne déſerte auf. Die wunderlichſten Formationen wurden ſichtbar. Hoch auf ſchroffem Gipfel, einem Adlerhorſt vergleichbar, ſah man die Ruinen einſtiger Wachttürme, die Genua zum Schutz gegen die Korſaren baute. Sie ſehen aus, als hätten Teufelshände ſie dort feſtgeklebt.

Ganz ſelten in kleinen Buchten bemerkt man Fiſcheranſiedelungen, von ihnen aus führen Saumpfade ins Innere zu den ſpärlichen Dörfern, die, wie z. B. Eviſa, in wilder Felſeneinöde liegen.

Einmal durchſchnitt das Schiff einen Delphinenſchwarm. In hohem Bogen ſchoſſen die ſilberglänzenden Fiſche aus der blauen Flut.

gelbweißgetünchten Häuſern ziehen ſich zwei Straßen hin, auch eine Art Platz iſt da und auf ihr ſteht eine ſchaudervolle Büſte des Columbus, von dem Calvi behauptet, er ſei ihr Sohn.

Die tropiſche Hitze, die grellen Häuſerwände; das fremdartige Fiſchergerät am Ufer, die in maleriſchen Poſen lagernden Frauen und Kinder — alles hatte mehr ein afrikaniſches denn ein europäiſches Gepräge. Und da — um die Täuſchung völlig zu machen — da ſchritten königliche Geſtalten heran. Ihre bronzefarbenen Geſichter ſind von ſpärlichem Bart umrahmt, ihr Flammenauge blitzt, ihr Gewand iſt ein blütenweißer Burnus über weißem, talarartigem Kleid, man ſieht ihre roten

Alte Erinnerungen. Nach dem Gemälde von Frank Bramley.

Saffiangamaſchen und ein Stückchen von ihrem blauſeidenen Ärmel. Es ſind Kabylenhäuptlinge, welche hier ihre Auflehnung gegen die Oberherrſchaft Frankreichs in Algier mit Gefangenſchaft büßen. Die Majeſtät ihrer Erſcheinung zwang mich ſie zu grüßen und mit einem Lächeln und Neigen, das die Hoheit von Fürſten hatte, erwiederten ſie den Gruß. Ja, ſie ſchienen ſich der unverhohlenen Bewunderung zu freuen und ſchritten wieder und wieder vorüber — in Europa würde man ſagen, wir kokettierten miteinander. Außer den ſechs oder ſieben hervorragenden Erſcheinungen ſah man noch eine Anzahl gewöhnlicher Gefangener, die vielleicht zu dem Gefolge der Häuptlinge gehörten.

Als wir uns wieder einſchifften, ſahen wir ſie noch am Ufer ſtehen. Sie ſchauten uns nach, brennende Sehnſucht nach Freiheit in den Augen, kein Zucken im ſtolzen Geſicht, das Land der Heimat „mit der Seele ſuchend.“

Das vordem überfüllt geweſene Schiff hatte ſich glücklicherweiſe ſehr entleert. Wir waren nur unſerer zwei Damen in der Frauenkajüte. Ich ſtreckte mich auf das Schlafſofa, welches nach der Richtung des Schiffes quer ſtand, neuer Leiden ſtill gewärtig. Allein die Seekrankheit ſuchte ſich an Bord andere Opfer als mich. Nur das Stampfen der Maſchine hielt mich wach und ein kleines Tierchen ... ich brauche nur das Wort „punaise“ hinzuſchreiben, denn wahrhaftig, auf Deutſch will mirs nicht aus der Feder.

Die Wogen des Golfs von Genua umrauſchten eintönig unſer Schiff. Meine Gedanken gingen wieder zu dem Lande zurück, das ich verlaſſen hatte und verſuchten die Summe der Eindrücke zu faſſen.

Gewiß, ich bin keine ſentimentale Naturſchwärmerin und mich „jammert“ weder der Sonnenuntergang, noch mache ich Geſchrei über jede blumige Wieſe. Das Schönſte und das Schrecklichſte, das Ewig-intereſſanteſte von der ganzen Schöpfung iſt mir immer der Menſch.

Aber welche beſſere Erholung von eben dem „Menſchen“ gibt es, als ſtarke, neue, große Natureindrücke. Sie hatte ich auf der ſchönen Reiſe empfangen, reich und überreich. Eine dankbare Begeiſterung wallte in mir auf.

Der Morgen graute durch die kleinen Kajütenfenſter. Ich ging an Deck.

Vor mir, im bleichen Schein der Morgendämmerung, erhob ſich das Felſentheater der Riviera. Hinter mir, weit zurück am Horizont, nur noch wie ein bläulicher Schatten vor dem blaſſen Himmel, ſtanden die Konturen von Korſika.

Ich werde es vielleicht niemals wiederſehen, aber oft iſt es mir, als umwehe mich der Duft ſeiner Kräuter und Blumen, und vor meiner Seele ſtehen in unverloſchenen Farben die erhabenen Bilder ſeiner Berge.

Pilgerin Seele.

(Abdruck verboten.)

Hat dich Ungemach betroffen,
  Lege dich zum Schlummer hin.
Laß das Thor der Seele offen,
  Gib ſie frei, die Pilgerin;

Daß ſie, ledig ird'ſcher Bande,
  Eine karg bemeſſ'ne Friſt
Sich ergeh' in jenem Lande,
  Das ihr Erb' und Eigen iſt;

Wo im wundervollen Bade
  Reiner Himmelsſeligkeit
Unerſchöpflich reiche Gnade
  Kraft und Anmut ihr verleiht. —

Bang Entſchlummern. — Hold Erwachen.
  O wie köſtlichen Gewinn,
Balſam für den Leidesſchwachen,
  Brachte heim die Pilgerin!

Ernſt Behrend.

Der Ring.

Von

A. Fromm.

(Abdruck verboten.)

Er ging unruhig in dem Garten auf und ab, der mit seinen hohen Bäumen und seinem dichten Strauchwerk das Haus von der Straße trennte und es fast verbarg, sah unruhig nach der Hausthür, horchte auf jedes Geräusch und murmelte vor sich hin: „Noch immer nicht! Und sie ist doch sonst immer so früh draußen! Es ist, als ob sie wüßte, daß ich auf sie warte!“

Er hätte es nicht nötig gehabt, zu dieser ungewöhnlich frühen Morgenstunde zu kommen und sich, wie er es that, nur vorsichtig dem Hause zu nähern, damit ihn kein unbefugtes Auge entdeckte. Er war ja der Verlobte des jungen Mädchens, das er hier erwartete. Noch waren sie nicht in aller Form öffentlich verlobt; Linas Vormund wollte das erst zulassen, wenn der Bräutigam seine Anstellung an einer der höheren Lehranstalten des Ortes, die ihm übrigens gewiß war, schwarz auf weiß in der Tasche hatte. Der überselige Liebhaber war mit dieser Bestimmung mehr als zufrieden gewesen: so konnte er sein Glück doch einstweilen ungestört genießen und brauchte es nicht auf Promenaden und Visiten Hunderten von neugierigen Augen zur Schau zu stellen. Es war ein ungetrübtes Glück, — in der allererſten Zeit; dann hatte sich ganz allmählich ein Schatten darüber gelegt, und zwar durch die Schuld seiner Braut. Deshalb war er jetzt in aller Morgenfrühe hier, um sich ohne Zeugen ernstlich mit ihr auszusprechen. Die gute Frau Berger, die Anstandsdame der verwaisten Schwestern, war zwar eine Null, aber sie war doch da; und dann das Kind! Er biß sich auf die Lippen, als er daran dachte. Das Kind war es ja, was, durch Linas Schuld, seinem Glück im Wege stand.

Die Kleine war zehn Jahre alt und von der Geburt an blind. Franz Römer war ein gutherziger Mensch, der nicht außer acht ließ, was man dem Unglück schuldig ist. Aber daß Lina immer zuerst an das Kind dachte, daß sie selbst in den wenigen Stunden, die sie beisammen sein konnten, niemals ausschließlich für ihn da war, das konnte und wollte er nicht länger so hingehen lassen. Gestern Abend sogar, wo sie so gut in der Fensternische hätten plaudern können, wo er ihr so viel zu sagen hatte, — da hatte sie ihn schon nach den ersten Worten unterbrochen: „Gleich, ich muß nur noch einmal zu Gretchen hinaufgehen, ehe sie einschläft.“ —

„So will ich nicht stören,“ hatte er kurz gesagt, hatte seinen Hut genommen und war gegangen.

Jetzt ging die Hausthür — sie war es. Er dachte daran, wie er am Morgen nach der Verlobung zur selben Zeit hierher gekommen war, er sah noch das glückliche Aufleuchten ihrer braunen Augen, hörte noch den halb unterdrückten seligen Aufschrei. Aber heute kam sie langsam heraus, blaß, mit verweinten Augen, und als sie ihn erblickte, schreckte sie zusammen.

„Du hier, Franz?“

„Ja, wie du siehst. Ich muß sehr fern von deinen Gedanken gewesen sein, da du so erschrickst.“

„Ich erwartete dich nicht so früh.“ Sie sprach langsam, in müdem Ton, ihre Lippen lächelten nicht, und ihre Augen senkten sich rasch, wie sie den seinen begegneten. Er bot ihr den Arm, aber sie bemerkte es nicht, oder sie that doch so. Sie gingen einige Schritte nebeneinander her; endlich fing er mit erzwungener Ruhe an:

„Ich bin hergekommen, um mich mit dir auszusprechen. Wir haben uns gestern in einer Verstimmung getrennt — das darf nicht mehr vorkommen.“

„Nein, das darf nicht mehr vorkommen,“ wiederholte sie leise.

„Ich weiß nicht, Lina,“ fuhr er fort, „ob du dir ganz klar gemacht hast, was du übernahmst, indem du dich mit mir verlobtest?“

„Ich habe die ganze Nacht hindurch

Digitized by Google

daran gedacht und an nichts anderes," sagte sie. „Ich hätte es gleich am Anfang thun sollen; aber ich war zu glücklich, da denkt man nicht. Jetzt bin ich mir klar geworden."

„Nun?" Er sah sie lächelnd an. Sie hatte ihr Unrecht erkannt und gestand es ein.

„Ich will gern alle Schuld auf mich nehmen," sprach sie mit zitternder Stimme weiter. „Du kannst ja nicht dafür, daß du das Kind nicht lieb hast." Er zuckte unwillig die Achseln. „Hättest du es lieb, so wäre alles anders. So aber kann ich die Pflichten, welche ich dir, und die, welche ich Gretchen gegenüber habe, nicht vereinigen."

„Deine Pflichten gegen deine kleine Schwester würde Frau Berger selbstverständlich und bereitwillig auf sich nehmen," meinte Franz kühl.

Sie lächelte matt. „Die körperliche Pflege, gewiß. Aber, Franz, das Kind hat nichts als mich und meine Liebe, von der ich ihr nicht den kleinsten Teil entziehen kann. Und du verlangst mehr als das."

„Wenn du darunter verstehst, daß ich den ersten Platz in deinem Herzen und in deinen Gedanken beanspruche, ja," entgegnete er, „das ist mein gutes Recht."

„Siehst du wohl! Du würdest jeden Liebesbeweis, jeden Gedanken, den ich für Gretchen habe, als eine Verkürzung dieses Rechtes ansehen, wie du es jetzt schon thust. Es wäre eine ewige Qual, unter der wir alle drei zu leiden hätten. Und daher —" Sie stockte.

„Daher?" fragte er gespannt.

Sie sagte nichts, sie zog mit zitternder Hand einen Ring vom Finger, einen kleinen Ring mit blauen Steinen, die ein Vergißmeinnicht bildeten, und reichte ihn ihm.

„Das kannst du thun!" rief er empört.

„Ich habe nachgedacht, wie ich nur konnte," gab sie zur Antwort. „Ich weiß mir keinen anderen Ausweg."

„Lina!" rief er drohend. „Bedenke, wir treiben kein Kinderspiel. Gibst du mir den Ring zurück, so ist es für immer zwischen uns vorbei."

Sie war totenblaß geworden, ihre Augen starrten an ihm vorüber ins Leere. „Nimm," sagte sie tonlos.

Er nahm den Ring und schleuderte ihn fort. Sie sah, wie er im Sonnenschein einen blitzenden Bogen beschrieb und dann in das Gras des mit blühenden Sträuchern besetzten Rasenplatzes fiel.

„Nimm!" sagte Franz kurz und ging. Sie stand unbeweglich, bis sie das Gitterthor schließen hörte. Dann drückte sie die Hände an die Schläfe und sagte in leise jammerndem Ton:

„Ich kann nicht anders, ich kann nicht anders. Ich liebe ihn so sehr — aber mein armes, kleines, blindes Herz!"

„Lina, wo bleibst du?" rief ihr eine helle Kinderstimme entgegen, als sie in das Haus zurückkehrte. Es war Gretchen, ein schlankes, zierliches Kind mit einem lieblichen Gesichtchen und dem horchenden Ausdruck darin, den man bei Blinden so oft sieht. Wie sie auf die Schwester zukam, hätte ihr niemand auf den ersten Blick ihr Gebrechen angemerkt. In dem Hause, in dem sie von ihrer Geburt an lebte, ging sie fast so sicher wie eine Sehende umher.

„Wo warst du denn?" fragte sie. „Tante Berger und ich, wir warten mit dem Frühstück."

„Ich war im Garten."

„Fehlt dir etwas?" sagte die Blinde, „du sprichst so leise."

„Ich habe arges Kopfweh. Frühstückt nur ohne mich; ich will mich noch ein Weilchen hinlegen."

Das Kind wollte mit ihr gehen, aber Frau Berger hielt es zurück und ging allein zu Lina hinauf. Sie hatte die Verlobten im Garten gesehen und ahnte nichts Gutes. Dennoch war sie fassungslos, als Lina sich bei ihrem Eintreten vom Bett aufrichtete und zu ihr sagte: „Es ist vorbei, Frau Berger! das ist alles!" — ihr Gesicht in das Kissen drückte und herzbrechend weinte.

Als sie später zu der Kleinen zurückkam, sah sie fast heiter aus, und ebenso klang ihre Stimme, als sie sagte: „Jetzt komm, Gretchen, du mußt lesen."

„Hast du auch gewiß kein Kopfweh mehr?"

„Nein, nein."

Sie legte die Blätter mit der Blindenschrift zurecht; das Kind glitt mit dem Fingerchen über die Zeilen und las langsam und laut; die Schwester verbesserte sie hier und da.

„Bist du mir böse?“ unterbrach sich Gretchen mitten im Lesen.

„Dir böse? Nein, mein Liebstes.“

„Dann bist du traurig, du sprichst anders als sonst. Lina!“ rief die Kleine, als die Schwester ihr mit der Hand über die Haare strich; „du hast ja nicht den Vergißmeinnichtring?“

„Ich habe ihn verloren.“

„Ach, daher bist du so traurig! Aber du wirst ihn ja wiederfinden!“

„Nein, mein Herz, ich finde ihn nicht wieder. Lies weiter —“

Am folgenden Morgen früh, als es eben hell geworden war, ging Lina hinaus und suchte den Ring. Aber es war vergebens, sie fand ihn nicht. Was sie damit thun wollte, falls sie ihn fand, daran hatte sie nicht gedacht. Sie hätte es nicht sagen können, so wenig, wie sie wußte, warum sie jedesmal, wenn die Gartenthür ging, aufhorchte, ob Franz wohl käme. Sie wußte nicht einmal, ob sie es wünschte; denn wäre er gekommen, sie hätten doch nur auseinander gehen können wie das letzte Mal. Aber sie horchte tagelang.

„Lina,“ sagte Gretchen eines Abends, als sie schon im Bett lag und die Schwester neben ihr stand, „kommt Herr Franz nicht mehr her?“ Sie hatte sich nie gewöhnen können, den Verlobten der Schwester anders zu nennen als so.

„Nein, er kommt nicht mehr,“ gab Lina nach einer kleinen Pause zögernd zur Antwort.

„Nie mehr — Lina!“ rief die Kleine und richtete sich hastig in ihrem Bettchen auf. „Ist er böse, weil du den Ring verloren hast? O Lina!“ Sie streckte die Arme nach der Schwester aus, diese beugte sich über sie, und das blinde Kind zog Linas Kopf an seine Brust, drückte sein Köpfchen dagegen, und die beiden weinten zusammen. Es waren die ersten wohlthuenden Thränen, die Lina vergoß.

Mitten im Sommer war es gewesen, als die Verlobten sich trennten. Jetzt war es Winter, ein schöner klarer Frosttag. In der Nacht vorher war reichlicher Schnee gefallen, er lag wie eine dicke Decke auf den Rasenplätzen im Garten. Lina ging mit Gretchen auf und ab. Die Kleine war lustig, sie jauchzte, wenn ihre Füßchen tief einsanken, lachte, wenn sie ausglitt, weil sie kühn vor der Schwester hergelaufen war. Jetzt kauerte sie auf den Rasenplatz nieder, emsig beschäftigt, den Schnee mit ihren geschickten Händchen zu allerlei Formen zu ballen.

Mit einemmal schrie sie auf: „Lina! Lina! Komme her!“ Und wie die Schwester, die wenige Schritte von ihr gestanden hatte, eilig herankam, rief sie erregt: „Der Ring! Ich habe den Ring, Lina! Er lag unter dem Schnee ganz dicht am Strauch! O, Lina, jetzt kann Herr Franz doch nicht mehr böse sein!“

Sie brach erschrocken ab. Wie Lina den Ring erblickte, wachte der kaum beschwichtigte Schmerz jäh in ihr auf. „Wirf ihn fort!“ rief sie, in bitterliches Weinen ausbrechend. „Er hilft mir nichts, ich mag ihn nicht sehen!“

Das Kind senkte das Köpfchen, aber es warf den Ring nicht fort, es ließ ihn in seine Tasche gleiten. „Lina!“ sagte es leise und bittend. Da fühlte sie, wie die Schwester den Arm um sie legte. „Sei nicht böse, daß ich dich erschreckt habe, mein armes Kleines. Es ist schon vorüber, ganz vorüber.“

Gretchen streichelte Linas Gesicht, ohne etwas zu sagen. Aber in ihrem kleinen Kopf fing es an zu arbeiten, und ehe der Tag zu Ende war, hatte sie einen Plan gemacht. Er kam ihr selber gewagt vor, sie zitterte ein wenig vor der Ausführung, aber ausführen mußte sie ihn.

Am folgenden Tage, als Lina für einige Stunden ausgegangen und Frau Berger im Haushalte beschäftigt war, schickte Gretchen sich zu ihrem großen Unternehmen an. Ganz leise ging sie die Treppe hinauf, nahm aus dem Schrank Mäntelchen und Hut und machte sich zum Ausgehen fertig. Sie wollte nichts weniger, als ganz allein zu Herrn Franz gehen und ihm den Ring wiederbringen. Er mußte ja wieder gut werden!

Sie horchte, als sie fertig war, ob sich jemand im Hause regte. Nein, alles war still. Sie schlich hinunter, öffnete sacht die Hausthür, ging die Stufen hinab und den Weg, der geradeaus zum Gitterthor führte, entlang. Da blieb sie einen Augenblick stehen, ihr kleines Herz klopfte bang, als sie sich nun von den wohlbekannten Wegen allein auf die fremde Straße wagen sollte,

Digitized by Google

die sie noch nie ohne die Schwester betreten hatte. Aber sie zögerte nicht lange, nun stand sie draußen. Der Schnee fiel dicht und verwischte die kleinen Fußspuren.

Sie wußte, sie mußte sich rechts halten, um in die Gegend zu kommen, wo Herr Franz wohnte, und so ging sie mutig vorwärts. Die Straße war zu keiner Zeit sehr belebt, und jetzt, in den späten Nachmittagstunden, fast menschenleer. Das wunderbar feine Gefühl der Blinden, die Selbständigkeit, welche kluge Leitung und ihr eigner Wille in ihr entwickelt hatten, halfen ihr, und sie lachte vergnügt in sich hinein, als sie fand, daß das Unternehmen gar nicht so schwierig war. Aber nun blieb sie stehen, sie war an einem Übergang angelangt, sie hörte Schlitten vorüberfahren, Wagenräder knirschen, — sie konnte allein nicht weiter. Sie wandte den Kopf hin und her; da fühlte sie, wie ein grober Frauenrock ihre Hand streifte.

„Liebe Frau," sagte sie mit schüchternem Stimmchen: „wollten Sie so gut sein, mich hinüberzuführen? Ich bin blind."

Die Frau, der Kleidung nach eine Taglöhnerin, bückte sich hastig über das Gesichtchen, das zu ihr erhoben war. „Wahrhaftig! Barmherziger Gott! Und da läßt man dich allein auf der Straße umhergehen?"

„Ich muß; und es hat auch nichts zu sagen. Wenn Sie mich nur hinüberführen und mir sagen wollen, wie ich in die Hochstraße komme."

„Nun, viel Zeit habe ich nicht, aber bis zur Hochstraße will ich mit dir gehen," sagte die Frau. Sie gingen Hand in Hand, ohne zu sprechen; von Zeit zu Zeit warf die Führerin nur einen fast scheuen Blick auf das kleine Geschöpf neben ihr, das blinde Kind, das es wagte, allein umherzugehen, kam ihr so seltsam vor.

Nun blieb sie stehen. „Hier sind wir in der Hochstraße, ich ginge gern weiter mit dir, aber meine kleinen Kinder sind allein zu Hause."

„Ich danke Ihnen, liebe Frau, ich danke Ihnen recht sehr. Ich werde meinen Weg schon finden."

Sie trennten sich; nach wenigen Schritten wandte die Frau sich um und sah, wie das Kind weiterging. Dann ging auch sie kopfschüttelnd ihres Weges.

Gretchen fand es hier nicht leicht, vorwärts zu kommen. Die Straße war belebt, es gingen Leute hastig an ihr vorüber, kamen ihr entgegen, sie fühlte sich bald hier, bald dort gestoßen und geschoben und hörte mehr als ein unwilliges Wort. Sie fürchtete sich, die Vorübergehenden anzureden, und doch mußte sie sich zurechtfragen. Endlich faßte sie sich ein Herz: „Bitte, wo ist Nummer sechsundzwanzig?" — „Das weiße Haus an der zweiten Ecke von hier." Die Antwort, die rasch im Vorbeigehen gegeben wurde, half ihr wenig, sie sagte ihr nur, daß sie noch weiterzugehen hatte. Das Geräusch der Stadt, in die sie selten kam, verwirrte sie, immer häufiger wurde sie angestoßen, fortgeschoben; sie war nahe daran zu weinen. Aber sie drückte die Augen fest zu, um die Thränen nicht herabrollen zu lassen. Sie mußte ja um jeden Preis vorwärts! Da bekam sie einen heftigen Stoß in die Seite, sie wankte und fiel von dem Trottoir auf den Straßendamm. Im selben Augenblick fühlte sie sich von zwei Männerarmen aufgehoben und auf die Füße gestellt, eine große Hand klopfte den Schnee von ihrem Mäntelchen, und eine gutmütig scheltende Stimme sagte: „Kind, wo hast du denn die Augen, daß du den Leuten so in den Weg läufst?"

Sie war halb betäubt von dem Fall, aber ihre erste Bewegung war, in ihrer Tasche nachzufühlen. Gottlob, der Ring war noch da!

„Ich danke Ihnen, lieber Herr," sagte sie dann und setzte entschuldigend hinzu: „Ich kann nichts dafür, ich bin blind."

Dieselbe Verwunderung und dieselbe Frage wie vorhin, dieselbe Antwort. „Ich muß." Und sie setzte hinzu: „Wenn ich nur das Haus Nummer sechsundzwanzig fände."

„Ich bringe dich hin, armes Ding," sagte der Herr und nahm sie bei der Hand.

„Da sind wir," sagte er nach einer kleinen Weile. „Zu wem willst du gehen?"

„Zum Herrn Doktor Römer. Er wohnt im ersten Stock. Bitte, bemühen Sie sich nicht, ich finde mich wohl allein hinauf."

Der Herr antwortete nicht, sondern stieg mit ihr die Treppe hinan. Oben läutete er, fragte, als jemand die Thür öffnete: „Ist Herr Doktor Römer zu

Digitized by Google

Hause?" — und auf die bejahende Antwort schob er das Kind hinein.

Der Doktor Römer saß an seinem Schreibtisch und arbeitete. Er war mißmutig, wie leider oft seit dem Sommer, die Arbeit wollte nicht recht vorwärts gehen. Daß man doch Dinge, die längst vorüber und abgethan sind, nicht vergessen kann. Schlimmer noch, daß, wenn man sie endlich überwunden zu haben glaubt, sie so deutlich und klar ins Licht treten, als wenn sie eben erst geschehen wären.

Er war nicht wenig erstaunt, als ihm gemeldet wurde, ein kleines Mädchen wünsche ihn zu sprechen. Er wandte sich der Thür zu; aber was sich auf seinen Zügen spiegelte, war weit mehr als Erstaunen. „Gretchen!" wollte er rufen. Der Name blieb ihm halb in der Kehle stecken. Das Kind hatte seine Stimme doch erkannt und kam tastend auf ihn zu.

„O Herr Franz!" rief es, die Hand erfassend, die sich ihm entgegenstreckte. „Ich bringe Ihnen den Ring, den Lina verloren hat. Ich habe ihn im Garten unter dem Schnee gefunden. Nicht wahr? jetzt sind Sie nicht mehr böse auf sie. Sie konnte ja nichts dafür, daß sie ihn verlor, und sie ist seitdem so traurig!"

Er sah verwirrt auf den Ring, den sie ihm entgegenhielt, und dann auf die Thür. Sollte es Wahrheit werden, was er eben noch vor sich hingeträumt hatte, — daß Lina zu ihm kam und sagte: „Vergiß, was zwischen uns getreten war, ich gehöre dir, und dir ganz allein!"

„Wer ist mit dir hergekommen?" fragte er hastig.

„Niemand," sagte Gretchen. „Ich bin ganz allein von Hause fortgegangen. Lina würde es niemals wagen, Ihnen den Ring zu bringen, sie weinte so sehr, als ich ihn fand. O seien Sie nicht mehr böse! Wenn Sie wüßten, wie still und wie traurig sie geworden ist!"

Er sah die Kleine, während sie sprach, mit weit offenen Augen an. „Kind," rief er dann und zog sie an sich: „ganz allein bist du gekommen? Du hast den Weg gemacht, den ich zu gehen zu feige war?"

„Ganz allein bin ich doch nicht gekommen," berichtigte Gretchen. „Einmal hat mich eine Frau geführt und dann ein Herr. Ich bin auch einmal hingefallen, aber es hat mir nichts geschadet. Sind Sie nun wirklich nicht mehr böse, Herr Franz?"

Er ging unruhig hin und her. „Lina ist so traurig," fuhr Gretchen fort. „Sie will es mich nicht merken lassen, aber ich weiß es doch. Und ihr Gesicht ist so schmal geworden, ich fühle es, wenn ich es streichle."

Er blieb stehen und sah auf das Kind herab; seine ehemalige Verlobte, er selber, ihr Zerwürfnis, alles erschien ihm mit einemmale in einem ganz anderen Licht. Und auch das blinde kleine Mädchen sah er mit anderen Augen an. Das war nicht etwas, was man so ohne weiteres beiseite schieben konnte. Er sann ein wenig nach, dann setzte er sich, zog das Kind an beiden Händen zu sich heran und sagte: „Du meinst, daß Lina nicht böse auf mich ist, daß, wenn ich zu ihr zurückkomme und ihr selber den Ring wiederbringe, zwischen ihr und mir alles wieder sein wird wie früher."

„Aber sie ist ja gar nicht böse gewesen!" rief Gretchen.

„Nun höre wohl auf das, was ich dir sage. Wenn wir uns verheiraten, deine Schwester und ich, so nehme ich sie mit mir, das weißt du doch? Sie wird dich dann noch besuchen; aber sie gehört dann nicht mehr zu dir. Sie gehört von da an ganz und gar mir."

Das Kind hatte mit gesenktem Kopf zugehört und auf seine Frage genickt. Seine kleine Brust hob sich zitternd, es drückte die Augen zu, wie es zu thun pflegte, wenn es eine Erregung bekämpfte, — dann kam es schüchtern, kindlich rührend heraus!

„Ich darf sie aber doch noch lieb haben, auch wenn sie mir nicht mehr gehört?"

Er hob die Kleine auf, drückte sie an sich und küßte sie. „Kind! Liebes Kind!" rief er heftig bewegt. „So viel klüger und besser als ich, der ich so hell zu sehen glaubte! Liebes, liebes kleines Gretchen!"

Ihr wurde bei seinem Ungestüm bange, sie versuchte sich loszumachen. „Lassen Sie mich jetzt gehen, Herr Franz; Lina ist vielleicht schon nach Hause gekommen und ängstigt sich um mich."

Das ganze Haus war in Aufregung und Angst. Als Lina zurückkam, trat ihr Frau Berger mit der Frage entgegen: „Wissen Sie, wo Gretchen ist?" Und nun

begann das Suchen. Im Hauſe keine Spur von ihr; ihr Hut, ihr Mäntelchen fehlten. Man ging hinaus — auf den Stufen waren, ſoweit das Vordach ſie bedeckte, die Fußſtapfen erkennbar, das war alles. Man rief, man ſuchte, umſonſt. Wohin konnte ſie gegangen ſein und mit wem? Es war ein Rätſel, deſſen Löſung man ebenſo ſuchte, wie man ſie fürchtete.

Wie Lina wohl zum zehntenmale aus der Hausthür trat, hörte ſie einen Schlitten herankommen und halten. Das Gitterthor wurde geöffnet. „Lina! Lina! biſt du da?“ rief eine helle Kinderſtimme.

Sie ſtürzte die Stufen hinab; unten kam Gretchen ihr entgegengelaufen. Sie brachte kein Wort heraus; auf den Knieen liegend preßte ſie das Kind an ſich und bedeckte ſein Geſicht mit Küſſen.

„Sei nicht böſe, daß ich fortging. Ich bin ja wieder da,“ ſagte das Kind ſchmeichelnd. „Aber du ſiehſt wohl gar nicht, wer mich hergebracht hat?“

Erſt jetzt bemerkte Lina den Mann, der hinter Gretchen ſtand. Sie erhob ſich raſch. „Sie haben ſie gefunden?“ ſagte ſie befangen.

„Nein, Lina,“ antwortete er. „Sie hat mich gefunden. Ganz allein iſt ſie zu mir gekommen und hat mir geholfen mich ſelber wiederzufinden — und dich. Willſt du den Ring noch einmal annehmen — und mich dazu? Denke, daß unſere kleine Schweſter für mich bittet.“

Lina verſtand nicht alles, was er ſagte, aber die Hauptſache begriff ſie doch, und ihre Augen gaben ihm die Antwort.

„Jetzt habe ich dich erſt recht, da ich euch beide habe!“ rief er glückſelig aus und zog ſie an ſich. Wie ſie ſich einen Augenblick ſpäter über das Kind beugten, um es zu küſſen, ſtrich Gretchen ihm zutraulich über die Wange.

„Jetzt wirſt du mich auch ein bißchen lieb haben, nicht wahr?“ ſagte ſie. „Ich habe ja doch den Ring gefunden.“

Das letzte Lied.

(Abdruck verboten.)

Von einem Jüngling hab' ich einſt geleſen,
Der war ein reicher Fürſt und Troubadour,
Und vielen iſt ſein Sang gar ſüß geweſen;

Doch ſtrenge Richter prieſen halb ihn nur,
Und meinten wohl, in ſeinen Liedern töne
Zu viel der Kunſt, zu wenig der Natur.

Was alles ihn entzückt: des Weibes Schöne
Hat er beſungen und des Frühlings Pracht,
Des Kampfes Glut, des Siegeszugs Gedröhne.

Doch als zuhöchſt er ſtand an Ruhm und Macht,
Da hat der Neider Zahn ſein Lieb geſtochen,
Daß es geſtorben iſt in ſelber Nacht;

Der Feind fiel ein und hat ſein Schloß gebrochen, —
Und blieb ihm nichts, als nur ſein Saitenſpiel
Und ſeines Herzens ruheloſes Pochen.

Noch irrt er lange, ſonder Sinn und Ziel.
Ein Lied nur ſang er, wenn er ſchied und kam:
Wie hoch ſein Glücksſtern ſtand, wie ſchnell er fiel...

Und jeden rührt es, der dies Lied vernahm.

Ernſt Lenbach.

Digitized by Google

Centaurenfamilie. Nach einer Zeichnung von E. Delort.

Digitized by Google

Centaurenfamilie. Nach einer Zeichnung von E. Delort.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Wie die Leser gleich mir aus den Zeitungen ersehen haben werden, hat sowohl Georg Ebers wie Julius Wolff das Weihnachtsfest nicht vorübergehen lassen, ohne „der deutschen Familie" ein neues „höchst bedeutendes" Werk zu schenken. Leider habe ich noch keine Zeit gehabt, mich daran zu erbauen. Aber es ist mir gelungen, mich mit einigen interessanten neuen Werken minder begehrter Autoren über den mir bisher entgangenen Genuß zu trösten. Ich nenne zuerst den dreibändigen Roman „Wider den Kurfürsten" von Hans Hoffmann (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel). Zugegeben, daß Georg Ebers wie Julius Wolff vor Hans Hoffmann einiges voraus haben. Der letztere würde wahrscheinlich, wollte er sich gleich jenen als litterarischer Weihnachtsarbeiter etablieren, das Unglück haben, niemals rechtzeitig fertig zu werden, denn er ist, wie viele Dichter, von seiner Stimmung abhängig. Und da man einen angefangenen Roman nicht auf dem Weihnachtstisch aufbauen kann wie etwa einen angefangenen Tischläufer, so würde er sich durch Unpünktlichkeit bei seinen Kunden bald in Mißkredit bringen. Er ist auch viel weniger geschickt als jene beiden. Es fehlt seinen Werken nicht selten jene handliche Rundung nach dem Rezept des deutschen Aufsatzes, die rechte Maßverteilung von Einleitung, Ausführung und Schluß, die den Leser an sich schon glauben macht, er stände vor einem schön und symmetrisch aufgeführten Gebäude. Er fördert auch keine Alltagsweisheiten zu Tage, er hat ein Vergnügen an sonderlichen Menschen, und er sieht die Welt überhaupt durch seine eigene Brille. Das letztere mag für die größere Verbreitung seiner Bücher nicht gerade förderlich sein. Mir erscheint es als sein größter Vorzug. Und dieser Vorzug kommt dem Roman „Wider den Kurfürsten" ganz besonders zu statten. Es ist beinahe unnötig zu sagen, daß dieser Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg ist, denn es hat nur diesen einen Kurfürsten gegeben, dessen Widersacher noch heute auf ein allgemeines Interesse zählen können. Dieser Große Kurfürst hat schon oft im Mittelpunkt der Dichtung gestanden; ich kann's niemandem verdenken, wenn er meint, beinahe zu oft. Denn — variatio delectat, auch was den Stoff historischer Romane und historischer Dramen andetrifft. Weil ich diese Ansicht ein wenig teile, deshalb freue ich mich ganz besonders, daß Hans Hoffmann seine eigene Brille aufbehielt, als er sich gedrungen fühlte, den viel behandelten Stoff auch einmal zu bearbeiten. Den historischen Helden geht es häufig übel genug, wenn die Dichter über sie kommen. Die Dichter machen den Helden der Geschichte gern auch zu ihrem ganz persönlichen Helden, und um ihn nur ja als einen rechten Riesen erscheinen zu lassen, machen sie Zwerge aus allen, die um sie, für sie und wider sie sind. Gerade den Hohenzollernfürsten ist diese Behandlung häufig zuteil geworden; eine schlechte Behandlung, wie mir scheint. Denn der Karl der Große der Dichtung wird weder dadurch verkleinert, daß seine Paladine um ihn stehen, noch daß die Sage seine Feinde zu Riesen vergrößert. Wollte man das Verdienst der Hohenzollern um die Mark Brandenburg an historischen Romanen ermessen, so könnte man leicht zu dem Glauben kommen, daß dieses Verdienst gar nicht so ungeheuer sei; denn sie haben da nicht nur immer das Recht und die Macht auf ihrer Seite, sondern auch immer nur das Unrecht, die Beschränktheit und den kleinen persönlichen Eigennutz gegen sich. Hans Hoffmann läßt auch dem Gegner des Großen Kurfürsten sein Recht. Das Recht kann er ihm freilich in diesem Falle nicht zur Seite stellen, denn Hoffmann schildert die Belagerung von Stettin, und der Große Kurfürst verfolgte nicht nur ein Recht der Selbsterhaltung, sondern ein verbrieftes Erbrecht, als er nach dem ehemaligen Besitz der ausgestorbenen Pommernherzöge strebte. Aber doch läßt er auch dem Gegner sein gutes Recht. Denn das Recht jedes Menschen ist es, aus seiner Zeit heraus beurteilt zu werden, und ein Unrecht, einen Maßstab an ihn anzulegen, den die Jahrhunderte nach ihm zurechtgeschnitzt haben. So steht denn Hoffmann auf dem Standpunkt, daß die tapfere Gegenwehr, zu der die Stettiner Bürgerschaft sich mit der schwedischen Besatzung wider den heranziehenden Kurfürsten verband, den Bürgern nicht zur Unehre, sondern zur Ehre gereicht. Was konnte das Erbrecht des Hohenzollernfürsten den Stettiner Bürgern bedeuten, ehe nicht der Erbe seine Macht, das Erbe festzuhalten und die neuen Unterthanen zu schützen, erwiesen hatte? Und sie waren Manns genug, es sich gerade recht sein zu lassen, wenn er diese Macht an ihnen selbst erprobte. Wie die Seele der Stettiner Bürgerwehr, Jürg Wichenhagen, sagt, als ihn der alte Kammerdiener des letzten Pommernherzogs, der siebenzehn Jahre lang bei der Leiche seines Herrn Wache gehalten hatte, davor warnt, sich nicht auch einem Leichnam, dem Schweden, anzugeloben, sondern sich auf die Seite des Kurfürsten zu schlagen: „Der soll uns willkommen sein! Wir warten seiner. Mit Rosen wollen wir ihn empfangen: aber mit blutigen Rosen. Sein Recht muß er beweisen durch Macht; dann wollen wir ihm dienen. Hat er die nicht, so ist er der Leichnam, und uns blüht aus ihm kein Leben. Das Recht der Fürsten ist ihre Macht, ein anderes gibt es nicht. Also wollen wir hier dem Schweden die Treue halten, wie du sie einst gehalten hast sogar einem Leichnam. Das will ich von dir lernen, Alter; ich danke dir für diese Lehre." Ich weiß nicht, ob dieser Jürg Wichenhagen eine historische Persönlichkeit ist; denn zur Zeit, als ich in meiner

Heimat Pommern in die Schule ging, trieb man dort keine Heimatsgeschichte; man ternte kaum, daß Pammern einmal eigene Herzöge gehabt hat, trotzdem das Geschlecht ruhmreich genug gewesen ist, um der Jugend manches Vorbild zu geben, und trotzdem Pommern unter dem Scepter dieser Herzöge eine Kulturperiade durchgemacht hat, die es zu Anfang dieses Jahrhunderts ganz sicher noch nicht wieder erreicht hatte. Bei der neuen Methode, Geschichte rückwärts betrachtend zu lehren, kammen die Pommernherzöge im Schulunterricht vielleicht besser fart als zu meiner Zeit. Aber gleichviel, ab dieser Jürg Wichenhagen historisch ist ader nicht, er ist aus echtem pammerschen Fleisch nnd Blut, und die berühmten pammerschen Knachen hat Hans Hoffmann dabei auch nicht vergessen. Nicht ein ebenbürtiger, wohl aber ein würdiger Widersacher des Graßen Kurfürsten ist er, einer, den zu bezwingen Ehre schafft. Die Motive, die Jürg Wichenhagen, der eigentlich ein Bewunderer des Großen Kurfürsten ist, dazu bewegen, seine ganze Persönlichkeit für die Schiaeden einzusetzen und den Widerstand der Stettiner Bürgerwehr zu entfachen, sind, das läßt sich nicht leugnen, ganz persönlicher und manchem Leser vielleicht auch zu romantischer Art. Jürg Wichenhagen nämlich hat die Tochter des schwedischen Kammandanten, Astrid van Wulffeu, geliebt und seine Liebe ist in Mitleid verwandelt, als das kühne, stolze und lebenslustige Mädchen während eines Inspizierungsrittes var die Festungsthare von einer brandenburgischen Kugel zum Krüppel geschossen wurde. Nun wirbt sie ihn, trotzdem sie über den Wandel seiner Empfindungen nicht im Zweifel ist, für die Sache der Schweden, indem sie seinen Ehrgeiz weckt und ihm klar macht, daß ein Mann sich nicht ohne Kampf ergibt; vallends aber gewinnt sie ihn zu ihrem Ritter — denn er ist nach mehr der Kämpfer Astrids von Wulffen als der der schwedischen Krane — dadurch, daß sie ihm das Geständnis macht, jener Inspizierungsritt, der sa unglücklich für sie geendet, habe mehr ihm als den Außenwerken der Festung gegolten. Das zwingt ihn, trotzdem er bereits eine andere Liebe im Herzen trägt. Und auch, wie er dieses anderen Mädchens Herr wird, ist mehr romantischer als nüchterner Art, — eine sehr reizvalle Neuauflage der Geschichte van der Bezähmten Widerspenstigen. Lesern, die an der ganzen Anlage des Romans, an mancher Länge und an manchem allzu krausen Schnörkel etwas auszusetzen haben, will ich gerne Recht geben. Aber es thäte mir leid, wenn ihnen die Freude am einzelnen, Hasfmanns seiner und liebenswürdiger Humor, die dichterische Stimmung des Werkes nicht leicht über diese thearetischen Ausstellungen hinweghülfe. Die Leser der Provinz Pommern möchte ich ganz besanders auf Hoffmanns „Wider den Kurfürsten“ aufmerksam machen. Ich weiß zwar, daß da oben — was ich für ein Glück halte — sogenannte Schöngeister ziemlich selten sind und daß die Leute sich dart über Kartoffelpreise viel eher erhitzen als über eine neue litterarische Mode. Aber trotzdem — oder gerade weil sie wenig lesen, haben sie noch Verständnis für ein gutes Buch und Freude an einem solchen. Und die letztere kann ihnen hier ein sehr labenswerter Pravinzialpatriatismus noch erhöhen.

Ein zweites Buch, dem ich allerweiteste Verbreitung wünsche, ist Georg Freiherrn von Ompteda's „Unser Regiment“ (F. Fantane & Ca., Berlin). Wäre es mir rechtzeitig zugegangen, um es noch im Dezemberheft empfehlen zu können, sa würde ich den Wunsch ausgesprachen haben, daß es jeder Offizier der deutschen Armee auf seinem Weihnachtstisch finde. So möchte ich nachträglich wenigstens die Regimentsbibliatheken daranf aufmerksam machen, trotzdem ich sehr gut weiß, daß in diesen für Belletristik eigentlich kein Platz ist. Diesem Buch gebührt eine Ausnahme; nicht weil es ein sa ganz besanders schöner Roman ist — ich sehe gar keine Natwendigkeit, das Romanlesen für Offiziere oder irgend einen anderen Beruf obligatarisch zu machen — sondern weil das Buch einen so überaus frischen, liebenswürdigen, varnehmen und — berufsfreudigen Geist atmet. Den älteren Herren, die der jahrzehntelange Friedensdienst ein bißchen verknöchert hat, kann es das Herz wieder warm machen, und manchen von den ganz jungen wird es die Augen dafür äffnen, daß man mit einer gutsitzenden Uniform, der Kenntnis des Reglements und karrekter Lebensführung den Beruf dach noch nicht ganz ausfüllt. Es gehört außerdem noch etwas dazu — nämlich Passian. Die ist natürlich nicht jedem angeboren, und mancher weiß nicht, waher er sie nehmen ader wadurch er sie sich bewahren soll, wenn er mitten im Drill steckt. Ompteda zeigt, daß man diesen Drill tiefer auffassen kann und daß ihm dann gar nichts Ödes und Eintöniges anhaftet, sandern etwas sehr Vielseitiges und täglich neu das Interesse Anregendes. Man glaube aber um Himmelswillen nicht, daß Ompteda van einem theoretischen Standpunkt aus doziere; auf diesen Standpunkt würde ich ihm, wo es sich um reale Dinge handelt, am allerwenigsten folgen können, da diese Dinge mir berufsmäßig seit lange nur nach ab und zu in Sommerwachen näher treten. Er schildert das militärische Leben im Dienst und außer Dienst in Einzelbildern, die in sich ganz abgeschlassen sind, aber dadurch einen Zusammenhang haben, daß sie sich alle innerhalb eines Regiments, in erster Linie innerhalb des Offizierscorps dieses Regimentes abspielen. „Unser Regiment“ ist kein Roman im landläufigen Sinne; es ist die Familiengeschichte eines Offizierrorps. Leute, die das kameradschaftliche Leben der Offizierrorps nicht kennen, werden behaupten, Ompteda habe viel zu schöne Farben aufgetragen; das scheint mir keineswegs der Fall — er schildert nur vam Standpunkt der Berufsfreudigkeit aus, und das ist sein gutes Recht. Im übrigen geht er an menschlichen Schwächen keineswegs vorüber, aber seine Offiziere bleiben immer Menschen, — sie werden weder die Dekorationspuppen, als welche sie in den meisten Ramanen auftreten, noch lediglich Mitgiftjäger, Schuldenmacher, Spieler und Pferdesockel. Es sind aberflächliche darunter, leichtsinnige, unsympathische — Ompteda stellt sich keineswegs ein Offiziercorps aus idealen Persönlichkeiten zusammen. Aber der Geist, der

sie alle zusammenhält, ist der ideale Geist des deutschen Offizierkorps, dessen Vorhandensein nur Thoren oder Niederträchtige leugnen können — trotz alledem; nämlich trotz Eugen Richterscher und sozialdemokratischer Parlamentsreden und trotz des hannaverschen Spielprozesses. Die ganz intime Darstellungsweise Omptedas, die mir manchmal zu sehr ins Detail geht, wenn er Geschichten erzählt, kammt diesen einzelnen Stimmungsbildern, die in sich abgeschlossen sind und nur durch einen gemeinschaftlichen Rahmen zusammengehalten werden, außerordentlich zu statten. Denn da der Leser von keinem Interesse an der Fabel vorwärts gedrängt wird, so kann er sich mit vollem Behagen dieser ganz außerordentlich feinen Charakterzeichnung und dieser subtilen Stimmungsmalerei hingeben. Nach all den „lieben Lieutenants," die schändlich hingehauen, übertrieben und karrikiert in unserer modernen Romanlitteratur herumspuken, war diese Litteratur dem Offizierstande endlich eine Genugthuung schuldig. Ompteda hat sie ihm gegeben — von dem Standpunkt eines Mannes aus, der den militärischen Beruf kennt und liebt und der den Kavalier nicht in Äußerlichkeiten, sondern vor allem in der vornehmen Gesinnung sieht. Und mit dem Können eines Dichters, der ebenso vornehm, liebenswürdig und fein schreibt, wie er denkt.

Zwei neue Novellen von Marie von Ebner-Eschenbach: „Das Schädliche" und „Die Totenwacht" (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin). Sie haben beide manches miteinander gemeinsam, düstere Farbe, das Mächtige des Vorwurfs, die wundervolle klassische Darstellung. Und sie sind beide aus den tiefsten Tiefen des Seelenlebens geschöpft, von dort, wohin nur die devorzugtesten, die ernstesten und die gereiftesten unter den Dichtern dringen. Aber die beiden Stoffe erforderten verschiedene Behandlung. Die erste Novelle spielt in der bevorzugten Schicht der Gesellschaft, die andere unter Bauersleuten. In der ersteren überlegt man und wird sich klar über die Motive, nach denen man handelt, in der anderen handelt man nur aus dem Empfinden heraus und kümmert sich nicht darum, ob man auch logisch richtig handelt. Deshalb, glaube ich, wird die zweite Novelle auf die meisten Leser unmittelbarer, mächtiger und dramatischer wirken als die erste. Die Sentenz der ersten, die Pädagogen an ihrem Berufe verzweifeln lassen müßte, wenn die Natur das Schädliche nämlich als das Kräftigere in alle Menschen gelegt hätte, — die Sentenz, daß das Schädliche sich weder mit Ernst noch mit Güte wandeln läßt, sondern daß es ausgerottet werden muß mit Stumpf und Stiel, ist in der ersten Novelle mit ganz unerbittlicher Logik vorgetragen. Aber auch mit all den Komplikationen, die erforderlich sind, um zu überzeugen. In der zweiten Novelle gibt es gar keine Komplikationen, weil nur die Empfindung, eine mächtige, natürliche, große Empfindung das Handeln diktiert. Da sitzt ein Bauernmädchen am offenen Sarge ihrer Mutter und hält die Totenwacht. Der Tod ihrer Mutter ist nicht das Schwerste, das sie getroffen hat; das Schwerere liegt davor. Ein Vater, der ein Trunkenbold war und sie und ihre Mutter zum Gespött der Leute machte. So zum Gespött, daß der reiche Bauernsohn von nebenan natürlich nicht daran denken konnte, um sie zu freien. Aber die Ehre konnte er ihr nehmen, mit Gewalt nehmen. Sie hat ihn nicht als Vater ihres Kindes genannt, sie hat ihn nicht vor den Leuten verklagt, sie hat ruhig die Schande auf sich genammen. Denn in ihrem Herzen lebte etwas für diesen Menschen, das wohl zur Liebe hätte reifen können, wenn er nicht Gewalt gebraucht hätte. Nun, während sie am Sarge ihrer Mutter wacht, kommt dieser Mensch, geplagt von Reue und getrieben von Liebe, und bietet ihr seine Hand, sein Haus und seinen Hof. Und sie, die in die Fremde ziehen und einen Dienst nehmen muß, sobald ihr Mutterl begraben ist, verzichtet auf Ehre nnd Sühne und sagt „Nein", ein starres, unerbittliches „Nein!" Aus einem so wundervollen, majestätischen, natürlichen und echten Frauenstalz klingt dieses „Nein" heraus, daß das arme, verachtete, von Gram gebeugte Bauernmädchen zur Riesenhöhe wächst, — zu einer der bewunderungswürdigsten Frauengestalten, die in der Dichtung leben.

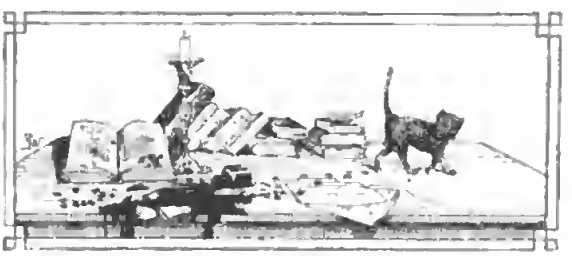
Mit einem neuen Roman „Familie Hartwig" van Ernst Eckstein (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung) habe ich mich dagegen gar nicht anfreunden können. Familie Hartwig ist eine Handwerkerfamilie, deren blühende Existenz van der madernen Kapitalswirtschaft untergraben und aufgesaugt wird. Ein Makler für alles bemächtigt sich der Hypatheken, die der alte Hartwig auf seinem Hause stehen hat, ein „Bazar" etabliert sich ihm gegenüber und bringt ihn um seine Kundschaft. Der alte Hartwig, ehemals ein Vertreter bürgerlicher Ordnung, läuft in das Lager der Sozialdemokratie über und wird bei einem Putsch von dem Militär über den Haufen geschossen. Also ein sozialer Raman, der, mit dem Grafen Bethusy-Huc zu sprechen, die Zeit an der Stirnlocke faßt. Gegen den Verlauf dieses Auffaugungsprozesses kann ich leider nicht einwenden, daß er übertrieben wäre. Eckstein hat da beobachtet, was jeder beabachten muß, der überhaupt die Augen aufmacht. Aber mit seiner Schilderung kann ich mich nicht befreunden: die ist langatmig, um nicht zu sagen langweilig, nnd im hahen Grade reizlos. Der Leser wird nicht warm dabei, selbst der Leser nicht, der sehr antikapitalistisch und sehr handwerkerfreundlich gesonnen ist, und man verliert nicht einen Augenblick das Gefühl, daß der Autor selbst seinem Stoff kühl bis ans Herz hinan gegenübersteht. Zudem schildert Eckstein die Handwerkerfrage in ihren äußeren Erscheinungen zwar der Wirklichkeit entsprechend, aber in der Behandlung der inneren Ursachen und in der Diskussian der Mittel zu ihrer Abhilfe ist er ein wunderlicher Theoretiker. Da spielt ein ganz alter Gemeinplatz unter einem Schlagwort als ganz neue Erfindung eines großen Geistes in dem Romane eine große Rolle. Der akademisch gebildete Halm Schubart hat diese neue Weisheit entdeckt; sie heißt „werbendes Kapital" und erscheint ihm als ein neuer und natwendiger Faktar der modernen Kultur. „Wo Tauben sind, da fliegen

Tauben zu," hat man schon vor, ich weiß nicht wie viel hundert Jahren gesagt, und mit einem halben Hundert ähnlicher Sprichwörter ist diese neueste Weisheit seit Tausenden von Jahren als selbstverständlich charakterisiert. Daß dem Kapitol verwehrt werde, sich zu vermehren, verlangen heute kaum noch die Sozialdemokraten, oder höchstens verlangen sie's in der Theorie. Aber daß man nicht die ganze Gesetzgebung darauf zuspitze, dem Kapitol seine Vermehrung zu erleichtern, daß man es nicht einseitig begünstige vor allen andern wirtschaftlichen, zum „Werben" ebenso berechtigten Kräften, das fordern schon längst alle diejenigen, die den modernen Staat vor einer Katastrophe bewahren möchten. Ich glaube, wenn jemand, sei es auch in Form eines Romans, die soziale Frage behandelt, muß er, falls er sich nicht an einer Schilderung der Verhältnisse genügen läßt, Positives zu sagen haben. Holm Schubart aber, der Mann, den Eckstein als über den Zeitgenossen stehend, als den Mann der Zukunft gelten lassen will, das ist der unbedeutendste aller Menschen, die in diesem Roman auftreten. Seine einzige That ist die, daß er eine Handwerkertochter heiratet, die sehr hübsch, sehr nett und sehr gebildet ist. Ja, wenn sie so ist, warum denn nicht? Es gibt ja auch eine Anzahl von klassisch gebildeten Handwerkersöhnen, die sich ihrer Eltern nicht schämen. Warum sollte sich ein klassisch gebildeter Hauslehrer, selbst wenn er beinahe von einer Gräfin geliebt worden wäre, schämen, eine Handwerkertochter zu heiraten? Außerdem schreibt er noch, und Eckstein meint, „vielleicht, vielleicht hat er die Richtung des Weges, die endlich an das ersehnte Ziel führen wird, (nämlich die Lösung der sozialen Frage) leise schon angedeutet in jenen geistsprühenden Blättern, die nur auf den Druck harren, um ein weithin vernehmbares Echo zu wecken in Tausenden von wohlverwandten Gemütern" — das aber bleibt durchaus Ecksteins Privatansicht; denn dem Leser hat er von dem Inhalt der geistsprühenden Blätter nichts verraten. Mit Geist, glaube ich, sollte man der sozialen Frage überhaupt vom Leibe bleiben; praktische, ehrliche und mutige Leute werden zu ihrer Lösung mehr beitragen als geistsprühende. Ehrlich ist Eckstein gewiß, denn er hat seinen Stoff behandelt, so gut er konnte; dem praktischen Leben scheint er mir ferner zu stehen, als für diesen Stoff wünschenswert ist, sonst würde er ihn mit mehr Wärme behandelt haben. Und so mutig, wie es die Behandlung dieses Stoffes verlangt, ist Eckstein auch nicht. Sonst würde er sich nicht damit begnügt haben, den Begründer des handwerkerfeindlichen Bazars nur Colberger zu nennen, sondern er würde ihn auch als Juden charakterisiert und die Handwerkerfrage nicht behandelt haben, ohne die Judenfrage zu streifen. Allerdings hätte er dann sicher sein können, von sämtlichen unter jüdischem Einfluß stehenden Blättern sofort als Antisemit denunziert und seiner gesamten litterarischen Verdienste entkleidet zu werden — und das ist ein Schicksal, dem ein deutscher Schriftsteller nicht leicht die Stirn bietet. Noch eine Kleinigkeit, die nur bei einem so gewissenhaften Arbeiter wie Eckstein verwunderlich ist: da spielt ein Berliner Junge eine Rolle in der „Familie Hortwig," der spricht einen Berliner Dialekt, der mehr als unmöglich ist. „Arweiter" und „Proletoriers" und „buntiger" sagt kein Mensch in Berlin N., S., W. oder O., und die Sätze konstruiert man auch anders, wie August Pietsch sie konstruiert.

Otto E. Ehlers, der bekannte Vergnügungsweltreisende, hat eine dem gewöhnlichen Sterblichen mehr stropaziös als vergnüglich erscheinende mehrmonatliche Tour zu Pferde in einem zweibändigen Prachtwerke unter dem Titel „Im Sattel durch Indo-China" geschildert (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur). Seine gute Laune aber hat dabei so wenig gelitten, daß der Leser ihm mit außerordentlichem Behagen folgt. Von Rangun aufbrechend, nahm Ehlers seinen Weg durch die wenig bereisten nördlichen Schanstaaten, bis er durch den Mangel an chinesischer Zuvorkommenheit und eines chinesischen Passes genötigt wurde, abzubiegen und wider seine Absicht Tonkin zu durchkreuzen. Diese unfreiwillige Tour durch Tonkin wird wahrscheinlich den meisten Lesern gleich mir als der interessanteste Teil des Buches erscheinen. Hat man doch über das französische Tonkin bisher eigentlich nur aus französischen, also wahrscheinlich gefärbten, Berichten gehört. Ehlers stellt den französischen Kolonisationstalenten kein sehr günstiges Zeugnis aus. Aber ich kann nicht verschweigen, daß er nicht ganz vorurteilslos erscheint. Das möchte ich wenigstens aus seiner Nebeneinanderstellung von französischer und englischer Gastfreundschaft schließen. Er vergißt da gänzlich, daß er mit englischen Empfehlungsbriefen reist, die ihm jedes englische Haus in den Kolonien erschließen, die ihm aber auf französischem Gebiet eher schaden als nützen müssen. Denn darin sind die Franzosen schon lange gescheiter als wir, daß sie von englischer Kolonialnachbarschaft nichts Gutes erwarten. Außerdem — über den Geschmack läßt sich nicht streiten — ist Ehlers die englische Art zu leben sympathischer als die französische, ebenso wie ihm die englische Sprache geläufiger ist als die französische. Das sind Vorbedingungen, die das Urteil zweifellos beeinflussen müssen. Sie machen es aber auch erklärlich, daß Ehlers, aus dem Binnenlande und auf einem unbegangenen Wege kommend, auf den französischen Stationen nicht mit offenen Armen aufgenommen, sondern für einen englischen Spion gehalten und mit starkem Mißtrauen betrachtet wurde. Englische Beamte wären in gleichem Falle wahrscheinlich ebenso mißtrauisch gewesen; und sie können ihnen nicht von autoritativer Seite beglaubigten Reisenden gegenüber sehr viel zugeknöpfter und rücksichtsloser sein als die französischen Stationskommandanten sich zeigten, denen Ehlers doch immerhin eine sehr anständige Behandlung zu danken hatte. Die frische Darstellung wird gewiß auch diesem Buche des ruhelosen Wanderers — ich hatte vor einigen Wochen einen Brief von ihm aus Australien — zahlreiche Leser zuführen.

Ludwig Pietsch hat dem ersten Bande

seiner Erinnerungen „Wie ich Schriftsteller geworden bin“ einen zweiten folgen lassen unter dem Titel „Erinnerungen aus den sechziger Jahren“ (Berlin, W. F. Fontane & Co.). Auch dieser Band wäre ein gutes Heilmittel gegen Blasiertheit und Weltschmerz, müßte man nicht fürchten, daß die also Angekränkelten lediglich den liebenswürdigen Verfasser um sein glückliches Naturell beneiden werden. Denn es mag nicht jedem gegeben sein, anzuerkennen, daß eine stets wachsende Genußfreude nicht nur in einem kindlichen Gemüt, sondern auch in einer zähen Energie und einer starken Männlichkeit ihre Wurzeln hat. Theodor Storm, die Viardot-Garcia, Desirée Artôt, Iwan Turgéniew, Adolf Menzel, Gustav Richter u. a. — das sind die hervorragenden Persönlichkeiten, die in diesem Bande eingehender geschildert werden. Wiederholte Besuche bei Theodor Storm im Harz, Sommerwochen bei dem Ehepaar Viardot-Garcia in Baden-Baden und ein dreimonatlicher Aufenthalt in Paris machten den Beginn späterer längerer und weiterer Reisen des Verfassers. Auch der Ballberichterstatter L. P. kommt in diesem Bande zum Wort. „An einem letzten Januartage des Jahres 1865 fand der gewohnte Subskriptionsball im Opernhause statt,“ erzählt Ludwig Pietsch. „Zum erstenmal hatte ich in der Vossischen Zeitung über einen solchen zu berichten. Das that ich mit vielem Vergnügen an dem Gegenstande und an der Aufgabe. Den heiteren Glanz des Festes, den Anblick dieser geschmückten dicht gedrängten Menge, welche damals noch so ziemlich den Extrakt der vornehmen, der offiziellen, der sogenannten ‚besten‘ bürgerlichen und der künstlerischen Gesellschaft Berlins darstellte, dieses vielfarbigen wogenden Menschenmeeres in dem riesigen, taghell erleuchteten, seltsamen Saal, in welchem alle Schatten aufgehoben scheinen; der lebendigen Garnitur der Logen; des, in jener Zeit noch höchst eindrucksvollen, zweimaligen Rundganges des ehrwürdigen Königspaares, der Mitglieder des königlichen Hauses und des, an Erscheinungen von fesselnder Schönheit und Anmut nichts weniger als armen Hofes genoß ich mit aufrichtiger Freude. Nicht geringeren Genuß gewährte mir die Beobachtung der einzelnen, durch charakteristische Eigenschaften hervortretenden weiblichen und männlichen Persönlichkeiten. Durch meine künstlerische Thätigkeit und Gewohnheit war meine Sehfähigkeit, meine Auffassungs- und Beobachtungsgabe und mein Gedächtnis für das Aussehen der Menschen und Dinge geschärft. Auch für die Details der Tracht. So mußte mir manches auffallen und sich mir einprägen, was anderen nicht in einer solchen Schule erzogenen Augen entging. Als ich das, was ich gesehen hatte, in den warmen Farben, in denen es mir erschienen war, in dem viel und mit Andacht gelesenen Blatt schilderte, wobei ich auch mit dem harmlosen Spott über das dort beobachtete Lächerliche und Hochkomische nicht zurückhielt, wurde ich durch einen Erfolg dieses Ballberichts überrascht, den ich auch nicht annähernd erwartet hatte. War doch ehedem schon derselbe ergötzliche und ausgiebige Gegenstand in Berliner Zeitungen wiederholt durch Schriftsteller von ganz anderem, feinerem und glänzenderem Geist als der, dessen ich mich rühmen kann — ich nenne nur Oldenberg, Kossack, Dohm, Lothar Bucher — bearbeitet worden. Aber es schien, als ob eine gewisse sinnliche Anschaulichkeit meiner Schilderungen des ganzen Festes und seiner verschiedenen Scenen ebenso wie einzelner anwesender Persönlichkeiten meinem Bericht in den Augen seiner Leser und Leserinnen einen besonderen Reiz und Wert verliehen hätte. Ihre Gunst ist, was mich am meisten wunder nimmt, den unvermeidlichen Subskriptionsball-Berichten aus meiner Feder während der folgenden dreißig Jahre ziemlich unverändert bewahrt geblieben; auch dann noch, als ich sie längst schon nur mit sehr vermindertem Vergnügen daran, mit „halbem Herzen“ schrieb. Die schmeichelhaften Dinge, welche ich während der langen Zeit immer wieder, besonders von weiblichen Lippen, gerade über diesen so nebensächlichen unwichtigen Teil meiner schriftstellerischen Thätigkeit anzuhören bekam, haben mich stets in gelinde Verzweiflung versetzt. Zumal das obligate Aussprechen des Erstaunens, daß ich die Damentoiletten so richtig zu sehen, so genau und glänzend zu schildern wüßte, und die mir nie ersparte Anerkennung dieser armseligen, von mir nur mit Selbstironie geübten Kunst als eines besonders rühmlichen und merkwürdigen, eigentümlichen Vorzugs hat mich oft in innere Wut versetzt. Wenn ich schon das mit süßem Lächeln gesprochene Wort: „Ihre Toilettenschilderungen!“ höre, empfinde ich fast physische Übelkeit und der innige Wunsch steigt in mir auf, die gütige Sprecherin ersticken zu können, um ihr die dann sicher noch folgenden Sätze abzuschneiden.“ Man sieht, Pietsch gehört nicht zu den Leuten, die sich am äußeren Erfolge messen.

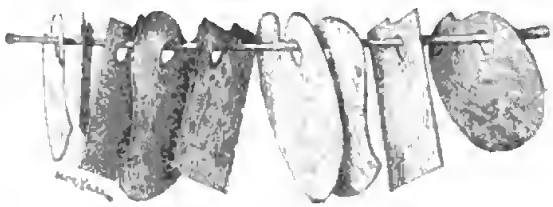


Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

W. von Lindenschmit's Studie zu seinem Oldilde „Der Lautenschläger" ist charakteristisch für den Münchener Meister der Historienmalerei, trotzdem das Blatt nicht einer Haupt- und Staatsaktion gilt. Es zeigt die Merkmale, durch die sich Lindenschmit von anderen Historienmalern großen Stils unterscheidet — liebevolles Eindringen in das Wesen der Zeit statt leeren Repräsentationsprunkes und augenblendender Kostümmalerei, kräftiges Individualisierungsvermögen und Anmut der Linien. Professor Wilhelm von Lindenschmit ist am 20. Juni 1829 als Sohn des gleichnamigen Historienmalers in München geboren. Sein Vater war sein erster Lehrer, dann besuchte er die Münchener Akademie und das Städelsche Institut in Frankfurt a. M., später die Akademien in Antwerpen und in Paris. In Paris malte er sein erstes, durch Vervielfältigung sehr bekannt gewordenes und jetzt in der Kunsthalle zu Hamburg befindliches Bild, „Herzog Alba bei der Gräfin von Rudolstadt," die Scene darstellend, wie die unerschrockene Gräfin den Herzog an der Tafel durch plötzlich eintretende Gewappnete zwingt, sein Wort zu halten, das ihrem Lande Schonung zusicherte. 1853 ließ sich Lindenschmit in Frankfurt a. M. nieder, von dem Gebiet der Historienmalerei zeitweise auf das der Landschaft, des Genres und der Klassikerillustration abspringend. Sein „Gespräch der Reformatoren zu Marburg" eröffnete dann die Serie seiner von ernstem künstlerischem Geist und historischer Wahrheit erfüllten Bilder aus der Reformationszeit, von denen „Luther als Kurrendeschüler im Haus der Frau Cotta," „Der junge Luther bei Andreas Proles," „Ulrich von Hutten im Kampf mit französischen Edelleuten," die „Ermordung Wilhelms von Oranien," „Luther von seinen Eltern in die Klosterschule nach Magdeburg gebracht" und „Luther vor dem Cardinal Cajetan" am bekanntesten geworden sind. 1863 war Lindenschmit von Frankfurt a. M. nach München übergesiedelt, wo er als Professor der Akademie ein Schüleratelier eröffnete. Unter seinen neueren Schöpfungen ist das 1886 vollendete Kolossalgemälde „Alarich in Rom" von mächtigster Wirkung. — Mythologische Stoffe werden von deutschen Malern der Gegenwart selten behandelt, während sie von amerikanischen Künstlern vielfach bevorzugt werden. Das könnte merkwürdig erscheinen, weil dem amerikanischen Publikum wie den amerikanischen Künstlern Götter, Heroen und Fabelwesen der griechischen und römischen Mythologie noch viel ferner liegen als uns, die wir durch den Schulunterricht und die ältere Kunst mit ihnen vertraut geworden sind. Aber die Sache erklärt sich doch einfach genug. Es gibt nicht einen einzigen amerikanischen Künstler von Bedeutung, der nicht seine künstlerische Ausbildung in Europa empfangen hätte. Lerndegierig und mit hungernder Phantasie kommen sie aus dem nüchternsten aller Länder zu uns herüber, denn die sagenhafte Vergangenheit ihrer amerikanischen Heimat ist ausgelöscht und von moderner Kultur hinweggewischt. In der Kunstabteilung der Chicagoer Weltausstellung waren Motive, in denen der „rote Mann" eine Rolle spielte, malerisch gar nicht und von Bildhauern nur in verschwindender Minderzahl behandelt, und das einzige Bildwerk von wirklichem künstlerischem Wert, das die Erinnerung an die Ureinwohner Amerikas festhält, ist vielleicht eine Bronzegruppe in einem öffentlichen Park Chicagos. Es ist, als ob man von der Vergangenheit des Landes nichts wissen wollte, — vielleicht, weil man sich der brutalen Grausamkeit schämt, mit der man die Gegenwart aufgebaut hat, vielleicht, weil man die Errungenschaften der Gegenwart überschätzt. Aber ein Land ohne Vergangenheit ist für eine Künstlerphantasie kein anregendes Land, und es ist daher erklärlich, daß bei den amerikanischen Künstlern die Anregungen der Mythologie, die sie während ihrer Studienzeit in Europa empfangen, vielfach auf den fruchtbarsten Boden fallen. Ganz wunderlich, aber keineswegs reizlos, zeigt sich da manchmal die mythologische Fabelgestalt in modernster Auffassung. Der Amerikaner C. Delort hat seine Studien offenbar in Paris gemacht. Die Pariser Antikensammlungen haben seiner Phantasie den Centaurenstoff eingeprägt, aber sein Auge hat sich an den graziösen Frauengestalten der Pariser Boulevards gebildet. Es ist etwas von dem Chic des fin du siècle sowohl in der baechantischen Bewegung des männlichen Centauren, der eben dem Bade entsteigt und sich einen Baumzweig zum Hauptschmuck pflückt, wie in der Gruppe der Centaurenmutter mit ihrem Sohne. Ein moderner Pariser Gymnasiast, der von seiner „noch immer schönen" Mutter ein Cirkusbillet erbettelt, würde sich ganz ähnlich zärtlich und anschmiegsam zeigen. — Unter unsern Genrebildern hat Professor Ed. Grützner's „Verunglückter Bruder Kellermeister" wohl die meisten Freunde. Ist doch, von den technischen Vorzügen seiner Bilder nicht zu sprechen, sein Humor von jener liebenswürdigen und unwiderstehlichen Art, daß sich ihm niemand entziehen kann, — ein echter deutscher Humor ohne jeden Stachel. Der beste Beweis dafür ist, daß ihm selbst diejenigen, die er so oft in humoristischer Auffassung gemalt hat, die ehrwürdigen Mönche, niemals gram geworden sind. Im Mönchsland, in Tirol, hat Grützner seine Sommervilla gebaut, ein Haus in reizendem Rokkokostil, das weit hinaus ins untere Innthal sieht. Und noch vor kurzem hat er zur Vergrößerung seines schönen Gartens ein Stück Land, das dem Erzbischof von Brixen gehörte, hinzuerworben. Der geistliche Herr war dem liebenswürdigen Mönchsmaler gern gefällig, und in den zahlreichen umliegenden Klöstern ist Grützner ein häufiger und gerngesehener Gast. — Dora Hitz gehört zu den Realistinnen — warum sollen Künstlerinnen nicht ebenso die Mode mitmachen wie Künstler — und in manchem ihrer

Bilder verschwindet die wahre Schönheit so vollkommen hinter der angestrebten häßlichen Wahrheit, daß man es lieber nicht gemalt sehen möchte, — trotz des genialen Zuges, den auch diese Bilder der Künstlerin aufweisen. Auf ihrem Bilde „Im Morgenschein" aber kommt alle Lieblichkeit zum Ausdruck, die in dem Spiel einer jungen Mutter mit ihrem Liebling liegt. — F. Rubens „Blumenverkäuferin in Italien" macht wieder einmal auf einen charakteristischen Unterschied zwischen Italien und Deutschland aufmerksam, — dort werden die schönen Kinder Floras von mehr oder weniger hübschen Mädchen in den Straßen feil geboten, während die Straßenhändlerinnen mit Blumen in Deutschland in der überwiegenden Mehrzahl alte Damen sind, die noch nicht einmal einen Maler des Häßlichen zur Ausübung seiner Kunst reizen könnten. — Frank Bramley, ein Amerikaner wie Delort, hat sein Bild „Alte Erinnerungen" offenbar mehr um des starken Lichteffektes, als um des Gegenstandes willen gemalt. Oder er hat sehr geistreich sein und dem Beschauer auf diesem Wege klar machen wollen, daß alte Erinnerungen silhouettenartig auftauchen. — Eine kleine Federskizze des berühmten französischen Soldatenmalers Edouard Détaille wird auch deutsche Leser, in anderer Art freilich wie französische, lächeln machen. Der „Prussien" ist natürlich karrikiert, und wie wir herausfühlen, absichtlich karrikiert. Aber ein bißchen von der sarschen Sonntagnachmittagsausgehersscheinung des Musketiers ist doch darin geblieben, das ist unleugbar. — Fritz Kallmorgen's „Winter" bringt den beeisten Fluß und die dunklen Konturen des braunen Niederwaldes in engsten Kontrast. Eine Gesellschaft von Schlittschuhläufern gleitet windschnell über die glatte Fläche, — ein Vergnügen, das uns die immer wässeriger werdenden Winter immer seltener gewähren zu wollen scheinen. — Ein Winterbild zeigt auch Frederic Remingtons „Hart bedrängt." Er mag seine Studien in dem Pferdelande Süd-Dacota gemacht haben, wo auf den endlosen Prairien große Herden halbwilder Pferde im Sommer reichliches Futter, im Winter aber keinerlei Schutz gegen die Unbilden der Witterung finden. Dazu streicht nach der ausgehungerte und beutelüsterne Prairiewolf in starken Rudeln über die Ebene. Ein Pferd, das sich von der Herde entfernt hat, ist den Bestien gegenüber wehrlos. Aber mit vereinten Kräften und zu einem Kreise zusammengeschlossen gelingt es ihnen wohl die Angreifer mit blutigen Köpfen heimzuschicken. — Idyllischer ist das Bildchen von H. Knablach: „In den Kinderschuhen." Die Küken sind noch nestgewohnt, und da die Glucke eine schlechte Mutter zu sein scheint, haben sie sich in ein paar alten Morgenschuhen häuslich eingerichtet, in denen sie dem ihnen noch ungewohnten Dasein entgegenträumen. — A. Millat richtet sein Hauptaugenmerk darauf, die charakteristischen Merkmale von Rassetieren in seinen Tierstudien festzuhalten. Auf einer Tierausstellung würden seine Toulouser Gänse, seine Hudanhühner, seine Pfautauben, sein Yorkshireschwein und der Rambouilletwidder sicher den ersten Preis davontragen. — Heinrich Gerhardts Brunnenrelief „Rebekka und Elieser" zeigt die edelsten Formen und eine vornehme Auffassung des biblischen Stoffes, Eigenschaften, die allen Arbeiten des in Rom lebenden Künstlers, der der heiligen Geschichte und der Mythologie mit Vorliebe seine Stoffe entnimmt, unbekümmert darum, daß die Mode sich augenblicklich von ihnen abgewendet hat, anhaften. Wenn Bildwerke dieser Art in der Gegenwart sehr hohe Preise erzielen und ihre Meister von den Kunstkennern mit Entzücken genannt werden sollen, müssen Bildhauer und Maler schon so lange verstorben sein wie Fra Bartolammea, dessen Frauenkopf kein Kunstkenner als ein Meisterwerk anzuzweifeln den Mut haben wird. O. P.



Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Sieglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 26450